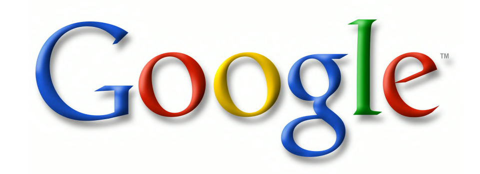


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

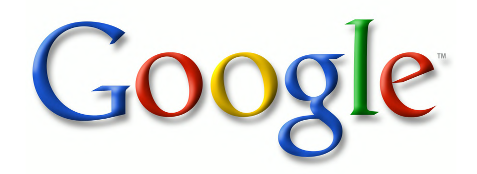
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

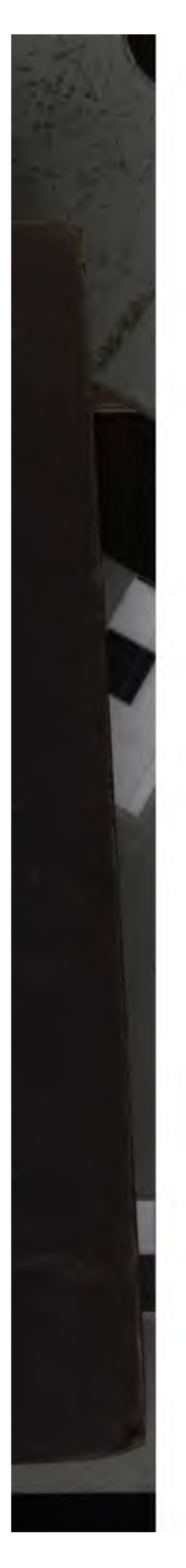
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

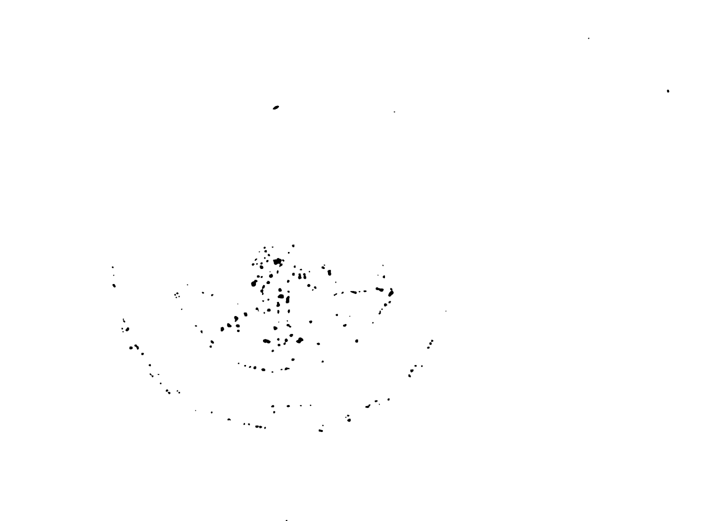
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

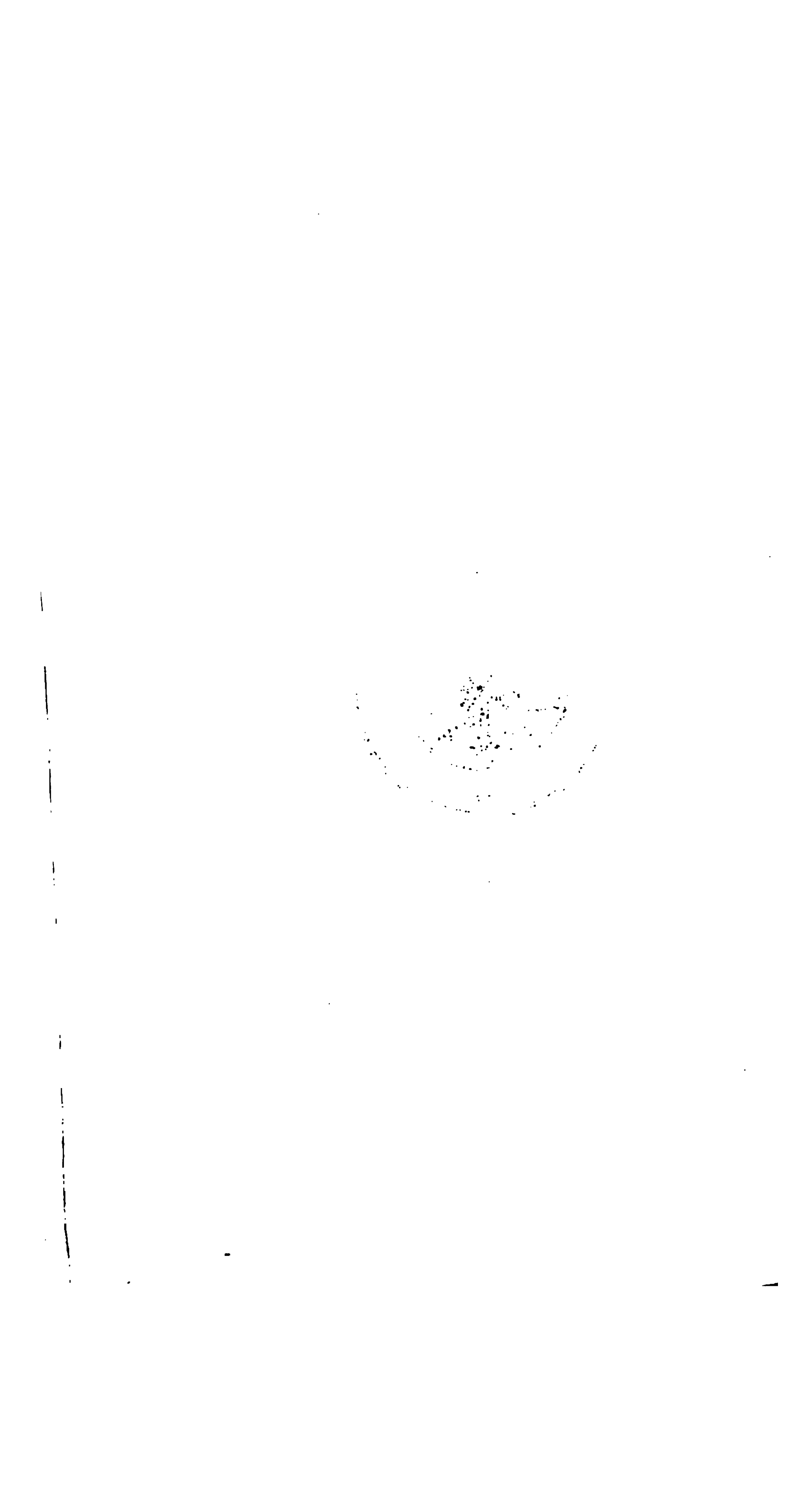
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



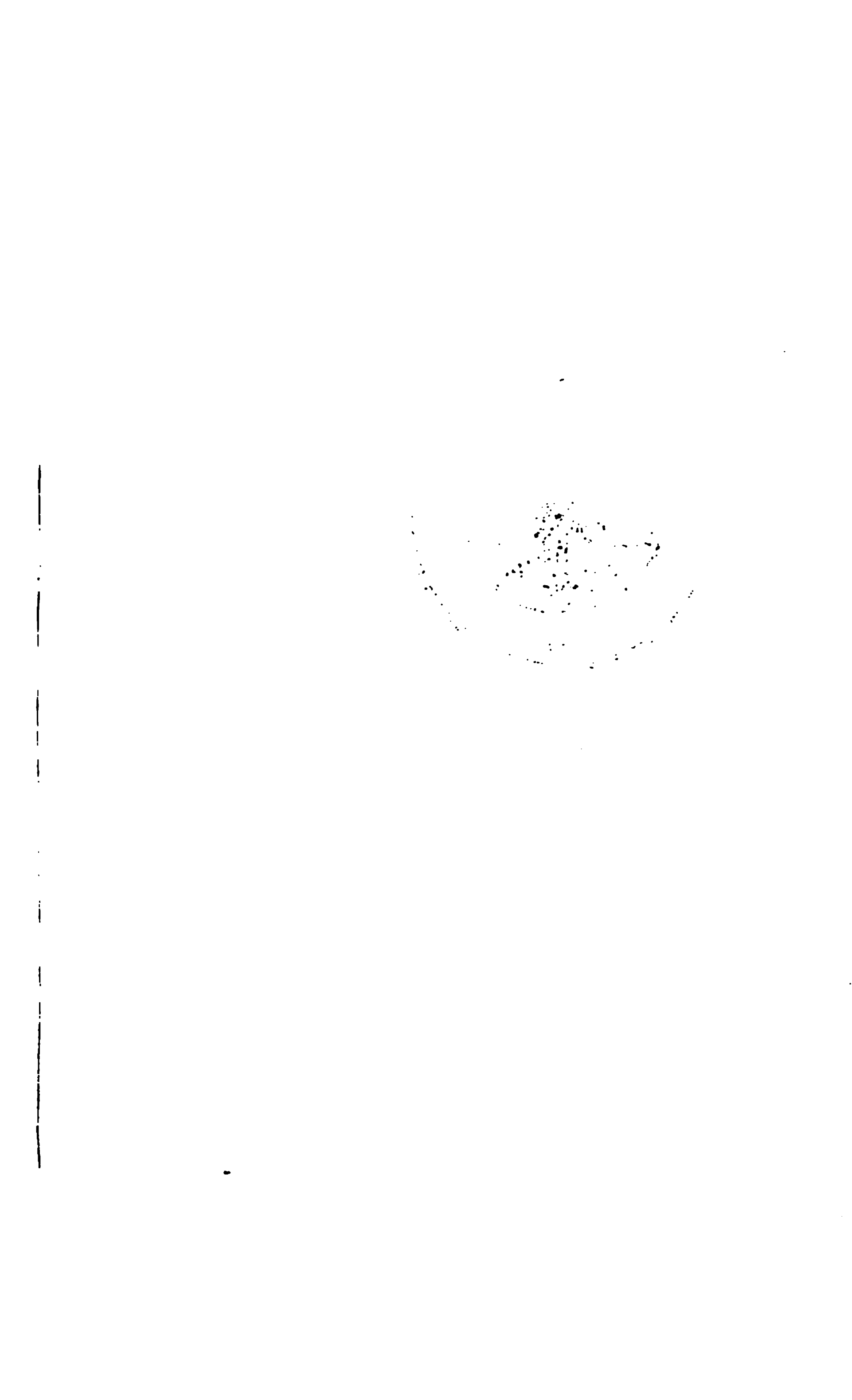

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





Evangelisches
Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Joh. Hesse.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. 1881.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1881.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt).

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS

FEB 5 1969

BV2000
E8
1881

Inhalt.



Japanische Restauration.

La Lomo, der Fetisch-Prophet.*)

Von H. Bohner.

Erster Theil:

Owu als Wongtschä.

1. Die Anmeldung.

In La pflegt es munter herzugehen. Neun Fetische zwar verlangen hier von ihren Priestern (Wulomo) eine tägliche Aufmerksamkeit und hingebende Bedienung. Das hindert aber weder die Ortsbewohner im Allgemeinen, noch insbesondere die übrigen Fetischmänner (Wongtschä 2c.), ihre weltlichen Geschäfte so schwunghaft zu betreiben, als es überhaupt ein Neger kann. Auch

*) Das Folgende ist ein aus vielen der Wirklichkeit entnommenen Einzelzügen frei zusammengesetztes Lebensbild, welches den Zweck verfolgt, dem Leser eine möglichst lebendige Vorstellung vom ganzen Fetischthum, wie es auf der Goldküste Westafrika's herrscht, zu geben. Die Erzählung zerfällt in zwei Theile, von denen wir den ersten im Lauf dieses Jahres zum Abschluß zu bringen hoffen, während der zweite einem späteren Jahrgang vorbehalten bleiben muß. Der Held der Geschichte, namens Owu, ein gewöhnlicher Ga-Neger, will Fetischprophet (Gbalo) werden, muß aber, ehe er diese Stufe erlangt, mehrere Jahre als einfacher Fetisch-Sprecher oder Wahrsager (Wongtschä) prakticiren. Bloß von dieser Vorstufe handelt unser erster Theil. Den Namen La Lomo trägt der Betreffende erst als Prophet. Außer Wongtschä und Gbalo gibt es noch Otutufonjo, d. h. geheime Helfershelfer dieser beiden, und Wulomo, eigentliche Priester und Wärter der Hauptfetische, welche mit den Betrügereien der anderen aber nichts zu thun haben, sondern vielmehr von diesen als unschuldige Werkzeuge vielfach mißbraucht werden. Der Hauptschauplatz der ganzen Geschichte ist La, eine wegen ihrer vielen Fetische berühmte Stadt von mehreren tausend Einwohnern in der Nähe von Christiansborg.

in den Gehöften des Wongtschä Odonko herrscht ein gar reges Leben. Der Tag hat angefangen sich zu neigen. Die Sklaven und ältesten Söhne des Hauses sind bereits vom Felde heimgekommen; da stehen sie in den verschiedenen Ecken und Winkeln des Hofes, um sich zu waschen. Und wäre ihre Zahl auch noch einmal so groß, es hätte doch ein Jeder sein besonderes Plätzchen gesucht und gefunden. Denn all' die Häuschen der vielen Sklaven, Söhne und Frauen unseres Odonko sind so regel- und planlos aneinander oder eigentlich durcheinander gebaut, wie wenn sie eines schönen Tages so vom Himmel herabgeschneit wären. Der dumme Europäer findet das natürlich nicht nur unschön, sondern auch höchst unzweckmäßig. Der schlaue Neger aber weiß wohl, warum er so gebaut hat. Die vielen Winkel dienen ihm nicht nur als Bade- und Waschzimmer, sondern auch als willkommene Schlupfwinkel, wenn sich's darum handelt, geschwind irgend einen Gegenstand oder gelegentlich auch sich selbst zu — verstecken.

Auch die spielenden Kinder, deren eben ein ganzes Rudel sich am Eingange herumtummelt, wissen das wohl zu schätzen. Da springen und purzeln sie durcheinander, lauter schwarze, wohlgenährte, aber freilich nicht eben so wohl — gekleidete Kobolde. Die Knaben nämlich tragen gar nichts auf dem Leibe, die Mädchen, und darunter selbst zehnjährige, nur eine Perlenschnur um die Hüften. Schmuck ist ja etwas viel Nothwendigeres als Kleidung.

Aber nicht nur als Waschkammer für die Großen und als Spielplatz für die Kleinen muß dieser Hof dienen, sondern in der Mitte desselben wird auch für's ganze Haus die Abendsuppe gekocht. Bei Odonko nämlich geht es noch patriarchalisch zu: für sämmtliche Familienglieder, verheirathete Söhne und Sklaven eingeschlossen, wird in Einem Topf gekocht. Allen Respekt vor diesem Topf, den eben zwei Sklaven mit gehörigem Kraftaufwand vom Feuer weg an einen drei Fuß langen und halb so dicken Baumstamm lehnen, der mitten im Hofe liegt. Kein Wunder, daß sie so schwer daran zu heben haben, der Topf faßt mindestens 35 Liter und ist bis an den Rand mit Kassada-Wurzeln*) gefüllt. In jenem Baumklotz aber befindet sich eine kopfgroße Höhlung. In diese füllt nun eine Frau, nachdem sie eine Anzahl schwarzer Schüsseln und eine Kürbis-

*) Stockjams.

schale mit Wasser neben sich gestellt hat, von dem Inhalt des Topfes. Ist das Loch voll, so fangen die beiden Sklaven, die sich inzwischen mit dicken, fünf Fuß langen Stößeln bewaffnet haben, auf einen Wink der Köchin hin den Kassada im Takt zu bearbeiten an. Man muß sich nur wundern, mit welchem Geschick die letztere bei dem ununterbrochenen schnellen Auf- und Niedergehen der beiden Stöcke noch Zeit findet, zwischenhinein den Kassada mit der Hand umzudrehen. Schon nach wenigen Minuten ist aus der so gestoßenen Wurzel ein Teig — der berühmte und unentbehrliche Fufui — geworden. Dieser wird nun mit der Hand in eine kugelförmige Masse geknetet und dann in eine der schwarzen Schüsseln gethan. Ist auf diese Weise Nr. 1 fertig, so wird wieder in den Topf gegriffen, die Höhlung noch einmal gefüllt u. s. w., bis Nr. 2 fertig ist, und so geht es fort, bis der Topf leer, die Schüsseln aber voll sind.

Der Fufui ist aber nicht das einzige Gericht, das heute Abend aufgetragen werden soll. Dicht neben dem ersten Feuer, worauf die Kassada gekocht wurde, brennt zwischen drei Steinen ein zweites. Die Steine tragen einen ähnlichen Topf, und eine Frau schaut behaglich der lodernden Flamme zu. Es ist die Suppe. Nach einigen Augenblicken hebt sie die Schüssel, welche dem Topf als Deckel dient, ab, fischt mit einem großen, hölzernen Löffel 20—30 zwiebelähnliche Früchte aus dem Topfe, verrührt diese in der Schüssel zu einem Brei und gießt denselben dann wieder in den Topf, worauf nach einigen Minuten die Suppe fertig ist.

An diese ganze Kocherei kehren sich aber die übrigen Bewohner des Hauses nicht im mindesten. Die Kinder schwatzen und lärmen, die vom Felde Heimgekehrten sind vom Baden zum Salben übergegangen. Ein jeder sitzt vor der Thüre seines Zimmers mit einer kleinen Büchse voll Pflanzenbutter und salbt sich von Kopf bis Fuß damit ein. Dieses stört aber die Unterhaltung durchaus nicht; diese wird vielmehr so laut und interessant gepflogen, als ob schon Wochen lang keiner den anderen gesehen hätte. Nur der Hausherr ist still. Ernst und nachdenklich hört er der Unterhaltung zu. Sein Schweigen bricht er nur, wenn der Lärm der Kinder je und je die Unterhaltung unverständlich zu machen droht. «Njena watscho!» (euer Mund ist zu hart) tönt dann seine Stentorstimme durch den Hof, welcher Ordnungsruf hie und da noch mit einem Schimpf begleitet wird, den zu übersetzen und niederzuschreiben die Feder sich weigert.

Endlich ist das Essen bereit. In drei Paar Schüsseln, d. h. je eine Schüssel Suppe und eine Schüssel Fufui, wird es aufgetragen. Das erste Paar bekommt der Hausherr, das zweite der übrige männliche und das dritte der weibliche Theil des Hauses. Nachdem neben jedes Schüsselpaar eine Kürbisschale voll Wasser gestellt ist, gruppirt sich die Gesellschaft. Doch zuvor hat alles sich die rechte Hand gewaschen, die ja Gabel und Löffel ersetzen muß. Auch das Tischgebet fehlt nicht, indem aus jeder Gruppe eine Person etwas Fufui in die Hand nimmt, es in die Suppe tunkt und dann als Speisopfer für den Fetisch zur Erde fallen läßt. Nun geht's an's Essen. Man rupft mit den gabelförmig ausgestreckten zwei Vorderfingern der Rechten ein Stückchen Fufui ab, drückt mit dem Daumen eine Höhle hinein, fährt damit in die Suppe und dann zum Munde. Da immer ein ganzer Haufe Hungriger um die Schüssel her hockt, muß jeder Einzelne eben zusehen, daß er nicht zu kurz kommt. Kaum haben sich ein halb Dutzend schwarze Hände von dem Fufui zurückgezogen, so fahren auch schon mindestens eben so viel andere auf ihn los. Die ganz Kleinen schlüpfen dabei unter den Armen der Großen durch, versehen sich mit einem Bissen und ziehen sich auf so lange zurück, als sie an diesem zu schlucken haben.

Odonko selbst aß nur wenig. Die Andern hatten kaum recht angefangen, als er schon seinem Sohne Akrong*) rief, die Schüsseln hinweg zu nehmen. Wer deßhalb sein heutiges Benehmen mit dem anderer Tage verglich, dem mußte der große Unterschied auffallen. Niemand hatte sonst einen besseren Appetit als er und auch die Unterhaltung am Abend kannte keinen besseren Führer als ihn. Heute war es anders. Die Ursache davon mochte nur seinem ältesten Sohne Odoi bekannt sein. Dieser hatte nämlich, vom Felde heimgekehrt, seinen Vater durch einen Wink in dessen Zimmer gerufen und ihm hier unter vier Augen folgende Mittheilung gemacht: „Als ich diesen Morgen auf die Plantage gieng, hat mich des schwarzen Sowa Sohn, Owu, bei Seite genommen und gefragt, ob du zu Hause seiest. Als ich es bejahte, sagte er mir, er lasse dich grüßen, und wenn er diesen Abend vom Felde heimkomme, werde er dich besuchen, da er eine sehr wichtige Sache zu besprechen habe. Schließlich bat er mich, dir dieses Wort nur unter vier Augen mitzutheilen."

*) D. h. der neunte Sohn seiner Mutter.

Diese Eröffnung war es, was Odonko so nachdenklich gemacht hatte. Owu war einer der angesehensten jungen Männer der Stadt. Was konnte dieser ihm mitzutheilen haben? und dazu noch so geheimnißvoll? Diese Fragen ließen ihm keine Ruhe, am wenigsten zum Essen. Er müßte ja sonst kein Wongtschä gewesen sein. Was konnte dieser Besuch nicht alles mit sich bringen! Vielleicht galt es einen bedeutenden Diebstahl zu entdecken, oder einen Nebenbuhler ausfindig zu machen, und wie gut würde in diesem Fall der vermögende Mann seine Dienste belohnen. Doch schien keines von beiden der Fall zu sein; denn Odonko hatte nicht versäumt, seinen Sohn zu fragen, ob er nicht gehört hätte, daß in des schwarzen Sowa's Haus etwas gestohlen worden, oder ob Owu Händel mit seiner Frau habe. Daß Odoi beides verneinte, hatte seine Spannung nur noch gesteigert.

Indessen hatte die männliche Abtheilung ihre Mahlzeit beendigt und wusch sich bereits der Reihe nach die Hände. Die Frauen hatten ein wenig später angefangen und aßen deßhalb noch rüstig weiter. Da plötzlich tönte es vom Thore her durch die Gehöfte: «Nje ha nii aba!» (Laßt das Essen kommen!)*) «Kẹ nii ba!» (Das Essen ist gekommen!) erscholl es aus mehr denn zwanzig Kehlen. „Komm, iß mit!“ — „Meine Hand ist schon drinnen!“ d. h. esset ihr nur allein weiter, das ist mir so lieb, als wenn ich selbst mitäße, lautete die höfliche Antwort. Odonko bog sich ein wenig vorwärts und erkannte sofort in dem Eintretenden die Person des Angemeldeten. Dieser, ein schöner, stattlicher junger Mann mit einem großen, gewürfelten Tuche bekleidet, schritt gravitätisch durch den Zickzack des Hofes, grüßte die Erwachsenen einzeln, die Kinder aber insgesammt, bis er an der Person des Hausherrn angelangt war. Nachdem auch dieser von ihm gegrüßt worden, nickte Odonko mit dem Kopf nach der Seite, was so viel hieß als: „Sollen wir jetzt in mein Zimmer gehen?“ Als Antwort hierauf fuhr Owu mit seiner rechten Hand sich von links nach rechts über den Kopf, womit er sagen wollte: „Komm mit mir hinaus.“ Hiemit zog Owu, nach rechts und links verbindliche Worte spendend, sich langsam aus dem Gehöfte zurück, so daß es den Anschein hatte, als sei er nur

*) Der gewöhnliche Gruß, mit dem ein Eintretender grüßt, wenn er die Betreffenden gerade beim Essen trifft.

gekommen, um guten Abend zu sagen. Odonko folgte ihm, aber nicht direkt, damit niemand etwas Besonderes hinter Owu's Erscheinen suchen sollte. Beide huschten nun möglichst unbemerkt in die breite Hauptstraße der Stadt. Odonko war in Folge der großen Vorsicht, mit der Owu zu Werke gieng, auf's Aeußerste gespannt. Denn daß Owu die Straße und nicht das Zimmer als Ort der zu machenden Eröffnungen wählte, geschah aus bloßer Vorsicht wegen der oben erwähnten Bauart, die natürlich dem Horcher an der Wand allen möglichen Vorschub zu leisten geeignet ist, so daß die Bewohner nie sicher sind, ob nicht jemand in einer Ecke steht, um zu lauschen, was verhandelt wird.

Als nun beide in der Hauptstraße einander gegenüber standen, ergriff zuerst Odonko das Wort. „Als Odoi zum Nachtessen nach Hause kam, hat er mir gesagt, du werdest noch diesen Abend kommen, um eine Sache mit mir zu besprechen. Ich frage dich nun, was ist das für eine Sache?“ Owu spähte noch einmal um sich, ob niemand sie beobachte, und sagte dann, wie wenn er nichts Besonderes auf dem Herzen hätte: „Es ist eigentlich nichts, aber ich möchte Wongtschä werden und bitte dich, mir zu sagen, was ich zu diesem Zwecke zu thun habe.“

Odonko war wie vom Blitze getroffen. Alles hätte er eher erwartet, als das. Nicht, daß überhaupt jemand Wongtschä werden wollte, überraschte ihn so; aber ein so offener, ehrlicher Mann, wie dieser Owu — das war ihm noch nicht vorgekommen. Gewöhnlich sind es verschmitzte, verschlagene Kreaturen, die um ein solches Amt sich bewerben. Odonko wußte deßhalb zuerst nicht recht, ob Owu ihn zum Besten haben wolle, oder ob es ihm wirklich Ernst sei. Er besann sich deßhalb einen Augenblick, sah Owu mit einem prüfenden Blick an und sagte dann endlich: „Du willst also wirklich unser Geschäft erlernen und Wongtschä werden?“ Als Owu dies mit einem festen „Ja“ bestätigt hatte, fuhr jener fort: „Ich habe nichts dagegen, allein ich muß es zuerst meinen Freunden sagen. Höre deßhalb: Morgen (ist) Mittwoch, (dann) Donnerstag; Freitag Abend um diese Zeit hast du dich mit einer Doppelflasche Rum bei mir einzufinden, dann werde ich mit dir zum Wongtschä Labi gehen, wo wir über die Sache reden können.“ Hiemit hatte die Unterredung ein Ende. Sich gegenseitig gute Nacht wünschend, giengen die beiden auseinander.

Was war es denn eigentlich, das Owu bewog, diesen Schritt zu thun? Gewöhnlich ist es das Verlangen nach einem bequemen, schlemmerischen Leben, das junge Leute zu diesem Berufe treibt, bei Owu's ehrenhaftem Charakter war das aber nicht wohl anzunehmen. Owu war ein strebsamer Mann, dazu ein unabhängiger, vielleicht etwas ehrgeiziger Charakter. Es hatte ihn schon lange verdrossen, zu sehen, wie die Sippschaft der Wongtschä überall das große Wort führte, ja über alle Familien, selbst die Vornehmsten, den König nicht ausgenommen, eine Art Tyrannenherrschaft ausübte. In diesen Orden sich aufnehmen zu lassen, schien ihm der einzige Weg zur Freiheit, und überdies hatte — wie das ja bei allen tieferen Naturen der Fall ist — gerade das Geheimnißvolle des Fetischthums eine gewisse Anziehungskraft für ihn. Daß viele Wongtschä Betrüger und schmutzige Blutsauger sind, war ihm freilich nicht verborgen. Daß aber ihr ganzes Thun und Treiben an sich selbst eine Lüge sei, das ahnte er noch nicht. War ihm doch der Fetischdienst und alles, was damit zusammenhängt, von Kind auf ein Gegenstand des Respekts und der heiligen Scheu gewesen. Der einzelne Prophet oder Wahrsager mochte ja ein Schelm sein, der Stand als solcher aber blieb ihm verehrungswürdig. Hätte er jetzt schon gewußt, was er nur zu bald erfahren sollte, es wäre ihm nicht eingefallen, sich als Fetischkandidat zu melden.

Owu's Anfrage ließ Odonko keine Ruhe. Als bereits jedermann sein Lager aufgesucht hatte, finden wir ihn durch die Straßen dem anderen Stadtende zuschleichen, um die Wohnung seines Kollegen Labi aufzusuchen, weil in derselben sich häufig einige Wongtschä zu versammeln pflegten. Auch jetzt waren ihrer richtig nicht weniger als sechs bei einander. Nachdem Odonko sie leise gegrüßt und sich gesetzt hatte, frug ihn Labi: „Nun, was gibt's Neues in der Stadt, warum bist du in der Dämmerung mit des schwarzen Sowa Sohn, Owu, in der Straße gestanden?“ Obwohl es Odonko fast beleidigte, daß man ihn schon beobachtet hatte, so verbarg er doch seinen Aerger und erzählte kurz, was geschehen war, und daß er nun gekommen sei, zu hören, was seine Kollegen davon halten. Alle waren sehr erstaunt, aber nicht sogleich einverstanden, daß man Owu seinen Wunsch gewähren solle. Aschong, ein schielender, schon grauköpfiger Alter, das Urbild eines ganz gemeinen Beutelschneiders, meinte, Owu habe zwar einen guten Kopf, aber zu einem Wong-

tschä sei er denn doch zu dumm (d. h. zu ehrlich), auch wisse er bestimmt, daß Owu noch an den Fetisch glaube, deßhalb solle man lieber einen Amulettenkäufer*) aus ihm machen, er sei ja reich genug und würde dadurch manchem hungrigen Wongtschä etwas zu verdienen geben. Diese Ansicht theilten noch einige andere, wenn auch in geringerem Grade. Die Mehrzahl jedoch stimmte Labi bei, welcher meinte, einen Mann wie Owu dürften sie nicht abweisen, obschon er rede, wie er denke. Das werde sich schon nach und nach machen. Bis es anders geworden sei, werde ihn der durch das Blutmischen eingeflößte Schrecken schon bewahren, daß er nicht aus der Schule schwätze. Dieses mußten auch die anderen endlich zugestehen, und so wurde Odonko erlaubt, am nächsten Freitag Abend den Petenten vorzustellen. Die Etikette verlangte aber, daß hievon den Wongtschä der nahen Stadt Täschi Anzeige gemacht wurde und daß wo möglich einer oder zwei von ihnen der Vorstellung beiwohnten. Gewöhnlich sandte man einen geheimen Wongtschä (d. h. einen Otutufonjo) als Boten; dieses mal übernahm aber Odonko wohlweislich selber die Kommission.

Ferner war es Brauch, daß, wenn ein Laer Wongtschä werden wollte, er immer zu einem Täschier in die Lehre gethan wurde und umgekehrt. Diesem Brauch auch jetzt nachzukommen, hatte Odonko keine Lust. Er schlich deßhalb am anderen Morgen vor Tagesanbruch wieder zu seinem Freunde Labi, winkte ihm, nachdem er ihn geweckt hatte, hinter das Haus und redete ihn also an: „Höre, wollen wir auch jetzt wieder unserer Gewohnheit gemäß den Owu zu einem Täschier in die Lehre thun? Du weißt ja, wie viele Kauris jener in seinem Hause stehen hat; es würde uns wohl gar nichts schaden, wenn wir diese selber essen, statt sie den Täschiern zu lassen.“ Labi war dieser Gedanke neu; so weit hatte er noch nicht gedacht. Er sagte deßhalb nur: „Wie greifen wir das aber an, ohne uns mit den Täschiern zu entzweien?“ Odonko: „Wir lassen den Owu sie bitten; gehen sie auf's bloße Bitten nicht ein, dann werden einige Flaschen Rum schon ihren Dienst thun. Bestelle nur den Aschong

*) Einen Fetisch-Amulettenkäufer, d. h. einen, den man in seinem Fetischglauben möglichst zu bestärken sucht, so daß er alle ihm angebotenen Amulette kauft. — Aschong war selbst ein Hauptverfertiger und Verkäufer von solchen Fetischen.

und Mensa Kwao auf heute Abend zu dir, damit wir die Sache gemeinschaftlich ausmachen können." Mit diesen Worten verabschiedete er sich, um sich auf den Weg nach Täschi zu machen.

In Täschi fand er zwar die meisten Wongtschä ausgeflogen; aber zwei von denen, die daheim waren, versprachen, sich am Freitag Abend bei Labi einstellen zu wollen. Von ihrem Vorhaben, Owu in La zu behalten, sagte er ihnen natürlich kein Sterbenswörtchen.

Am Mittwoch Abend gegen eilf Uhr sehen wir die drei Wongtschä Odonko, Aschong und Mensa Kwao der Wohnung ihres Freundes Labi zuschleichen. Nachdem alle auf niedrigen Schemeln Platz genommen, ergriff Labi das Wort und theilte den beiden anderen Kollegen Odonko's Vorschlag mit. Aschong nahm zuerst das Wort: Der Vorschlag wolle ihm nicht recht gefallen, weil er fürchte, die Täschier würden es das nächste mal gerade so machen, auch wisse er nicht, was ihre anderen Kollegen in La dazu sagen würden. — Hätte Aschong offen reden wollen, dann hätte er sagen müssen: „Ich bin auch der Meinung, aber nur für den Fall, daß man Owu zu mir in die Lehre thut." Seine Bedenken wurden übrigens von Mensa Kwao durchaus nicht getheilt. „Wenn die Täschier das nächste Mal auch einen armen Schlucker drunten behalten, was denn das mache? Und wenn sie den Brauch ganz aufheben wollten, schade es auch nichts, weil doch immer mehr Leute von La nach Täschi in die Lehre giengen, als Täschier nach La kommen. Man müsse mit dem davonspringen, was man sicher erhaschen könne. Ein Fisch in der Pfanne sei mehr werth, als hundert im Teich. Was aber ihre Freunde in La betreffe, so werde es nicht viel Mühe kosten, diese zufrieden zu stellen." Diese Gründe mußte auch Aschong gelten lassen. Jetzt handelte es sich nur noch darum, wer von den Wongtschä in La Owu's Lehrer werden sollte. Der gutmüthige Labi, der gern lebte und leben ließ, hatte Takt genug, Odonko vorzuschlagen, zu dem ja doch Owu das meiste Zutrauen zu haben schien, fügte aber hinzu, daß, wenn das Eichhörnchen bei seiner Mahlzeit Nüsse knacke, es nicht alle Kerne selber esse, sondern auch welche auf den Boden fallen lasse. Das wurde von allen verstanden und gebilligt. So war die Sache abgemacht.

Am Donnerstag Morgen in aller Frühe finden wir Odonko schon wieder auf den Beinen. Wie eine Katze schleicht er um Owu's Haus herum, bis er diesen endlich erblickt hat. Schnell gibt er ihm

nun einen Wink und macht dann Kehrt der Hauptstraße zu, wo sich auch Owu sogleich einstellt. Nach gewechseltem Morgengruß fängt Odonko an: „Ist es denn wirklich noch dein Wunsch, Wongtschä zu werden?“ Owu: „Ja, gewiß!“ Odonko: „Weißt du denn auch, daß, wenn ein Laer unser Geschäft lernen will, er bei einem Täschier in die Lehre zu gehen und dort zu wohnen hat? Vielleicht ist dir dieses zu viel.“ Owu: „Das ist wirklich hart, aber was soll ich machen?“ Odonko: „Du thust mir leid; ich will dir einen Rath geben. Wenn wir morgen Abend zusammen kommen, so wirst du auch einen oder zwei von unseren Freunden aus Täschi unter uns finden. Diese mußt du bitten, mit dir eine Ausnahme zu machen, und wenn sie nicht gleich darauf eingehen, so versprich ihnen nur eine Doppelflasche Rum; dann wird es keine Schwierigkeiten mehr haben. Eine solche Ausnahme haben wir zwar noch nie gemacht, dir zu lieb aber wollen wir deine Bitte unterstützen; die Täschier werden dann schon nachgeben. Sage aber niemand etwas davon, daß ich dir diesen Rath gegeben habe.“ Owu versprach das gern.

Es ist Freitag Abend. In Labi's Hof herrscht die größte Ruhe. Die Kinder und beide Frauen des Hausherrn liegen bereits auf ihren Matten. Schon ist es neun Uhr vorbei und immer noch sitzt Labi ganz allein in der hintersten Ecke seines Hofes. Da das Haus etwas von der Stadt entfernt im Felde steht, so vernimmt man um dasselbe her weiter nichts, als das Zirpen der Grillen. Da endlich hört Labi Tritte und Gemurmel. Er geht an den Eingang des Hofes und erkennt bald, daß es zwei seiner Kollegen von Täschi sind. Bald darauf stellen sich auch Aschong und Mensa Kwao, sowie Odonko mit seinem Schützling Owu ein. Sie grüßen einander nur leise, was dem Ganzen eine gewisse Feierlichkeit verleiht.

Nachdem alle sich gesetzt, nimmt Labi das Wort, grüßt die Täschier noch einmal und hebt dann an: „Unser Bruder Odonko da hat mich gebeten, euch hieher zu rufen. Da ihr nun gekommen seid, so bitte ich ihn, seine Sache vorzubringen.“ Odonko erzählte nun mit der größten Umständlichkeit und Genauigkeit, wie Owu zu ihm gekommen sei, vergaß auch den geringsten Umstand nicht, erwähnte aber jener verschiedenen Privatverhandlungen, die er unter

der Hand schon geführt hatte, mit keiner Silbe. Alle hörten so aufmerksam zu, als wüßten sie noch kein Wort von der ganzen Geschichte.

„Oder ist's nicht so?" wandte sich Odonko, nachdem er geschlossen, noch an Owu, worauf der Angeredete mit einem festen „Ja, so ist's" das Vorgetragene bestätigte. Die andern fünf sahen sich nun einen Augenblick stillschweigend an, bis Labi sagte: „Wir müssen das alte Weib fragen" (d. h. Rath mit einander halten). Hierauf verließ er mit Aschong, Mensa Kwao und den beiden Täschiern den Hof und begab sich mit ihnen auf etwa zehn Minuten einen Flintenschuß weit in's Feld. Odonko und Owu blieben indessen allein. Nachdem wieder alle bei einander waren, begann Labi zu Odonko gewendet: „Du horchst doch" (gibst doch Acht)? Odonko: „Ich horche!" Labi: „Ueber die Sache, welche du vor unser Angesicht gelegt hast, haben wir uns besonnen: Wenn dieser unser Bruder Owu willens ist, unser Geschäft zu lernen, so haben wir nichts dagegen einzuwenden," (zu seinen vier Kollegen gewendet): „Habt ihr nicht so gesagt?" Die Kollegen: „Doch, so haben wir gesagt!" Labi: „Aber das Geschäft, das wir treiben, ist eine Arbeit, die man erlernen muß, wie man irgend eine Kunst oder ein Handwerk erlernt, oder (zu seinen Kollegen gewendet) erlernt man es durch's Erlernen nicht?" Die Kollegen: „Gewiß, man erlernt's." Labi: „Weiter, derjenige, der ihn unterrichtet, will auch essen, oder ißt er nicht?" Die Kollegen: „Gewiß, er ißt auch." Labi: „So ist's also nöthig, daß er sich vorbereitet und etwas um sich herum stellt (d. h. sich mit Geld versieht).*) Ferner: „Das Erlernen, welches er nun lernt, erlaubt es nicht, daß er bei seiner Frau und Familie bleibt, sondern erfordert, daß er zu unser einem in's Haus zieht und bei ihm bleibt, bis er ausgelernt hat und von diesem an's Land gesetzt wird.**) Endlich kann er bei keinem Laer in die Lehre gehen, sondern nur bei einem unserer Brüder von Täschi. Sag ihm

*) Dem Klubb der Fetischpriester hatte er als Honorar 250 Mark zu zahlen, wovon ihm jedoch auf Odonko's Bitte 20 Procent erlassen wurden und die er nicht auf einmal, sondern ratenweise abzahlte.

**) D. h. als Wongtschä dem Volke vorgestellt wird. Das betreffende Wort Kplegemo kann auch herabsteigen heißen. Darf man daraus schließen, daß die ersten Fetischmänner entweder zur See auf die Goldküste kamen oder aber von den Bergen des Innern?

nun, wenn er Kraft hat, dieses alles zu vermögen, dann soll er's uns ansagen."

Owu hörte mit Ruhe dem Vortrag Labi's zu, an dem ihm nur das neu war, daß er während der Lehrzeit von seinem Weibe getrennt sein sollte. Er hatte das nur darum nicht gewußt, weil bis jetzt die Kandidaten meist jüngere, unverheirathete Leute gewesen waren. Als Labi einige Augenblicke geschwiegen hatte, wandte sich Odonko an Owu mit den Worten: „Du hast's doch gehört (d. h. verstanden)?" Owu: „Ja, ich hab's gehört." Odonko: „Wir wollen ein wenig hinausgehen." Mit diesen Worten stand er auf, Owu folgte ihm hinter das Haus in's Freie.

Dieses Hinausgehen hatte hauptsächlich den Zweck, in den Augen der Täschier den Schein der Unschuld zu wahren. Ueberdies hatte Odonko die Nebenabsicht, den Geldsack oder vielmehr die Geldsäcke des Owu zu wägen. Als deßhalb beide allein waren, und Owu zuerst einige Worte darüber sagen wollte, daß er nun von seiner Frau getrennt werden solle, fuhr ihm Odonko sogleich in die Rede und sagte, das sei Nebensache, das wollten sie allein schon noch mit einander ausmachen, er solle darüber keinen Kummer essen. Die Hauptsache sei die Geldfrage: Ob er auch alle Kosten zu tragen vermöge; wie viele Säcke Muschelgeld er denn eigentlich habe? So offenherzig auch sonst Owu zu sein pflegte, so war er doch dieses mal klug genug, nicht sein ganzes Vermögen preis zu geben. Er gab deßhalb nur einen Theil desselben an, aber doch so viel, daß Odonko es mit Befriedigung vernahm. Hierauf begaben sich beide zurück zu den anderen, die von Owu mitgebrachte Rumflasche wurde geöffnet und ihres Inhaltes entleert. Dann begann Odonko: „Wir haben uns also besprochen. Die Vorbereitung, von der ihr gesagt habt, daß sich unser Bruder vorbereiten soll, hat er verstanden, er hat schon etwas zusammengelegt." Bei dem letzten Satz schauten alle sechs einander lächelnd an. „Auch daß er von seinem Weibe weg und bei unser einem wohnen soll, hat er verstanden (d. h. zugestanden); aber Täschi, von dem ihr gesagt habt, daß er dort wohnen soll, sei sehr, sehr hart für ihn, er bittet euch deßhalb dringend, ihm dieses zu erlassen. (Zu Owu gewendet): Hast du nicht so gesagt?" Owu bestätigte es. Der Auftritt, der nun folgte, war wirklich komisch. Alle fünf mit einander wiesen das Ansinnen, Owu in La zu behalten, mit der größten Entrüstung als eine Unmöglichkeit von

sich, jeder aber in einem anderen Ton. Die Laer thaten es natürlich nur, um ihr Mitwissen zu verbergen. Etwas ruhiger wurden sie, als Odonko fragte, warum sie es für unmöglich halten? Alle fünf wußten nur Einen Grund vorzubringen: Es sei noch nie so gemacht worden, deßhalb würden ihre anderen Kollegen es nicht zugeben. Odonko erwiderte: „Wir wollen es einmal versuchen, wir bitten euch sehr, sehr." Alle schüttelten nun wieder die Köpfe und waren im Begriff, aufzuspringen und davon zu gehen. Da ließ Owu ein zündendes Wort fallen: „Ich will euch einige Flaschen Rum bezahlen, wenn ihr's zugebt." Das wirkte wie ein Zauber; alle wurden ruhig und Labi sagte: „Wir müssen wieder das alte Weib fragen." Gesagt, gethan. Die Laer gaben sich alle Mühe, die Täschier zu überreden, waren dabei aber auf's Sorgsamste bemüht, nicht merken zu lassen, was alles schon hinter den Coulissen war verhandelt worden. Natürlich gaben die Täschier schließlich nach und man wurde dahin einig, die Täschier sollten, weil es sie besonders angehe, vier Flaschen und die Laer nur zwei Flaschen Rum verlangen. Sollte es aber Owu zu viel sein, so wolle man sich auch mit der Hälfte begnügen.

Diesen Beschluß theilte nun Labi den beiden Wartenden (Odonko und Owu) mit: „Die Sache, um die uns Owu gebeten hat, ist keine kleine," sagte er, „sondern eine sehr große. Unsere Brüder Wongtschä, welche hier in La und diejenigen, welche in Täschi sind, haben das Recht, ein Wort darein zu reden und müssen etwas davon wissen und dessenungeachtet haben wir gesagt: Wir wollen damit einig sein. Der Rum aber, den Owu zu kaufen hat, ist dieser: Von diesen unseren Brüdern von Täschi muß jeder eine Flasche für sich allein haben und eine, mit der er es seinen Freunden in Täschi anzeigt. Dann müssen wir Laer auch eine für uns selbst haben und eine, mit der wir's unseren hiesigen Freunden anzeigen, das macht im Ganzen sechs Flaschen."

Odonko antwortete: „Wir danken euch für euere Bereitwilligkeit, auf unseren Wunsch einzugehen, allein der Rum, den ihr erwähnt habt, ist viel zu viel. Der Mensch (Owu) steht erst am Anfang und hat noch einen langen Weg vor sich, ihr müßt deßhalb etwas von euerer Forderung ablassen; er zahlt euch drei Flaschen, das ist genug." Nach einigem Hin- und Herreden gab man's zu. Die Täschier sollten es ihren Kollegen und Labi denen in La an-

zeigen. Nun wurde Owu gefragt, bei wem er am liebsten lernen wolle? Als er Odonko nannte, waren auch die anderen damit einverstanden. Man sprach dann noch etwas Otschi mit ihm, um zu sehen, ob er dieser Sprache mächtig sei. Er verstand aber nicht nur sehr gut Otschi, sondern auch ziemlich Ewe. Dieser beiden Sprachen pflegen sich nämlich die Fetische bei Verkündigung ihrer Orakel zu bedienen. Damit war die Versammlung zu Ende, die freilich bis nach Mitternacht gedauert hatte, so daß nun alle Betheiligten so schnell als möglich ihre Ruhestätten aufsuchten.

---

2. Die Lehrzeit.

Der Samstag brachte für Owu nichts Besonderes. Dagegen sollte der Sonntag für ihn ein Tag von großer Bedeutung werden. Am Abend dieses Tages gegen 9 Uhr nämlich finden wir Owu mit einer Flasche Rum, einem Glas und einem Messer auf dem Wege nach Täschi. Letzteres war aber nicht sein Ziel. Er schritt vielmehr der See zu. Eine halbe Stunde unterhalb La nämlich drängt sich die große Salzlagune, welche sich zwischen beiden Städten hinzieht, in die See hinaus. Ungefähr einen Steinwurf weit vor dem Durchbruch derselben befindet sich ein ziemlich hoher Fels, welcher durch sein Hineinragen in die See mit dieser und der Lagune eine Art Halbinsel bildet, über die sich der Fels wie eine schützende Burg erhebt. An diesen Ort war Owu von Odonko auf den Abend bestellt worden. Nachdenklich und in sich gekehrt kam er daher. Schon daß er an diesen abgelegenen Ort war bestellt worden, mochte ihn befremden; daß er eine Flasche Rum mitbringen mußte, gefiel ihm wohl auch nicht, doch war das ja eine gewohnte Sache; was aber sollte das Messer?

An Ort und Stelle gekommen, sieht er, daß Odonko noch nicht da ist. Doch hört er bald Tritte und Husten, an welch' letzterem er sofort den Nahenden erkennt. Hier standen sich nun beide einander gegenüber und nur der aufgehende Mond war Zeuge von dem, was zwischen ihnen vorgieng. Nach der Begrüßung brach Odonko das Schweigen: „Hast du die Sachen mitgebracht, von denen ich dir sagte?“ Owu: „Ja, da sind sie.“ Odonko: „So, dann komm, jetzt wollen wir Blut mischen!“ Mit diesen Worten

nahm er das Messer, schnitt sich in die Hand und ließ das Blut in's Glas hineinlaufen. Als dieses geschehen, mußte Owu ein Gleiches thun. Hierauf goß Odonko etwas Rum zu dem Blut und trank es bis zur Hälfte aus. Die andere Hälfte reichte er dem verblüfft dastehenden Novizen. Owu war kein Kind mehr, er hatte schon einen Krieg mitgemacht und zugesehen, wie die Sieger Verwundeten und Gefangenen nicht nur die Köpfe abschnitten, sondern auch die Leber heraus rissen und verzehrten. Dennoch kam ihn jetzt ein nicht geringes Schaudern an, als er das unheimliche Glas aus der Hand des Wongtschä nehmen und seinem Beispiel folgen sollte. Aber feig wollte er doch auch nicht scheinen. So griff er denn zu und brachte den gräßlichen Trank glücklich herunter. Nach dieser Ceremonie begann der Lehrer: „Siehe, jetzt haben wir Angesichts Himmels und der Erde Blut gemischt. Wenn du auch nur das Geringste von dem, was ich dir sage, oder was du von anderen Wongtschä hörst oder bei ihnen siehst, auszuplaudern dich unterstehst, so hat es deinen unvermeidlichen Tod zur Folge. Was dir ein Wongtschä sagt, darfst du nur einem Wongtschä wieder sagen. Hast du das verstanden?"

Owu stotternd: „Ja, ich hab's verstanden."

Odonko: „Nun, dann höre: Es gibt eigentlich keinen Fetisch in der Welt, wir Wongtschä alle wissen von keinem. Das, wovon wir sagen, der Fetisch thue es, thun nur wir selbst. Dieses unser Thun aber ist nicht so leicht, sondern muß sorgfältig erlernt werden. Deßwegen mußt du von nun an wenigstens ein Jahr lang bei mir wohnen und in die Lehre gehen. Ich will dich dann in allem sorgfältig unterrichten, damit du ein großer, berühmter und mächtiger Mann wirst. Für diesen Abend will ich dir nur noch sagen, daß du dich nach und nach mit einem Paar Hosen zu versehen hast, wie ich sie hier habe. Schaffe dir einstweilen nur den Stoff dazu an, ich will dir dann jemand zeigen, der sie zu machen versteht. Mit diesen Worten zeigte er ihm ein Paar badhosenartige Beinkleider von dunklem Zeug, die aber so weit waren, daß wenigstens zwei Mann darinnen Platz gehabt hätten. Außer ihrer Weite hatten die Hosen noch das Eigenthümliche, daß mehr als ein halb Dutzend Taschen darinnen waren; zu welchem Zweck, erfuhr Owu erst später. Vor dem Aufbruch tranken noch beide ein Glas Rum mit einander, den Rest der Flasche nahm Odonko mit heim. Fast hatten sie schon

Stadt wieder erreicht, als Odonko noch einmal stehen blieb und sagte: „Aber nicht wahr, morgen stellst du dich bei mir ein, mit Allem, was du hast?" Own versprach's und wendete sich dann seiner Wohnung zu, wo er seine Frau bereits schlafend fand, mit ihrem jüngsten Kindlein im Schoß.

Wer an diesem Abend Own in's Herz hätte schauen können, hätte in ein Chaos von Gefühlen hineingesehen, die in demselben auf- und ab wogten, gleich den Wellen eines ungestümen Meeres, in eine Welt von Gedanken, die sich unter einander verklagten und entschuldigten. Schon das, daß man alles mit Rum sollte erkaufen und erzwingen können, hatte ihm am Freitag Abend nicht recht gefallen, und nun mußte er vollends hören, daß das ganze Treiben der Wongtschä eitel Lug und Trug sei. Das hätte er nie geglaubt, wenn es ihm andere gesagt hätten, aber so blieb für den Zweifel oder vielmehr für den Glauben an den Fetisch kein Raum mehr. Dann sah er jetzt schon sicher voraus, daß bis zum Ende des Lehrjahrs auch sein Erspartes am Ende sein werde, um das er sich's doch so sauer hatte werden lassen. Auch wußte er noch nicht, was seine Frau zu dem Ganzen sagen würde, und wenn sie es auch zugäbe, ob sie ihm am Ende in Folge der voraussichtlichen Vernachlässigung nicht untreu werden würde. Solche Gedanken bestürmten sein Herz. Aber was wollte er machen? In seiner Lage war wirklich guter Rath theuer. Sollte er zurückgehen? Dann wären gewiß alle Wongtschä ihm todfeind geworden. Daß die Blutmischung nur ein Wauwau sei für Neulinge, wußte er auch nicht; er glaubte, es verhalte sich damit wirklich so, wie Odonko ihm drohend gesagt. Aber er konnte ja von dem Gehörten schweigen, auch wenn er zurückgienge. Allerdings, aber das wußte er, kein Wongtschä würde glauben, daß er schweige; sie würden ihn doch hassen und verfolgen. Dann traten auch die Unkosten, die er bereits gehabt, vor allem das große Ansehen der Fetischmänner, vor sein Gemüth. Sollte er jene umsonst gehabt haben? Sollte er für sein Leben lang gehorchen und nach der Pfeife der Wongtschä tanzen? Nein, er hatte einmal A gesagt, und mußte nun auch B sagen. Warum sollte er auch den Weg nicht gehen wollen, auf dem so viele vor ihm Reichthum und Ehre erlangt hatten? Diese Erwägungen gewannen schließlich die Oberhand. In Bezug auf seine Frau aber faßte er den Entschluß, trotz der ihm vorgeschriebenen Trennung sich doch ihrer nicht gänzlich

zu entschlagen. Reiche hiezu Hinterlist allein nicht aus, so werde es mit Hilfe einer Flasche Rum gewiß möglich sein. Damit schlief der Arme endlich ein. Er war in's Netz getreten, und sein Fuß war zu schwach, sich aus demselben wieder loszumachen.

Am nächsten Tage brachte er seine paar Matten und Kleider, Flinte, Haue, Hippe und Kiste in Odonko's Haus, wo ihm ein Zimmer angewiesen wurde, welches für ein volles Jahr ihm sein liebes Heim ersetzen sollte. Noch einmal ließ er seine Frau für sich kochen, nahm die Abendmahlzeit ein wie gewöhnlich und theilte ihr dann erst mit — natürlich unter vier Augen — was er vorhabe, und bat sie, nicht böse zu sein, er werde sie nicht verlassen. Sie antwortete, wie ein braves Weib in Afrika es ihrem Manne gegenüber immer thut: „Du bist der Kopf, ich verstehe nichts; was du thust, ist mir recht."

Odonko freute sich, daß Owu sein Versprechen hielt und schon am Montag kam. Nur war er ein wenig enttäuscht, als er sah, daß er seine Kauri-Säcke nicht mitgebracht. Er beruhigte sich indessen mit dem Gedanken, er hätte dieselben vielleicht in Silber umgewechselt und habe letzteres in seiner Kiste bei sich. Dem war aber nicht so, sondern Owu hatte seine werthvolleren Sachen und Kauris, ehe er gieng, theils seiner Frau, theils seinem Halbbruder zur Aufbewahrung übergeben. Er wußte wohl, daß es überall sicherer war, als im Haus seines neuen Lehrmeisters und Patronen.

Owu war in die Lehre getreten. Den Ort am Meeresufer, wo ihn Odonko in die Geheimnisse eines Wongtschä einzuweihen begonnen, haben wir bereits kennen gelernt. Auch in Zukunft sollte hier und nicht im zickzackförmigen Hof der Unterricht ertheilt werden. Was diesen selbst betrifft, so handelte es sich um drei Künste: das Zaubern, das Besessensein und das Krankenheilen. In die erste Rubrik gehörte u. A. die Kunst, sich zu entleiben und dann vom Fetisch wieder lebendig machen zu lassen, ohne daß eine Spur von Wunde oder Narbe am Körper zu sehen war; die Kunst, einem Huhn, dem man den Kopf abgeschnitten hatte, denselben wieder anzuheilen, resp. das Huhn lebendig zu machen; die Kunst, auf einem Strohdach Feuer anzuzünden und Jams zu kochen, ohne daß das Haus in Flammen geräth; die Kunst, Eier zu legen, Regen zu machen u. dergl.

Dann kamen die verschiedenen Tänze, wobei der Tänzer immer

den Anschein zu wahren hatte, als sei er nur ein willenloses Werkzeug des ihn beherrschenden Fetisch; die Kunst, die Stimme und den Ton von drei oder vier Personen nachzuahmen, so daß der Zuhörer meint, es rede eine ganz andere Person; aus dem Bauch zu reden; die Augen zu verdrehen; auch beim Aussprechen der größten Dummheiten das ernsthafteste Gesicht zu machen; zweideutige, dunkle Antworten zu ertheilen; sich überhaupt ein unheimliches, finsteres Aussehen durch Kleidung, Haarputz ꝛc. zu geben.

Beim Krankenheilen endlich handelte es sich außer um die wirklichen Arzneimittel besonders darum, die betreffende Krankheit irgendwie in Beziehung oder Zusammenhang mit dem Fetisch zu bringen und dann hinter diesen das Mittel zu verstecken.

Diese Sachen alle sollte Owu in Zeit von einem Jahr bewältigen, denn so lange pflegte gewöhnlich das Noviziat zu dauern. Owu brauchte auch nicht länger, zumal da der Unterricht keineswegs ein theoretischer war, sondern er sehr bald nicht nur Schüler, sondern auch Gehilfe seines Lehrers zu sein hatte. In Bezug auf die erste Reihe kam ihm seine angeborne Gewandtheit und Raschheit sehr zu statten. Schwerer gieng es ihm bei Aufgaben der zweiten Reihe. Obgleich er schon früher ein geschickter Tänzer gewesen und auch jetzt gar behende die verzerrten und zum Theil höchst unnatürlichen Bewegungen von Odonko nachahmte, so hatte dieser doch immer zu tadeln, daß es gar nicht scheine, als beherrsche ein Fremder seinen Körper, sondern man nur allzugut merke, daß es willkürliche Bewegungen seien. Den Heuchler zu spielen, fiel ihm überhaupt sehr schwer, doch lernte er auch das mit der Zeit. So tadelte auch Odonko das Wechseln seiner Stimme und meinte, ihr Ton sei zu natürlich, zu gutmüthig; er müsse außergewöhnlicher, fürchterlicher werden.

Selbstverständlich wurde aber der Lehrstoff nicht etwa in systematischer Reihen- oder Stufenfolge behandelt, sondern wie es Odonko gerade gelegen war oder einfiel. Gewöhnlich begann die Lehrstunde mit dem Trinken eines Glases Rum, den Owu regelmäßig mitzubringen hatte. Dann mußte er die Künste verrichten, die ihm das letzte Mal gezeigt worden waren. War er derselben mächtig, dann gieng's zu Neuem über. Der Unterricht fand nur bei Nacht und zwar im Mondschein statt. Es kamen dabei Auftritte der drolligsten Art vor. Während Owu tanzte, trommelte Odonko auf seinem

Mund den Takt dazu. Waren sie vom Tanzen müde, dann brüllte vielleicht Odonko mit einer furchtbaren Stimme den größten Unsinn in die Luft, wobei er Owu scharf beobachtete, ob sich dessen Gesichtsmuskeln nicht zum Lachen verzögen, oder er ließ ihn sich üben, zweideutige Antworten zu geben, die zwar sehr schwülstig klingen, aber nichts besagen. In der Kräuterkunde unterrichtete er ihn gewöhnlich unterwegs, wenn sie miteinander irgendwo hin giengen und gerade an den betreffenden Pflanzen oder Sträuchern vorbeikamen. Daß Odonko hiebei gerade seine werthvollsten Medizinen verschwieg, ist selbstverständlich. Gifte dagegen zeigte er ihm viel und erzählte ihm von noch mehr, und zwar von so fürchterlichen, daß Owu die Haare dabei nicht selten zu Berge standen, und ihn eine solche Furcht vor den Wongtschä ankam, daß er sich nie unterstanden hätte, sich mit ihnen zu verfeinden. Den Tag über mußte der gehorsame Schüler fast regelmäßig mit dem Hausgesinde seines Meisters auf dem Felde für diesen arbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Zehn Tage in der Provinz Hupe.

Hankau ist eine der größten chinesischen Handelsstädte am Jangtsekiang, 120 Stunden von der Mündung landeinwärts gelegen. Mit den nur durch Flußarme von Hankau getrennten Städten Wutschang und Hanjang ernährt dieser „Kern des Reiches" fast anderthalb Millionen Einwohner. Das Brod des Lebens aber wird den Städtern wie der umwohnenden Landbevölkerung seit 1861 mit schönem Erfolg von Londoner Missionaren angeboten, die in Hankau ein Krankenhaus eröffnet und überhaupt schon allerlei Gutes gestiftet haben.

In diesem Krankenhause nun wurde vor 4 Jahren ein Gelehrter, namens Tung Tsing Kwan, mehrere Wochen lang verpflegt und natürlich auch mit dem Evangelium bekannt gemacht. Beim Abschied hatte er noch einen ganzen Vorrath von christlichen

und wissenschaftlichen Büchern gekauft, um dieselben in seiner Heimat zu studiren. Drei Jahre lang hörte man nichts mehr von ihm, bis er im Herbst 1879 eines Tages bei Miss. John erschien und seinen Glauben an Christum bekannte. Er hatte zu einem Staatsexamen nach Wutschang gemußt und benutzte nun die Gelegenheit, allsonntäglich den christlichen Gottesdienst zu besuchen — wahrlich kein geringer Beweis für die Aufrichtigkeit eines chinesischen Literaten, der mit vielen Tausenden seines Standes sich eingestellt hatte, um die Prüfungen zur Erlangung des Magistergrades zu bestehen! Und nicht nur das! Ehe er wieder in seine Heimat zurückkehrte, ließ er sich öffentlich taufen, und daheim angekommen, machte er sich sogleich an's Werk, auch die Seinigen, ja alle Heiden, die er erreichen konnte, in der neu gefundenen Wahrheit zu unterrichten. Einige Monate später erhielt Miss. John einen Brief, worin der Neugetaufte von dieser seiner Thätigkeit berichtete und um einen regelrechten Evangelisten bat, da er allein mit der Arbeit nicht fertig werde. So wurde denn der Evangelist Tschang hingeschickt, um vorläufig wenigstens die Sache kennen zu lernen und dann darüber Bericht zu erstatten. Dieser Bericht fiel so günstig aus, daß Miss. John sich sogleich entschloß, selbst hinzugehen und das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war.

Tung's Heimat liegt im Oberamt Kingschau, mehr als 30 Stunden im Nordwesten von Hankau. Um dahin zu gelangen, mußte der Missionar durch eine sehr bevölkerte Gegend reisen, hatte also Gelegenheit genug, seinem Berufe als Prediger des Evangeliums unter den Heiden nachzukommen. Am 13. April 1880 brach er auf. Seine erste Station war die Stadt Hiaukan, wo er im Hause eines eingebornen Gehilfen Siau die freundlichste Aufnahme fand und in Gemeinschaft mit diesem predigend und Bücher verkaufend durch die Straßen zog. Tausende hörten das Evangelium, und von Fremdenhaß, Christenverfolgung, heidnischem Fanatismus war keine Spur zu entdecken. So war es bei Miss. John's erstem Besuch in dieser Stadt nicht gewesen. Damals war der Pöbel lachend, schreiend und zum Theil schimpfend dem fremden Teufel nachgelaufen und hatte ihn deutlich merken lassen, daß seine Erscheinung ihm nichts weniger als willkommen sei. Jetzt war alles wie umgewandelt! Und das war nicht nur zufällig so. Auch der schottische Bibelkolporteur Archibald, der seit drei Jahren in jener Gegend thätig

gewesen, hat die gleiche Erfahrung gemacht und sich darüber folgendermaßen ausgesprochen: „Wenn ich meinen ersten Besuch in dieser Stadt vor zwei Jahren mit meinem zweiten vergleiche, so muß ich staunen über die Veränderung, welche hier vorgegangen. Der Fortschritt ist größer, als ich ihn je zu erleben gehofft. Statt von einer Straßenecke zur anderen gejagt und auf's Unverschämteste traktirt zu werden, bis ich mich wieder in mein Boot geflüchtet hatte, fand ich jetzt ein Haus zu meinem Empfange bereit und zahlreiche Christen, die mich willkommen hießen. Ich habe auch ziemlich Bücher verkaufen können. Mehrere Bekehrte, namentlich aus dem Dorfe Wei, begleiteten mich auf meinem Gang durch die Stadt, und es war mir eine rechte Herzstärkung, sie so furchtlos reden zu hören." Das ist also die Frucht einer Säemannsarbeit, die erst ein paar Jahre lang gedauert hat.

Und eine noch größere Ueberraschung wurde unserem Missionar in Kiputan, freilich erst auf der Rückreise, zutheil. Von Hiaukan weiterziehend, hatte er nämlich in diesem Städtchen einkehren wollen; die Leute waren aber so unartig und grob, daß er sich darauf beschränken mußte, ein kurzes Zeugniß abzulegen und nur ein paar Traktate zu verkaufen. Auf der Rückreise nun hätte er gern diesen Ort vermieden. Aber wider Willen sah er sich genöthigt, doch hinein zu gehen. Und welche Ueberraschung, als jetzt alles freundlich ihm entgegen kam, ihn selbst zum Predigen einlud und dann mit der größten Aufmerksamkeit anhörte! Offenbar hatte das Auftreten des Missionars bei seinem erstmaligen Erscheinen doch einen so guten Eindruck zurückgelassen, daß man sich nun über sein Wiedererscheinen herzlich freute. Welch' eine Aufmunterung, nicht müde zu werden und sich nicht schnell abschrecken zu lassen!

Doch weiter! Am fünften Tage kamen die Reisenden in Jingtscheng an. „Unsere Mahlzeit," erzählt Miss. John, „bestand aus schönem, weißem Reis, drei Arten von Gemüse und einer Menge mittelmäßigen Thee's. Wir sprachen den guten Dingen, die uns vorgesetzt waren, alle drei recht herzhaft zu, da unser Gang am frühen Morgen uns Appetit gemacht hatte, und was unseren Kuli (Träger, Diener) betrifft, so aß er für sechs. Und doch kostete die ganze Mahlzeit nicht mehr als 40 Pfennig. So billig ist das Leben hier, wenigstens in guten Zeiten. Das letzte Jahr war eben ein sehr gesegnetes, so daß alle Ernten auf's Reichlichste ausgefallen

sind. Und dies Jahr verspricht eben so gut zu werden. Die ganze unabsehbare Ebene, durch die wir seit zwei Tagen gereist sind, ist mit Gerste und Weizen bedeckt."

In Jingtscheng waren die Leute sehr anständig und freundlich, obgleich das Evangelium noch nie vorher innerhalb der Stadtmauern war verkündigt worden. Vielleicht ist das dem Einfluß des in dieser Gegend thätigen katholischen Priesters zuzuschreiben, der nicht selten seinen Anhängern Processe führen hilft und daher ein gefürchteter Mann ist. Auch Miss. John wurde unterwegs gefragt, ob er nach Jingtscheng gehe, um vor Gericht etwas in's Reine zu bringen. Und ein katholischer Katechist erzählte ihm ganz offen, daß die meisten Uebertritte zu seiner Kirche hier in Folge solch' weltlicher Unterstützung und Beschützung von Seite des Missionars zu Stande gekommen und die Bekehrten daher sehr schlechte Christen seien, so daß man neuerdings anfange, diese Politik aufzugeben. Auf die Frage, was denn seine — des Katechisten — Hauptbeschäftigung sei, stellte sich heraus, daß er mit einigen Pillen und Pulvern als eine Art Arzt herumgehe, aber nur, um auf diese Weise sterbende oder todtkranke Kinder geschwind mit etwas Weihwasser zu benetzen und sie so durch Ertheilung der Nothtaufe aus der „Kinderhölle" zu erretten. Auf die weitere Frage, ob er denn im Ernst glaube, daß ein paar Tropfen Wasser solch' einen entscheidenden Unterschied zwischen Kind und Kind machen können und daß der gerechte und gnädige Gott sein Werk auf so äußerliche und willkürliche Weise treibe, erwiderte er nur, so lehre die Kirche und er habe nichts zu thun, als es zu glauben! Ein Neues Testament, das ihm angeboten wurde, nahm er als ein verbotenes Buch nicht an. So missionirt also die katholische Kirche in China!

Doch abermals weiter! In der Nähe von Jingtscheng wird sehr viel Gyps und Salz gewonnen und damit ein schwunghaftes Geschäft betrieben. In einer kleinen Stadt, die fast ganz von den betreffenden Arbeitern und Kaufleuten bevölkert ist, wurde mit Erfolg gepredigt und auch eine schöne Anzahl christlicher Bücher abgesetzt. Obgleich noch nie ein Europäer sich hier hatte blicken lassen, wurde der Missionar doch mit aller Höflichkeit behandelt und gern gehört. Noch am nämlichen Tag kam er bei Tung Tsing Kwan, also am Ziel seiner Reise an, freilich sehr erschöpft — nach zehnstündigem Marsche.

Um so erquickender war der mehrtägige Aufenthalt bei diesem

Neubekehrten. „Tung ist ein wohlhabender Mann," schreibt Miss. John, „und er bewirthete uns auf's Ueppigste. Kaum hatten wir einige Erfrischungen zu uns genommen, als mehrere Leute aus dem Dorf uns zu begrüßen kamen, darunter einige von Tung's Schülern. Alle waren sehr freundlich und, so viel ich urtheilen konnte, aufrichtig von den Wahrheiten überzeugt, die sie bis dahin gelernt hatten. Zwei oder drei hatten bereits schöne Fortschritte hierin gemacht, während die Zahl derer, welche wenigstens die Fundamentallehren des Christenthums sich so ziemlich angeeignet hatten, eine viel größere war. Ihren Glauben jedoch öffentlich zu bekennen und sich taufen zu lassen, das schien ihnen zu gewagt. Sie fürchteten den Widerspruch ihrer Angehörigen, und überdies war auch ihnen selbst die ganze Sache noch so neu, daß sie natürlich nicht recht wußten, was sie eigentlich thun sollten. Dazu hatten die Gerüchte von einem bevorstehenden Krieg mit Rußland auch diese Gegend erreicht und die Gläubigen eingeschüchtert. Krieg mit Einer ausländischen Macht gilt nämlich den Chinesen für eben so viel, als Krieg mit dem ganzen Ausland, und weit und breit ist die Meinung herrschend geworden, der nächste Krieg werde damit enden, daß die fremden Barbaren aus China vertrieben und das Christenthum aus dem ganzen Reiche ausgerottet werden werde. Die Lage war klar. Das Licht des Lebens war auch in diesen dunkeln Winkel gedrungen. Die Meisten von denen, die vor mir standen, wußten etwas von der Wahrheit; einige waren wirklich erleuchtet und allen war es mit dem Glauben an's Evangelium mehr oder weniger Ernst; ihre Herzen jedoch waren kaum erst ergriffen und daher fürchteten sie sich vor größeren Opfern. Obschon noch nicht in demselben, waren sie doch nicht ferne vom Reiche Gottes. In Tung selbst fand ich sogar mehr, als ich je zu hoffen gewagt. Er ist ein wahrhaft erleuchteter Christ, der furcht- und rücksichtslos seinen Glauben bekennt und als Mann in allgemeiner Achtung steht. Jedermann kennt ihn als einen Jünger des Herrn Jesu Christi, der allezeit thätig bemüht ist, seinen Glauben auszubreiten." Auch der eingeborne Evangelist Siau war ganz eingenommen von ihm und meinte, Tung erinnere ihn an Nathanael: er sei ein rechter Israelit und kein Falsch in ihm!

Der sechste Tag war ein Sonntag. Der Missionar war früh auf; aber noch früher hatte Tung angefangen, vor seinem Hause eine Art Tribüne zu errichten und Anstalten für den Gottesdienst

zu treffen. Mehrere Reihen von Bänken wurden um die Tribüne her aufgestellt und über das Ganze ein riesiges Zeltdach gespannt. In die benachbarten Orte waren Boten geschickt worden, um die Leute einzuladen. Inzwischen hatte der Missionar Zeit, sich das Haus seines Gastwirths näher anzusehen. Nach chinesischer Sitte war dasselbe mit einer Menge bedeutungsvoller Inschriften geschmückt, nur daß die Inschriften selbst keine heidnischen, sondern christliche waren. Ueber der äußeren Hauptthür trug ein Schild vier große Schriftzeichen, welche ungefähr besagen: „Das Evangelium wird gepredigt in aller Welt.“ Auf dem linken Thürflügel standen die Worte: „Ihr müßt von Neuem geboren werden,“ auf dem rechten: „Thut Buße,“ auf der inneren Thüre: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst.“ Ueber dem Schrein, der einst die Familiengötzen und und Ahnentafeln beherbergte, war eine schön und klar geschriebene kleine Abhandlung über Gottes Wesen und Eigenschaften angebracht, und die Thüren des Schreins waren mit den 10 Geboten beschrieben. Außer der eigentlichen Familienwohnung besitzt Tung aber noch ein Haus, mit einem Studier-, Schlaf- und Gastzimmer und einem weiteren Raum, den er in eine kleine Kapelle verwandelt hat. Auf den Thürflügeln des Haupteingangs standen hier die Seligpreisungen der Bergpredigt, über der Studierzimmerthür: „Dein Reich komme,“ über dem Schlafzimmer: „Dein Wille geschehe“ und über dem Gastzimmer: „Geheiliget werde Dein Name.“ Wo man auch hinblickt, überall begegnet einem ein Bibelwort, sei es nun Ermahnung, Verheißung oder Gebet, und in Tung's Bibliothek nehmen neben vielen heidnischen Werken eine große Zahl christlicher Bücher den Ehrenplatz ein.

Nach dem Frühstück fand der erste Gottesdienst, an welchem nur wenige theilnahmen, in der Kapelle statt. Es gieng dabei so anständig und ruhig zu, als man nur wünschen konnte. Kaum war das vorüber, als sich draußen eine immer wachsende Zuhörerschaar zu sammeln anfieng. Während der Hausherr diesen Gästen, deren von 11 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends immer neue ankamen, ihre Sitze anwies und sie mit Thee bewirthete, waren der Missionar und seine Gehilfen vollauf mit Predigen beschäftigt. Auch eine Schaar von Gelehrten hörte ungefähr eine Stunde lang aufmerksam zu, ja blieben zum Mittagessen und unterhielten sich bei dieser Gelegenheit über religiöse und andere Gegenstände mit dem Missionar. Einer von ihnen besaß ein Exemplar des Traktats, den Miss. John extra

für die Literaten geschrieben und beim letzten Staatsexamen in Wutschang in nahezu 10,000 Exemplaren vertheilt hatte. Fan, so hieß der Betreffende, hatte dies Büchlein nicht nur selbst gelesen, sondern es auch mehreren seiner Freunde und Standesgenossen geliehen. Während des Essens war die Menge der draußen Stehenden immer noch gewachsen, und da Zeichen der Ungeduld laut wurden, bestieg unser Missionar abermals die Tribüne, um noch einmal 2 Stunden lang fortzupredigen, bis er nicht mehr konnte. Aber es half nichts. Kaum hatte er sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen, so erschienen schon Boten, die ihn bestürmten, doch wieder herauszukommen und zu reden. „Einige von uns sind eben erst angekommen," sagte einer, „und Sie werden uns doch nicht gehen lassen, ohne uns etwas zu sagen." „Einige von uns," meinte ein Anderer, „haben den ganzen Tag zugehört, den Schlüssel zu dieser Lehre aber noch nicht gefunden. Wollen Sie uns die Sache nicht noch etwas klarer machen?" Es war unmöglich, solchen Bitten zu widerstehen. Noch einmal begab sich der Missionar auf den Predigtplatz, um dort bis 10 Uhr Abends seine Sonntagsarbeit weiter zu treiben. Aber auch jetzt noch wollten die Leute nicht heimgehen. Nun schlichen sich Miss. John und Sian abseits in die Felder, in der Hoffnung, während ihrer Abwesenheit würde die Menge sich zerstreuen. Aber auch diese Hoffnung wurde zu Schanden. Als die Beiden wieder zurückkamen, fanden sie immer noch eine große Schaar um die Tribüne her versammelt. Tung selbst predigte ihnen und zwar so gut, daß der Missionar ihm das Feld überlassen und sich selbst zurückziehen zu dürfen meinte. Gleich darauf aber hörte er draußen etwas wie einen Wortwechsel und gieng wieder hinaus, um zu sehen, was es gebe. Es war Tung's Onkel, der schon lange seinem Neffen gegrollt hatte, und als dieser nun vollends selbst die neue Lehre laut zu predigen anfieng, gegen ein so unanständiges und unkindliches Benehmen protestiren zu müssen meinte. Tung ließ sich indessen nicht irre machen, und der Onkel mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Erst gegen eilf Uhr wurde es endlich stille in Haus und Hof. Und das wichtigste Geschäft des Tages war erst noch nicht geschehen. Tung's Mutter, Gemahlin, zwei Kinder und ein junger Mann aus dem nächsten Nachbardorf sollten getauft werden. So versammelte man sich denn noch einmal in der kleinen Kapelle, wo dann — gerade um Mitternacht — die heilige Handlung stattfand. „Das

war der frohe Schluß dieser schweren Tagesarbeit — vielleicht der schwersten, die ich je in meinem Leben gehabt," schreibt unser Berichterstatter; „das Evangelium war hier noch nie verkündigt und noch nie eine Taufe von evangelischen Missionaren verrichtet worden, daher das große Interesse, das uns entgegengebracht wurde. Daß aber alles so ruhig verlief, keinerlei Störung oder Unziemlichkeit vorkam, ist großentheils der Achtung zu verdanken, in welcher unser Erstling hier bei allen Dorfbewohnern steht."

Am Morgen des siebenten Tages wurde die Rückreise angetreten. Der Abschied von Tung fiel dem Missionar nicht leicht. Einen so lauteren, ehrlichen, furchtlosen und dabei so demüthigen Mann hatte er unter den chinesischen Gelehrten noch nicht getroffen. Aber es mußte geschieden sein.

Als Miss. John nun auf dem Rückweg wieder die gleichen Dörfer und Städte besuchte, durch welche er acht Tage zuvor gekommen war, da wußte man überall schon, wo er gewesen und was er am letzten Sonntag gethan. Jedermann wollte ihn hören. In einem Marktflecken improvisirte man sogar aus einem Stuhl, der auf einen Tisch gestellt wurde, eine Kanzel und nöthigte ihn, dieselbe zu besteigen. Hie und da zeigten sich auch Spuren davon, daß die ausgetheilten Traktate inzwischen gelesen worden waren. Der achte Reisetag war regnerisch und stürmisch, die lehmigen Wege sehr schlüpferig, das Vorankommen daher nur mit öfterem Fallen und Wiederaufstehen zu bewerkstelligen. Um so schöner war der neunte Tag, der in Hiaukan bei herrlichem Wetter und im Verkehr mit den herbeigeeilten Bekehrten lieblich verbracht wurde und an welchem ein 74-jähriger Greis, ein 29-jähriger Mann und ein 5-jähriges Kind die heilige Taufe erhielten, die erste Feier dieser Art innerhalb der Stadtmauern von Hiaukan. Von den lieben Christen noch bis an's Flußufer begleitet, stieg der Missionar in's Boot, um am nächsten Morgen glücklich wieder sein Standquartier in Hankau zu erreichen.

„Ich kann nur sagen, schließt er seinen Bericht, daß dies eine der schönsten Reisen war, die ich je gemacht; mein Herz ist durch so manches, was ich gesehen und gehört, erquickt worden. Ueberall fand ich, daß die Wahrheit wie in der Luft lag und daß das Wort des Herrn von Hankau aus schon angefangen hat, die ganze Umgegend zu erfüllen und darin einen Widerhall zu finden."

———x———

Rundschau.

III. Oceanien.

1. Hawaii.

In den Jahren 1820—1870 hat die Bostoner Missions-Gesellschaft zusammen 42 ordinirte und 21 unordinirte Missionare, dazu 83 Missionarsfrauen und Lehrerinnen nach Hawaii ausgesandt und in diesem Zeitraum nicht weniger als 4,880,000 M. für die dortige Mission ausgegeben, während die Gesammtzahl der bis 1870 Getauften 53,300 betrug, so daß also jeder Schulknabe ausrechnen kann, wie hoch durchschnittlich ein Getaufter die amerikanischen Missionsfreunde zu stehen gekommen ist.

Hat diese Ausgabe sich aber auch gelohnt? Man sagt uns, daß die Amerikaner allein durch den Handel mit Hawaii so und so viele Millionen profitiren. Rein finanziell angesehen hätten sie also kein so schlechtes Geschäft gemacht, abgesehen davon, daß diejenigen, welche jene 4,880,000 M. für die hawaiische Mission beigesteuert haben, wohl schwerlich die gleichen Leute sein werden, welche jetzt durch den hawaiischen Handel sich bereichern. Aber wie steht es mit dem moralischen Gewinn? Wären die Kanakas nicht besser Heiden geblieben? Allerlei Reisende versichern uns, die Mission habe — abgesehen von der Abschaffung greulicher heidnischer Unsitten — am Ende eben so viel geschadet, als genützt, jedenfalls die Eingebornen nicht zu besseren, tugendhafteren Menschen gemacht. Ein deutscher Reisender z. B., der gar nicht zu den besonders übelwollenden gehört, bemerkte vor einigen Jahren: „Die Eingebornen fassen alles das, was wir durch die Worte Frömmigkeit, Ehrbarkeit, Treue bezeichnen, in Einem einzigen Worte zusammen, welches eigentlich auch stets der Inbegriff all' dieser Eigenschaften sein sollte, sie nennen es — Missionar! .... Die große Masse des Volkes, dessen Sprache nicht einmal ein Wort für Keuschheit hat, huldigt klug dem Schein, aber das fremde Wort ist ihnen nicht zum Begriff geworden."

Dazu hält man den Missionaren vor, sie seien an dem Aussterben der Kanakas schuld. Herr v. Hellwald z. B. in seinem

Buche „Die Erde und ihre Völker" wirft ihnen vor: „In ihrem Eifer giengen sie nicht immer mit der nothwendigen Klugheit zu Werke. Unsere abendländische Unterrichtsmethode stand bei ihnen zu viel im Vordergrund. Sie glaubten, daß mittelst Lesen und Schreiben allein man aus einem uncivilisirten einen gebildeten, geistig entwickelten und vernünftigen Menschen machen könne. Einer der wichtigsten Lehrsätze für jeden Missionär, wie überhaupt für jeden Lehrer, wird aber stets das bleiben, Maß zu halten mit den Kräften seines Pfleglings oder Schülers. Nichts ist leichter als Wissen einzutrichtern, nichts jedoch schwieriger, als den Geist aus den Fesseln der Unwissenheit zu befreien und ihn einer neuen, erhöhten Selbstthätigkeit zuzuführen. Und mag auch das Individuum selber nicht sofort an der erdrückenden Last unverdauten Wissens zu Grunde gehen, am Geschlecht im Ganzen verleugnen sich die nachtheiligen Folgen niemals!" Aehnlich spricht sich sogar der gegenwärtige König Kalakau aus (Vergl. Miss.-Mag. 1880, S. 428 f.), indem er den Missionaren wenigstens allerlei Unterlassungssünden vorwirft. Es ist aber gewiß, daß das Aussterben einfach die Folge früherer und allerdings durch die Mission nicht völlig beseitigter, heidnischer Unsitten ist und daß die Missionare redlich bemüht gewesen sind, das tragische, aber keineswegs unverdiente Loos dieses leichtsinnigen Völkleins nach Kräften aufzuhalten. Fast scheint es übrigens, als finde das Aussterben nicht mehr in dem Maße statt, wie früher. In den Jahren 1860—71 war der Maßstab 12 Procent, 1872—78 nur 7—8 Procent. Das ist doch ein kleiner Fortschritt.

Bedenklicher scheint uns ein anderer Vorwurf. Der anglikanische Bischof von Honolulu, selbst ein Eindringling in Hawaii, behauptet, die amerikanische Religion habe ihre Macht über die Herzen verloren; wenn die Hawaiier überhaupt Protestanten bleiben sollen, müsse man sie zu Anglikanern machen. Doch hören wir ausführlich, was über diesen Bischof und seine Thätigkeit der letzte Jahresbericht der ihn unterstützenden englischen Ausbreitungsgesellschaft sagt:

„Es sind gerade 20 Jahre her, seit die hawaiische Mission in England geplant und dieser Plan von vielen der einflußreichsten Mitglieder der Mutterkirche unterstützt wurde. Eine sehr starke (powerful) Kommittee trat zusammen, ein Bischof wurde geweiht und mit mehreren Geistlichen ausgesandt und der Plan zu einer prachtvollen Kathedrale von hervorragenden Londoner Architekten ent-

worfen. Der erste Bischof dankte im Jahre 1870 ab und sein Nachfolger wurde im Jahr 1872 geweiht. Schon im ersten Jahr seines Episkopats fand dieser, daß die einzige sichere Einnahme, auf die er rechnen konnte, die 4000 M. waren, welche die Ausbreitungsgesellschaft ihm jährlich zu zahlen versprochen, und 3 Jahre lang bekam er auch wirklich nichts als die 4000 M., nur daß im Jahr 1874 die hawaiische Kommittee ihn autorisirte, weitere 4000 M. aus dem Kirchenbaufond zu nehmen, da es schien, als würde dieser doch nie seine ursprüngliche Verwendung finden. Im Jahr 1876 wurde das bischöfliche Einkommen durch die Liberalität der Ausbreitungsgesellschaft auf 9000 M. erhöht und dabei ist's bis heute geblieben. Inzwischen hat der Bischof auch seine Privatmittel fast erschöpft und bedarf in diesem Augenblick 10,000 M., um die Ausgaben des laufenden Jahres zu decken. Das ist freilich nichts Neues oder Ungewohntes; der Reiz der Neuheit ist eben verschwunden und damit auch die Begeisterung derer, welche diese Mission zuerst unterstützten. Ja, wie fast alle Missionsunternehmungen, welche von einer neuen Specialkommittee angefangen wurden, so hätte auch diese hawaiische Mission längst ein Ende genommen, wenn nicht die Ausbreitungsgesellschaft mit ihrer Generalkasse, von welcher dieselbe jetzt fast allein abhängig ist, eingetreten wäre.

„Die großartige Kathedrale hat sich kaum ein paar Zoll über den Boden erhoben, und der Baufond nimmt nichts mehr ein, ja ist am Ende ganz erschöpft; aber der geistliche Tempel wächst, und der Bischof ist so wenig entmuthigt, daß er vielmehr erklärt, jeder Tag öffne der Mission neue Thüren. Die Religion, welche den Inselbewohnern von den Abkömmlingen der Pilger-Väter (Puritaner) gebracht wurde, habe ihre Kraft verloren, und wenn die Leute, für welche die englische Kirche vor 20 Jahren eine so glühende Theilnahme zu haben behauptete, nicht eine Beute der Sendlinge aus Utah (Mormonen) oder in die römische Kirche gelockt werden sollen, so müsse man ihm, dem Bischof, die Hände stärken.

„Es ist einerseits eine entmuthigende Geschichte, die der Bischof da erzählt, aber es ist wohlthuend, zu wissen, daß die von unserer Gesellschaft geleistete Hilfe dieser interessanten Mission den Untergang und der Mutterkirche das Vollgewicht des Vorwurfs erspart hat, der ihr hieraus hätte erwachsen müssen."

Das klingt ja wirklich, als gienge es mit dem hawaiischen

Christenthum mächtig bergab, als müsse die Mission gewissermaßen von vorne anfangen. Was ist nun aber der Thatbestand? Daß viel Weltlichkeit und religiöse Gleichgültigkeit in Hawaii herrscht, leugnet niemand; daß manche da sind, die sich den Einwirkungen des Evangeliums völlig entziehen, ist ebenfalls wahr, und daß Mormonen, Katholiken, Freimaurer und allerlei andere Sekten und Parteien auch dort ihr Wesen treiben, ist bekannt. Wie aber steht es mit den kongregationalistischen Gemeinden, dieser eigentlichen Frucht der amerikanischen Mission? Wie zahlreich sind sie und was leisten sie auf christlichem oder doch auf kirchlichem Gebiet?

Nach dem neuesten Jahresbericht (1879—80) der Hawaiischen evangelischen Gesellschaft, welche in der ersten Woche des Juni ihr gewöhnliches Jahresfest hielt, stehen mit ihr 56 Gemeinden in Verbindung, die zusammen 7459 Mitglieder zählen. Von diesen Gemeinden hat ein großer Theil eingeborne Pastoren, welche das Werk des Herrn treulich treiben. Einige Gemeinden sind wohl sehr klein und schwach, andere dagegen blühend und stark. Eine der letzteren hat vor kurzem 56,000 M. zu einem kirchlichen Neubau aufgebracht; eine andere hat 1200 Mitglieder und trug für wohlthätige Zwecke über 6000 M. in Einem Jahre bei; wieder eine andere kann berichten, daß „trotz aller Anstrengungen der Papisten, Mormonen und Anglikaner kein Abfall vom evangelischen Glauben stattgefunden." Als ein weiteres Lebenszeichen kann angeführt werden, daß die Sonntagsschulen von Hawaii neulich 4800 M. als Ehrengeschenk für einen Missionar zusammengelegt haben, der sich besonders verdient um die hawaiischen Sonntagsschulen gemacht hatte, daß die hawaiischen Gemeinden vor kurzem 24,000 M. zum Bau einer chinesischen Kirche in Honolulu beigetragen und überhaupt sich der chinesischen Einwanderer liebreich angenommen haben, daß sie schon eine ganze Reihe von Lehrern und Missionaren nach Mikronesien und auf andere heidnische Inseln geschickt und diese daselbst mit Erfolg gearbeitet haben, daß sie für diese ihre Heidenmission letztes Jahr über 17,790 M.*) und im Ganzen schon 300,000 M. geopfert haben und daß das Predigerseminar in Honolulu immer noch eingeborne Arbeiter für Kirche und Mission liefert.

Zwar fehlt es im Allgemeinen sehr an wirklichem geistlichem

*) Im Ganzen für religiöse Zwecke während des letzten Jahres 110,568 M.!

Leben, an männlichem Ernst gegen die Sünde, an tieferer christlicher Erkenntniß; daß aber „die Religion, welche diese Insulaner von den Nachkommen der alten Pilgerväter (Puritaner) erhalten haben", kraft- und einflußlos geworden sein soll, ist eine aus der Luft gegriffene Behauptung. Das Evangelium, das Hawaii umgewandelt hat, ist auch heute noch eine Kraft Gottes. Die in die Augen fallenden Erfolge, welche die Arbeit der amerikanischen Missionare s. Z. dort gehabt, sind jetzt natürlich nicht mehr möglich, weil einmal für immer das grobe Heidenthum überwunden und das Christenthum die anerkannte Landesreligion geworden ist. Daß nicht alles sich so lieblich fortentwickelt hat, wie die ersten Erweckungszeiten zu versprechen schienen, ist nur allzu begreiflich, wenn man die Gefahren kennt, welchen ein eben erst aus barbarischen Zuständen zu einer hohen Stufe äußerer Kultur gelangtes Völklein ausgesetzt ist, das mit den Lastern Amerika's und Europa's, ja auch China's in täglicher Berührung steht und überdies durch die schnelle Entwickelung seiner materiellen Hilfsquellen und den stets wachsenden Handelsverkehr von religiösen Interessen abgezogen wird. Nimmt man all' diese hinderlichen und verderblichen Einflüsse in Rechnung, so muß man sagen: Es ist zu verwundern, daß es in Hawaii noch so gut steht, wie es wirklich steht.

Mit jener anglikanischen Mission hat es übrigens eine eigene Bewandtniß. Die Entstehung derselben ist nicht nur dem plötzlichen Eifer einiger anglikanischer Heißsporne, sondern in erster Linie der nicht minder launenhaften Vorliebe des Königs Kamehameha IV. für die Kirche Englands zuzuschreiben, die ihm offenbar vornehmer und eines so großen Monarchen würdiger erschien, als die amerikanische Pietisterei. Ihm ist auch die Uebersetzung des englischen Kirchengebetbuchs in die Landessprache und die Errichtung des Bisthums zu verdanken, wie denn auch die Kathedrale, deren Grundstein 1867 von Kamehameha V. gelegt wurde, seinem Gedächtniß geweiht sein soll. Seine noch lebende Witwe Emma ist „trotz aller Versuche, sie hievon abwendig zu machen," der anglikanischen Kirche bis jetzt treu geblieben und hat erst kürzlich wieder 4000 M. für den Kirchenbau beigetragen. Ja, auch der regierende König scheint ähnliche hochkirchliche Neigungen zu haben und hat ebenfalls, wie „Alfred Honolulu" (der Bischof) triumphirend berichtet, 4000 M. beigetragen, die Königin deßgleichen, sechs andere Personen ebenso

viel. So ist denn Aussicht vorhanden, daß in zwei Jahren mit dem Weiterbau angefangen werden und in fünf Jahren die ganze Kathedrale fertig sein kann und so der Bischof und seine Partei nicht länger dem Spott derer ausgesetzt sein werden, welche nicht ohne Grund die Warnung des Herrn (Luk. 14, 28—30) auf dieses ganze Unternehmen angewandt haben. Inzwischen müssen eben die s. Z. aus England gekommenen ausgehauenen Säulen und das für die Bogen und Fenster des Chors bestimmte Schnitzwerk noch ein paar Jahre länger unausgepackt daliegen, bis der Bischof nicht mehr zu klagen braucht, daß „der Mangel eines würdigen Gotteshauses das größte Hinderniß des Wachsthums seiner Kirche" sei. Wir halten das freilich nur für einen Mangel an Ueberfluß und gestehen, daß uns das Auftreten der Anglikaner in Hawaii von Anfang an anstößig gewesen ist. Aber es kommt uns gar nicht unmöglich vor, daß eines Tages noch der ganze Hof und die vornehme Welt Honolulu's anglikanisch wird. Bei der Grundsteinlegung eines neuen Palastes ließ der König, der selbst ein Freimaurer ist und neulich den 33. Grad in der Loge(?) erlangt haben soll, das Weihegebet nicht durch einen eingebornen oder amerikanischen Prediger, sondern durch den englischen Bischof halten. Derselbe erschien natürlich in vollem Ornat und war von einem Kaplan begleitet, der ihm seinen Hirtenstab trug, was alles zu den freimaurerischen Ceremonien der Grundsteinlegung besser paßte, als der schlichte Rock eines Congregationalisten. Ja, noch mehr. Im April d. J. mußte der Bischof auf besonderen Wunsch des Königs auch das Eröffnungsgebet im hawaiischen Parlament sprechen. Im ersten Jahr nach seiner Ankunft war er ebenfalls hiezu aufgefordert gewesen; da er aber die Sprache noch nicht konnte, hatte sein Archidiakonus für ihn das Gebet gehalten. Seither waren bei dieser Feier den Anglikanern immer Sitze reservirt worden, „da das Gebet aber Jahr für Jahr von einem eingebornen Congregationalisten gesprochen wurde," giengen sie natürlich nicht dazu.(!) Jetzt sprach nicht nur der Bischof dieses Gebet, sondern nach der Thronrede wurde er vor den König gerufen, mit dem Orden Kamehameha's dekorirt und zum Kaplan dieses Ordens ernannt. Welch' herrliche Aussichten für die „Kirche" in Hawaii!

Was den äußeren Fortschritt des kleinen Inselreiches betrifft, so wäre viel zu sagen über die Zunahme der Zuckerproduktion und

des Handels, über den wachsenden Reichthum und die damit Hand in Hand gehende Verfeinerung der Eingebornen. Wir halten uns dabei nicht auf, sondern wollen nur zwei Zeugnisse dafür anführen, daß es auch auf geistigem Gebiet in Hawaii voran geht. Das eine ist der „Augsb. Allg. Zeitung" entnommen und lautet also:

„Im Jahr 1822 kam die erste Druckerpresse nach Honolulu und am 7. Januar zog König Kamehameha II. den ersten Bogen von derselben ab. Heute erscheinen auf Hawaii nicht weniger als 5 Zeitungen, 3 englische: die Wochenblätter «Gazette» (officiös) und «Advertiser» (Opposition) mit 4 Seiten Großformat von je 7 Spalten und einer Auflage von je 2000 Exemplaren und die kleinere Missionsmonatsschrift «Friend» mit 2500 Exemplaren, sowie 2 Wochenblätter in hawaiischer Sprache, welche mit je 4000 Exemplaren unter den Eingebornen verbreitet sind. Seit Kurzem werden die 7 Pressen der ersten Druckerei in Honolulu durch Dampfkraft getrieben. Einen anderen Beweis für den hohen, von den Hawaiiern erreichten Bildungsgrad liefert die Statistik der erst seit 1850 bestehenden Post. Nach dem Bericht des Oberpostmeisters betrug die Zahl der 1878 und 1879 beförderten Briefe zusammen 469,600, was jährlich auf den Kopf der Bevölkerung 4 Briefe ergibt."

Hören wir auch, wie ein katholisches Blatt nicht ganz ohne Spott für die gleichen Thatsachen Zeugniß ablegt:

„Wenn man sich daran erinnert," heißt's in den „Katholischen Missionen", „daß die barbarischen Bewohner der Sandwichinseln noch vor hundert Jahren den Kapitän Cook mit Knitteln zu Tode schlugen (1779), so kann man beim Anblicke eines fein gedruckten „Hawaii-Almanach für 1880" mit seinen vielen Seiten von packend geschriebenen Annoncen und mit seinem vollständigen Hofkalender nicht genug staunen. Ein so rascher „Fortschritt" ist in der That beispiellos; man kann damit weder Amerika noch Australien vergleichen, denn in beiden Ländern haben nicht die Einwohner, sondern die europäischen Einwanderer die moderne Kultur mitgebracht und weiter entwickelt; hier sind es aber die Einwohner, die in der kurzen Frist eines Jahrhunderts aus der Barbarei ihrer Großväter zu den schwindelnden Höhen moderner Bildung emporklommen, wo ein Almanach „Bedürfniß" ist. Der Almanach selbst füllt 76 Seiten, die zahlreichen Anzeigen nicht gerechnet, die helles Licht über die

Kulturverhältnisse der Inselgruppe verbreiten. Da rücken in langer Reihe die Hotels, Restaurants, Conditoreien, Cafés, Billards u. s. w. vor. Nr. 60 in Hole-Street zu Honolulu, wo beständig „Palast-Eis-Creme" zu haben ist, muß in einem so heißen Lande ein sehr gesuchtes Lokal sein. An Uhren und Uhrenmachern fehlt es nicht, Polsterer und Möbelschreiner die Menge, auch Wagenfabrikanten. Ein Conditor und ein Pastetenbäcker lobt die Pracht und Süßigkeit seiner Hochzeitstorten, während die nächste Seite schon — sehr passend, wenn man etwa des Süßen zu viel genossen — Pillen und Arzneien anbietet, auch die feinsten Habana-Cigarren anpreist. Die Adressen von Rechtsanwälten und Actienhändlern beweisen, wie verwickelt die hawaiischen Verhältnisse sind; fein möblirte Zimmer laden die Reisenden zur Miethe ein; ein Lesekabinet legt die Tagespresse und periodische Literatur der ganzen Welt zur Einsicht vor, während ein „Neuigkeitsagent" seinen Abonnenten den regelmäßigen Empfang von über 100 Zeitschriften verspricht. Man wäre wirklich in Verlegenheit, wenn man auch nur einen Modeartikel unserer „civilisirten" Städte nennen sollte, der sich in den Waarenlagern Honolulu's nicht vorfände. Der Almanach selbst sieht unseren europäischen Almanachs so ähnlich wie ein Ei dem andern, nur daß bei den öffentlichen Feiertagen neben dem Geburtsfest der Königin Viktoria von England auch das „chinesische Neujahr" aufgeführt wird. Natürlich liest man da die ganze Reihe der Könige von Hawaii, ihre Geburt, ihre Thronbesteigung u. s. w. von Kamehameha I. an, der im Jahr 1782 die Zügel der Regierung ergriff. Der Hofkalender ist eben so vollständig, wie unser „Gothaer," mit König, Königin, Prinzen, Prinzessinnen, Ministern, Würdenträgern, Oberpräsidenten u. s. w. Es folgen schätzenswerthe Notizen über die Bevölkerung, Entfernungen der verschiedenen Eilande, Berghöhen, Einfuhr, Ausfuhr, Schifffahrt, Postverbindung, Miethkutschen und ihre betreffenden Taxen, die so fest stehen, wie die Taxen der Fiaker von London und Paris."

Das katholische Blatt fügt dann freilich hinzu, was wir alle wissen: „Leider scheinen die Bewohner von Hawaii, die sich eines so raschen materiellen Aufschwungs erfreuen, keine lange Zukunft vor sich zu haben, wie die verschiedenen Volkszählungen beweisen, die ein rasches und stetiges Sinken der Einwohnerzahl darthun. Im Jahr 1832 ergab der Census 130,313 Einwohner; bis zum Jahr 1878 war diese Zahl auf 57,985 herabgesunken und davon sind nur

44,083 Eingeborne und 3420 Mischlinge. Der Rest besteht aus Einwanderern, worunter die Chinesen mit 5916 Köpfen hoch obenan stehen."

Was die Chinesen betrifft, so ist ihre Zahl inzwischen bereits auf 10,000 angewachsen, während von den Gilbert-, Marshall- und Karolinen-Inseln schon über 1000 Kulis nach Hawaii verpflanzt worden sind. Die letzteren werden sich wohl leicht mit den Kanaka's verschmelzen und vielleicht sogar dazu beitragen, daß die einheimische Rasse sich noch länger wird halten können. Aber das Ueberhandnehmen der Chinesen ist doch eine so bedenkliche Sache, daß in neuester Zeit schon gesagt worden ist, wenn es so fortgehe, so werde Hawaii noch eine chinesische Kolonie werden, zumal da jetzt eine chinesische Schifffahrtsgesellschaft selbst den Verkehr zwischen China und Honolulu in die Hand genommen hat und alle Monat ein Schiff hin und her gehen läßt. Die Zeitungen haben ja auch schon gemeldet, daß es gerade durch die Chinesenfrage zu ernstlichen Ministerkrisen, zu Volksversammlungen und um's Haar zu einer Revolution in Honolulu gekommen wäre. „Hawaii für die Hawaiier!" ruft die patriotische Partei. „Ob wir bestehen oder untergehen, unser Loos ist das aller, die da lebten und starben," sagt in philosophischer Ruhe der chinesenfreundliche König und mit ihm vielleicht der größte Theil der Gebildeten.

Vom Missionsstandpunkt aus werden wir uns weder für noch wider die chinesische Einwanderung ereifern, sondern wünschen, daß diese Einwanderer in Hawaii recht schnell mit dem Evangelium bekannt gemacht und für dasselbe gewonnen werden möchten, eine Arbeit, die dadurch wesentlich erleichtert wird, daß unter den chinesischen Ankömmlingen manche schon Christen, namentlich Angehörige der Basler Mission, sind. Am 8. Juni 1879 wurde in Honolulu die erste chinesische Gemeinde organisirt und bei dieser Gelegenheit 6 Neubekehrten die hl. Taufe ertheilt. Als Prediger wirkt an dieser Gemeinde der unseren Lesern von früher her bekannte Sit Mun, ein sehr tüchtiger Mann.*) Außerdem haben mehrere hawaiische

*) Außer anderen Tugenden scheint dieser Sit Mun auch die zu haben, daß er kurze Predigten hält. Als einmal ein Evangelist aus Kalifornien für ihn den Gottesdienst hielt und etwas länger redete, als die Gemeinde es gewohnt war, stand einer der Zuhörer auf, zog die Uhr aus der Tasche und hielt dieselbe dem Redner unter die Augen, worauf dieser ziemlich plötzlich zu seinem Amen gelangte.

Gemeinden Kolporteure oder Evangelisten für die Chinesen angestellt. Es wird sich jetzt zeigen, ob das hawaiische Christenthum stark genug ist, dieser hereinflutenden Masse des Heidenthums Herr zu werden oder nicht. Geschieht das Erstere, so dürfte die Zukunft des kleinen Inselreiches keine so trübe sein.

Aber auch gesetzt den Fall, das ganze Völklein gienge wirklich unter, so bliebe doch wahr, was der Verfasser eines Buches über die alte Geschichte von Hawaii und über die Entstehung des jetzigen vereinigten Königreichs von diesem letzteren sagt: Es sei „ein Wunder in der Weltgeschichte, eine Krone der Ehren für die Civilisation, ein Räthsel für die Ungläubigen."

Missions-Zeitung.

Japan.

Vor 1—2 Jahren kam ein angesehenes Glied der russisch-griechischen Missionsgemeinde in Morioka nach Jokohama, machte hier die Bekanntschaft der baptistischen Prediger und gewann den Eindruck, daß ihre Lehre und Kirchenordnung am vollkommensten dem neutestamentlichen Vorbilde entspreche. Beim Abschied nahm er einen ganzen Vorrath von Bibeltheilen 2c. mit und vertheilte diese an seine Freunde in Morioka. Die Folge hievon war, daß gegen Ende 1879 ungefähr 30—40 Personen in Morioka sich entschlossen, zum Baptismus überzutreten und hiezu die Hilfe der Missionare in Jokohama anriefen. Schon lange hatten die amerikanischen Baptisten gewünscht, weiter in's Innere des Landes vorzudringen, und da sie gerade an einem englischen Baptisten Poate einen neuen Mitarbeiter, der als Lehrer an einer Regierungsschule schon Jahre lang in Japan gelebt und die Sprache fließend sprach, gewonnen hatten, so schickten sie diesen mit einem Gehilfen, Suzuki, nach Sendai; einer Stadt von 350,000 Einwohnern, zwischen Jokohama und Hakodate gelegen und noch von keiner evangelischen Mission besetzt. Von hier aus wurde denn auch Morioka besucht und wirklich eine baptistische Gemeinde gegründet, welche aus 6 Mitgliedern besteht. Im Juni 1880 hat auch das Haupt der griechischen Christen um die Wiedertaufe gebeten. Miss. Poate schreibt: „Die Griechen haben die Bibel, studiren sie fleißig und lieben es, über biblische Fragen zu disputiren, sind also in der Lage, eine reinere

Lehre annehmen zu können. Die römischen Katholiken wissen nichts. Man hat sie gelehrt, die Bibel als ein verderbliches Buch anzusehen, das nicht für die Laien bestimmt ist u. s. f."

— Die Evangelische Allianz von Japan hat ihre 7. Jahresversammlung gehalten und einen Bericht herausgegeben, aus welchem wir folgende Zahlen entnehmen: Ende 1879 gab es in Japan 117 Missionare, 16 ordinirte Eingeborne, 94 eingeborne Evangelisten und Katechisten, 24 Bibelfrauen, 2 Spitäler und 5 Freiapotheken, 26 Medicin Studirende, 64 Gemeinden mit 2701 Mitgliedern. 13 von diesen Gemeinden sind ganz, 27 theilweise selbständig. Es gibt 29 Missionsschulen mit 1081 Zöglingen, 63 Sonntagsschulen mit 2511 Kindern, 4 theologische Seminare mit 87 Studenten.

— Am 4. Juni wurde Herr Matsugama, der an der Uebersetzung des Neuen Testaments mitgearbeitet hatte, zum Pastor der Gemeinde in Kobe ordinirt.

— In Okajama hat ein eingeborner Kaufmann, dessen Geschäft nicht gut gieng, über seinem Laden ein großes Aushängeschild angebracht, welches dem Publikum anzeigt, daß drinnen Neue Testamente verkauft werden. Im Lauf eines Monats hatte er für 40 M. verkauft, und ein Testament kostet etwa 40 Pf. Der Absatz ist also ein starker gewesen. Der Stadtschultheiß hatte ein Neues Testament von Dr. Greene aus Jokohama erhalten und kaufte sogleich 10 weitere Exemplare für eine der Stadtschulen. Leider scheinen übrigens die Leute von Okajama dem Laster der Trunkenheit in noch höherem Grade ergeben zu sein, als dies sonst schon in Japan der Fall ist. (Siehe das Bild.) Außer den Protestanten missioniren hier die Russen, die Katholiken und neuerdings die Buddhisten der Schinschu-Sekte.

— Prof. Max Müller widerlegt in einem Brief an die Times die in diesem Blatt kurz vorher ausgesprochene Behauptung, daß die Schin-schu-Sekte in Japan sehr große Aehnlichkeit mit dem Christenthum und ihr „Amita Buddha" mit Christus habe, und theilt bei dieser Gelegenheit mit, daß zwei Priester dieser Sekte seit einem Jahr in Oxford Sanskrit studiren und daß er selten fleißigere, ausdauerndere und treuere Schüler gehabt habe, als diese.

— Drei amerikanische Missionare (weibliche) haben Erlaubniß erhalten, in Kioto, der „heiligen Stadt", zu wohnen.

— In Osaka hat Miss. De Forest den ersten Band eines biblischen Wörterbuches herausgegeben, welcher von den Ortsnamen und der Geographie des Neuen Testamentes handelt. Er bezeugt, daß viele Japaner die h. Schrift studiren.

— Ein Gemeindeglied in Kobe, namens Matsu Ura, kam durch Erbschaft in den Besitz einer Badanstalt in Fukui. Sogleich machte er durch einen Anschlag bekannt, daß fortan die Anstalt Sonntags geschlossen bleiben werde. Das erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Manche Frager

kamen, erhielten Aufschluß und wurden eingeladen, mehr von Jesus zu hören. Jetzt heißt's schon unter den dortigen Witzbolden: „Früher konnte man in diesem Bad nur seinen Körper rein waschen, jetzt aber auch die Seele!“ und Herrn Matsu Ura's kleiner Rattenfänger hat den Spitznamen „das Jesushündlein“ erhalten; ja in der ganzen 40,000 Einwohner zählenden Stadt wird vom „Jesus-Bad“ gesprochen. Die Kundschaft zwar hat sich sehr verringert, der Besitzer aber freut sich, daß die Heiden nach Jesus fragen. Neulich hat Miss. De Forest an 5 Abenden dort vor zahlreichen Zuhörern gepredigt. Unter letzteren ragten 8 bis 10 Lehrer hervor, welche f. Z. Schüler des Prof. Griffis waren, der das bekannte Buch „The Mikado's Empire“ geschrieben hat, längere Zeit in Fukui angestellt war und damals auch die englische Bibel mit seinen Zöglingen zu lesen pflegte. Jetzt haben sie sich Bibeln mit Anmerkungen kommen lassen. „Wenn die Leute hier einmal eben so viel Geschmack am Evangelium finden, als jetzt an Bildung, Schulen &c., so wird es bald Licht werden.“

— Mehrere Missionare erinnern daran, daß trotz alles Fortschritts in äußeren Dingen Japan eben doch noch ein durch und durch heidnisches Land ist, daß bei allen öffentlichen Lustbarkeiten die Sake-Flasche und geschminkte Dirnen die Hauptrolle spielen, daß es z. B. in Osaka allein 3000 von der Polizei anerkannte Häuser üblen Rufes gibt, daß keine Zeitung — die christlichen Blätter natürlich ausgenommen — existirt, in welcher nicht je und je die schamlosesten Dinge zu lesen sind, daß im Allgemeinen die öffentliche Moral seit dem großen Umschwung nicht besser, sondern schlechter geworden, weil man früher doch wenigstens den Confucius fleißig studirt und unter den Officieren, Beamten, Soldaten der verschiedenen Lehensfürsten ein gewisser guter Korporationsgeist geherrscht habe, während jetzt alles nivellirt und für Confucius kein Interesse und keine Zeit mehr da sei, das Christenthum aber erst anfange, sich geltend zu machen. In einem buddhistischen Priesterseminar in Hikone sah Miss. De Forest in einem Lehrsaal die Inschrift „Sake (Branntwein) hier verboten!“ und hörte, daß die Zöglinge öfters, wenn sie in die Stadt giengen, bürgerliche Kleidung anzogen, um Häuser besuchen zu können, in die sie sonst nicht hätten gehen dürfen, und daß ihnen daher dies Wechseln der Kleider verboten worden. Intellektuell freilich schreitet man auch hier voran. Zwei Priester z. B., die in Europa studirt haben, predigen offen, daß der Götzendienst Unsinn ist, und selbst in buddhistischen Schulen wird eine Geographie u. s. w. gelehrt, welche alle Lehren ihrer Religion über den Haufen wirft. Nebenher geht natürlich der krasseste Aberglaube, den die Priester um des Profits willen pflegen, namentlich bei Seuchen u. dergl., so daß die Regierung sich veranlaßt gesehen hat, ein sehr praktisches

Büchlein „Die Cholera: wie ihr vorzubeugen ist“ an alle Tempel zu schicken mit der Weisung, die Priester sollten predigen, was in diesem Buche stehe!

— Im Jahr 1879 wurden von den Bostoner Missionaren in Japan 4 neue Gemeinden organisirt, 5 Pastoren ordinirt und eingesetzt und 121 Erwachsene getauft. Jede der 16 bestehenden Gemeinden hat Zuwachs erhalten. Ihre Beiträge beliefen sich auf 8133 M.

— Um zu zeigen, über was alles die Neubekehrten vom Missionar Belehrung erwarten, führt Miss. De Forest folgende Fragen an, die häufig an ihn gestellt werden, wenn er irgendwo die Christen zu besuchen hinkommt: „Darf ich im dritten Jahr nach meines Vaters Tod ein Fest zu seinem Gedächtniß veranstalten? Wie soll man den Todten seine Ehrerbietung bezeigen? Sollen wir das Geld, das wir früher für Wein und Gastereien verschwendeten, in die Missionskasse legen? Dürfen wir die Taufkandidaten zur Feier des Abendmahls zulassen? Und wenn nicht, ist es nicht unhöflich, wenn wir in ihrer Gegenwart allein essen und trinken? Sollen wir das Abendmahl wie gewöhnlich mit Kuchen (sponge-cake) feiern oder haben Sie Brod mitgebracht?“

— Am 3. Oktober wurde die ganze Ostküste von Japan, besonders Jokohama und Tokio, von einem **Orkan** heimgesucht, der in Tokio allein 742 Gebäude, darunter Kasernen, Magazine und andere Regierungsgebäude zerstörte, 85 Personen schwere Verwundungen und 26 den Tod brachte.

— Eine englische Zeitung in Jokohama theilt mit, daß am 12. und 13. Oktober in Tokio die eingebornen Christen große Versammlungen unter freiem Himmel von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abds. halten wollten, und fügt hinzu: „Wenn wir uns der Verfolgungen erinnern, denen die eingebornen Christen während der Restauration ausgesetzt waren, und daß selbst ein aufgeklärter und liberaler Staatsmann wie Kido es nothwendig fand zu erklären, die Wohlfahrt des Landes verlange die Ausrottung des Christenthums, — so ist die Thatsache, daß jetzt die eingebornen Christen die Erlaubniß der Regierung zur Abhaltung solcher religiösen Versammlungen auf einem öffentlichen Platz der Hauptstadt erhalten haben, ein erstaunlicher Beweis für den Fortschritt, welchen die Regenten des Landes in der Richtung auf Religionsfreiheit und Toleranz gemacht haben. Diese weise und duldsame Handlung der Obrigkeit verdient die Anerkennung aller Verständigen und kann nicht anders als einen günstigen Eindruck in aller Welt hervorbringen. Das betreffende Unternehmen ist ganz nur von den eingebornen Christen ausgegangen, die Versammlungen werden auch ganz in japanischer Sprache gehalten werden; doch sind Vertreter der verschiedenen Missionsgesellschaften dazu eingeladen.“

— Die **Kaiserin von Japan** soll alle Morgen bis 11 Uhr literarisch beschäftigt sein

und zuweilen schon um 7 Uhr einen Vortrag von Herrn Sojeschima über Literatur anhören.

China.

Der wesleyanische Miss. Hill in Nordchina bespricht die Frage, ob es nicht gut wäre, die 18 Provinzen des großen Reiches an die verschiedenen Missionsgesellschaften zu vertheilen, wie die Katholiken sie unter ihre Orden vertheilt haben. „Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger rathsam erscheint es mir. Gemeinschaftliche Arbeit mit und für Christus ist eine gewissere Garantie und ein festeres Band der Einigkeit, als das, welches durch die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Gesellschaft gebildet wird und das doch immerhin ein etwas künstliches ist.“ Ihn selbst zieht es nach Schansi, wo er in der Hungerzeit die Noth lindern half, namentlich nach Pingjangfu, wo er sich damals viele Freunde gemacht. Schansi ist aber fast ausschließlich von Baptisten besetzt.

— Vor einigen Jahren lernte Miss. Roß in Mukden einen Koreaner, namens Bei, kennen und gab ihm ein chinesisches Neues Testament, sowie einen Traktat. Bei nahm dieselben mit heim und las sie nicht nur selbst, sondern lieh sie auch seinen Nachbarn. Einer von diesen, namens Tsway, wurde dadurch erweckt, begab sich nach Njutschwang und bat um die Taufe. Miss. Macintyre schickte ihn aber aus Vorsicht wieder heim: er solle zuerst den Seinigen mittheilen, was er vorhabe, dann solle er wiederkommen. Er kam auch wirklich wieder, begleitet von einem Sohn seines Freundes Bei, der dann auch mit ihm getauft wurde. Jetzt ist Tsway damit beschäftigt, das Neue Testament und Bunyan's Pilgerreise in seine Muttersprache zu übersetzen.

Im Ganzen sind bis jetzt 4 Koreaner getauft, alles literarisch gebildete Männer; 11 andere beschäftigen sich wenigstens mit der christlichen Lehre. Noch vor sechs Jahren vermochte Miss. Roß trotz aller Geldanerbietungen nicht, einen Koreaner zum Sprachlehrer zu bekommen, ja die Koreaner, mit welchen er je und je an Grenzorten zusammenkam, leugneten, daß sie eine eigene, von der chinesischen verschiedene Sprache und Literatur hätten. Jetzt kann man so viele, als man nur will, zu Sprachlehrern, Uebersetzern u. s. w. haben. Da die Koreaner viel religiöser und einfältiger sind, als die Chinesen, hofft Miss. Roß viel von dieser Mission, die von Njutschwang aus an ihnen geübt wird. Aber auch die Arbeit an den Chinesen in Mukden und Njutschwang ist nicht vergeblich. 1879 wurden 37 getauft, und in Mukden hat der eingeborne Evangelist Wang, ein bekehrter Opiumraucher, während Miss. Roß' Abwesenheit die Arbeit allein versehen.

— Die englischen Wesleyaner haben die 136,000 Einwohner zählende Stadt Tschungking am Jangtsekiang, beinahe 300 Stunden von dessen Mündung westwärts, zur Station gemacht.

Ihr erster Missionar Scarborough traf hier übrigens schon einen Kollegen von der China Inland-Mission (Nichol), sowie Repräsentanten der Britischen und der Schottischen Bibelgesellschaft. „Es ist wirklich eine sehr merkwürdige Thatsache," schreibt er, „daß es nachgerade für einen Bibelkolporteur in China schwer wird, einen Markt für seine Bücher zu finden, der ihm nicht schon durch irgend einen Vorgänger bis auf einen gewissen Grad verdorben wäre." Die Katholiken haben einen Bischof und angeblich 8000 Christen in dieser schönen Stadt. Miss. Scarborough war erstaunt und betrübt, zu beiden Seiten des Flusses, namentlich in der Provinz Sztschuen, alles voller Mohnfelder und in den Städten alle Märkte voll Opium zu finden. „Die Menge von Opium, welche in Sztschuen producirt und konsumirt wird, ist Entsetzen erregend. Wir wurden seinen widerlichen Geruch nie los und überall fiel unser Auge auf Opium-Pfeifen, -Lampen, -Boote und -Läden. Fast alle Schiffer rauchten, und das Erste, was sie nach einem harten Tagewerk thaten, war — sich zurückzuziehen zu einer Pfeife Opium."

— Drei Kolporteure der schottischen Bibelgesellschaft verkauften in 3 Monaten zusammen 351 Testamente und 6123 einzelne Bibeltheile. In einer Stadt in Hupe fand Herr Archibald einen Kaufmann, der in Hankau ein Neues Testament bekommen und vom Inhalt desselben so zu seinen Freunden und Nachbarn gesprochen hatte, daß diese ihn dringend baten, sich als Lehrer bei ihnen niederzulassen. Als sie hörten, daß das nicht möglich sei, kauften 20 von ihnen je ein Neues Testament.

— Auf einer zwei Monate langen Predigtreise, die der amerikanisch-presbyterianische Miss. Corbett im Frühjahr 1880 von Tschifu aus machte, konnte er 57 Erwachsene, die schon lange darauf gewartet hatten, und 18 Kinder taufen. In einem Ort hatte ein junger Mann, der während der Hungersnoth vor drei Jahren in die Mandschurei geflohen war und dort durch einen eingebornen Prediger der schottischen Mission erweckt und später getauft worden war, dem Missionar vorgearbeitet. Der 81-jährige Großvater, die Mutter, Frau, 2 Kinder, 1 Bruder und 1 Schwester dieses jungen Mannes waren unter jenen Getauften.

Indien.

Bereits 24 Jahre sind seit Gründung der eigentlich auf Tibet gerichteten Brüdermission im West-Himalaja vergangen und noch ist sie nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen. Doch ist in Lahul und Kunawur je eine kleine Gemeinde gegründet und überdies in Spiti, Rupschu, Zangkar, Nubra, Ladak, Kaschmir auf wiederholten Reisen das Evangelium durch Wort und Schrift verbreitet worden. Die Missionare besuchen hiebei in erster Linie die buddhistischen Klöster und haben sich hier oft einer weitgehenden Duldsamkeit zu er-

freuen gehabt. Die ausgetheilten Bücher werden auch wirklich gelesen und genießen die Achtung, welche Buddhisten gegen das geschriebene Wort überhaupt hegen. Ihre Gegnerschaft äußert sich fast nur in passivem Widerstand, während die Muhammedaner ihre Feindschaft gegen das Christenthum nur allzu offen an den Tag legen. Das von Indien her eindringende Kastenwesen, die Macht des einheimischen Adels, die herzlose Aeußerlichkeit der herrschenden Religion, der tiefgewurzelte Stolz gegen alles Fremdländische — das sind in den Provinzen Lahul und Kunawur die Haupthindernisse; im nördlicheren Ladak sind die Verhältnisse viel günstiger. Unter den in den letzten 10 Jahren getauften 9 Personen befinden sich 6 Ladaker. Bis jetzt ist's aber leider nicht gelungen, in Ladak selbst eine Station zu gründen. Die Kyelanger Schulen sind von der indischen Regierung begünstigt worden und zählten einmal schon 150 Schüler. Feindliche Beamte und der durch die Erweckung einiger Schüler hervorgerufene Schreck haben aber sehr schädlich gewirkt.

Gegenwärtig wird in der Nähe von Kyelang ein neues Kloster gebaut, das einem buddhistischen Gegenmissionar, der aus Tibet gekommen ist, um das Volk in seiner Religion zu befestigen, als Wohnung dienen soll. Viel Verehrung, ja Anbetung genießend, durchzieht derselbe das Thal und hält sich in den verschiedenen Dörfern längere Zeit auf, wo er von den Reicheren festlich bewirthet wird. Die Arbeit an dem ziemlich großen Kloster wird von dem Volke unentgeltlich gethan. Freiwillig geschieht das aber nicht, denn die meisten müssen von den Führern, deren alleiniges Werk der Klosterbau ist, gezwungen werden.

— In Welur, westlich von Madras, wurde am 5. Juli 1880 der Grundstein zu einem neuen Schulgebäude der schottischen Kirche vom eingebornen Richter, im Beisein von 2000 Personen gelegt.

— Im „Bombay Guardian“ schreibt ein Herr Kingsley: „Mein Beruf bringt mich in tägliche Berührung mit den Eingebornen, besonders mit den Parsis. Ich bin daher in der Lage, nach meinem so langen Aufenthalte in Indien, mehr über sie zu wissen, als die meisten Europäer. Ich könnte Hunderte solcher nennen, die schon lange nicht mehr die Sonne, den Mond, die Sterne, das Meer und das Feuer anbeten; welche die sophistischen Ausflüchte für Heuchelei halten, wodurch andere diesen Götzendienst entschuldigen wollen; die nie einen Feuertempel besuchen, die in einer unverständlichen Sprache herzusagenden Gebete nicht mehr mögen und die widerwärtigen Gebräuche und Ceremonien verabscheuen, ohne welche man nach Parsi-Begriffen nicht selig werden kann, ja, die im Herzen fast Christen sind und die bloß aus Furcht vor der öffentlichen Meinung und vielleicht aus anderen persönlichen Gründen das Kreuz Christi fliehen. Und diese Klasse von Leuten wird täglich zahlreicher.“

— Im Sommer v. J. taufte der baptistische Miss. Jones in der Nähe von Agra vor vielen Zeugen einen brahmanischen Priester, namens Ram Ratu, der lange Jahre auf Pilgerreisen zugebracht und zuletzt beim Dorfe Bisama einen kleinen Tempel errichtet und als „Sadhu" gelebt hatte.

— Der eingeborne presbyterianische Miss. Tschatterdschi in Hoschiarpur hat wieder einen Fakir getauft. Jetzt sind's schon 10 getaufte Fakirs. Der bedeutendste von ihnen, Gola Schah, macht Fortschritte in christlicher Erkenntniß, kann aber noch nicht glauben, daß die Ehe ein von Gott eingesetzter und gesegneter Stand sei; Christus habe ja auch nicht geheirathet. So predigt er denn nach wie vor gegen das Heirathen. Musa und Hadschi scheinen weiter zu sein. Sie haben große Predigtreisen gemacht — bis nach Allahabad und sich dabei viel Spott und schlechte Behandlung ruhig gefallen lassen.

— Die amerikanischen Frei-Baptisten haben in Süd-Bengalen acht Stationen: Balasor, Midnapur, Santipur mit 527 Kirchengliedern, von denen 43 erst voriges Jahr getauft wurden. Die Zahl der Missionare ist 6, der eingebornen Prediger 5, wozu noch ein „Pastor" und 12 Laienprediger kommen. Diese Mission wurde 1837 von Miss. Phillips gegründet. Der älteste der jetzigen Missionare ist Dr. Bacheler, seit 1840 im Lande.

— Im Sept. besuchte der junge Maharadscha von Maisur die altberühmte Stadt Kolar und in derselben auch Fräulein Anstey's Waisenhaus. Sie wollte bei dieser Gelegenheit dem Maharadscha eine Bibel überreichen, man rieth ihr aber davon ab. Obgleich sie niemanden um Beiträge bittet, sondern nach Georg Müller's Art lebt, fehlt es ihrer Anstalt doch nicht.

— Der indische Reformer Dajanand Saraswati Swami sagt in einem Brief an seinen in Oxford studirenden Freund Sijamadschi Krischna Warma u. A.: „Ich rathe Dir dringend, sogleich nach Vollendung Deiner Studien Vorträge zur Verbreitung vedischer Lehren zu halten und erst dann, nicht früher, nach Indien zurückzukehren; denn ein so erworbener guter Ruf ist besser als Geldmachen, ja bringt großen Segen. Was denken unsere geliebten Professoren Monier Williams und Mokschamular neuerdings über die Vedas und andere Schastras? Interessiren sie oder andere sich irgendwie für die Verbreitung der darin enthaltenen Lehren? Ist es wahr, daß die theosophische Gesellschaft einen vedischen Zweigverein in London gegründet hat? Hast Du je Ihre Majestät, die große Königin, die Kaiserin (Radscharadscheschwari) von Indien gesehen und das Parlament?" 2c.

— Oberst Olcott und Frau Blawatski aus Amerika, welche in Bombay wenig Glück mit ihrem theosophisch-spiritistischen Unsinn gemacht, haben in Ceylon glänzende Aufnahme gefunden und sich von buddhistischen Priestern

und Hohenpriestern nicht nur feiern lassen, sondern diese auch zur Bildung einer Miss.-Ges. zur Verbreitung des „philosophischen Buddhismus" in Europa und Amerika angeregt.

Afrika.

Zum Interessantesten, was man lesen kann, gehören die Tagebücher der Missionare Stech, Knothe und Winter in den „Berliner Missionsberichten (Nr. 19 bis 22). In Folge der Gefangennahme Sekukuni's haben die Berliner nun unter englischem Schutz ihre Bapedi-Mission wieder aufnehmen und ausdehnen können. Miss. J. Winter z. B. hat im Anfang v. J. in Mosego auf den Trümmern von Sekukuni's Hauptstadt eine neue Station angelegt. Die Masse des heidnischen Volkes ist freilich sehr stumpf. „Fast spurlos ist das große Unglück dessen, der ihr Gott war und mehr als einmal sich selber öffentlich so genannt hat, an der Masse, besonders an den Häuptlingen, vorübergegangen, selbst an denen, die alles — Weib, Kind, Vieh — eingebüßt hatten. Den Hunden gleich, die sich um Knochen zanken, zanken und reißen sich alle die vielen Häuptlinge um das, was Sekukuni einst war — der Gott des Volkes zu sein, zu herrschen und zu befehlen und die Gläubigen mit List und Gewalt zu plagen." „Ein Gläubiger sein ist noch immer auf allen den vielen Kraalen umher das crimen læsæ majestatis des ganzen Basutothums." Wie ein Aussätziger wird jeder Christ und Taufbewerber gemieden und gefürchtet, verachtet und gehaßt. Dem Missionar ist das aber gar nicht unlieb, hat er seinen Leuten doch oft gesagt, daß für ihn nur das entmuthigend wäre, wenn Heidenthum und Christenthum sich glichen und sich vertrügen, wenn ihre heidnischen Verwandten und Freunde nicht etwas total Neues und Entgegengesetztes, sondern immer noch das Alte, nur in etwas verfeinerter Form, bei ihnen finden würden. Rührend ist's, wie manche, darunter junge Mädchen, allerlei Anstrengung und Spott auf sich nehmen, um nur den Taufunterricht regelmäßig zu besuchen. Das Schlimmste aber ist die Gleichgültigkeit der meisten. „Ich sage es noch einmal: der Kaffern Hauptsünde ist die Dummheit und Stumpfheit, das gänzliche Baar- und Ledigsein von allen Gedanken und Empfindungen." Miss. Winter hatte ihnen gezeigt, daß eine berühmte, gefürchtete Höhle, welche bisher aus Aberglauben von niemand betreten worden, gar nichts Wunderbares enthalte, indem er selbst in dieselbe hinabgestiegen. Diese Aufdeckung des Betrugs ihrer Zauberer machte aber so gut wie gar keinen Eindruck auf sie. Dennoch hatte Winter nach einem halben Jahre schon 120 Taufkandidaten. Leider hat er den größten Theil seiner Zeit und Kraft auf äußere Arbeiten verwenden müssen und überdies noch mit Ameisen, allerlei Gewürm, Feuchtigkeit und auch mit Fieber zu kämpfen gehabt.

Sehr schön geht auch die Ar-

heit des von Wallmannsthal nach Myhome in Nord-Transvaal übergesiedelten Miss. Knothe und seiner zahlreichen eingebornen Helfershelfer voran. Zwei solche zu seinem eigenen Stamm gehörige Evangelisten nahm ein Häuptling mit folgender Erwägung bei sich auf: „Das Wort Gottes kommt doch unter das Volk, wir können es nicht hindern; so ist es besser, daß ich meine Kinder als Lehrer hierher nehme, als wenn andere, etwa gar weiße Lehrer herkommen." Jetzt ist dort, in Moletlane, bereits eine kleine Gemeinde erstanden.

Ebenso in Leschoaáne, drei Stunden von Myhome entfernt, wo einige von Katechisten der waadtländischen Mission Erweckte und theils auch schon Getaufte sich angesiedelt haben. „Die Vorurtheile gegen unsere (lutherische) Kirche und Mission, welche den Leuten von Gegnern und Neidern beigebracht waren, sind geschwunden. Die 6 erwachsenen Getauften, die sich uns angeschlossen haben, halten sich zum Sakrament. Die Kinder, deren ich etliche getauft, besuchen die Schule. Nüchterner Unterricht in Gottes Wort läßt die Unklarheit und den methodistischen Unsinn schwinden, und ich finde, daß die kleine Gemeinde in Eintracht und rechtem Ernste wandelt."

Dabei gereicht theils das persönliche Wohlwollen der englischen Regierungsbeamten der Mission sehr zur Stütze, theils fördern die Regierungsmaßregeln an sich das Gute im Lande. Eines der neuen Gesetze z. B. lautet: „Jeder Kaffer hatte pro Hütte jährlich 10 M. Abgabe zu zahlen (wer also 10 Weiber und in Folge dessen 10 Hütten hat, 100 M.), während Kaffern mit nur Einem Weibe und Einem Häuschen nach europäischer Bauart und civilisirten Sitten frei ausgehen sollen." „Das ist doch eine Art von Stütze für uns," schreibt Miss. Winter, „während die Gesetze der weiland Transvaal-Republik mehr als einmal unsere ganze Arbeit im Lande unmöglich zu machen drohten. Item, man schelte die Engländer, aber schelte sie nicht allzu sehr!"

— Ende August war Miss. Mackay auf seiner Rückreise von Uyui nach Uganda glücklich bis Kagei gekommen. Der Weg durch Usukuma war aber voller Gefahren gewesen. Fünfmal wurde die Karawane angegriffen und einmal mit einem Schauer von Pfeilen überschüttet. Mackay bestand aber darauf, daß seine Leute keinen Gebrauch von ihren Waffen machten; er selbst gieng, bloß den Sonnenschirm in der Hand, stracks dem Feind entgegen, sah diesen fest an und beugte durch dies ruhige Auftreten allem Blutvergießen vor. Die Eingebornen wollen eben plündern, und manchen ist sogar das Ueberfallen und Tödten von Reisenden an sich ein Vergnügen. Mackay ist daher voll Lob und Dank für die erfahrene Bewahrung. Einen Pfeil, der dicht neben ihm in den Boden fiel, hat er zum Andenken aufgehoben. Vielleicht reisen die Missionare künftig statt durch Usukuma über Urambo, von wo

man in 16 Tagen an's Südende des Viktoria-Nyanza gelangen kann und zwar durch Gebiete, welche unter Mirambo's Herrschaft stehn, der seinerseits freien Durchzug (ohne hongo, d. h. Zoll) und Schutz verspricht. Daß dieser Herrscher an der Ermordung der Reisenden Carter und Cadenhead unschuldig ist, bestätigt nun auch Dr. Baxter in Mpwapwa.

Todesfälle.

Am Sonntag Morgen, 25. Januar 1880, starb in Rarotonga, etwa 78 Jahre alt, Maretu, der älteste eingeborne Prediger der Hervey-Inseln. Im Mai 1833 war die erste Gemeinde gegründet, im August 1834 Maretu getauft worden. Im November desselben Jahres hatte er seine erste Predigt gehalten. 1839 wurde er nach Mangaia, 1852 nach Manihiki und Rakaanga geschickt, 1854 zum Nachfolger von Miss. Pitman in Rarotonga ernannt. Noch während seiner letzten, 6 Monate langen Krankheit ließ er sich ein paar mal von den Diakonen in die Kirche tragen, um die Versammelten zu ermahnen. Er war ein durch und durch lauterer und demüthiger Mann, ein Mann des Glaubens und Gebets. Seine letzten Worte waren: „Möge Gott in eurer Mitte wohnen!“ Und kurz vor dem Landen der ersten Missionare hatte dieser Mann noch an einem kannibalischen Festmahl theilgenommen und den Kopf eines der Geschlachteten als Leckerbissen für sich allein heimlich bei Seite gebracht!

— Am 10. Aug. 1880 starb in Benares an der Cholera M. A. Sherring, seit 1852 Londoner Missionar in Nordindien, 54 Jahre alt, bekannt hauptsächlich als Schriftsteller und Schulmann, aber auch als tüchtiger Heidenprediger. Unter den eingebornen Christen, welche ihn zu Grabe trugen, war sein erster Bekehrter, ein Brahmane, den er 24 Jahre zuvor getauft hatte, und der jetzt einer der Hauptlehrer an der Londoner Missionsschule in Benares ist. Wenige Tage vor seinem Tode hatte Sherring einen Traum: Er sei im Himmel und werde dort von all' den Seinigen, die ihm vorangegangen, bewillkommt, und am 8. August noch hatte er in der Sonntagsschule mit ungewöhnlicher Wärme und Dringlichkeit gesprochen.

— Am 19. August starb in England Georg Gill, von 1844 bis 1860 Londoner Missionar in Mangaia und Rarotonga, die letzten 20 Jahre lang Pastor in Burnley. Im Jahre 1870 besorgte er in Verbindung mit Miss. Krause eine Revision der Rarotonganischen Bibelübersetzung, und noch in den letzten Tagen seines Lebens war er mit den Vorbereitungen zur Herausgabe einer neuen Auflage des Rarotonganischen Gesangbuchs beschäftigt.

— Die Beerdigung des bei Isnik ermordeten Miss. Parsons glich fast einem Triumphzug. Außer einer ungeheuren Volksmenge hatte sich auch der Vikar des armenischen Patriarchen von

Konstantinopel eingefunden, um dem protestantischen Missionar einige Worte der wärmsten Anerkennung und Bewunderung nachzurufen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß die Leichname dieses Missionars und seines treuen Begleiters von Mittwoch Abend (28. Juli) bis Samstag unbedeckt im Gebüsch liegen blieben, ohne von Raubthieren oder auch nur von Insekten im mindesten verletzt zu werden, und daß sie auch nach einem fünfstündigen Transport auf Pferden in brennender Sonne keine Spuren von Verwesung zeigten. Noch am Sonntag (dem Begräbnißtage) sah der ermordete Missionar nicht wie todt, sondern wie sanft schlafend aus, so daß viele herzutraten und seine Stirne küßten. In den letzten Jahren hatte Miss. Parsons viel an Fieber gelitten und noch am Sonntag vor seiner Ermordung war er fieberkrank. Seine Frau und älteste Tochter arbeiten an einer Mädchenschule in Kleinasien, eine andere Tochter, Wittwe des Miss. A. Whiting, arbeitet in China; zwei jüngere Kinder sind in amerikanischen Anstalten. Auf die Frage, warum sie die Leichname nicht begraben hätten, antworteten die Mörder: „Sie waren Giaurs, warum sollten wir sie begraben? Wer würde je nach ihnen fragen?“ So denkt man in der Türkei also vom Christenmord! „Viele Christen,“ schreibt Miss. Greene, „sind in den letzten Jahren in Nikomedien ermordet worden, aber nie hat man von der Bestrafung der Schuldigen gehört . . . (Er zählt nun eine ganze Reihe von Beispielen auf.) Die einzigen türkischen Christenmörder, von deren Bestrafung wir wissen, sind die der Konsuln in Salonichi und die unseres Bruders Merriam und unseres Bruders Coffing, und in 2 von diesen 3 Fällen mußten Kriegsschiffe erscheinen!“

— Der für Farringia bestimmte eingeborne Miss. David Brown ist mit einem Schiff, das ihn von Sierra Leone aus dahin bringen sollte, untergegangen. Zugleich giengen 1000 M. verloren, die der Mission gehörten.

— Am 14. April 1880 starb die kürzlich erst in ihrem Alter getaufte „Frau Lightburn,“ Häuptlingin von Farringia am Rio Pongas. Bei ihrem Begräbniß fanden die sonst üblichen heidnischen Ceremonien nicht statt, obgleich ihre heidnischen Verwandten es wünschten.

— Am 2. Nov. ertrank bei Negapatam der wesleyan. Miss. Slater in Folge Umschlagens seines Bootes. Er hatte nur 2 Jahre lang in Indien gearbeitet.

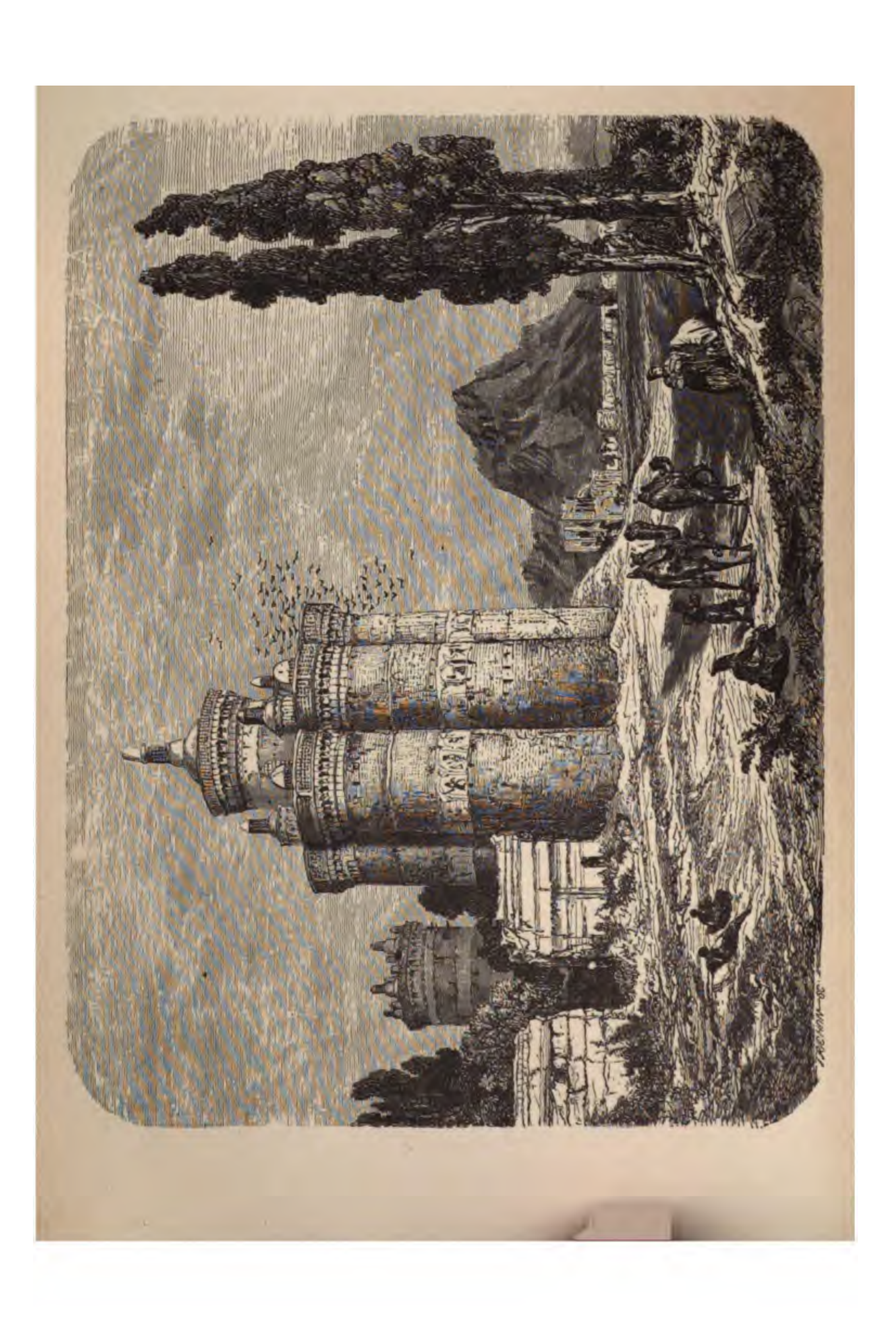
Bücherschau.

Allgemeine Ethnographie von Fr. Müller. Zweite umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Wien. 1879. Alfred Hölder.

Der Verfasser hat ein Lehrbuch liefern wollen, welches das in den letzten Jahrzehnten riesig angewachsene, aber nirgends kurz und auch für Laien verständlich zusammengestellte ethnographische Material in knapper Form (600 Seiten) verarbeitet und damit weiteren Kreisen zugänglich macht. Zum Selbststudium, wie zum Nachschlagen (wozu das Register auffordert) ist das auch typographisch alle Anerkennung verdienende Buch sehr brauchbar. Der Standpunkt des Verfassers ist mild darwinistisch. Trotz alles Bestrebens, ganz unbefangen nur die Thatsachen reden zu lassen, wird daher manches als gewiß vorausgesetzt, was noch lange nicht bewiesen ist. Namentlich, wo von der Religion der Naturvölker die Rede ist, spürt man das. Den Missionaren, welche „überall Spuren der Uroffenbarung wittern," hat er entschieden zu wenig Glauben geschenkt, ja sehr viele von ihnen gegebene Aufschlüsse, wie auch den Erfolg ihrer Arbeit z. B. unter den Eskimos, Negern, Polynesiern 2c. ganz ignorirt. Alles in allem können wir sagen, daß wir zwar vielen Ansichten des Verfassers (z. B. über den Ursprung des Neffenerbrechts bei den Negern, die Zukunft des Islam in Afrika, den Werth der vermeintlichen Büschelhaarigkeit zur Rassenbestimmung, Bevorzugung der Kaffern vor den Negern 2c. 2c.) nicht beistimmen, aus seinem Buche aber viel gelernt und wenn auch manches vermißt, so doch wenig eigentlich Falsches darin gefunden haben.

Pflicht und Aufgabe der Missionsarbeit des XIX. Jahrhunderts und Widerlegung der gegen sie erhobenen Einwürfe. Von Dr. Wangemann. Berlin. Selbstverlag der Missions-Gesellschaft.

Es freut uns sehr, daß dieses auf der Kreissynode Berlin I am 14. Juni 1880 vorgetragene Referat des verdienten Missionsdirektors nun auch als Flugschrift erschienen ist. Auf 7 landläufige Einwürfe antwortet derselbe in ebenso überzeugender und sachgemäßer, als auch humoristischer Weise, um dann 8 Gründe aufzuführen, die uns bewegen sollten, trotz aller Einrede und aller Schwierigkeit doch immer wieder Mission zu treiben. Zum Schluß werden auch noch praktische Winke gegeben, wie von Seiten der Kirche die Mission gefördert werden könnte.



La Lamo, der Fetisch-Prophet.

Von H. Bohner.

Erster Theil:

Owu als Wongtschä.

2. Die Lehrzeit.

(Fortsetzung.)

Einmal lag in einer dunkeln, schwarzen Nacht Owu schon in tiefem Schlaf, als ihn Odonko weckte und schnell mit allerlei Aufträgen an einen Amtsbruder nach Akkra sandte. Owu hätte gern Odonko's Sohn als Begleiter mitgenommen, was ihm jedoch nicht gestattet wurde, da er Aufträge erhalten werde, die niemand erfahren dürfe. Owu gieng. Noch in der gleichen Nacht hatte er die Antwort zurückzubringen, deren Inhalt seinen Verwandten mitzutheilen für ihn gar zu verführerisch war. Doch überwand er sich. Und das war sein Glück, denn die ganze Sendung war nichts als ein bloßes Manöver, seine Unerschrockenheit und Verschwiegenheit auf die Probe zu stellen.

Was den Vorsatz betrifft, den Owu in Betreff seiner Frau gefaßt hatte, so gelang es ihm wirklich, längere Zeit heimlich mit ihr zu verkehren, bis Odonko es endlich merkte und sich furchtbar entrüstet darüber stellte. Owu wußte, was das zu bedeuten hatte, und mit ein paar Flaschen Rum war alles wieder gut gemacht.

Owu war noch nicht sehr lange in der Lehre, als ihm Odonko eines Tages erklärte, diesen Abend könne er ihn nicht begleiten, da er mit seinen Kollegen irgendwo zusammenkomme. Es war damit die Versammlung der Fetischmänner gemeint, die öfters an dem uns bereits bekannten Orte zwischen La und Täschi nächtlicher Weile stattzufinden pflegte. In diesen Zusammenkünften lag ihre Stärke.

Streitigkeiten innerhalb der Fetisch-Sippschaft wurden hier beigelegt, Unheilspläne geschmiedet und Rath gepflogen, wie man diesem oder jenem seinen Geldbeutel ein wenig enger schnüren, Feinde aus dem Wege räumen oder sonst ein gemeinschaftliches Unternehmen ausführen könne. Als nun am bewußten Abend die Täschier in die Versammlung eintraten, setzten sie sich still bei Seite, ein Wink für die anderen, daß sie eine Klage vorzubringen hätten. Die Laer setzten sich ebenfalls zusammen und sandten dann einen Sprecher an die Täschier: Wenn sie etwas zu sagen hätten, so sollten sie es nur vorbringen.

Hierauf erhob sich unter den Täschiern der rothe Akrong, ein sehr gewandter Redner, und sagte: „Es ist zwar, wie ihr wohl wißt, nichts, über das wir zu klagen hätten," allein daß man des schwarzen Sowa Sohn das Akrohu (Schwarzkunst) in La und nicht in Täschi wolle erlernen lassen, sei eine zu große Anmaßung, als daß sie dazu schweigen könnten. Es gelte doch überall, ‚am Faden der Vorväter müsse man weiter spinnen;' hiezu stimme aber ihr Handeln durchaus nicht.

Als der rothe Akrong von Anmaßung*) gesagt, wollte ihn ein Laer im Zorn unterbrechen, wurde aber von einem seiner Kollegen durch die Aufforderung zurückgehalten, jenen doch erst ausreden zu lassen. Als er zu Ende geredet hatte, erhob sich Labi und sagte begütigend: daß Owu in seiner Heimat La statt bei ihnen in die Lehre gehen solle, daran seien nicht die Laer, sondern sie, die Täschier, schuld, da ja zwei von ihnen bei jener Sitzung nach längerer Verhandlung förmlich ihre Einwilligung dazu gegeben. Das schlug ein. Die beiden Täschier, welche an jener Konferenz bei Owu's Aufnahme zugegen gewesen und allerdings nach einigem Sträuben dem verhängnißvollen Vorschlag beigetreten waren, hatten ihren Kollegen in Täschi aus Feigheit kein Wort davon gesagt, daß jener Beschluß nicht ohne ihre Zustimmung war gefaßt worden. Jetzt sprangen sie auf und schrieen: „Wir haben gesagt, wir geben es nicht zu, aber ihr Laer habt uns überschrieen." Dieses unterstützten ihre Genossen durch lautes Schimpfen, worauf die Laer nicht verfehlten, in mindestens ebenso energischer Weise ihre Antwort zu geben.

Endlich erhob sich der älteste Wongtschä von La, ein wohlmei-

*) Eigentlich Betrug, Ueberrumpelung.

nender, ehrwürdiger Greis, und beschwichtigte zuerst seine Kollegen, worauf es auch unter den Täschiern stille ward. Er sagte, das, worüber man so schreie, sei eigentlich keine Sache, die Kinder hätten es ohne sein Wissen ausgemacht, sonst wäre es nicht geschehen, er rathe deßhalb, daß man die Sache fallen lasse. Die Laer sollten dergleichen nicht mehr thun und die Täschier könnten ja den nächsten, der sich in ihrer Stadt melde, auch bei sich behalten, dann gleiche es sich wieder aus, überdies sei ja die Mutter des Owu von Täschi gebürtig u. s. f.

Hierauf erwiderte Akrong: „Wenn wir sagen, daß wir mit dem, was man soeben gesagt hat, einverstanden sind, so geschieht es nur, weil wir das Angesicht unserer beiden Brüder, die mit bei der Aufnahme waren, nicht wollen „sterben machen." Wenn das nicht wäre, so würden wir nicht ruhen, bis Owu von La nach Täschi gebracht ist."

Hiemit war die Sache erledigt. Man tauschte nun die verschiedenen Neuigkeiten aus, berieth dies und das und schritt endlich zu der Vertheilung von 1000 Schnüren Muschelgeld, die man in La durch das Ausfindigmachen eines bedeutenden Diebstahls als Prämie erhalten hatte. Zwar gehörte dieselbe eigentlich nur den Laern, da ihnen aber die Täschier den Dieb ausfindig gemacht hatten, so verlangten diese billig die Hälfte. So viel wollte man ihnen aber nicht abtreten. Es kam wieder zu einem Wortwechsel, und als bei diesem einem Täschier die Worte entfuhren: „Fort, ihr Laer, mit eurem Bettel, wir haben euch satt!" bekam er zur Antwort von Mensa Kwao eine kräftige Maulschelle. Dieser Mensa nämlich, den wir schon bei Owu's Aufnahme kennen gelernt haben, ein schmeerbäuchiger, großmauliger Prahlhans, war stets zu Raufereien geneigt und deßwegen selbst bei seiner eigenen Partei verhaßt. Kaum hatte er das Signal gegeben, als auch schon drei bis vier Täschier ihm am Halse hiengen und gehörig auf ihn losschlugen, während die Laer ihren Landsmann mit eben so kräftigen Hieben zu vertheidigen suchten, bis endlich der ganze Haufe an einander hieng, und nun die Aelteren, um ein Unglück zu verhüten, eine Versöhnung zu Stande zu bringen suchten. Das gelang ihnen denn auch schließlich. Man theilte das Muschelgeld in gleiche Theile und schied im Frieden von einander. „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich" — das gilt von diesen Fetischmännern noch in ganz besonderem Sinne.

Ist es doch bei ihnen feststehender Brauch, nie auseinander zu gehen, bis etwaige Streitigkeiten geschlichtet sind. Sie stehen dem Publikum immer als ein geschlossenes Ganze gegenüber. Jede dauernde Uneinigkeit würde sie ihrer Macht und ihres Einflusses berauben.

Der nächsten Versammlung durfte auch Owu beiwohnen, obwohl er noch in der Lehre war. Aber wie staunte er, als er hier so viele sah, die er gar nicht für Wongtschä gehalten hatte, und dadurch einen Einblick in das Spionirsystem der Fetischmänner bekam. Es waren nämlich geheime, d. h. unter dem Volke nicht als solche bekannte Wongtschä, gewöhnlich Otutufonjo genannt. Da gab es viel zu verhandeln, und es dauerte lang, bis alle Neuigkeiten, Geheimnisse und Aufschlüsse, die man einander mitzutheilen hatte, ausgetauscht waren.

Die Hauptneuigkeit war, daß dem Tete in Usu seine Kiste mit wohl gegen 1000 Thalern gestohlen worden. Gleich hatten sie Wind davon; einer sagte, es müsse gewiß unter dem Hausgesinde der Dedde sein, welche seit einigen Tagen das flotteste Leben führen. Früher hätten sie kaum Geld für Häringe gehabt, jetzt seien ihnen weder die besten Fische, noch Hühner und Schaffleisch zu theuer. Er wisse nicht, wo die das Geld her hätten.

Ein Zweiter: „Gestern Morgen gieng ich spazieren und kam an Herrn Rottmann's Laden vorbei. Ich dachte: Ich gehe hinein, vielleicht kann ich was sehen. Wie ich hineinkomme, finde ich da der Dedde Leibeigenen, ihren Kwaschi (Name eines „am Sonntag gekauften" Sklaven), der drei Stücke Zeug kauft und sie blank ausbezahlt. Ich staunte und dachte: ‚Wo hast du kleiner Kerl das Geld her?'"

Ein dritter, schon älterer Mann erhob sich und sagte, es scheine ihm auch sicher, daß das Geld unter dem Gesinde der Dedde zu finden sein müsse, aber man sollte wissen, wer von ihnen der eigentliche Dieb sei. Alle warfen nun ihren Verdacht auf den schwarzen Tete, weil dieser von jeher ein Erzschelm gewesen sei.

Dann frug Einer, ob der Laba in der Asante-Straße mit seiner Frau zerfallen sei, da es ihm schiene, derselbe laufe dem Weib des Osabu nach. Er wisse zwar nichts Gewisses, aber gestern Abend hätte derselbe, als er an dieser Frau Haus vorbei gegangen sei, gepfiffen und nach einigen Minuten hätte dann auch die Frau denselben Weg — jenem nach — eingeschlagen.

Ein Anderer sagte, was es denn auch sei, ob der Kwamli („der am Samstag Geborene“) seine Arbeiter so gut zahle, daß sie sich so putzen und die großen Herren spielen könnten; ihm komme es vor, als gehe es da nicht mit rechten Dingen zu.

Ein Dritter: Ihm scheine es verdächtig, daß die Afun immer in der Richtung Brennholz holen gehe, wo der Late seine Plantage habe.

Ein Vierter: Ob sie es schon wüßten, daß der rothe Okai mit dem Bodsche spinnefeind sei und ihn, wenn es in seiner Gewalt stehe, heimlich aus der Welt schaffen würde; ob man ihm nicht einen bösen Fetisch verkaufen solle und dann, wenn jemand in Bodsche's Haus sterbe, ihn der Giftmischerei beschuldigen solle? Wenn man ihn dann auch mit dem Leben davon kommen ließe, so würden seine Geldsäcke doch reichlich lohnen. Er habe etwas zusammengegeizt und fange seit einiger Zeit an, die Wongtschä zu verachten. Früher hätte er jeden ihm angebotenen Fetisch gekauft, jetzt weise er einen verächtlich ab.

Ein Fünfter — es war der gutmüthige Labi — meinte, mit dem Okai solle man noch ein wenig Geduld haben, jetzt sei er eben im Glück, wenn Krankheit oder anderes Unglück über ihn hereinbreche, werde er schon wieder zugänglicher werden.

Ein Sechster — unser alter Freund Odonko — stimmte dem bei, fügte aber hinzu, es sei noch ein Anderer da, der eher verdiene, daß man ihn, wenn auch nicht gerade aus dem Wege schaffe, so doch bei der ersten Gelegenheit so klemme, daß er zahm werde, nämlich den Okpoti Kuma, denn der frage weder nach Gott, noch nach Menschen. Jeden Abend sitze er unter seinen Kameraden da und unterhalte sie durch verhöhnende Nachäffung der Wongtschä; ja er solle sogar geäußert haben, daß er sich vor keinem Fetisch mehr fürchte. So etwas könne man auf die Dauer nicht dulden.

So giengen die Mittheilungen Stunden lang fort, und in mehreren Fällen wurde ein Operationsplan festgestellt, wie man gewisse Personen demüthigen, ausbeuten oder gar beseitigen wolle.

Bei dieser Gelegenheit theilte Odonko seinen Kollegen mit, wie weit Owu jetzt sei, und meinte, man könne bald daran denken, ihn dem Volke zu zeigen, und da kurz vorher der Sprecher*) der Krolo

*) Jeder Fetisch hat je einen Sprecher und eine Sprecherin, die — wenn von ihm besessen — in seinem Namen sprechen.

gestorben war, so schlug er vor, man solle Owu zum Nachfolger desselben einsetzen und als solchen bei nächster Gelegenheit auftreten lassen. Hiefür seine Kollegen zu gewinnen, war nicht leicht, da verschiedene geheime Wongtschä da waren, die sich schon lange nach dieser Würde gesehnt hatten. Endlich gelang es ihm doch, da keiner von den anderen so viel zum Händeschmieren bieten konnte, als Owu. Deßhalb hatte jetzt Owu sich große Mühe zu geben, die Stimme der Krolo nachzuahmen, so daß bei seinem Auftreten jedermann es sogleich merken konnte, wer aus ihm rede. Jeder Hauptfetisch ist nämlich an seiner Stimme kenntlich, die ein Wongtschä dem anderen ablernt, so daß das Volk gleich weiß, von welchem Fetisch der Betreffende jedesmal besessen ist, d. h. zu sein vorgibt.

Bald nach dieser Konferenz, nämlich am letzten Dienstag im Mai, fand das sogenannte Reinigen der Besen statt. Es ist dieses die Vorbereitung zu dem drei Monate später folgenden Hauptgötzen- und Erntefeste, Homowo genannt. Owu hatte mit vielen anderen an diesem Tage sich schon manches Jahr vor dem Gehöfte des Lakpa mit heiligem Wasser gewaschen, wußte aber doch nicht recht, wie es um die Sache bestellt sei. Als er nun einmal wieder mit seinem Gönner Odonko allein war, bat er ihn um Aufschluß. Odonko erzählte: „Du kennst doch die große (5 Fuß hohe) Trommel unseres Fetisch Lakpa, ebenso die kleineren seines Sohnes Akotia und die breite, niedere seiner Gemahlin Krolo? Diese Trommeln also sind in dem (runden, Heuschober-ähnlichen) Tempel dort. Der Tempel ist, was du vielleicht noch nicht weißt, in zwei Gemächer eingetheilt: im vordern schläft der Wulomo, im hintern befinden sich die Trommeln. Damit dieselben nun beim Homowo-Fest, bei welchem allein sie geschlagen werden dürfen, recht schön aussehen, werden sie vorher gewaschen und frisch angestrichen. Nur der Wulomo des Lakpa mit seinen Assistenten, der des Akotia und der Krolo, sowie der König und Unterkönig dürfen dieser Ceremonie beiwohnen. Lakpa's Wulomo allein darf in das innere Heiligthum gehen, die anderen nur in die Vorhalle. Er holt nun zuerst Lakpa, übergibt ihn seinem Assistenten, der ihn in den Hof bringt, wo er in einem großen Messingbecken gebadet und mit einem Brei von Rothholzpulver frisch angestrichen und mit weißen Punkten bedeckt wird. Das Gleiche geschieht mit den andern beiden Trommeln, welche ebenfalls von ihren Wulomo in der Vorhalle empfangen und in den Hof gebracht

werden. Zuletzt geschieht das Gleiche mit der alten Haue. Das beim Baden benützte Wasser wird zum heiligen Oku, das alle Krankheiten heilen und langes Leben verleihen soll. Dieses bekommt aber die Menge nicht zum Waschen, sondern es wird von den Wulomo und dem König für sich und ihre Familien behalten. Für die Menge wird nur das Geschirr wieder und wieder ausgespült, so lange eben Leute kommen, die solches Wasser kaufen wollen. Wie heilig sie es aber halten, ist dir ja bekannt. Man trägt es ja oft sorgfältig im Schwamm nach Haus, um auch diejenigen damit zu besprengen, die krankheitshalber nicht in das Gehöfte des Fetisches kommen konnten, ja viele sprengen es nach derjenigen Himmelsrichtung hin, in welcher sie sich ihre verreisten Verwandten denken, um auch diesen dadurch Heil zu spenden."

Owu war nicht wenig erstaunt, hier zum ersten mal zu vernehmen, daß das, was er bisher sammt allem Volk für wirkliches „Oku" gehalten, nur so ein elendes Spülwasser sei. Er unterdrückte aber sein Erstaunen und frug Odonko weiter, was es denn mit der alten Haue, welche vom Volk so schrecklich gefürchtet werde, für eine Bewandtniß habe.

Odonko sagte: „Nun, du weißt ja, daß früher die Täschier nicht viel von Lakpa wissen wollten und nur in geringer Zahl zu seiner Jahresfeier kamen. Die Wongtschä in La sannen nun auf ein Mittel, sie herbei zu ziehen. Es gelang ihnen auch, ein Gesetz zur Geltung zu bringen, daß in ganz La und Täschi während der vierwöchentlichen Festzeit unseres Lakpa keine Trommel gerührt und kein Tanz aufgeführt werden dürfe. Tanzen wollten die Leute aber doch, und so waren sie genöthigt, nach La zu kommen und sich hier an den Fetischtänzen zu betheiligen. Mit Tanz begraben wir ja aber auch unsere Todten. Nun hatte eine reiche Frau in Täschi einen einzigen Sklaven, den sie wegen seiner Treue sehr ehrte und liebte. Dieser starb in der heiligen Zeit. Ihn ohne feierlichen Tanz begraben wollte die Alte nicht. So kam sie zum Wulomo des Akotia nach La und bat diesen, er möchte den Sklaven des Lakpa erlauben, nach Täschi zu kommen und ihren Todten zu begraben; dafür trete sie dessen ganzen Nachlaß dem Fetisch ab. Es geschah. Als der Todtentanz zu Ende war, scharrte Akotia's Wulomo mit seinen Leuten den Nachlaß des Verstorbenen so gierig und sauber zusammen, daß nichts übrig blieb, als seine alte, abgenutzte Haue

So beladen traten sie den Heimweg an. Die Alte aber, von der Habgier des Wulomo und seines Gesindes gereizt, rief den Gehenden nach, sie sollten, nachdem sie alles Andere aufgepackt hätten, nun auch noch die Haue mitnehmen. Das so erbeutete Vermögen lieferte natürlich der Wulomo den Unsrigen (Wongtschä) aus, welche es hierauf nach noch mehr Beute gelüstete. Man strengte sich an und Lakpa erließ ein Gesetz, nach welchem es ein großer Greuel in seinen Augen sei, während seiner Festzeit zu sterben. Alle, welche sich vor ihrem Eintritt in diese Welt, dieses Loos erwählten, sollen zur Strafe ihre ganze Habe an den Wulomo des Akotia verlieren. Der Wulomo solle mit der alten Haue den Ort ihres Grabes ausmessen, worin der Todte ohne Sang und Klang, nackend wie ein Vieh, hingeworfen werden müsse."

Owu hätte nun gern noch Weiteres gehört und fragte u. A. noch: „Was hat denn das für eine Bewandtniß, wenn man um diese Zeit bald den Fischern, bald den Bauern, bald den Händlern ein ungünstiges Jahr prophezeit und sich diese dann durch ein Opfer von Branntwein und Gold Lakpa zu versöhnen haben?"

Odonko sagte: „Das sollst du einmal später als Mithandelnder kennen lernen. Nämlich einige Wochen nach dem Reinigen der Besen hat der Wulomo des Lakpa vier ganz kleine Beete mit Weizen anzusäen. Ist derselbe einige Zoll über den Boden gekommen, dann begeben sich die verschiedenen Sprecher der Hauptfetische mit dem König und den Wulomo hin, um aus jedem Beete etwas Weizen auszurupfen. Das eine Beet gilt den Fischern, das andere den Bauern, das dritte den Händlern und das vierte den schwangeren Frauen. In welchem Beet nun der Weizen beim Ausrupfen so abreißt, daß die Wurzeln im Boden stecken bleiben, für dessen Angehörige bedeutet das ein böses Jahr. Gehen die Wurzeln aber heraus, so bedeutet es ein gutes Jahr."

Bald nach dieser Unterredung hatten die Wongtschä oder eigentlich ein Ausschuß derselben noch eine Sitzung, in welcher beschlossen wurde, daß Owu gleich nach dem Homowo-Feste dem Volke vorgestellt und mit möglichstem Glanz in sein Amt eingeführt, inzwischen aber das Volk recht in gespannte Erwartung versetzt werden solle, damit diese Gelegenheit dem ganzen Fetischthum wieder einen Aufschwung verschaffe. In dieser Versammlung war's auch, daß Owu das gemeinsame Erkennungszeichen des Fetischklubbs mitgetheilt

wurde. Es bestand einfach darin, daß man sich beim Gruß mit zwei Fingern der Rechten gegenseitig auf eigenthümliche Weise die Hand drücken oder eigentlich kratzen mußte.

---

3. Die Einführung in's Amt und erste Praxis.

Es war an einem Nachmittag im August, daß ein Zug Leute um den andern von Akkra her durch Christiansborg nach La zog. Ihnen schlossen sich nicht allein die Neger, sondern auch die Mulatten des letzteren Ortes an, so daß auf dem La-Weg die Fußgänger sich drängten. Der Zulauf war so groß, daß sogar einige Europäer sich neugierig anschlossen. Nicht minder strömten die Leute von Täschi, Nungwa und Tema herbei, um das erste Auftreten des neuen Wongtschä Owu mitanzusehen.

Auf einem freien Platz am Nordende der Stadt sind Tausende von Menschen versammelt, die in einem Halbkreis, theils sitzend, theils stehend, ihre ganze Aufmerksamkeit einem jungen Manne zuwenden, der anscheinend ganz willenlos auf einem Schemel vor ihnen dasitzt. Die Zuschauer der vordersten Reihen sind meistens theils öffentliche, theils geheime Fetischmänner. Die andere Hälfte des Kreises im Rücken von Owu ist von Gebäuden — worunter der Tempel des Hauptfetisches Lakpa — fast gänzlich abgeschlossen. Wer seit der Anmeldung in Odonko's Haus Owu nicht mehr gesehen, würde ihn kaum wieder erkennen. Das freundliche, milde Gesicht hat durch einen Bart einen strengen Ausdruck bekommen, die Augen sind verschmitzter und finsterer, als früher, das Haar hat er gegen den gewöhnlichen Brauch lang wachsen lassen und gerade in die Höhe gekämmt. Es ist aber jetzt von einer abscheulichen Strohmütze bedeckt. Dieselbe ist 8 Zoll hoch, mit allerhand Schnüren von Baumbast und Haaren umwickelt, in denen Papageifedern stecken, und überdies ganz mit Blut bestrichen. Um den Hals hängt eine Schnur von dicken, schwarzweißen Perlen. Seine übrige Kleidung besteht aus einem Paar ungeheuer weiten Pumphosen.

Schon ehe Owu auf dem Schauplatz erschienen war, hatten sich eine Anzahl Trommler eingestellt, die tapfer drauf los paukten. Ihn

selber begleiteten auch noch einige Musikanten, darunter einer mit der berühmten Fetischpauke, einem wunderlichen, aus zwei übereinander liegenden, durch Einen hölzernen Griff zusammengehaltenen eisernen Hohlkegeln bestehenden Instrument, das mit einem einfachen Stöckchen geschlagen wird und mit seinem dumpfen Ton bei keinem Fetischtanz fehlen darf. Kaum waren die Versammelten seiner ansichtig geworden, so brachen sie in ein lautes Freudengeschrei: »Awo, awo!« (unser Herr kommt, unser Herr kommt!) aus. Die Trommeln wirbelten, daß einem Sehen und Hören vergieng und die Zuschauer in nicht geringe Aufregung geriethen.

Kaum hatte Owu sich auf seinen Schemel niedergelassen, als auch schon die Schnappsflasche durch die Reihen gieng. Endlich hielten auch die Trommler inne, um ihr Gläschen zu trinken. Owu reichte man auch eins; er schüttete es aber nur über sich hinunter, um — wie es bei den Wongtschä Brauch ist — seinem Fetisch den Genuß davon zu gewähren. Wieder wirbelten die Trommeln, vom Gesange der Menge begleitet; Owu saß aber immer noch schlaff und willenlos da, wie einer, der auf das Explodiren einer Mine wartet. Da plötzlich durchzuckte es seinen ganzen Körper, als ob er eine Elektrisirmaschine berührt hätte, und von Mund zu Mund lief es: »Eji eno«, d. h. er (der Fetisch) ist auf ihn herunter gekommen, oder: »Emo le«, d. h. er hat ihn ergriffen. Man reichte ihm noch ein Glas Rum, welches er ebenfalls über seinen Körper schüttete. Hierauf kehrte das Zucken in immer kürzeren Pausen wieder, bis es ihn vom Stuhl auf zum Tanzen emporhob. Mit verzerrten Geberden, wie ein Besessener aussehend, tanzte nun Owu eine Zeit lang vor der Menge, ohne daß man hätte unterscheiden können, ob dieser Tanz sich nach dem Takte der Trommeln richtete oder diese nach jenem. Als er dann einige unverständliche Worte aussprach, hieß es gleich wieder von Mund zu Mund: „Es ist Mutter Krolo, Krolo ist's!“ Nun folgten einige Redensarten, meist nichtssagende Phrasen, dann verlangte er, d. h. der aus Owu sprechende Fetisch, noch mehr Rum. Man reichte ihm solchen. Owu trank ein wenig davon, schüttete aber das Meiste wieder über sich hinunter. Der Fetisch redete nur in der Otschisprache und dazu noch in dunkeln Sprichwörtern, so daß seine Aussprüche erst von andern Wongtschä übersetzt und erklärt werden mußten.

Nun sank der Besessene erschöpft auf seinen Schemel nieder.

Es folgte eine Pause. Wieder machte die Flasche ihre Runde, wieder goß Owu den ihm gereichten Schnapps über sich hinunter, worauf abermals das Zucken sich einstellte und der Fetisch erklärte: „Jetzt will ich ein Wunder thun."

„So, was für eins?" — „Gebt mir eine Henne." Während man nun nach einer suchte, gieng Owu selber einige Schritte zurück in das Gehöfte des Lakpa hinein. Zurückgekommen wurde ihm eine schwarze Henne angeboten; ungestüm aber erklärte der Fetisch: „Es muß eine weiße sein." Eine solche hatte denn auch ein Mann, der mit Owu auf den Schauplatz gekommen war und ganz in seiner Nähe Platz genommen hatte, sogleich bei der Hand. Es war ein Otutufonjo, der von nun an bei den Wunderverrichtungen als Helfershelfer zu fungiren hatte. Als er die weiße Henne gebracht hatte, befahl der Fetisch: „Man schneide ihr den Kopf ab!" Kwaku, so hieß der Betreffende, that es und zeigte der ganzen Menge das geköpfte Huhn, dessen Blut er langsam auf den Boden hatte laufen lassen. Dann reichte er es Owu, der es in seine Pumphosen hineinsteckte und unter dem Trommeln und Gesang der Menge wieder zu tanzen anfieng. Einigemal schwang er sich im Kreis herum; dann klopfte er mehrere mal an seine Hosen, ließ einige Worte fallen, griff dann in jene hinein und zog — die Henne hervor. Zum Staunen Aller hatte diese nicht nur ihren Kopf wieder, sondern gab auch ganz energische Lebenszeichen von sich, und niemand, dem sie gezeigt wurde, konnte irgend eine Narbe an ihrem Hals entdecken, so geschickt hatte der Fetisch den Kopf wieder angeheilt. *)

Eine Pause trat ein, die von den Zuschauern zum Branntweintrinken und Aussprechen ihrer Verwunderung, von Owu aber zu einer kleinen Erholung im Gehöfte des Lakpa benutzt wurde.

Nach einigen Augenblicken kam er tanzend zurück, einer der Otutufonjo warf sich zum Sprecher auf und frug, ob er ihm nicht ein Ei legen wolle. Zur großen Erheiterung der Zuschauer versprach es der Fetisch. Trommeln und Gesang begann, der letztere entsprach in Takt und Klang so ziemlich dem Gackern einer Henne,

*) Zur Erleichterung des Betrugs wird nie ein scheckiges, sondern immer ein ganz weißes oder ganz schwarzes Huhn gewählt, weil man hier den Unterschied zwischen dem getödteten und lebendigen weniger erkennt, zumal wenn beide von Einer Brut sind, wie es gewöhnlich der Fall ist. Der Bediente weiß genau, was für ein Huhn er zu bringen hat.

wenn sie im Begriff ist, ein Ei zu legen. Owu tanzte mit verstellten Füßen hin und her, kauerte plötzlich am äußersten Ende des Kreises hin und — das Ei lag auf dem Boden. Sein Begleiter hob es auf, zeigte es der Menge und gab es dann dem Sprecher. Nachdem sich die Verwunderung ein wenig gelegt hatte, erhob sich dieser wieder und sagte, er sei hungrig, er wolle ein gekochtes Ei haben, damit er es gleich verzehren könne. Der Fetisch verschaffte ihm nun auch dieses und zwar auf die gleiche Weise, wie das rohe.

Nun sollte aber noch das Hauptwunder folgen: Owu sollte sich entleiben und sein Fetisch ihn wieder lebendig machen. Er zog sich deßhalb wieder für einige Minuten mit seinem Bedienten in's Gehöfte des Lakpa zurück, kam dann tanzend heraus und verlangte ein Messer. Trommeln und Gesang giengen in eine Trauermelodie über, der Bediente begleitete den mit dem Messer sich in wilden Schwingungen im Kreis herumdrehenden Owu mit einem großen weißen Tuche. Da plötzlich neigt sich derselbe rückwärts, fährt mit Blitzesschnelle sich mehrere mal mit dem Messer an der Gurgel hin und stürzt bluttriefend*) zusammen. Im Nu breitet sich das weiße Tuch seines Begleiters über ihn. Es erfolgen noch einige Zuckungen und Owu scheint ausgelebt zu haben. Auch die vielen Blutflecken, welche das weiße Tuch bedecken, zeugen deutlich hiefür. Jetzt tritt sein Gehilfe herbei, berührt ihn und erklärt dann feierlich: „Er ist todt, ganz todt.“ Noch einige andere Personen thun ebenso. Nun holt man heilige (weiße) Erde herbei und fängt an, den Todten damit einzureiben. Nach längerem Reiben regen sich endlich seine Glieder, er schlägt die Augen auf, hebt den Kopf in die Höhe und ist bald wieder so lebendig als je. Dann geht er die Reihen entlang und läßt Jedermann sehen, daß von den Schnittwunden am Halse auch keine Spur mehr zu entdecken ist.

Nun wirbeln die Trommeln wieder in lustiger Weise, Owu tanzt noch ein wenig und zieht sich dann mit seinen Kollegen zurück.

Sein Auftreten hatte die Menge so begeistert,**) daß der an-

---

*) Dies Blut stammte aus einem Stück blutgefüllten Darm, wozu er sich das Material von einem in der Nacht zuvor heimlich geschlachteten Thier verschafft hatte.

**) Wem diese Schilderung, namentlich in Betreff der Leichtgläubigkeit des Volkes, übertrieben erscheinen sollte, der vergleiche, was z. B. F. Müller in seiner „Allg. Ethnographie“ S. 154 über die „Beschränktheit des Negers“

wesende erste Häuptling der Ga=Neger, König Taki von Akkra fragte, ob es nicht möglich sei, daß in der nächsten Zeit Owu in seiner Stadt „den Fetisch ergreife." Es wurde versprochen und in den nächsten Tagen bekannt gemacht, daß er in Akkra noch größere Wunder verrichten werde.

Vierzehn Tage nach seinem Auftreten in La finden wir demgemäß Owu in Akkra von einer noch viel größeren Menge umgeben. Zuerst tanzt er wieder längere Zeit auf ähnliche Weise, wie das erste mal, dann verlangt er eine große, viereckige Flasche mit Wasser und ein weiches Laubblatt. Nachdem er allen gezeigt, daß die Flasche bis an den Rand voll Wasser sei und sich kein Pfropf darauf befinde, auch keiner in seinen Händen sei, drückt er das Laubblatt unter verschiedenen Ceremonien an den Mund der Flasche fest, stürzt dieselbe dann rasch um und zieht seine Finger weg. Zum Staunen der Zuschauer hält das bloße Blatt das Wasser in der Flasche zurück, was natürlich nicht ohne Hilfe des Fetisches möglich wäre!

Nachdem wieder Tanzen mit Gesang und Trommelbegleitung gefolgt, ruft Owu plötzlich: „Bringt mir ein Gewehr, ich schieße mich todt." Die Leute sehen einander an, ohne zuerst recht zu wissen, ob es Spaß oder Ernst sei. Owu aber besteht darauf. So bringt man ihm denn eine Flinte mit 5 Fuß langem Lauf, nebst Munition, bestehend aus gehacktem Blei und Pulver. Anstatt des ersteren fordert der Fetisch aber eine Spitzkugel. Auch eine solche ist gleich zur Hand. Owu schiebt die Kugel in die Tasche, gießt das Pulver vor aller Augen in den Lauf, stopft etwas Bananenbast darauf, holt

---

sagt: „Dieselbe offenbart sich u. A. darin, daß er alles, was über die Kapacität seiner Geisteskräfte hinausgeht, d. h. was er nicht im täglichen Leben mit eigenen Augen geschaut hat, den Andern **unbedingt glaubt**. Ueber das unmittelbar Gesehene durch Schlüsse hinauszugehen und sich über das von Andern Gehörte selbst eine bestimmte Meinung zu bilden, ist nicht des Negers Sache. Daher findet selbst das Unsinnigste und Lächerlichste beim Neger Glauben, und der erste beste Betrüger, der es versteht, seine Phantasie gefangen zu nehmen, vermag ihn zum Spielball seines Willens zu machen." Lehrreich ist auch folgende Bemerkung S. 153: „Das Leben des Negers bewegt sich in steten Gegensätzen und in seinem Herzen finden die widersprechendsten Gefühle und Gedanken Platz. Leichtfertige, tolle Lustigkeit wechselt mit düsterer Verzweiflung, überspannte Hoffnung mit quälender Furcht, sinnlose, leichtsinnige Verschwendung mit dem schmutzigsten Geize."

dann wieder eine Kugel*) hervor und zeigt sie dann der Menge mit den Worten: „Ist das nicht eure Kugel, die ihr mir soeben gegeben habt?“ „Ja,“ tönt es aus tausend Kehlen. Nun stößt er sie den Lauf hinunter, thut etwas Pulver auf die Pfanne, faßt mit der großen Zehe den Hahnen und macht Miene, loszudrücken. Zuvor jedoch geht er noch auf einige Augenblicke in das Haus seines Kollegen Aschong, welches ganz in der Nähe des Versammlungsortes liegt. Dann kommt er zurück und fragt: „Will mich einer von euch erschießen **) oder soll ich es selber thun?“ Die einstimmige Antwort lautet: „Thue es selbst.“ Er nimmt nun das Gewehr, tanzt ein wenig zur Trauermusik, zieht den Hahnen, stößt das Gewehr auf den Boden, faßt den Drücker mit den Zehen, fährt sich mit dem Lauf rasch unter dem Kinn hin und her, ein Schuß erfolgt und Owu stürzt zusammen. An dem weißen Tuche, welches sein Begleiter nun wieder sogleich über ihn hinwirft, treten überall Blutspuren hervor. Als dann Owu nach längerem Reiben mit weißer Erde wieder zu sich gekommen, erklärte er der verblüfften Menge, dieses mal wolle er ihnen auch noch offenbaren, wo sein Fetisch die Kugel hingetragen habe. Man solle nur gehen und in dem Fetischtopf von Aschong nachsehen, dort werde man sie sicher finden.

Inzwischen war's fast Abend geworden, die Fetischmänner, die natürlich alle mit Owu unter Einer Decke spielten, wollten aber die Verwunderung der Menge noch mehr steigern und verkündigten daher, daß man nach dem Abendessen auf dem Haus (Strohdach) des Aschong Yams kochen und zum Schluß Owu noch auf feurigen Kohlen tanzen werde. Daß solche Eröffnungen dem schaulustigen Publikum gar willkommen waren, läßt sich denken. Keinem der Fremden fiel es ein, heim zu gehen, man zerstreute sich nur ein wenig, um etwas zu essen und dann wieder rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein.

Kaum war es dunkel geworden, als man auf der Spitze eines Grasdaches ein ziemlich großes Feuer unter einem Topf brennen sah, das von zwei Männern geschürt wurde. „Man hat schon an-

*) Natürlich eine gefälschte.

**) Hätte einer aus der Menge auf diese Frage hin erklärt, er wolle ihn erschießen, dann hätte er müssen außerhalb des Kreises, d. h. hinter die Volksmenge stehen; somit hätte auch nicht einmal das Pulver Owu verbrennen können.

gefangen, man hat schon angefangen; sieh, dort brennt's" riefen die Leute einander zu, und im Nu war wieder ein ganzer Haufe bei einander. Man ließ sie eine Zeit lang warten und ihre Bemerkungen machen, die natürlich von Staunen und Verwunderung überströmten. Dann drängte sich ein Eingeweihter durch die Menge, stieg auf's Dach, that als ob er die Sache verdächtig finde und sie genau untersuchen wolle, erhielt aber von den zwei oben sitzenden Männern zu aller Zuschauer und scheinbar auch zu seiner eigenen Verwunderung richtig ein Stück weichgekochten Jams, den nun alle versuchen wollten. Das Gleiche thaten noch mehrere, und alle bekamen zu ihrem Erstaunen ein Stück gesottenen Jams aus dem Topf. Wie konnte da der Menge noch ein Zweifel übrig bleiben, daß mit Hilfe des Fetisch es möglich sei, auf einem Strohdach nicht allein Feuer anzuzünden, sondern sogar ein Essen zu kochen!*)

Während die Menge noch dieses Wunder anstaunte, begannen einige Leute vor dem Hause des Aschong einen Haufen glühender Kohlen aufzuschütten. Eine große Zahl von Trommlern hatten sich eingestellt und begannen, nachdem sie sich in der Nähe des Kohlenhaufens postirt hatten, ihr geräuschvolles Handwerk. Hiedurch angelockt, zog sich allmählich die Menge dahin, und wer noch Tanzlust übrig hatte, fieng an zu springen und zu stampfen. Auch die Fetischmänner, öffentliche und geheime, schickten sich theilweise hiezu an. Aschong, der das Ganze anordnete, hatte ihnen ihre Plätze in der nächsten Nähe der feurigen Kohlen so angewiesen, daß sie gleichsam eine trennende Wand zwischen diesen und der zuschauenden Menge bildeten. Dann erschien Owu's Bedienter, Kwaku, mit einem Besen und strich die Kohlen ganz vorsichtig auseinander, so daß sie eine große kreisförmige Fläche bedeckten, in deren Mitte nur ein kleiner freier Raum blieb.

Da, als der Tanz in vollem Zuge war, erschien Owu selber. Er kam tanzend aus Aschong's Haus, tanzte über die feurigen Kohlen hinüber auf den kleinen, freien Raum, dann wieder zurück und so

*) Beim Jamskochen auf dem Dach war letzteres nicht allein vorher durchnäßt worden, sondern das Feuer befand sich auch auf einer großen Messingplatte, die aber von unten unsichtbar war. Obendrauf war der Jams schon unten angekocht, so daß das Feuer auf dem Dach nur eine kleine Weile zu brennen brauchte.

fort den ganzen Abend, so lange das Tanzen währte.*) Daß diese Leistung nicht geringe Verwunderung erregte, braucht wohl nicht ausdrücklich bemerkt zu werden, so wenig als daß den Tag und den Abend über in Bezug auf's Schnappstrinken ebenfalls das Unmögliche geleistet wurde.

Der neue Wongtschä war nun glänzend in sein Amt eingeführt und konnte seine Praxis beginnen, um sich etwas zu verdienen. Es war hohe Zeit hiezu, wenn Owu nicht völlig Bankrott machen sollte. Denn nicht nur war während der Lehrlingszeit sein ganzes Vermögen draufgegangen, sondern er hatte sich auch noch eine beträchtliche Schuldenlast aufbürden müssen.

Seine meisten Gläubiger waren aber nachsichtig gegen ihn und ließen sich eine Vertröstung auf seine späteren Einkünfte gerne gefallen. Doch thaten das nicht alle. Besonders war es sein Hauptschuldherr, ein Wirth und Rumverkäufer, der ihm fast Tag und Nacht keine Ruhe ließ, bis Owu darauf eingieng, ihm sein ältestes Kind, ein Söhnchen von etwa 10 Jahren, als Pfand zu überlassen. Dieser Entschluß fiel Owu sehr schwer, denn der Junge hatte, so klein er auch noch war, doch seiner Mutter während der Lehrzeit des Vaters die besten Dienste geleistet und dadurch noch ganz besonders die Herzen seiner ohnehin schon zärtlichen Eltern gewonnen. Es gieng deßhalb nicht ohne Vorwürfe von Seiten der Mutter ab, wenn sie auch schließlich einsah, daß dieses der einzige Weg war, um den lästigen Dränger zur Ruhe zu bringen.

Länger als er gemeint, hatte aber Owu zu warten, bis jemand kam, der seiner Hilfe begehrte. Da trat ein für ihn günstiger, für sein Volk aber freilich sehr unheilvoller Umstand ein: Es traten die Pocken im Lande auf. Kaum waren die ersten Erkrankungen kund geworden, als eines Tages sich mehrere Personen mit einigen Flaschen Rum und ca. 5 Mark Muschelgeld bei Owu einstellten, um

*) Das Tanzen auf glühenden Kohlen war nur ein Tanzen zwischen denselben. Denn Kwaku hatte überall kleine Zwischenräume gelassen, auf denen sich Owu herumschwang. Dieselben waren aber so klein, daß er den Boden nur mit den Zehen berühren konnte. Man sah dieselben auch nur in nächster Nähe, von welcher aber das gewöhnliche Publikum durch die Menge der Eingeweihten fern gehalten wurde.

sich, wie letzterer sicher schloß, der Pocken wegen Raths zu erholen. Owu — im ersten Eifer — wollte es an keiner Feierlichkeit fehlen lassen, beschied daher schnell eine sogenannte Wojo (Fetischfrau) zu sich, zog sich hierauf selbst in sein inneres Gemach zurück, von wo aus er dann nach einiger Zeit in fremder, unverständlicher Sprache, aber im Ton der Krolo, zu orakeln anfieng, während die Fetischfrau seine Aussprüche dolmetschte.

Vor allem erklärte sie: „Der Fetisch hat ihn ergriffen und will nun wissen, was ihr von ihm begehrt."

Antwort: „Es ist zwar gar nichts, warum wir gekommen sind. Wir möchten ihm nur dieses Getränk und dieses Muschelgeld bringen, damit er uns sage, ob wir die Pocken bekommen oder nicht, und wenn wir sie bekommen, wie wir uns dann verhalten sollen."

Zurückübersetzt erfolgte die Antwort: „Seid ihr nicht Eingeborne von Akkra? Alles was deßhalb die Akkraer thun, das thut mit. Aber vor Einem nehmt euch in Acht. Thut es weder vor ihnen, noch nach ihnen, sondern wenn es jedermann thut, dann thut's auch. Denn wenn ihr vorausgeht und dem bösen Thier zuerst begegnet, dann könnte es euch zu stark werden; begegnet ihr ihm zuletzt, dann könnte es in euern Händen hängen bleiben; begegnet ihr ihm aber mit allen, so geht es gewiß am besten ab."

Man sieht, wie schlau hier in Betracht gezogen ist, daß wenn die Erkrankungen und Todesfälle zahlreich sind, man weniger auf den einzelnen Fall achtet. Schließlich ertheilte dann Owu, aber in nüchternem Zustand, ihnen allerhand weise Vorsichtsmaßregeln in Bezug auf Verhütung und Behandlung der Krankheit.

Bald nach dieser Begebenheit kamen zwei Erkrankungen in La selbst vor, und Owu wurde als Arzt und Rathgeber konsultirt. Sein Fetisch verlangte zuerst als Sühne ein Opfer von Muschelgeld und Hühnern und ordnete dann u. A. an: daß der Kranke aus der Stadt hinaus in eine Hütte abseits vom Wege gebracht werde; daß an der Straße, beim Abwege nach der Hütte, auf beiden Seiten des Pfades je ein junges Hühnlein lebend unter eine umgestürzte Schüssel begraben, dieselbe mit Erde bedeckt und mit einer jungen Ananaspflanze bepflanzt werden müsse (diese Vorrichtung sollte das Nahen böser Geister verhüten); daß der Kranke, bis das geschehen, gar nicht und hernach nur mit warmem Wasser gewaschen werde;

daß hiezu aber nicht der gewöhnliche rauhe Schwamm,*) sondern ein anderer, feinerer gebraucht werde u. s. f.

Diese Anordnungen wurden befolgt, und die Kranken genasen. Damit hatte Own — wenigstens als Pockenarzt — seinen Ruf begründet und sein Glück gemacht. Bald rühmte man von ihm, er habe Mittel nicht nur zur Heilung, sondern auch zur Verhütung der schrecklichen Plage. Das vermehrte natürlich seine Kundschaft weit über den bisherigen Kreis seiner „Wirksamkeit" hinaus.

Mission und Staatsgewalt.

In einem englischen Missionsblatt (Mission Life, Okt. 1880) hat neulich Herr Robert Cust, ein alter indischer Beamter, einen sehr beachtenswerthen Aufsatz über das Verhältniß der Mission zu den verschiedenen Staatsgewalten in Asien und Afrika veröffentlicht. Wir sollen nicht „Fleisch für unseren Arm halten," unseren Missionaren und ihren Bekehrten nicht gestatten, sich auf Verträge zu berufen, sich von Kanonenbooten schützen zu lassen u. s. f. — das ist's, was er allen Betheiligten energisch in's Gewissen schiebt. Dann führt er weiter aus: In Indien ist die Staatsgewalt ganz in den Händen einer christlich-europäischen Regierung. Nie und nirgends hat solche Religions- und Missionsfreiheit geherrscht wie hier, und doch sind die Missionare nicht zufrieden. Quo plus habent eo plus cupiunt! (Je mehr sie haben, desto mehr wollen sie). Sie sollten dankbarer und bescheidener sein. „Wenn wir Indien verlieren würden, so hätten wir das größte Missionsfeld verloren, das die Welt je gesehen hat." Im Innern Afrika's dagegen ist der Missionar außerhalb des Bereichs irgend einer civilisirten Obrigkeit, ja des Völkerrechts. Reisende wie Missionare können nichts machen, wenn sie beraubt, gefangen gesetzt, ja

*) Die Neger pflegen sich mit Hilfe einer Art Schwamm aus den weichgeklopften Fasern einer Schlingpflanze zu waschen.

mit dem Tode bedroht werden; niemand schützt sie. In einem solchen Lande seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen, ist ein großes Wagniß. Wird vollends von der Missionsstation aus die Sklaverei und Vielweiberei, die Tyrannei der Häuptlinge, das Götzen- oder Zauberwesen u. s. w. angegriffen, so wächst die Gefahr. Und sobald eine Gemeinde zu Stande kommt, wird der Missionar nolens volens das Haupt resp. der Gründer nicht nur eines religiösen, sondern auch eines bürgerlichen Gemeinwesens. In Uganda z. B. haben katholische wie protestantische Missionare die Unvorsichtigkeit gehabt, sich einem Gewaltherrscher anzuvertrauen, der kein Gesetz kennt, als die eigene Willkür, und dem Menschenleben für nichts gelten. Jene haben ihm Waffen und andere höchst unpassende Geschenke mitgebracht, diese sich herbeigelassen, ihm Flinten 2c. auszubessern,*) und beide Parteien haben, indem sie vor dem heidnischen König disputirten, das Christenthum an seiner schwächsten Stelle vor ihm bloßgestellt. Daß die Araber und die muhammedanischen Ostafrikaner entrüstet über die christlichen Eindringlinge sind, welche gegen Sklaverei und Vielweiberei zu Felde ziehen, ist doch selbstverständlich und kann ihnen durchaus nicht verargt werden. Abgesehen hievon sind sie immer sehr freundlich gegen europäische Reisende und Missionare gewesen. Ruhig alle bisherige Ordnung umstoßen und die Bedingungen ihres Wohlstandes zerstören lassen — das können sie doch nicht. Da ist Schlangenklugheit und Taubeneinfalt, gänzliche Selbsthingabe, kolossale Geduld und völlige Beherrschung seiner selbst und insbesondere auch der Zunge nothwendig. Da wird allerlei Schweres, vielleicht auch das Martyrium nicht ausbleiben.

Wieder anders ist's in Blantyre und Livingstonia, sowie am Tanganjika-See. Hier existirt gar keine Staatsgewalt und die Missionare müssen, wenn sie überhaupt bestehen wollen, die flüchtigen Sklaven, die Bekehrten und Andere, welche sich um sie sam-

*) Auf diesen Vorwurf hat seither Miss. Wilson erwidert, ein einziges mal habe Einer seiner Kollegen, und zwar unter Protest von Seiten der übrigen Missionare, dem König einen solchen Dienst geleistet. Ueberhaupt klagt er, Herr Cust sei ungerecht und übertreibe. Das ist auch wirklich hie und da der Fall. Im C. M. Intelligencer (Dez. 1880) ist denn auch schon eine ausführliche Widerlegung des Cust'schen Artikels erschienen, soweit derselbe einer solchen bedarf. Wir haben aus demselben hier nur das entnommen, was uns beherzigenswerth schien.

meln, auch bürgerlich regieren, eine Art Polizei einführen, sich im Nothfall gegen Angriffe vertheidigen u. s. f. Dabei darf aber nie eine höhere Strafe gegen Uebertreter der Ordnung angewandt werden, als die Verbannung. Von Todesstrafe sollte auch mit keiner Silbe nur die Rede sein. Wenn der Leiter einer solchen Mission konsulare Vollmachten erhielte, würde das nur zu Verwickelungen führen.

Endlich gibt es Länder, wie China und die Türkei, wo eine einheimische, aber nichtchristliche Staatsgewalt besteht und wo die Missionare unter dem Schutz von Verträgen, Kriegsschiffen u. dergl. leben. „So sehr die englisch-chinesischen Opiumkriege von 1839 und 1857 zu beklagen sind, so ist's doch immer noch besser, einem Lande mit Waffengewalt das Opium aufzuzwingen, als auf diese Weise Missionare in dasselbe einzuführen. Denn hier wird, was ein Segen hätte sein können, ein Fluch. Wir können uns darauf verlassen: unter allen Umständen ist Kanonenboot-Opium noch ein geringeres Uebel als Kanonenboot-Missionare." Es ist bekannt, wie die französische Regierung den Vertrag ausgebeutet hat, welcher ihren Missionaren Schutz verspricht, und wie die Katholiken in China durch ihr beständiges Pochen auf die Staatshilfe und durch Einmischung in weltliche Händel so viel böses Blut gemacht haben.*) Wie anders,

*) Wie es scheint, fehlt es auch nicht an katholischen Eingebornen, die in diesem Stück das Beispiel ihrer Lehrer getreulich befolgen und dann natürlich noch übertreiben. So erzählen z. B. die „Katholischen Missionen" folgenden merkwürdigen Fall:

„Der Kreis Kinki (in der Provinz Kiangsi) hatte einen sonderbaren Apostel, einen Arzt namens Joseph Tschang. Dieser verbreitete den Glauben, den er zu Futschau angenommen hatte, mit glühendem Eifer und seltenem Erfolg. Er besaß eine gewaltige Mundfertigkeit und verstand seine Lehren mit einer Kühnheit vorzutragen, die alles von vorneherein als bewiesen und feststehend hinstellte. Widerspruch konnte er nicht vertragen; er betrachtete denselben als Frevel gegen die Religion, die er predigte. Ja, er gieng in seinem blinden Eifer so weit, daß er die Gegner mit Ohrfeigen regalirte. Man erzählt sich sonderbare Geschichten in diesem Punkte. Nun traf es sich, daß einer seiner Schüler einen Rechtsstreit zu führen hatte und vor dem Mandarin des Orts erscheinen mußte. Tschang begleitete ihn vor Gericht, und als der Mandarin die streitige Sache vorlegte, unterbrach er denselben mit einer Dreistigkeit, die alle Mitglieder des Gerichtshofes in Staunen setzte. Seine Sprache war derart, daß der Mandarin erzürnt aufsprang und rief: „Wofür sitze ich denn hier? Setze du dich auf den Richterstuhl!" Und in der That, unser Apostel

wie bewunderungswürdig steht dem gegenüber die China Inland Mission da, welche Hr. Cust allen anderen Gesellschaften als Muster vorhält. Hören wir einmal, was diese ihren Sendboten zur Pflicht macht.

„Kein Missionar," heißt's da, „der im Innern des Landes wohnt oder reist, kann zu vorsichtig in der Vermeidung von Reibungen und Verwicklungen mit der Bevölkerung und besonders mit den Behörden sein. Alle Angestellten der Mission müssen beständig dessen eingedenk bleiben, daß sie unter dem Schutze des lebendigen Gottes stehen und nie Fleisch für ihren Arm halten dürfen. Alle Rechte, welche ihnen die englische oder chinesische Regierung gewährt, sollen sie natürlich benützen, nie aber die Hilfe oder den Schutz dieser Regierungen anrufen. Gesuche an unsere Konsuln, für die Bestrafung von Gewaltthaten zu sorgen, die Verletzung wirklicher oder eingebildeter Rechte zu rächen, Verluste zu ersetzen u. dergl. müssen vermieden werden. Sollten irgendwo im Innern Unruhen oder Verfolgungen entstehen, so mache man den chinesischen Lokalbeamten freundliche Vorstellungen, und wenn diese sich der Sache nicht annehmen, so müssen die Unrecht Leidenden dieselbe in Gottes Hände befehlen. Unter keinen Umständen darf ein Missionar auf eigene Verantwortung die Hilfe der britischen Autoritäten anrufen. Als letzter Ausweg bleibt ja immer noch die Weisung des Herrn: ‚Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere.'

„Wer des Herrn Werk treibt, muß auch darauf gefaßt sein, sich fröhlich den Raub seiner Güter gefallen zu lassen und sich freuen, wenn er würdig geachtet wird, um des Namens Christi willen

---

hatte die Unverfrorenheit, in offener Gerichtssitzung den Stuhl des Mandarinen einzunehmen. Das kostete ihm das Leben. Der Richter und seine Leute sannen auf Rache; unter einem Vorwande forderten sie ihn vor Gericht, verurtheilten ihn und ließen ihn so grausam schlagen, daß er im Gefängnisse den Geist aufgab. Er starb als ein Opfer seines unvernünftigen Eifers. Einige Christen waren bei ihm und bezeugten die heißen Thränen, mit denen er seine Sünden beweinte. Gott wird ihn in Gnaden angenommen haben. Im ganzen Bezirke von Kinki wurde sein Tod aufrichtig bedauert. Mehrere Christengemeinden hatte er gegründet, und die Zahl der Bekehrungen nahm so zu, daß gegenwärtig daselbst über 20 Stationen bestehen."

Uebrigens sind die katholischen Missionare weise genug, da wo sie ferne vom Schutze der französischen Konsuln tief im Innern von China sich niedergelassen haben, ganz andere Saiten aufzuziehen und jeden Zusammenstoß mit der Staatsgewalt zu vermeiden (vergl. S. 71, Anm.).

Schmach zu leiden. Wie Esra (Kap. 8, 21—23) gesinnt war, so soll auch er gesinnt sein.

„Beim Predigen und Bücherverkaufen sollte die Anhäufung von Volksmengen in den Straßen so viel als möglich vermieden werden, und wo immer es geschehen kann, sollten etwaige Schwierigkeiten ohne Herbeiziehung von Lokalbeamten bereinigt werden. Die Missionare sollten auch nicht allerlei unnöthiges Eigenthum mit sich führen oder gar zur Schau tragen, weil das zu Verlust und Beraubung führen könnte, in welchem Fall nie ein Ersatz verlangt werden sollte. Je weniger man mit den Lokalbeamten zu thun hat, desto besser, und wenn je einmal ihr Beistand nothwendig wird, so sollte derselbe als eine Gunst erbeten, nie als ein Recht beansprucht werden. Unter keiner Bedingung sollte man mit einer Berufung auf den Konsul oder sonst mit irgend etwas drohen. Alle obrigkeitlichen Personen sollte man, wenn man mit ihnen zu thun hat oder auch nur von ihnen redet, mit Ehrerbietung, wie das Wort Gottes es vorschreibt, behandeln.

„Wo ein längerer Aufenthalt wahrscheinlich zu Unruhen führen würde, da ziehe man weiter, und wo man sich nicht friedlich und ruhig niederlassen kann, da unterlasse man den Versuch oder schiebe ihn auf. Gott wird so viel Thüren aufschließen, daß wir nicht einmal in alle hineingehen können. Und endlich: Die Waffen unseres Streites müssen wirklich als geistliche und nicht fleischliche überall erkennbar sein."

Und diese Regeln werden nach Hr. Cust's Versicherung auch wirklich befolgt. Bei ihrer Jahresversammlung 1879 konnte Lord Shaftesbury lobend hervorheben, daß kein Missionar dieser Gesellschaft den Chinesen gegenüber seine nationale Ueberlegenheit zur Schau trage oder auf Vertragsrechte poche und daß vom „unvermeidlichen Kanonenboot" bei ihnen keine Rede sei. Miss. Mc-Carthy hat ganz China unbewaffnet durchreist, ohne irgendwo beschädigt oder beleidigt zu werden. Und gewiß ist's eine bessere Politik, zeitweilig Unrecht zu leiden, als gleich auf sein Recht sich zu berufen, denn jede Berufung dieser Art hat in China eben doch keinen anderen Sinn als den, daß der Betreffende in letzter Instanz mit jenem „unvermeidlichen Kanonenboot" *) droht. Lieber alles

*) Mit diesem „unvermeidlichen Kanonenboot" ist von Feinden der Mission schon viel Mißbrauch getrieben worden, um die Missionare als streit- und rachsüchtige Männer darzustellen, die das „Evangelium des Friedens" wohl

leiden, als sich einer solchen Drohung bedienen. Verfolgungen haben noch nie einer Mission zum Schaden gereicht und das Blut der Märtyrer ist ja bekanntlich der Same der Kirche. Sich auf Fleisches Arm stützen, wird oft am Ende gar so viel heißen, als gegen Gott streiten, um dessen Leitung, Bewahrung u. s. w. man ja beständig betet und dessen Hand man also in allem erkennen sollte. Auch wenn, wie neulich in Hakodati und Futschau, unsere Missionshäuser in Flammen aufgehen, so sollten wir darin die züchtigende Hand des Herrn erkennen und nicht thun, wie wenn mit dergleichen nun so gar viel verloren wäre.

---

predigen, selbst aber nicht darnach handeln. So schreibt z. B. der Reisende T. T. Cooper an einer Stelle seines höchst interessanten Buches („Reise zur Auffindung eines Ueberlandwegs von China nach Indien," Jena, H. Costenoble, 1877): „Als wir an der Stadt Jangtschau in der Provinz Nganhwei vorüberdampften, sahen wir die englische Flotte, welche heraufgesandt worden war, um Genugthuung für einen Anfall zu fordern, den einige protestantische Missionäre erlitten hatten, welche geprügelt und anderweitig mißhandelt worden waren. Der Anblick einer britischen Flotte auf dem Jangtseu zu solchem Zwecke war wirklich bemerkenswerth und muß, woran ich nicht zweifle, viel dazu beigetragen haben, das Volk von Jangtschau von der Kraft des Protestantismus, wenn auch am Ende nicht von seiner friedlichen Natur, zu überzeugen. Was mich selbst betraf, so erinnerte ich mich an die geduldigen französischen Missionäre, deren einziger Ausweg die Flucht in Gebirgsverstecke war, und rief mir die Strafrede des Herrn in's Gedächtniß zurück, welche er seinem Jünger hielt, weil dieser sein Schwert gegen den Diener des Hohenpriesters gezogen hatte, und es schien schwierig, die Anwesenheit einer Flotte in Jangtschau zu einem solchen Zwecke mit den Lehren zu vereinigen, die von seinen Dienern gepredigt werden. Wahrscheinlich haben sich die Zeiten geändert, seit Paulus predigte, Christus gekreuzigt wurde und den Tod erlitt, und es mag jetzt wirksamer befunden werden, das Evangelium aus der Kanonenmündung zu predigen und Kanonenboote herbeizurufen, um Genugthuung für unsere modernen Märtyrer zu schaffen."

Es ist leicht, das Uebertriebene und Unzutreffende an dieser Spottrede herauszufinden; darüber sollten wir aber das Berechtigte an Vorwürfen dieser Art nicht wegleugnen. Für die katholische Mission in China, der er vielfach zu Dank verpflichtet ist, zeigt Hr. Cooper überall eine gewisse parteiische Vorliebe.

Kurioser Weise war die hier von Cooper erwähnte Flottendemonstration (im Spätjahr 1869), soviel wir wissen, gerade durch eine der China Inland Mission in Jangtschau widerfahrene Vergewaltigung herbeigeführt! So lange die Missionare dieser und andrer Gesellschaften nur als Pioniere herumreisen, mag es ohne Berufung auf die Vertragsrechte gehn, sobald sich's aber um feste Niederlassungen handelt, wird wohl manchmal die Anrufung des weltlichen Arms unvermeidlich sein.

Dazu kommt, daß, je mehr man sich den Chinesen anbequemt, je weniger man als Europäer oder Engländer unter ihnen auftritt, je rücksichtsvoller man gegen sie und selbst gegen ihre Vorurtheile ist, desto sicherer auch eine wirklich chinesische Kirche und nicht nur ein Abklatsch einer englischen Kirche zu Stande kommen wird. „Auf einem den Heiden heiligen Boden ein Missionshaus oder eine Missionsschule errichten (Anspielung auf Futschau) ist ein Akt der gröbsten Unweisheit, der durch keine Verjährung gut gemacht werden kann. Eine Pagode in eine christliche Kirche zu verwandeln ist eins von den Dingen, die vielleicht nach Jahrhunderten noch zu beklagen sein werden. (?) In allerlei Ländern haben wir in Blut geschriebene Beweise für die schlimmen Folgen einer solchen Missionspolitik. Viel lieber sich zurückziehen und eine Mission ganz oder zeitweilig aufgeben, als den Christennamen den Heiden verhaßt machen."

Soweit Herr Cust, der selbst früher in Indien über Millionen von Heiden regiert hat, zugleich aber ein warmer Missionsfreund gewesen ist und noch ist. Dem von ihm Gesagten könnte noch sehr viel hinzugefügt werden. In Südafrika z. B. nehmen viele Missionsstationen mit ihren „Platzgesetzen" eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen civilisatorischer Staatseinrichtung und evangelistischer Predigt- und Schulstätte ein. Neuerdings sind ferner die Berliner Missionare durch den Vorschub, den ihnen die englische Regierung im nördlichen Basuto-Lande zu leisten angefangen, in eine eigenthümliche, vielleicht nicht ganz gefahr- und versuchungsfreie Lage gekommen.

Einem widerwärtigen Häuptling z. B. droht Miss. Winter, er würde „seinen Namen den Herrschern des Landes gegenüber nicht gerade lobend erwähnen, darauf solle er sich verlassen," worüber die Betreffenden dann „erschraken" und andere Saiten aufzogen. Die „Freundlichkeit" eines andern Häuptlings verdankt derselbe Missionar „großentheils dem guten Einfluß des Regierungsbeamten Eckersley," der jenen eindringlich ermahnt hat, dem Missionar keinerlei Schwierigkeiten zu machen. „Das ist sehr dankenswerth," fährt Miss. Winter fort; „hat es auch manches Unliebsame, die Bibel mit dem Schwert des Eroberers Hand in Hand gehen zu sehen, so daß es einem zu Zeiten wohl schwer werden kann, sich als Boten des Friedens Eingang und Vertrauen zu erwerben (wie denn die zersprengten Reste der Dinkoanyane'schen noch jetzt allen Lehrern

und besonders Br. Merensky den ganzen Krieg zur Last legen), so hat es doch auch manches Gute, zumal wenn gute Landesgesetze folgen.“ Im April v. J. wurde die Frau eines eingebornen Gehilfen, als die Heiden gerade ihre „Beschneidungsgreuel“ trieben, von diesen in Gegenwart einer anderen Christenfrau überfallen, ihrer Kleider beraubt, in's Gebüsch gestoßen und vor weiteren Mißhandlungen nur durch einen älteren herzueilenden Kaffer gerettet. Sofort schrieb Miss. Winter an den englischen Residenten in Fort Albert bei Khalatlolu, und alsbald erschienen drei schwerbewaffnete Swasis mit einer ungemein freundlichen Antwort und mit dem Auftrag, die Missethäter abzufassen. „Von einem meiner Leute, dem ich gleichfalls ein Gewehr gab, von jenem Nationalgehilfen und den zwei Frauen begleitet, machten sich die von allen Bapedis so sehr gefürchteten und gehaßten Swasis — das erste Mal, daß ich diese Unholde, die ihre eigenen Verwundeten, wenn der Transport zu beschwerlich wird, erstechen, mit etwas wie Wohlgefallen betrachtete — auf den Weg. Ohne Mühe griffen sie zwei der Uebelthäter, banden und transportirten sie; den dritten, der nicht zugegen war, zu mir bestellend. Meine Leute glauben, dies schnelle und energische Eingreifen der Obrigkeit zum Schutz der Christen werde weit und breit einen heilsamen Schrecken verbreiten und viele würden Gott schließlich noch danken, daß Maria Tlakale ein wenig mißhandelt worden ist.“ Als dann am nächsten Montag früh Miss. Winter seinen Taufunterricht abhalten wollte, saßen mitten unter den Gläubigen auch der Häuptling, der dritte jener Missethäter und mehrere andere Heiden, „alle sehr still und demüthig, ungerufen und ungezwungen. Vielleicht hofften sie dadurch mich zu besänftigen; denn sie baten mich wieder und wieder um meine Fürbitte für ‚ihre gefangenen Kinder‘, bis mir schließlich die Geduld ausgieng und ich ihnen den Rücken wandte, nachdem ich ihnen hundertmal erklärt, selbst wenn ich wollte, könnte ich jetzt nichts mehr für sie thun.“

Es fällt uns nicht ein, dem hier citirten Missionar, der sich wahrlich genug von den Basutos hat gefallen lassen müssen, irgendwie einen Vorwurf machen zu wollen. Nur als ein weiteres Beispiel zur Darstellung der Schwierigkeiten oder Uebelstände, welche das Verhältniß zwischen Mission und Staatsgewalt mit sich bringt, haben wir diese Dinge erwähnt.

Wer Weiteres über diese wichtige Frage lesen will, den machen

wir auf eine Rede aufmerksam, die der frühere Herausgeber dieser Blätter auf dem letzten Basler Missionsfest gehalten hat (Festbericht S. 78 ff.). Ausgehend von 2. Kor. 6, 4: „In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld" erzählte dort Dr. Gundert von den traurigen Ereignissen in Uganda und Blantyre, führte aber auch einige liebliche Beispiele aus Südafrika und China an, welche deutlich genug beweisen, daß man mit Liebe und Sanftmuth weiter kommt, als mit Rechthaberei und Großthun. „Ein jeder Missionar, ehe er hinausgeht, sage sich doch selbst: Hundertmal lieber will ich sterben, — irgendwelchen Tod, als daß ich tödten und richten und herrschen wollte als König!" so schloß Dr. Gundert seine Rede, und mit dieser beherzigenswerthen Mahnung wollen auch wir diese kurze Mittheilung schließen.

Die neuesten Vorgänge in Abeokuta.

Von Missionar A. Maser.

Die Geschichte der Abeokuta-Mission während der zwei letzten Jahre bildet einen interessanten und sehr lehrreichen Beitrag zur neueren Missionsgeschichte überhaupt. Dieselbe dreht sich hauptsächlich um den Namen des eingebornen Miss. James Johnson, der als „Superintendent" mit der Leitung dieser Mission beauftragt war. Er ist ein Neger, geboren und gebildet in Sierra Leone, hat aber auch schon England besucht. Nach dem Abgange von Miss. Townsend (1876) wurde er auf den wichtigen Posten berufen. Bei seiner Ankunft in Abeokuta (1877) wurde er mit Freuden- und Ehrenbezeugungen empfangen. Als Leiter der dortigen Mission hatte er eine unabhängige Stellung und mußte sich nur in Geldsachen an die Kommittee in Lagos wenden. Bald nach seiner Ankunft machte er eine Reise nach Ibadan, das auch seiner Aufsicht unterstellt war. Seine Eindrücke von beiden großen Städten sind ausführlich im »Intelligencer« der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft vom Jahr 1878 wiedergegeben. Nach seinen Berichten schien eine neue Zeit

über jene Missionsgebiete gekommen. Neue Organisationen wurden in's Leben gerufen, neue Arbeiten in Angriff genommen, die wöchentliche Abgabe jedes Kirchengliedes wurde von 40 auf 300 Kauris, d. i. von 3 auf 23 Pfennige erhöht. Alles dessen konnte man sich nur freuen. Im Februar 1879 besuchte Bischof Cheetham von Sierra Leone, der die kirchliche Oberaufsicht über die ganze Joruba-Mission hat, das Land. Als er auf seiner Reise von Lagos nach Abeokuta durch das christliche Bauerndorf Schuren kam, welches unter dem Kriegshäuptling John Okenla steht, wurde er von diesem ernstlich ermahnt, in Abeokuta doch die hohe Kirchen- und Schultaxe wieder herabzusetzen, da es in der jetzigen Kriegszeit unmöglich sei, daß jedes christliche Familienglied die geforderte Summe aufbringen könne; außerdem schrecke diese hohe Taxe viele Heiden vom Eintritt in die Kirche ab, während manche Christen dadurch verstimmt würden und von den Gottesdiensten wegblieben. Als der Bischof nach Abeokuta selbst kam, brachte Okenla diese Sache in einer Versammlung von Aeltesten auf's Neue vor, wurde aber nicht gehörig unterstützt, so daß der Bischof schließlich erklärte, er müsse solche Dinge, wie die Erhebung von Steuern, seinen Brüdern, den Pastoren, überlassen, die mit den örtlichen Verhältnissen besser bekannt seien als er. Später hörte man dann, daß die Aeltesten mit Okenla gleich nach jener Versammlung, die in der Schule gehalten wurde, sich in einem Privathaus dieser Sache wegen abermals versammelten und hier von Okenla beantragt wurde, die Angelegenheit schriftlich noch einmal vor den Bischof zu bringen. Als aber ein Aeltester, ein früherer Wesleyaner, erklärte, er werde von den Leuten seiner Klasse nur 40 Kauris erheben, möge der Superintendent auch eine höhere Summe fordern, so löste Okenla die Versammlung im Unwillen auf.

Wie diese Sache plötzlich und unvermuthet aufgetaucht war, so kam sie alsobald wieder in Vergessenheit, insbesondere da Bischof Cheetham sein Auge auf etwas Anderes gerichtet hatte. Er muß damals von jemand benachrichtigt worden sein, daß die eingebornen Pastoren und Missionsgehilfen in Abeokuta — Sklaven besitzen. Er fragte nun jeden Einzelnen unter ihnen auf sein Gewissen, ob er Sklaven gekauft habe, und nach seiner Rückkehr in Lagos erklärte er, alle Angestellten der Mission in Abeokuta hätten Sklaven, nur James Johnson nicht. Jedermann war erstaunt darüber und die

daß hiezu aber nicht der gewöhnliche rauhe Schwamm,*) sondern ein anderer, feinerer gebraucht werde u. s. f.

Diese Anordnungen wurden befolgt, und die Kranken genasen. Damit hatte Own — wenigstens als Pockenarzt — seinen Ruf begründet und sein Glück gemacht. Bald rühmte man von ihm, er habe Mittel nicht nur zur Heilung, sondern auch zur Verhütung der schrecklichen Plage. Das vermehrte natürlich seine Kundschaft weit über den bisherigen Kreis seiner „Wirksamkeit" hinaus.

Mission und Staatsgewalt.

In einem englischen Missionsblatt (Mission Life, Okt. 1880) hat neulich Herr Robert Cust, ein alter indischer Beamter, einen sehr beachtenswerthen Aufsatz über das Verhältniß der Mission zu den verschiedenen Staatsgewalten in Asien und Afrika veröffentlicht. Wir sollen nicht „Fleisch für unseren Arm halten," unseren Missionaren und ihren Bekehrten nicht gestatten, sich auf Verträge zu berufen, sich von Kanonenbooten schützen zu lassen u. s. f. — das ist's, was er allen Betheiligten energisch in's Gewissen schiebt. Dann führt er weiter aus: In Indien ist die Staatsgewalt ganz in den Händen einer christlich-europäischen Regierung. Nie und nirgends hat solche Religions- und Missionsfreiheit geherrscht wie hier, und doch sind die Missionare nicht zufrieden. Quo plus habent eo plus cupiunt! (Je mehr sie haben, desto mehr wollen sie). Sie sollten dankbarer und bescheidener sein. „Wenn wir Indien verlieren würden, so hätten wir das größte Missionsfeld verloren, das die Welt je gesehen hat." Im Innern Afrika's dagegen ist der Missionar außerhalb des Bereichs irgend einer civilisirten Obrigkeit, ja des Völkerrechts. Reisende wie Missionare können nichts machen, wenn sie beraubt, gefangen gesetzt, ja

*) Die Neger pflegen sich mit Hilfe einer Art Schwamm aus den weichgeklopften Fasern einer Schlingpflanze zu waschen.

mit dem Tode bedroht werden; niemand schützt sie. In einem solchen Lande seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen, ist ein großes Wagniß. Wird vollends von der Missionsstation aus die Sklaverei und Vielweiberei, die Tyrannei der Häuptlinge, das Götzen- oder Zauberwesen u. s. w. angegriffen, so wächst die Gefahr. Und sobald eine Gemeinde zu Stande kommt, wird der Missionar nolens volens das Haupt resp. der Gründer nicht nur eines religiösen, sondern auch eines bürgerlichen Gemeinwesens. In Uganda z. B. haben katholische wie protestantische Missionare die Unvorsichtigkeit gehabt, sich einem Gewaltherrscher anzuvertrauen, der kein Gesetz kennt, als die eigene Willkür, und dem Menschenleben für nichts gelten. Jene haben ihm Waffen und andere höchst unpassende Geschenke mitgebracht, diese sich herbeigelassen, ihm Flinten etc. auszubessern,*) und beide Parteien haben, indem sie vor dem heidnischen König disputirten, das Christenthum an seiner schwächsten Stelle vor ihm bloßgestellt. Daß die Araber und die muhammedanischen Ostafrikaner entrüstet über die christlichen Eindringlinge sind, welche gegen Sklaverei und Vielweiberei zu Felde ziehen, ist doch selbstverständlich und kann ihnen durchaus nicht verargt werden. Abgesehen hievon sind sie immer sehr freundlich gegen europäische Reisende und Missionare gewesen. Ruhig alle bisherige Ordnung umstoßen und die Bedingungen ihres Wohlstandes zerstören lassen — das können sie doch nicht. Da ist Schlangenklugheit und Taubeneinfalt, gänzliche Selbsthingabe, kolossale Geduld und völlige Beherrschung seiner selbst und insbesondere auch der Zunge nothwendig. Da wird allerlei Schweres, vielleicht auch das Martyrium nicht ausbleiben.

Wieder anders ist's in Blantyre und Livingstonia, sowie am Tanganjika-See. Hier existirt gar keine Staatsgewalt und die Missionare müssen, wenn sie überhaupt bestehen wollen, die flüchtigen Sklaven, die Bekehrten und Andere, welche sich um sie sam-

*) Auf diesen Vorwurf hat seither Miss. Wilson erwidert, ein einziges mal habe Einer seiner Kollegen, und zwar unter Protest von Seiten der übrigen Missionare, dem König einen solchen Dienst geleistet. Ueberhaupt klagt er, Herr Cust sei ungerecht und übertreibe. Das ist auch wirklich hie und da der Fall. Im C. M. Intelligencer (Dez. 1880) ist denn auch schon eine ausführliche Widerlegung des Cust'schen Artikels erschienen, soweit derselbe einer solchen bedarf. Wir haben aus demselben hier nur das entnommen, was uns beherzigenswerth schien.

meln, auch bürgerlich regieren, eine Art Polizei einführen, sich im Nothfall gegen Angriffe vertheidigen u. s. f. Dabei darf aber nie eine höhere Strafe gegen Uebertreter der Ordnung angewandt werden, als die Verbannung. Von Todesstrafe sollte auch mit keiner Silbe nur die Rede sein. Wenn der Leiter einer solchen Mission konsulare Vollmachten erhielte, würde das nur zu Verwickelungen führen.

Endlich gibt es Länder, wie China und die Türkei, wo eine einheimische, aber nichtchristliche Staatsgewalt besteht und wo die Missionare unter dem Schutz von Verträgen, Kriegsschiffen u. dergl. leben. „So sehr die englisch-chinesischen Opiumkriege von 1839 und 1857 zu beklagen sind, so ist's doch immer noch besser, einem Lande mit Waffengewalt das Opium aufzuzwingen, als auf diese Weise Missionare in dasselbe einzuführen. Denn hier wird, was ein Segen hätte sein können, ein Fluch. Wir können uns darauf verlassen: unter allen Umständen ist Kanonenboot-Opium noch ein geringeres Uebel als Kanonenboot-Missionare.“ Es ist bekannt, wie die französische Regierung den Vertrag ausgebeutet hat, welcher ihren Missionaren Schutz verspricht, und wie die Katholiken in China durch ihr beständiges Pochen auf die Staatshilfe und durch Einmischung in weltliche Händel so viel böses Blut gemacht haben.*) Wie anders,

*) Wie es scheint, fehlt es auch nicht an katholischen Eingebornen, die in diesem Stück das Beispiel ihrer Lehrer getreulich befolgen und dann natürlich noch übertreiben. So erzählen z. B. die „Katholischen Missionen“ folgenden merkwürdigen Fall:

„Der Kreis Kinki (in der Provinz Kiangsi) hatte einen sonderbaren Apostel, einen Arzt namens Joseph Tschang. Dieser verbreitete den Glauben, den er zu Futschau angenommen hatte, mit glühendem Eifer und seltenem Erfolg. Er besaß eine gewaltige Mundfertigkeit und verstand seine Lehren mit einer Kühnheit vorzutragen, die alles von vorneherein als bewiesen und feststehend hinstellte. Widerspruch konnte er nicht vertragen; er betrachtete denselben als Frevel gegen die Religion, die er predigte. Ja, er gieng in seinem blinden Eifer so weit, daß er die Gegner mit Ohrfeigen regalirte. Man erzählt sich sonderbare Geschichten in diesem Punkte. Nun traf es sich, daß einer seiner Schüler einen Rechtsstreit zu führen hatte und vor dem Mandarin des Orts erscheinen mußte. Tschang begleitete ihn vor Gericht, und als der Mandarin die streitige Sache vorlegte, unterbrach er denselben mit einer Dreistigkeit, die alle Mitglieder des Gerichtshofes in Staunen setzte. Seine Sprache war derart, daß der Mandarin erzürnt aufsprang und rief: „Wofür sitze ich denn hier? Setze du dich auf den Richterstuhl!“ Und in der That, unser Apostel

wie bewunderungswürdig steht dem gegenüber die China Inland Mission da, welche Hr. Cust allen anderen Gesellschaften als Muster vorhält. Hören wir einmal, was diese ihren Sendboten zur Pflicht macht.

„Kein Missionar,“ heißt's da, „der im Innern des Landes wohnt oder reist, kann zu vorsichtig in der Vermeidung von Reibungen und Verwicklungen mit der Bevölkerung und besonders mit den Behörden sein. Alle Angestellten der Mission müssen beständig dessen eingedenk bleiben, daß sie unter dem Schutze des lebendigen Gottes stehen und nie Fleisch für ihren Arm halten dürfen. Alle Rechte, welche ihnen die englische oder chinesische Regierung gewährt, sollen sie natürlich benützen, nie aber die Hilfe oder den Schutz dieser Regierungen anrufen. Gesuche an unsere Konsuln, für die Bestrafung von Gewaltthaten zu sorgen, die Verletzung wirklicher oder eingebildeter Rechte zu rächen, Verluste zu ersetzen u. dergl. müssen vermieden werden. Sollten irgendwo im Innern Unruhen oder Verfolgungen entstehen, so mache man den chinesischen Lokalbeamten freundliche Vorstellungen, und wenn diese sich der Sache nicht annehmen, so müssen die Unrecht Leidenden dieselbe in Gottes Hände befehlen. Unter keinen Umständen darf ein Missionar auf eigene Verantwortung die Hilfe der britischen Autoritäten anrufen. Als letzter Ausweg bleibt ja immer noch die Weisung des Herrn: ‚Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere.‘

„Wer des Herrn Werk treibt, muß auch darauf gefaßt sein, sich fröhlich den Raub seiner Güter gefallen zu lassen und sich freuen, wenn er würdig geachtet wird, um des Namens Christi willen

---

hatte die Unverfrorenheit, in offener Gerichtssitzung den Stuhl des Mandarinen einzunehmen. Das kostete ihm das Leben. Der Richter und seine Leute sannen auf Rache; unter einem Vorwande forderten sie ihn vor Gericht, verurtheilten ihn und ließen ihn so grausam schlagen, daß er im Gefängnisse den Geist aufgab. Er starb als ein Opfer seines unvernünftigen Eifers. Einige Christen waren bei ihm und bezeugten die heißen Thränen, mit denen er seine Sünden beweinte. Gott wird ihn in Gnaden angenommen haben. Im ganzen Bezirke von Kinki wurde sein Tod aufrichtig bedauert. Mehrere Christengemeinden hatte er gegründet, und die Zahl der Bekehrungen nahm so zu, daß gegenwärtig daselbst über 20 Stationen bestehen.“

Uebrigens sind die katholischen Missionare weise genug, da wo sie ferne vom Schutze der französischen Konsuln tief im Innern von China sich niedergelassen haben, ganz andere Saiten aufzuziehen und jeden Zusammenstoß mit der Staatsgewalt zu vermeiden (vergl. S. 71, Anm.).

Schmach zu leiden. Wie Esra (Kap. 8, 21—23) gesinnt war, so soll auch er gesinnt sein.

„Beim Predigen und Bücherverkaufen sollte die Anhäufung von Volksmengen in den Straßen so viel als möglich vermieden werden, und wo immer es geschehen kann, sollten etwaige Schwierigkeiten ohne Herbeiziehung von Lokalbeamten bereinigt werden. Die Missionare sollten auch nicht allerlei unnöthiges Eigenthum mit sich führen oder gar zur Schau tragen, weil das zu Verlust und Beraubung führen könnte, in welchem Fall nie ein Ersatz verlangt werden sollte. Je weniger man mit den Lokalbeamten zu thun hat, desto besser, und wenn je einmal ihr Beistand nothwendig wird, so sollte derselbe als eine Gunst erbeten, nie als ein Recht beansprucht werden. Unter keiner Bedingung sollte man mit einer Berufung auf den Konsul oder sonst mit irgend etwas drohen. Alle obrigkeitlichen Personen sollte man, wenn man mit ihnen zu thun hat oder auch nur von ihnen redet, mit Ehrerbietung, wie das Wort Gottes es vorschreibt, behandeln.

„Wo ein längerer Aufenthalt wahrscheinlich zu Unruhen führen würde, da ziehe man weiter, und wo man sich nicht friedlich und ruhig niederlassen kann, da unterlasse man den Versuch oder schiebe ihn auf. Gott wird so viel Thüren aufschließen, daß wir nicht einmal in alle hineingehen können. Und endlich: Die Waffen unseres Streites müssen wirklich als geistliche und nicht fleischliche überall erkennbar sein."

Und diese Regeln werden nach Hr. Cust's Versicherung auch wirklich befolgt. Bei ihrer Jahresversammlung 1879 konnte Lord Shaftesbury lobend hervorheben, daß kein Missionar dieser Gesellschaft den Chinesen gegenüber seine nationale Ueberlegenheit zur Schau trage oder auf Vertragsrechte poche und daß vom „unvermeidlichen Kanonenboot" bei ihnen keine Rede sei. Miss. Mc-Carthy hat ganz China unbewaffnet durchreist, ohne irgendwo beschädigt oder beleidigt zu werden. Und gewiß ist's eine bessere Politik, zeitweilig Unrecht zu leiden, als gleich auf sein Recht sich zu berufen, denn jede Berufung dieser Art hat in China eben doch keinen anderen Sinn als den, daß der Betreffende in letzter Instanz mit jenem „unvermeidlichen Kanonenboot" *) droht. Lieber alles

*) Mit diesem „unvermeidlichen Kanonenboot" ist von Feinden der Mission schon viel Mißbrauch getrieben worden, um die Missionare als streit- und rachsüchtige Männer darzustellen, die das „Evangelium des Friedens" wohl

leiden, als sich einer solchen Drohung bedienen. Verfolgungen haben noch nie einer Mission zum Schaden gereicht und das Blut der Märtyrer ist ja bekanntlich der Same der Kirche. Sich auf Fleisches Arm stützen, wird oft am Ende gar so viel heißen, als gegen Gott streiten, um dessen Leitung, Bewahrung u. s. w. man ja beständig betet und dessen Hand man also in allem erkennen sollte. Auch wenn, wie neulich in Hakodati und Futschau, unsere Missionshäuser in Flammen aufgehen, so sollten wir darin die züchtigende Hand des Herrn erkennen und nicht thun, wie wenn mit dergleichen nun so gar viel verloren wäre.

predigen, selbst aber nicht darnach handeln. So schreibt z. B. der Reisende T. T. Cooper an einer Stelle seines höchst interessanten Buches („Reise zur Auffindung eines Ueberlandwegs von China nach Indien," Jena, H. Costenoble, 1877): „Als wir an der Stadt Jangtschau in der Provinz Nganhwei vorüberdampften, sahen wir die englische Flotte, welche heraufgesandt worden war, um Genugthuung für einen Anfall zu fordern, den einige protestantische Missionäre erlitten hatten, welche geprügelt und anderweitig mißhandelt worden waren. Der Anblick einer britischen Flotte auf dem Jangtseu zu solchem Zwecke war wirklich bemerkenswerth und muß, woran ich nicht zweifle, viel dazu beigetragen haben, das Volk von Jangtschau von der Kraft des Protestantismus, wenn auch am Ende nicht von seiner friedlichen Natur, zu überzeugen. Was mich selbst betraf, so erinnerte ich mich an die geduldigen französischen Missionäre, deren einziger Ausweg die Flucht in Gebirgsverstecke war, und rief mir die Strafrede des Herrn in's Gedächtniß zurück, welche er seinem Jünger hielt, weil dieser sein Schwert gegen den Diener des Hohenpriesters gezogen hatte, und es schien schwierig, die Anwesenheit einer Flotte in Jangtschau zu einem solchen Zwecke mit den Lehren zu vereinigen, die von seinen Dienern gepredigt werden. Wahrscheinlich haben sich die Zeiten geändert, seit Paulus predigte, Christus gekreuzigt wurde und den Tod erlitt, und es mag jetzt wirksamer befunden werden, das Evangelium aus der Kanonenmündung zu predigen und Kanonenboote herbeizurufen, um Genugthuung für unsere modernen Märtyrer zu schaffen."

Es ist leicht, das Uebertriebene und Unzutreffende an dieser Spottrede herauszufinden; darüber sollten wir aber das Berechtigte an Vorwürfen dieser Art nicht wegleugnen. Für die katholische Mission in China, der er vielfach zu Dank verpflichtet ist, zeigt Hr. Cooper überall eine gewisse parteiische Vorliebe.

Kurioser Weise war die hier von Cooper erwähnte Flottendemonstration (im Spätjahr 1869), soviel wir wissen, gerade durch eine der China Inland Mission in Jangtschau widerfahrene Vergewaltigung herbeigeführt! So lange die Missionare dieser und andrer Gesellschaften nur als Pioniere herumreisen, mag es ohne Berufung auf die Vertragsrechte gehn, sobald sich's aber um feste Niederlassungen handelt, wird wohl manchmal die Anrufung des weltlichen Arms unvermeidlich sein.

Dazu kommt, daß, je mehr man sich den Chinesen anbequemt, je weniger man als Europäer oder Engländer unter ihnen auftritt, je rücksichtsvoller man gegen sie und selbst gegen ihre Vorurtheile ist, desto sicherer auch eine wirklich chinesische Kirche und nicht nur ein Abklatsch einer englischen Kirche zu Stande kommen wird. „Auf einem den Heiden heiligen Boden ein Missionshaus oder eine Missionsschule errichten (Anspielung auf Futschau) ist ein Akt der gröbsten Unweisheit, der durch keine Verjährung gut gemacht werden kann. Eine Pagode in eine christliche Kirche zu verwandeln ist eins von den Dingen, die vielleicht nach Jahrhunderten noch zu beklagen sein werden. (?) In allerlei Ländern haben wir in Blut geschriebene Beweise für die schlimmen Folgen einer solchen Missionspolitik. Viel lieber sich zurückziehen und eine Mission ganz oder zeitweilig aufgeben, als den Christennamen den Heiden verhaßt machen."

Soweit Herr Cust, der selbst früher in Indien über Millionen von Heiden regiert hat, zugleich aber ein warmer Missionsfreund gewesen ist und noch ist. Dem von ihm Gesagten könnte noch sehr viel hinzugefügt werden. In Südafrika z. B. nehmen viele Missionsstationen mit ihren „Platzgesetzen" eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen civilisatorischer Staatseinrichtung und evangelistischer Predigt- und Schulstätte ein. Neuerdings sind ferner die Berliner Missionare durch den Vorschub, den ihnen die englische Regierung im nördlichen Basuto-Lande zu leisten angefangen, in eine eigenthümliche, vielleicht nicht ganz gefahr- und versuchungsfreie Lage gekommen.

Einem widerwärtigen Häuptling z. B. droht Miss. Winter, er würde „seinen Namen den Herrschern des Landes gegenüber nicht gerade lobend erwähnen, darauf solle er sich verlassen," worüber die Betreffenden dann „erschraken" und andere Saiten aufzogen. Die „Freundlichkeit" eines andern Häuptlings verdankt derselbe Missionar „großentheils dem guten Einfluß des Regierungsbeamten Eckersley," der jenen eindringlich ermahnt hat, dem Missionar keinerlei Schwierigkeiten zu machen. „Das ist sehr dankenswerth," fährt Miss. Winter fort; „hat es auch manches Unliebsame, die Bibel mit dem Schwert des Eroberers Hand in Hand gehen zu sehen, so daß es einem zu Zeiten wohl schwer werden kann, sich als Boten des Friedens Eingang und Vertrauen zu erwerben (wie denn die zersprengten Reste der Dinkoanyane'schen noch jetzt allen Lehrern

und besonders Br. Merensky den ganzen Krieg zur Last legen), so hat es doch auch manches Gute, zumal wenn gute Landesgesetze folgen." Im April v. J. wurde die Frau eines eingebornen Gehilfen, als die Heiden gerade ihre „Beschneidungsgreuel" trieben, von diesen in Gegenwart einer anderen Christenfrau überfallen, ihrer Kleider beraubt, in's Gebüsch gestoßen und vor weiteren Mißhandlungen nur durch einen älteren herzueilenden Kaffer gerettet. Sofort schrieb Miss. Winter an den englischen Residenten in Fort Albert bei Khalatlolu, und alsbald erschienen drei schwerbewaffnete Swasis mit einer ungemein freundlichen Antwort und mit dem Auftrag, die Missethäter abzufassen. „Von einem meiner Leute, dem ich gleichfalls ein Gewehr gab, von jenem Nationalgehilfen und den zwei Frauen begleitet, machten sich die von allen Bapedis so sehr gefürchteten und gehaßten Swasis — das erste Mal, daß ich diese Unholde, die ihre eigenen Verwundeten, wenn der Transport zu beschwerlich wird, erstechen, mit etwas wie Wohlgefallen betrachtete — auf den Weg. Ohne Mühe griffen sie zwei der Uebelthäter, banden und transportirten sie; den dritten, der nicht zugegen war, zu mir bestellend. Meine Leute glauben, dies schnelle und energische Eingreifen der Obrigkeit zum Schutz der Christen werde weit und breit einen heilsamen Schrecken verbreiten und viele würden Gott schließlich noch danken, daß Maria Tlakale ein wenig mißhandelt worden ist." Als dann am nächsten Montag früh Miss. Winter seinen Taufunterricht abhalten wollte, saßen mitten unter den Gläubigen auch der Häuptling, der dritte jener Missethäter und mehrere andere Heiden, „alle sehr still und demüthig, ungerufen und ungezwungen. Vielleicht hofften sie dadurch mich zu besänftigen; denn sie baten mich wieder und wieder um meine Fürbitte für ‚ihre gefangenen Kinder', bis mir schließlich die Geduld ausgieng und ich ihnen den Rücken wandte, nachdem ich ihnen hundertmal erklärt, selbst wenn ich wollte, könnte ich jetzt nichts mehr für sie thun."

Es fällt uns nicht ein, dem hier citirten Missionar, der sich wahrlich genug von den Basutos hat gefallen lassen müssen, irgendwie einen Vorwurf machen zu wollen. Nur als ein weiteres Beispiel zur Darstellung der Schwierigkeiten oder Uebelstände, welche das Verhältniß zwischen Mission und Staatsgewalt mit sich bringt, haben wir diese Dinge erwähnt.

Wer Weiteres über diese wichtige Frage lesen will, den mach

wir auf eine Rede aufmerksam, die der frühere Herausgeber dieser Blätter auf dem letzten Basler Missionsfest gehalten hat (Festbericht S. 78 ff.). Ausgehend von 2. Kor. 6, 4: „In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld“ erzählte dort Dr. Gundert von den traurigen Ereignissen in Uganda und Blantyre, führte aber auch einige liebliche Beispiele aus Südafrika und China an, welche deutlich genug beweisen, daß man mit Liebe und Sanftmuth weiter kommt, als mit Rechthaberei und Großthun. „Ein jeder Missionar, ehe er hinausgeht, sage sich doch selbst: Hundertmal lieber will ich sterben, — irgendwelchen Tod, als daß ich tödten und richten und herrschen wollte als König!“ so schloß Dr. Gundert seine Rede, und mit dieser beherzigenswerthen Mahnung wollen auch wir diese kurze Mittheilung schließen.

Die neuesten Vorgänge in Abeokuta.

Von Missionar A. Maser.

Die Geschichte der Abeokuta-Mission während der zwei letzten Jahre bildet einen interessanten und sehr lehrreichen Beitrag zur neueren Missionsgeschichte überhaupt. Dieselbe dreht sich hauptsächlich um den Namen des eingebornen Miss. James Johnson, der als „Superintendent“ mit der Leitung dieser Mission beauftragt war. Er ist ein Neger, geboren und gebildet in Sierra Leone, hat aber auch schon England besucht. Nach dem Abgange von Miss. Townsend (1876) wurde er auf den wichtigen Posten berufen. Bei seiner Ankunft in Abeokuta (1877) wurde er mit Freuden- und Ehrenbezeugungen empfangen. Als Leiter der dortigen Mission hatte er eine unabhängige Stellung und mußte sich nur in Geldsachen an die Kommittee in Lagos wenden. Bald nach seiner Ankunft machte er eine Reise nach Ibadan, das auch seiner Aufsicht unterstellt war. Seine Eindrücke von beiden großen Städten sind ausführlich im »Intelligencer« der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft vom Jahr 1878 wiedergegeben. Nach seinen Berichten schien eine neue Zeit

über jene Missionsgebiete gekommen. Neue Organisationen wurden in's Leben gerufen, neue Arbeiten in Angriff genommen, die wöchentliche Abgabe jedes Kirchengliedes wurde von 40 auf 300 Kauris, d. i. von 3 auf 23 Pfennige erhöht. Alles dessen konnte man sich nur freuen. Im Februar 1879 besuchte Bischof Cheetham von Sierra Leone, der die kirchliche Oberaufsicht über die ganze Joruba-Mission hat, das Land. Als er auf seiner Reise von Lagos nach Abeokuta durch das christliche Bauerndorf Schuren kam, welches unter dem Kriegshäuptling John Okenla steht, wurde er von diesem ernstlich ermahnt, in Abeokuta doch die hohe Kirchen- und Schultaxe wieder herabzusetzen, da es in der jetzigen Kriegszeit unmöglich sei, daß jedes christliche Familienglied die geforderte Summe aufbringen könne; außerdem schrecke diese hohe Taxe viele Heiden vom Eintritt in die Kirche ab, während manche Christen dadurch verstimmt würden und von den Gottesdiensten wegblieben. Als der Bischof nach Abeokuta selbst kam, brachte Okenla diese Sache in einer Versammlung von Aeltesten auf's Neue vor, wurde aber nicht gehörig unterstützt, so daß der Bischof schließlich erklärte, er müsse solche Dinge, wie die Erhebung von Steuern, seinen Brüdern, den Pastoren, überlassen, die mit den örtlichen Verhältnissen besser bekannt seien als er. Später hörte man dann, daß die Aeltesten mit Okenla gleich nach jener Versammlung, die in der Schule gehalten wurde, sich in einem Privathaus dieser Sache wegen abermals versammelten und hier von Okenla beantragt wurde, die Angelegenheit schriftlich noch einmal vor den Bischof zu bringen. Als aber ein Aeltester, ein früherer Wesleyaner, erklärte, er werde von den Leuten seiner Klasse nur 40 Kauris erheben, möge der Superintendent auch eine höhere Summe fordern, so löste Okenla die Versammlung im Unwillen auf.

Wie diese Sache plötzlich und unvermuthet aufgetaucht war, so kam sie alsobald wieder in Vergessenheit, insbesondere da Bischof Cheetham sein Auge auf etwas Anderes gerichtet hatte. Er muß damals von jemand benachrichtigt worden sein, daß die eingebornen Pastoren und Missionsgehilfen in Abeokuta — Sklaven besitzen. Er fragte nun jeden Einzelnen unter ihnen auf sein Gewissen, ob er Sklaven gekauft habe, und nach seiner Rückkehr in Lagos erklärte er, alle Angestellten der Mission in Abeokuta hätten Sklaven, [illegible] James Johnson nicht. Jedermann war erstaunt darüber und

Gesellschaft erließ ein Schreiben an die Gemeinden und Pastoren der Joruba-Mission, in dem letztere angewiesen wurden, bei Strafe der Entlassung ihre Sklaven vor dem Jahre 1880 freizugeben; die gewöhnlichen Gemeindeglieder dagegen wurden ermahnt, aus christlicher Liebe das Gleiche zu thun. Eine Konferenz sollte dann noch bestimmen, in welcher Weise künftig Sklaven loszukaufen seien. Dieser Erlaß langte im September 1879 in Lagos an. Wir haben aber ein Vierteljahr zurückzugehen, um den weiteren Verlauf der Unzufriedenheit wegen der Kirchen- und Schulsteuer zu verfolgen. Während des Monats Juni kamen Gerüchte und Privatbriefe nach Lagos, welche über allgemeine Unzufriedenheit klagten, die in der Kirche in Abeokuta herrsche. Einer der Aeltesten kam herab und erklärte, sie hätten die Kirchen- und Schulsteuer ein Jahr versuchsweise übernommen, aber sie sträubten sich nun, bei der Fortdauer des Krieges im laufenden Jahre die gleiche Summe zu bezahlen. Die Schullehrer erhielten ihre monatliche Bezahlung nicht mehr, sondern müßten sich mit dem ganz geringen Schulgeld der Kinder begnügen.*) Dazu kamen an Ostern Ausschließungen vom Abendmahl wegen mangelhafter Einzahlung von Kirchen- und Schulsteuern vor. Die Kommittee in Lagos erhielt indessen weder von dem Superintendenten Johnson noch von einem der Pastoren in Abeokuta näheren Aufschluß über dies alles. Um diese Zeit machte der in Ota stationirte eingeborne Pastor White einen Besuch in Abeokuta. Er wurde von den Aeltesten gebeten, eine Versammlung zwischen ihnen und ihrem Superintendenten zu veranstalten. Herr Johnson ließ sich dazu herbei. Die Versammlung dauerte einen ganzen Tag, und nachdem Johnson von den versammelten Pastoren, Aeltesten und Lehrern hatte hören müssen, daß die Taxe von 300 Kauris gegen ihre Zustimmung eingeführt worden sei, und daß sie überhaupt vieles an seinem Benehmen, namentlich auch gegen sie selbst, auszusetzen hätten, endete die Versammlung mit dem Beschluß, daß in Zukunft nur 100 Kauris als Kirchensteuer zu bezahlen seien.**)

*) Dies war um so seltsamer, als die in dem Jahre aufgelegte Kirchen- und Schultaxe M. 8000 abgeworfen hatte. Dieses Geld sollte aber nach Johnson's Plan zumeist zur Bildung eines Kirchenfonds dienen, nicht für die laufenden Ausgaben verwandt werden.

**) Eine Frau hatte Reis, der jemand anders gehörte, verkauft, um die Steuer bezahlen zu können.

Als einige Wochen nachher Johnson den Aeltesten zu verstehen gab, daß der Beschluß wegen der Kirchensteuer nicht seine Zustimmung habe, wandten sich eilf derselben schriftlich an die Kommittee in Lagos und baten dieselbe, einzuschreiten, „ehe es zu spät sei." Dieser Brief traf im August 1879 in Lagos ein und war die erste offizielle Kundgebung des Zwistes in Abeokuta. Die Kommittee berief nun eine Konferenz auf den 1. September, zu welcher jede Gemeinde zwei Gemeindeälteste sammt ihrem Pastor senden sollte. Johnson wollte gegen die Berufung einer solchen Konferenz protestiren, sie kam aber dennoch zu Stande. Die Aeltesten und drei Pastoren von Abeokuta erklärten in derselben wieder, daß Johnson nie auf ihre Gründe gegen Einführung der Taxe gehört habe; daß er die Pastoren überhaupt mit Geringschätzung behandle, weil sie ihm nicht gelehrt genug seien; er habe an Ostern 195 Kommunikanten der Ake-Gemeinde vom h. Abendmahl und 30, die noch nicht Kommunikanten sind, aus der Kirche ausgeschlossen, weil sie die Kirchen- und Schulsteuer nicht bezahlt hätten; ja, es sei vorgekommen, daß arme, unbescholtene Leute, die in ihrer Einfalt doch zur Kommunion gekommen, deßwegen aus der Kirche gewiesen und eine Frauensperson sogar vom Altar weggeschickt worden sei. Johnson habe aber auch sonst gezeigt, daß er keine Liebe zu den Egbas habe; kurz, sie ersuchen die Konferenz, ihn von Abeokuta wegzurufen.

Johnson vertheidigte die Erhebung der Steuern damit, daß die Gesellschaft in allen ihren Blättern davon rede, die Gemeinden sollten selbständig werden und den Unterhalt ihrer Pastoren und Schulen aus eigenen Mitteln bestreiten; er beklagte sich über einige der Gemeindevorsteher, daß sie die Exkommunication nicht auch in ihren Distrikten ausgeführt hätten. Man habe ihn in dieser Sache getäuscht, d. h. ihn auf dem Glauben gelassen, daß diejenigen, die die Steuer nicht bezahlt hätten, auf allen Stationen vom h. Abendmahl ausgeschlossen worden seien, wie dies in Ake der Fall gewesen; auch sei es nicht die höhere Steuer, um deretwillen er gehaßt werde, sondern der eigentliche Grund liege darin, daß Bischof Cheetham die Sklavenfrage aufgebracht habe, und man ohne Grund meine, er habe den Bischof auf diese Sache aufmerksam gemacht.

Die Konferenz beschloß nun: 1. Daß künftig niemand mehr vom h. Abendmahl ausgeschlossen werden solle, weil er die Kirchensteuer nicht zahle; 2. daß die Steuer nominell fortbestehen,

Gesellschaft erließ ein Schreiben an die Gemeinden und Pastoren der Joruba-Mission, in dem letztere angewiesen wurden, bei Strafe der Entlassung ihre Sklaven vor dem Jahre 1880 freizugeben; die gewöhnlichen Gemeindeglieder dagegen wurden ermahnt, aus christlicher Liebe das Gleiche zu thun. Eine Konferenz sollte dann noch bestimmen, in welcher Weise künftig Sklaven loszukaufen seien. Dieser Erlaß langte im September 1879 in Lagos an. Wir haben aber ein Vierteljahr zurückzugehen, um den weiteren Verlauf der Unzufriedenheit wegen der Kirchen- und Schulsteuer zu verfolgen. Während des Monats Juni kamen Gerüchte und Privatbriefe nach Lagos, welche über allgemeine Unzufriedenheit klagten, die in der Kirche in Abeokuta herrsche. Einer der Aeltesten kam herab und erklärte, sie hätten die Kirchen- und Schulsteuer ein Jahr versuchsweise übernommen, aber sie sträubten sich nun, bei der Fortdauer des Krieges im laufenden Jahre die gleiche Summe zu bezahlen. Die Schullehrer erhielten ihre monatliche Bezahlung nicht mehr, sondern müßten sich mit dem ganz geringen Schulgeld der Kinder begnügen.*) Dazu kamen an Ostern Ausschließungen vom Abendmahl wegen mangelhafter Einzahlung von Kirchen- und Schulsteuern vor. Die Kommittee in Lagos erhielt indessen weder von dem Superintendenten Johnson noch von einem der Pastoren in Abeokuta näheren Aufschluß über dies alles. Um diese Zeit machte der in Ota stationirte eingeborne Pastor White einen Besuch in Abeokuta. Er wurde von den Aeltesten gebeten, eine Versammlung zwischen ihnen und ihrem Superintendenten zu veranstalten. Herr Johnson ließ sich dazu herbei. Die Versammlung dauerte einen ganzen Tag, und nachdem Johnson von den versammelten Pastoren, Aeltesten und Lehrern hatte hören müssen, daß die Taxe von 300 Kauris gegen ihre Zustimmung eingeführt worden sei, und daß sie überhaupt vieles an seinem Benehmen, namentlich auch gegen sie selbst, auszusetzen hätten, endete die Versammlung mit dem Beschluß, daß in Zukunft nur 100 Kauris als Kirchensteuer zu bezahlen seien.**)

*) Dies war um so seltsamer, als die in dem Jahre aufgelegte Kirchen- und Schultaxe M. 8000 abgeworfen hatte. Dieses Geld sollte aber nach Johnson's Plan zumeist zur Bildung eines Kirchenfonds dienen, nicht für die laufenden Ausgaben verwandt werden.

**) Eine Frau hatte Reis, der jemand anders gehörte, verkauft, um die Steuer bezahlen zu können.

Als einige Wochen nachher Johnson den Aeltesten zu verstehen gab, daß der Beschluß wegen der Kirchensteuer nicht seine Zustimmung habe, wandten sich eilf derselben schriftlich an die Kommittee in Lagos und baten dieselbe, einzuschreiten, „ehe es zu spät sei.“ Dieser Brief traf im August 1879 in Lagos ein und war die erste offizielle Kundgebung des Zwistes in Abeokuta. Die Kommittee berief nun eine Konferenz auf den 1. September, zu welcher jede Gemeinde zwei Gemeindeälteste sammt ihrem Pastor senden sollte. Johnson wollte gegen die Berufung einer solchen Konferenz protestiren, sie kam aber dennoch zu Stande. Die Aeltesten und drei Pastoren von Abeokuta erklärten in derselben wieder, daß Johnson nie auf ihre Gründe gegen Einführung der Taxe gehört habe; daß er die Pastoren überhaupt mit Geringschätzung behandle, weil sie ihm nicht gelehrt genug seien; er habe an Ostern 195 Kommunikanten der Ake-Gemeinde vom h. Abendmahl und 30, die noch nicht Kommunikanten sind, aus der Kirche ausgeschlossen, weil sie die Kirchen- und Schulsteuer nicht bezahlt hätten; ja, es sei vorgekommen, daß arme, unbescholtene Leute, die in ihrer Einfalt doch zur Kommunion gekommen, deßwegen aus der Kirche gewiesen und eine Frauensperson sogar vom Altar weggeschickt worden sei. Johnson habe aber auch sonst gezeigt, daß er keine Liebe zu den Egbas habe; kurz, sie ersuchen die Konferenz, ihn von Abeokuta wegzurufen.

Johnson vertheidigte die Erhebung der Steuern damit, daß die Gesellschaft in allen ihren Blättern davon rede, die Gemeinden sollten selbständig werden und den Unterhalt ihrer Pastoren und Schulen aus eigenen Mitteln bestreiten; er beklagte sich über einige der Gemeindevorsteher, daß sie die Exkommunication nicht auch in ihren Distrikten ausgeführt hätten. Man habe ihn in dieser Sache getäuscht, d. h. ihn auf dem Glauben gelassen, daß diejenigen, die die Steuer nicht bezahlt hätten, auf allen Stationen vom h. Abendmahl ausgeschlossen worden seien, wie dies in Ake der Fall gewesen; auch sei es nicht die höhere Steuer, um deretwillen er gehaßt werde, sondern der eigentliche Grund liege darin, daß Bischof Cheetham die Sklavenfrage aufgebracht habe, und man ohne Grund meine, er habe den Bischof auf diese Sache aufmerksam gemacht.

Die Konferenz beschloß nun: 1. Daß künftig niemand mehr vom h. Abendmahl ausgeschlossen werden solle, weil er die Kirchensteuer nicht zahle; 2. daß die Steuer nominell fortbestehen, da-

bei aber jedem erlaubt sein solle, so viel zu bezahlen, als er eben könne; 3. der Antrag, daß Johnson nicht mehr nach Abeokuta gehen solle, sei an die Gesellschaft nach England zu berichten und ihre Entscheidung abzuwarten. Während der Sitzung der Konferenz war ein Schreiben von dem nun verstorbenen Sekretär, Henry Wright, angelangt, in dem es mißbilligt wird, daß Johnson in jetziger Zeit einen Kirchenfond anlegen wolle, es sei jetzt die Zeit der Saat und nicht der Ernte; was die Gemeinden erübrigen können, solle auf die Predigt des Evangeliums verwendet werden, Johnson solle mehr im Geist der Liebe sein Amt treiben *rc.* Auch wurde darin angeordnet, daß die Sklavenbefreiungssache in einer besonderen Konferenz geregelt werden solle. Der oben erwähnte Aufruf an die Gemeindeglieder und Missionsangestellten war beigeschlossen, und es wurde von der Konferenz beschlossen, ihn übersetzen und drucken zu lassen, damit er jedem Christen übergeben werden könne. Bischof Crowther bezeugte schon damals, daß dies zwar eine gefährliche Sache sei, weil die heidnische Einwohnerschaft und namentlich die Häuptlinge von Abeokuta nicht gut dazu sehen würden, da es die Gesellschaft nun aber einmal verlange, so müsse es eben auf alle Gefahr hin geschehen.

Von dieser Konferenz nach Abeokuta zurückgekehrt, hielt Johnson weder einen Gottesdienst (in Ake), noch kam er zum h. Abendmahl, so oft ihn auch der Pastor Williams dazu einlud; dagegen predigte er wie mit neuem Eifer in den Straßen, d. h. den Heiden. Als nun die oben erwähnten Circulare zur Vertheilung an die Christen gelangten, wurden einige Exemplare auch den heidnischen Häuptlingen von Abeokuta mitgetheilt, und augenblicklich beschlossen diese, Johnson aus der Stadt zu verweisen! Okenla stellte nun diesen Häuptlingen vor, die Gemeinde habe bereits nach England geschrieben, Johnson möge versetzt werden; sie möchten daher warten, bis eine Antwort komme. Johnson mußte sich nun einige Tage in dem Hause eines Freundes aufhalten. Da gedroht wurde, sein Haus solle geplündert werden, so bewachten die jungen christlichen Männer dasselbe.

Die Gesellschaft mochte nun einsehen, daß es unmöglich sei, Johnson ferner in Abeokuta zu lassen und ordnete daher an, daß ein englischer Missionar, Faulkner, seine Stelle einnehmen und Johnson wieder an seinen früheren Posten als Pastor der Breadfruitkirche in Lagos zurückkehren solle. Inzwischen war nun auch die Zeit der für die Sklavenfrage angeordneten Konferenz herbei-

gekommen. Er und die drei Pastoren und Aeltesten kamen wieder nach Lagos. Auf dieser Konferenz (1880) wurde alles untersucht, was gegen die zwei Pastoren von Abeokuta, Williams und Moore, vorgebracht werden konnte. Der dritte Pastor, Allen, war nicht erschienen. Er hatte schon vor Neujahr in einem Briefe an die Gesellschaft und den Bischof erklärt, er habe hin und wieder Sklaven gekauft, weil er häufigen Krankheitsanfällen (Rheumatismus) ausgesetzt sei, in denen er sich nicht allein bewegen könne, und diese Sklaven brauche er sehr nöthig zur Hilfe, da er sonst niemand habe. Er setze dieselben nach einigen Jahren immer in Freiheit. Freie Diener oder Knechte gebe es in Abeokuta nicht, sonst würde er ja gern solche anstellen. Wenn er darum entlassen werde, so müsse er sich eben dieser Maßregel unterwerfen. Nachträglich nöthigten ihn aber die Aeltesten seiner Gemeinde doch noch seine Zustimmung zu den Anordnungen der Gesellschaft zu geben, d. h. seine Sklaven freizulassen. Bei seinen zwei Kollegen stellte es sich heraus, daß sie aus Mitleiden einige Sklaven gekauft hätten, dieselben aber nicht als Sklaven hielten, ja denselben sogar einen Freibrief gegeben hätten. Nur einer der Missionsgehilfen hatte eine Sklavin, der er von ihrem Verdienst abnahm, und eine schwarze Missionsfrau hatte sich ein Kindsmädchen losgekauft, die aber auch einen Freibrief erhalten. Seit dem Beginn der Mission hatten europäische Missionare wegen des gänzlichen Mangels an Dienstboten Sklaven gekauft, die aber eben dadurch die Freiheit erlangten, daß sie in den Dienst der Missionare traten. Die Konferenz ordnete nun an, daß in Zukunft die Loskaufung von Sklaven von einem Aeltestenkollegium an den Missionsmittelpunkten in die Hand genommen werden solle, dem die Befreiten den Vorschuß wieder heimzuzahlen hätten; diesen Aeltesten sollen von Einzelnen Hilfsgelder zugeschossen werden.

Ohne Zweifel hätte sich diese ganze Angelegenheit durch liebreiche und geduldige Belehrung viel besser ordnen lassen; indessen wird doch nun auch nach dem Aufeinanderplatzen der Geister einiges Gute für die Christengemeinde in Joruba aus diesen Tagen hervorkommen. Die Missionsgesellschaft wird sich hüten müssen, voreiligst größere Distrikte einem einzigen Eingebornen unterzustellen, namentlich wenn sie den untergeordneten Pastoren und Katechisten nicht eine Stimme in der Konferenz gibt, deren Gesammtheit in Fällen von Meinungsverschiedenheiten der Vorsitzende nachgeben muß, wenigstens

bis eine Entscheidung von Europa eintrifft. Gegenwärtig ist nun Miss. Faulkner ruhig in Abeokuta und Johnson in Sierra Leone; es verlautet, die dortige Kirche habe ihm den Pfarrdienst an der Kathedrale in Freetown angetragen.

Johnson ist ein Mann von scharfem Verstand, großer Energie und Rednergabe, aber rücksichtslos in der Durchführung dessen, was er sich einmal vorgesetzt, und während andere im Streit erlahmen, lebt er darin förmlich auf. Das Ideal, das er bei allem im Auge hat, ist die Hebung seiner Volksgenossen auf die Stufe der Europäer und im Zusammenhang damit die Gründung einer unabhängigen Negerkirche. Wie weit er es damit bringen wird, das muß die Zukunft lehren.

Rundschau.

III. Oceanien.

2. Die Samoa-Inseln.

Im vorigen Jahr hat die Mission auf den Samoa-Inseln ihr fünfzigjähriges Bestehen gefeiert. Und zugleich sind dieselben im deutschen Reichstag ein Gegenstand eingehender Verhandlungen gewesen. Es hat uns daher doppelt gefreut, im „Globus" aus der Feder eines evangelischen Geistlichen, des Pfarrers Wesenberg, eine auf Augenzeugenschaft beruhende Schilderung der samoanischen Zustände zu finden. Im Folgenden theilen wir einige Bruchstücke daraus mit:

„In den 30er Jahren brachte Miss. Williams das Evangelium nach den Samoas, und wenn auch anfangs unter vielen Kämpfen und Verfolgungen, hat es sich doch schnell über alle Inseln verbreitet. In allen Dörfern finden sich Kirchen und Schulen mit Geistlichen und Lehrern, die zum allergrößten Theil Eingeborne sind. Upolu ist wie in kommerzieller und politischer Beziehung, so auch in kirchlicher Hinsicht als die Hauptinsel zu betrachten. Hier besteht in dem Orte Malua ein Seminar zur Heranbildung von Predi-

gern und Lehrern, von Miss. Turner geleitet, der schon seit langen Jahren auf den Samoas thätig ist. In Apia wohnt sein Sohn, der sowohl Prediger als auch studirter Arzt und sehr geschickter Operateur ist. Außer ihm befinden sich dort noch zwei eingeborne Geistliche mit eben so vielen Kirchen.

„Im Jahr 1845 wurden von einem französischen Kriegsschiff katholische Missionäre nach den Samoas gebracht, und in Apia ist jetzt eine katholische Kirche mit einem Bischof und mehreren Geistlichen. In der Nähe des Orts liegt an dem Abhang des Weia-Berges auch ein Seminar. Gleichwohl hat der Katholicismus nur geringe Ausbreitung auf der Insel gefunden: er zählt etwa 3—4000 Bekenner, während die übrigen 32—33,000 Bewohner evangelisch sind.

„Die Londoner Missionsgesellschaft, von welcher die Christianisirung der Samoaner ausgegangen und durchgeführt ist, braucht schon seit Jahren für dieselben keine Geldunterstützung mehr zu senden, da die Bewohner ihre kirchlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten und sogar schon für Missionszwecke auf anderen Gebieten namhafte Beisteuern entrichten; das religiöse und kirchliche Leben muß als sehr blühend bezeichnet werden. Dabei soll aber keineswegs verschwiegen werden, daß in dem Hauptort Apia die sittlichen Zustände sehr viel zu wünschen übrig lassen, denn Apia macht hierin eine unrühmliche Ausnahme von allen übrigen Orten. Aber das hat seine naheliegenden Gründe, die auch dem oberflächlichsten Beobachter in die Augen springen müssen. Man bedenke nur, daß Apia das Emporium für alle umliegenden Inselgruppen ist, daß sich hier der lebhafteste Import- und Exporthandel concentrirt, daß also eine große Anzahl von Schiffen jährlich ein- und ausläuft, und daß einige oft Monate lang im Hafen liegen und auf Befrachtung mit den verschiedenen Produkten warten. Außer den Kauffahrern aber liegen fast fortwährend auch ein oder mehrere Kriegsschiffe im Hafen. Wo so viele fremde Menschen, die doch im Allgemeinen nicht zu den solidesten zu gehören pflegen, zusammenströmen, an Land gehen, ihre Vergnügungen suchen, da wird die Sittlichkeit nicht gerade besonders hoch stehen. Es gibt in dem kleinen Ort eine Menge Kneipen, die selbstverständlich immer ihre Tanzlokale haben, und da kann man fast allabendlich die Musik der Handharmonikas, welche die zweideutigen oder eigentlich unzweideutigen Tänze

und Amüsements begleiten, herausschallen hören. Das männliche Kontingent zu diesen Vergnügungen liefern die fremden Schiffe und auch die fremden Ansiedler, das weibliche liefert Apia. Daß bei diesen Gelegenheiten allerlei spirituose Getränke in Menge genossen werden, ist selbstverständlich, denn sonst wäre dabei für den Besitzer des Lokals kein Geschäft zu machen, und gerade dieser Punkt ist mit eine Hauptursache der sittlichen Verkommenheit. Aber nicht bloß die eigentlichen Kneipen, sondern jeder Kramladen hält Spirituosen, und die Neigung zum Trunk zeigt sich unter der jüngeren Generation der Eingebornen in einem bedenklichen Grade. Dieser sittliche Verfall kommt lediglich auf Rechnung der „Civilisation," d. h. derjenigen, welche von gewissenlosen Händlern eingeführt wird. Aber es muß wiederholt darauf hingewiesen werden, daß solch' ein Verfall der sittlichen Zustände unter den jungen Leuten sich nur in Apia findet, und daß man davon keinen Schluß auf die übrige Bevölkerung machen darf."

„Beim Gottesdienst in der Kirche sitzen die Kanakas, Männer und Frauen, auf großen Matten, die über den mit rundlichen, kleinen Basaltsteinen bedeckten Boden hingebreitet sind. Bänke oder ähnliche Sitzvorrichtungen existiren nicht, und die Kirche ist überhaupt im Innern so einfach und schmucklos, wie außen: vier weißgetünchte Wände, das ist alles. Auf dem Predigtstuhl steht ein eingeborner Geistlicher in schwarzem Anzug und predigt mit der den Kanakas eigenthümlichen Beredtsamkeit und lebhaften Gestikulation in der so schön klingenden Sprache das Wort Gottes. Die Zuhörer haben immer ihre Fächer in Bewegung und lauschen andächtig, die Frauen aber müssen dabei zugleich auf die kleinen Kinder Acht haben, welche vielfach mit in die Kirche genommen werden und zwischen den Erwachsenen umherkriechen und spielen. Die also gelagerte Versammlung würde einen malerischen Anblick gewähren; aber mich störten immer die Strohhütchen der Frauen, welche wie Vogelnester an den Köpfen klebten und ganz und gar nicht zu den braunen Gesichtern paßten. Uebrigens darf niemand nackt in der Kirche erscheinen, wie ich denn überhaupt Sonntags auch außerhalb der Kirche nirgends nackte Samoaner gesehen habe."

„Daß sie die Arbeit sehr lieben, kann man den Samoanern nicht nachsagen. Sie verträumen lieber die Zeit auf der Matte oder schlendern in den kühleren Stunden des Tages umher, schwatzen

und rauchen eine Cigarrette, die sie aus selbstgebautem Tabak und aus einem Stück trockenen Bananenblattes drehen. Wenn sie mehr Lust zur Thätigkeit hätten, könnten sie leicht wohlhabend werden, aber dazu fehlt ihnen durchaus der Trieb, denn einerseits kennen sie nicht die Bedürfnisse der Kultur und andererseits sind es auch ganz eigenthümliche sociale Verhältnisse, welche unter ihnen als althergebrachte Sitte herrschen und Arbeit und Erwerb als überflüssig erscheinen lassen."

„Es findet sich nämlich unter den Samoanern ein socialer Kommunismus sehr ausgedehnter Art. Jeder Einzelne hat nach Bedürfniß und Wunsch ein gewisses Anrecht auf das Besitzthum seiner ganzen Sippschaft oder seines Stammes. Er entlehnt ohne Umstände von einem Anderen ein Boot, Handwerkszeug, Kleider, Geld, wie er es gerade braucht, ist aber natürlich auch ebenso durch die Sitte verpflichtet, seinerseits einem Anderen dasselbe zu gewähren. Wenn jemand seine Hütte durch Brand verloren hat, oder wenn ihn auch nur die Lust anwandelt, einmal wo anders zu wohnen, so quartiert er sich ohne Weiteres bei seinen Verwandten ein und bleibt da so lange, als es ihm gefällt, und theilt alles mit ihnen: Wohnung, Nahrung, Kleidung. Mag es dem also Heimgesuchten noch so unangenehm und lästig sein, er darf doch nichts sagen, denn ungefällig oder geizig zu heißen, gilt als die größte Schande und macht im ganzen Dorf verächtlich. Daher gibt und gewährt ein Jeder, um was er von einem Andern gebeten wird, oder aber er hilft sich mit einer Lüge und gibt vor, daß er das Gewünschte nicht besitze oder bereits einem Andern versprochen habe; aber direkt etwas zu verweigern, wagt niemand. Ein Jeder kann sich dafür aber auch wieder schadlos halten, denn was man von ihm verlangt und was er gibt, kann er auch ebenso wieder von einem Anderen verlangen und in Gebrauch nehmen. Daß man bei diesem Kommunismus von einem Privatbesitz kaum reden kann, ist ersichtlich; denn was jeder hat, gehört allen, und was alle haben, gehört jedem. Da also keiner ausschließlich Herr seiner Habe ist, so fehlt natürlich der Trieb zum Erwerb; denn was hilft es dem Fleißigen, wenn er sich müht, da der Ertrag seiner Arbeit doch wieder aus seinen Händen geht, sobald ein Angehöriger des Stammes kommt und ihn um dies oder das ersucht. Das persönliche Eigenthum allein spannt den Trieb zum Erwerb, während der Gemeinbesitz ihn lähmt und die Trägheit begünstigt."

„Sicherlich liegt in diesem Kommunismus der Kanakas ein Hauptgrund für ihre Trägheit und für die Erscheinung, daß Jedermann von der Hand in den Mund lebt und nicht mehr arbeitet, als er gerade für sich nöthig hat. Daher ist es das Bestreben der Missionäre, diese Sitte allmählich einzuschränken und die Idee des Privateigenthums mehr und mehr zur Geltung zu bringen, um den individuellen und dadurch auch den allgemeinen Wohlstand zu heben."

„Jedoch muß anerkannt werden, daß gerade durch den Kommunismus unter den Samoanern manche Uebel- und Nothstände, die sich sonst vielleicht finden möchten, verhindert werden. Zwar gibt es bei ihnen keine wohlhabenden Leute, aber es gibt dafür auch keine Armen. Die Kranken, die Alten, die Blinden, die Lahmen haben immer ein Haus und ein Heim, Nahrung und Kleidung, so viel sie bedürfen oder wünschen. Wenn man die Kanakas ansieht, was sie haben und besitzen, so ist es weniger, als was bei uns der ärmste Mann sein Eigenthum nennt, und dennoch weiß kein Samoaner, was Armut ist, der Begriff ist ihm ganz fremd; er kann es sich gar nicht vorstellen, daß es irgendwo auf der Welt Arme gibt, die keine Nahrung, Kleidung und Wohnung haben. ‚Wie ist das möglich,' sagt er, ‚ein Jeder ist doch irgendwo geboren, also hat er doch seinen Stamm und seine Freunde; warum nehmen ihn die nicht in ihre Häuser und geben ihm von ihrer Nahrung und Kleidung? Haben die Menschen denn keine Liebe zu einander?'"

Vielleicht ist auch der Missionseifer der bekehrten Samoaner theilweise dieser ihrer angebornen Mittheilsamkeit zuzuschreiben. Auffallend ist's jedenfalls, wie leicht die Missionare aus ihnen Lehrer und Prediger nicht nur herangebildet, sondern auch zum Verlassen ihrer Heimat und zur Niederlassung auf den benachbarten Tokelau-, Ellice- und Gilbert-Inseln willig gemacht haben. Auf diese Weise hat sich das Evangelium von Samoa aus in gar lieblicher Weise verbreitet und das Missionsschiff „John Williams" hat genug zu thun, um all' die Inseln von Zeit zu Zeit zu besuchen, wo jetzt christliche Schulen und meist auch schon kleine Gemeinden bestehen. Die letzte dieser Rundfahrten, über welche wir Nachricht haben, wurde im Spätjahr 1879 von Miss. Powell und einem eingebornen Prediger, namens Kirisome, ausgeführt. Eine derartige Aufsicht

ist freilich noch sehr nöthig, denn die Neubekehrten, ja selbst ihre Lehrer sind eben noch Kinder im Glauben, denen es an tieferer Erkenntniß und gereifter Erfahrung natürlich fehlt. Die Abschaffung des Götzendienstes, die Heiligung des Sonntags, die Errichtung eines Gotteshauses, die Abhaltung von Gottesdiensten in demselben, die Einführung einer anständigen Bekleidung u. dergl. sind einstweilen die Hauptmerkmale des Umschwunges, der hier stattgefunden hat. Von persönlichem Christenthum der Einzelnen, von energischen Bekehrungen, von bußfertigem Heilsverlangen und tieferem, geistlichem Leben hört man hier kaum etwas. Alles, was zum christlichen Mannesalter gehört, muß erst noch kommen; es wird aber auch gewiß kommen, wenn nur treu so weiter gearbeitet wird, wie bisher geschehen ist und wenn nicht äußere schlechte Einflüsse die ruhige Entwickelung dieser jungen Christen unterbrechen.

Hören wir beispielsweise, was Miss. Powell über eine dieser jüngst wieder besuchten Inseln, über Nanumaga, zu berichten hat: „Es war eine Freude, die Veränderungen zu beobachten, die das Evangelium hier herbeigeführt hat. Vor 8 Jahren stationirte ich hier einen eingebornen Evangelisten. Damals war die Insel voll von hölzernen und steinernen Götzen, in jedem Haus fanden sich Götzenaltäre und die Tempel schienen so zahlreich als die Wohnungen der Menschen. Jetzt war kein Götze mehr zu finden, kein Tempel mehr zu erblicken, den ausgenommen, in welchem nun der wahre Gott angebetet wird. Damals ließ man uns zwei Stunden lang am Meeresufer warten, bis die Priester ihre Götter, deren Zorn man durch den Besuch der Weißen herausgefordert glaubte, versöhnt und beruhigt hatten; jetzt wurden wir ohne Weiteres als gute Freunde willkommen geheißen. Damals war der Maro das einzige Kleiderartige, was die Männer je auf ihren Leib kommen ließen, während die Kinder ganz nackt waren und die Weiber nur einen Gürtel von Blättern oder Rinde trugen. Jetzt waren alle nett gekleidet und saßen vergnügt da, um der Predigt des Evangeliums zu lauschen, wobei etliche Knaben und Mädchen daran gedachten, wie sie 8 Jahre zuvor zum erstenmal den Namen Jesu aus einem Liede kennen gelernt, das ich ihnen während jener zwei Wartestunden am Meeresufer vorgesungen hatte. Von den 234 Bewohnern dieser Insel sind 77 schon Gemeindeglieder geworden, und von den 89 Kindern werden täglich 57 in den Schulen unterrichtet. Zum Unter-

halt ihres Pastors hatten die guten Leute über 380 und für die Missionsgesellschaft ungefähr 100 M. theils in Geld, theils in Naturalien beigetragen."

Auf einer anderen Insel wollte der Kapitän des „John Williams" 500 Kokosnüsse kaufen, die Eingebornen versicherten aber, daß sie dem Missionsschiff nichts verkaufen wollten und gaben die Nüsse umsonst.

Auf Nanumea wunderte sich der Missionar sehr, alles in so guter Ordnung zu finden, da der dortige Prediger wegen Unsittlichkeit hatte abgesetzt werden müssen und die Gemeinde einer Heerde ohne Hirten geglichen hatte. Drei Diakone hatten inzwischen die Gottesdienste, die Schule und selbst eine Missionsstunde im Gang erhalten. Die Missionsbeiträge betrugen hier 94 M., die Zahl der Gemeindeglieder 118, die der Bevölkerung überhaupt 442.

Auf Nukunau wurden drei neue Lehrer eingesetzt, einer der älteren ordinirt. In Tamana, das erst vor zwei Jahren durch eine Hungersnoth fast entvölkert worden, herrschte jetzt Wohlstand und Gedeihen. Die noch übrigen 500 Einwohner hatten für 300 bis 400 M. allein Bücher gekauft und überdies ihren Prediger besoldet und einen schönen Missionsbeitrag gegeben, so daß ihr Christenthum sie bereits 2740 M. gekostet hatte.

Am 17. November war das Missionschiff wieder in Apia angekommen.

Auf die politischen Ereignisse, welche in den letzten Jahren auf bedauerliche Weise den Frieden und die Selbständigkeit der Samoa-Inseln gefährdet haben, gehen wir nicht ein. Es sei nur erwähnt, daß nach langen Kämpfen der Insulaner unter einander und eben so langen Verhandlungen zwischen den Bevollmächtigten Deutschlands und Amerikas endlich im December 1879 eine hoffentlich dauernde neue Ordnung der Dinge eingeführt worden ist, indem die verschiedenen Häuptlinge sich dahin einigten, Malietoa auf Lebenszeit zum Herrscher über den ganzen Archipel zu ernennen und ihm einen aus je zwei Häuptlingen jeder Provinz zusammengesetzten Staatsrath, sowie eine Volksvertretung zur Seite zu stellen. Möge diese neue Ordnung sich bewähren!

Missions-Zeitung.

Die Pariser Missions-Gesellschaft.

(Mitgetheilt von E. Ensfelder.)

Die Pariser Missions-Gesellschaft hat drei Arbeitsfelder: das Bassutoland (Lessuto), Westafrika (Senegal) und Tahiti. Die Einnahmen des Jahres 1879 beliefen sich auf 302,463 Fr. mit Inbegriff von 83,559 Fr., die zur Tilgung der Schuld eingiengen (241,970 Mark), so daß das Deficit bei einer Ausgabe von 316,763 Fr. (253,410 M.) auf 14,300 Fr. (11,440 M. gesunken ist. Fügen wir bei, daß die Pariser Mission weniger als viele ihrer Schwestergesellschaften auf die Scherflein der Armen angewiesen ist, da die reichen französischen Protestanten meist eifrig zu den Werken ihrer Kirche beitragen. Beim Beginn des Jahres 1880 waren im Missionshause zu Paris 6 Zöglinge und 4 in der Präparandenanstalt zu Batignolles.

Die Mission im Bassutolande ist kaum ein halbes Jahrhundert alt, und doch ist sie unter des Herrn Segen so blühend, wie kaum eine andere. Die Bassutos sind ein reich begabter Volksstamm, begierig nach Belehrung jeder Art und auch für das Evangelium empfänglich. Der Boden ist fruchtbar, das Klima mild und gesund. Letzterem Umstande verdankt es die Pariser Mission, daß ihre Sendboten sehr lange auf ihrem Posten ausharren können, und so ihre Sprachkenntniß und seelsorgerliche Erfahrung auch noch im späten Alter im Dienste des Reiches Gottes verwerthen dürfen. So hat vor kurzem Isaak Bisseux zu Wellington, der freilich nicht mehr von der Pariser Kommittee abhängt, aber 1829 von ihr ausgesandt wurde, sein 50-jähriges Jubiläum in Afrika feiern können; so ist Mabille nach 21-jährigem, ununterbrochenem Dienste in Afrika vorigen Sommer zur Erholung nach Frankreich zurückgekehrt.

Die Lessutomissionskonferenz hebt mit Dank den Fortgang auf allen Stationen hervor, mit Ausnahme einer, wo vorkommende Aergernisse häufiger als sonst den Ausschluß Gefallener aus der Gemeinde nach sich zogen; dagegen ist in einer anderen (Massitissi) eine Erweckung vorgekommen, in deren Folge zahlreiche Heidentaufen möglich wurden.

Im Ganzen sind im Lessuto 14 Stationen mit zahlreichen, durch Eingeborne bedienten Filialen; in diesen allen beläuft sich die Zahl der Christen auf 4252 (1692 Kommunikanten); die Schulen werden von 3030 Knaben und Mädchen besucht. Wie opferwillig diese jungen Christen sind, ersehen wir aus den 37,704 Fr. (30,163 M.), welche sie zu Gemeindezwecken im Laufe des Jahres gesteuert haben.

Ein erfreuliches Zeichen ihres Glaubenseifers ist auch das Be-

wußtsein, zu dem sie gekommen sind, es sei ihre Pflicht, nun selbst zu missioniren. Die zunächst liegenden Gebiete sind schon von europäischen Gesellschaften in Angriff genommen; man mußte deßhalb weiterliegende Gebiete aufsuchen. Die Bassutogemeinden rüsteten auf eigene Kosten eine Expedition aus, welche unter Miss. Coillard nordwärts zog, und 2 Jahre dauerte. Man fand endlich bei den Viktoriafällen am Sambesi den Stamm der Barotsi; der König ist willig, Missionare aufzunehmen. Die offizielle Sprache, welche überall, wie etwa das Deutsche in Oesterreich verstanden wird, ist die der Bassutos (das Sessuto); dagegen ist die Entfernung groß (15—1600 Kilometer, die vier Monate nach afrikanischer Reiseart erfordern); die Gründung der Mission würde eine einmalige Ausgabe von 52,625 Fr. (42,100 M.) und eine fortdauernde von 34,750 Fr. (27,800 M.) erfordern, wozu die Lessutogemeinden etwa 1200 M. versprechen. Miss. Coillard ist eben in Europa, um das Interesse für diese Mission zu wecken, und die Pariser Kommittee hat vorläufig beschlossen, eine neue Expedition in's Land der Barotsi zu senden, um Land und Leute zu erkunden.

Traurige Aussichten eröffnet der im September ausgebrochene Widerstand der Bassutos gegen die von der Regierung der Cap-Kolonie über sie verhängte Entwaffnung. Die Missionare haben dabei einen harten Stand, da sie als Weiße den Eingebornen verdächtig sind und gleicherweise der Regierung als solche, die die Rechte des Bassutostammes bis zuletzt vertheidigt haben. Nach den letzten Nachrichten ist bereits die Bibelschule zu Beröa aufgelöst, ebenso die Mädchenschule zu Taba Bossiu. (Mehrere Brüdermissionare haben von ihren Stationen fliehen müssen und 1—2 englische Missionare sollen getödtet worden sein. Zugleich sind die Berliner Missionsstationen in Transvaal durch den Aufstand der Boers bedroht; kurz, in Südafrika bläst immer noch der Kriegssturm.)

In der französischen Kolonie am Senegal ist vor nicht allzulanger Zeit eine Mission begonnen worden, die noch große Wichtigkeit gewinnen kann, wenn die geplante Verbindungsbahn zwischen Algerien und Senegal durch die Saharawüste wird gebaut sein. Vorerst ist sie noch unbedeutend nach menschlichen Begriffen. Miss. Taylor, ein Farbiger, hat dort ein Gemeindlein von 19 Kommunikanten und 8 Katechumenen, außerdem eine wechselnde Zahl von Zuhörern. Die Gemeinde würde schneller wachsen, wenn nicht für viele die Vielweiberei ein Hinderniß wäre. Ein interessantes Werk, das unter Taylors Leitung steht, ist das für die flüchtigen Sklaven. Bekanntlich wird jeder Sklave, der französisches Gebiet betritt, eben dadurch frei. Taylor nimmt sich derselben an; der Kern seiner Gemeinde besteht aus solchen ehemaligen Sklaven. Er wird dabei von Bordeaux aus unterstützt, wo man einen Handel mit Brief-

marken begonnen, dessen Ertrag nach Senegal geschickt wird. Der katholische Klerus, bislang in Senegal allmächtig, sucht natürlich die evangelische Mission nach Kräften zu hindern. Indeß ist Taylor gutes Muths und bittet um einen Gehilfen.

(Schluß folgt.)

China.

Der „Japan Daily Herald“ gibt folgende Charakteristik vom berühmten Li Hang Tschang: „Li ist etwa 59—60 Jahre alt, ein Chinese reinster Abstammung. Seine Familie ist alt, war aber bis jetzt immer arm. Er ist über 6 Fuß hoch, schlank, muskulös und energisch, mit breiter Brust. Er hat eine tiefe, donnernde Baßstimme, er schreitet schwunghaft langschrittig daher wie ein Drache und hat merkwürdige, große, feurige, blitzende, durchbohrende, wilde Falkenaugen. Er ist der Sohn eines armen Beamten und verdankt alles seinem persönlichen Muth und seiner Charakterstärke. Er ist ein Gelehrter, und seine Denkschriften und Erlasse gelten für Muster des klassischen Styls, sind klar, spruchartig und kurz. Im Gespräch erinnert er an Bismarck, mit dem er überhaupt manche Aehnlichkeit hat. Er kann überreden und überzeugen, aber auch höhnen und drauf losfahren. Seine Lieblingsmethode aber ist eine absprechende, rücksichtslose und doch überzeugende Dialektik. Seine Jugendfreunde vergißt er nie. Die, welche ihm früher vorangeholfen, verdanken ihm jetzt Reichthum, Macht und in einigen Fällen sogar den Kopf. Li lebt sehr einfach, fast sparsam, ist dabei aber unersättlich habsüchtig, obgleich sein Reichthum jetzt schon enorm ist. Während der Hungersnoth war sein Herz verhärtet; von den Millionen, die er aus dem armen Volk herausgeschlagen, gab er diesem nur ein paar Tausend zurück. Die drei Brüder Li sollen jetzt zusammen über 120 Millionen Mark besitzen.“

Hinterindien.

Die Ka-Khyens (sprich: K'tschins) oder, wie sie sich selbst nennen, Tschingpau, sind ein halbwildes Volk, das die Gebirgsgegend von Ober-Barma zwischen Assam und China, ja bis in die chinesische Provinz Yünnan hinein bewohnt. Die amerikanischen Baptisten haben angefangen, sich ihrer anzunehmen. Ein bekehrter Karene, namens Mankeh, wohnt unter ihnen, gewinnt aber nur langsam Einfluß auf sie. Zuweilen muß er schreckliche Dinge mitansehen. In einem Dorfe z. B. lag ein Fieberkranker, der in seinen Phantasien aussagte, daß seine Krankheit von den Geistern dreier benachbarter Familien herrühre; diese Geister kämen bei Nacht, ihn zu beißen u. s. w. Der arme Mann starb. In der dritten Nacht fielen die Leute über jene Familien her, zündeten ihre Häuser an, tödteten vier Männer und nahmen neun Frauen und Kinder gefangen, um sie als Sklaven zu verkaufen! Mankeh war in allen drei Häusern fast täglich ein- und ausgegangen, da

diese Familien willig auf seine Predigt gehört hatten. Er hatte für sie gezittert und beklagte ihr schreckliches Schicksal auf's Tiefste. Für ihre Rettung aber war er außer Stande, auch nur das Geringste zu thun. So stark ist dort noch die Herrschaft des Aberglaubens.

Die Ka-Khyens glauben an zahllose Geister (Nats), deren größter der Schöpfer ist, welcher sich aber schon lange nicht mehr um die Erde und die Menschen kümmert. Dieser große Geist soll den Ka-Khyens einst eine Offenbarung, ein auf Leder oder ein getrocknetes Fell geschriebenes Buch gegeben haben; da sie aber gerade am Ausroden eines neuen Ackers waren, legten sie das Buch auf einen Baumstumpf. Es regnete, und das Buch wurde durchnäßt. Dann nahmen sie es mit nach Hause und breiteten es zum Trocknen aus, der Wind blies es aber in den Viehstall, wo Hühner, Schweine &c. es zerkratzten und zerstörten, ja auffraßen. Seitdem werden Hühner und Schweine geopfert, um die Geister zu versöhnen!

Viele dieser wilden Leute leben vom Raub. Miss. Carpenter wurde einmal von so einem Räuberhauptmann besucht. Er rechtfertigte sein Verfahren gegen die Barmanen, denen er beständig Baumwollballen &c. raubt, damit, daß diese vor 20 Jahren seinen älteren Bruder und sechs seiner Gefährten überfallen, ihre Pferde, Silber und Opium geraubt, sie selbst aber ermordet hätten. Auf den Einwand, daß ja diese Mörder nicht mehr am Leben und die jetzigen Barmanen für jene That nicht könnten verantwortlich gemacht werden, erwiderte er sehr geschickt mit den 100,000 Dollars, welche die chinesische Regierung den Engländern für die Ermordung Hrn. Margary's hatte zahlen müssen: davon seien auch nicht die Mörder selbst, sondern die ganze chinesische Nation betroffen worden.

Im Nov. 1876 hat Miss. Cushing in Bhamo eine Mission für die Ka-Khyens angefangen. Acht Karenen aus Bassein haben dabei mitgearbeitet und 5 sind noch an der Arbeit. Im April v. J. machten Miss. Carpenter und Roberts ihnen einen Besuch. Auf dem Rückweg nach Bhamo wurden sie überfallen und ihrer Pferde und Teppiche beraubt. Frau Roberts ist am 6. Aug. in Rangun gestorben.

Persien.

Der englisch-kirchliche Missionar Robert Bruce hat voriges Jahr im Auftrag der Bibelgesellschaft eine Reise von Ispahan, (siehe das Bild), nach Bagdad gemacht und bei dieser Gelegenheit auch Hamadan, den Hauptsitz der persischen Juden, besucht. Ihre Zahl soll sich daselbst auf 3000 belaufen. Und unter diesen ist seit mehreren Jahren eine merkwürdige Bewegung zu Gunsten des Christenthums im Gange. Den Nachrichten, die bisher darüber zu uns gelangt waren, trauten wir nicht ganz. Ein Brief des oben genannten Missionars vom 3. Nov. 1880, in Hamadan selbst geschrieben, läßt aber keinen Zweifel daran übrig, daß die Sache reell

ist. Er erzählt, im Jahr 1875 sei Chajim, der Sohn eines der reichsten und angesehensten Juden in Hamadan, lediglich durch das Lesen des A. Testaments, darauf geführt worden, daß der Messias eigentlich längst gekommen und zur Zeit des zweiten Tempels getödtet worden sein müsse. Das war der Ausgangspunkt der Bewegung. Chajim aber fand bald einen Gesinnungsgenossen in dem aus priesterlichem Geschlecht stammenden Dr. Aga Jan. Nun verschafften sich die beiden ein Neues Testament, und es dauerte nicht lange, so waren sie fest überzeugt, daß Jesus von Nazareth der Messias sei. Ja sie bekannten auch offen ihren neuen Glauben und suchten in den Synagogen wie auch hin und her in den Häusern zu beweisen, daß Jesus der Christ sei, wobei ihnen ihre gründliche rabbinische Gelehrsamkeit wohl zu statten kam.

Natürlich stießen sie auf heftigen Widerspruch, namentlich von Seiten eines ebenfalls gelehrten Juden. Schließlich wurde aber auch dieser sammt seinen drei Brüdern und deren altem Vater, einem der Häupter der Hamadanschen Judenschaft, für Jesum gewonnen. Dazu kam ein Kaufmann, namens Ruben, und Chajim's jüngerer Bruder Salomo. Ihr Vater aber war dagegen. Er bot Chajim etwas wie 2000 M. an, wenn er seinen neuen Glauben nur geheim halten wolle und drohte zugleich mit Enterbung, falls er fortfahre Jesum zu verkündigen. Beide Söhne blieben jedoch fest und ließen sich ruhig enterben.

Eine Zeitlang gieng's nun so fort ohne schlimmere Verfolgung, bis der Mollah eine Proklamation erließ, wonach jeder, der sich mit jenen Abgefallenen einlasse, aus der Synagoge gestoßen werden würde. Nun gieng der Sturm los. Selbst Aga Jan und Dr. Eliam, der Vater jener vier Brüder, obgleich hochangesehene Männer, wurden verfolgt, einer der vier einmal auf offener Straße der Art geschlagen, daß ihm mehrere Knochen zerbrachen, der goldenen Uhr zu geschweigen, die ihm bei dieser Gelegenheit gestohlen wurde.

Im Oktober 1878 brachte der amerikanische Missionar Bassett eine Woche in Hamadan zu und taufte Chajim sammt zwei seiner Freunde. Dr. Aga Jan wurde eine Woche darauf ebenfalls getauft und zwar vom protestantisch-armenischen Pastor in Hamadan. Sonst hatten diese erweckten Juden keinen Verkehr mit auswärtigen Missionaren. Auch an Schutz fehlte es ihnen gänzlich. Ein armer Jude, namens Jair, der anfangs seinen Nachbar Aga Jan verflucht und geschimpft, dann aber durch dessen Milde sich hatte gewinnen lassen, wurde in der Synagoge gepackt, und als er sich weigerte dem Heiland zu fluchen, heftig geschlagen und hinausgeschmissen. Ja, die Juden veranstalteten einen Auflauf: Männer, Weiber und Kinder versammelten sich vor dem Haus des Gouverneurs und schrieen um Rache gegen die Christen. Der damalige Gouverneur war aber ein liberaler Mann, ließ die Angeklagten vor sich kommen, überzeugte sich von ihrer Unschuld

und strafte statt ihrer ihre Verkläger. Leider wurde er aber bald darauf durch einen Beamten ganz anderen Schlags ersetzt. Dreimal mußte Jair vor dem neuen Gouverneur erscheinen und jedesmal ein Strafgeld zahlen, einmal wurde er auf der Straße durchgeprügelt und endlich auf Befehl des Gouverneurs der Bastonnade unterworfen. Er aber blieb fest bei allem, und rief aus: „Wenn Ihr meinet, daß Eure Schläge mich bewegen werden Jesum zu verleugnen, so irrt Ihr; und wenn Ihr mir das Haupt abschlaget, so will ich Ihn noch mit meinem letzten Athemzug bekennen. Dazu kam ein Erlaß des muhammedanischen Oberpriesters, welcher, von den Juden aufgestiftet, dem Jair befahl, seinen Kaufladen zu schließen. Nur der Vermittlung jenes armenischen Pastors hatte der Arme es zu danken, daß dieser Befehl nicht durchgesetzt wurde. Ueberhaupt hat dieser Pastor sich in der ganzen Sache nobel gehalten. Der britische Konsularbeamte in Hamadan und der persische Gouverneur dagegen stehen ganz auf jüdischer Seite. Sie haben jetzt den Bekehrten befohlen ihre Häuser zu verkaufen und in einen andern Stadttheil überzusiedeln, ihnen verboten, in jüdischen Läden Fleisch zu kaufen, ein öffentliches Bad zu besuchen 2c.!

„Nichtsdestoweniger," schreibt Missionar Bruce, „hatte ich die Freude vorigen Sonntag (31. Okt.) in der protestantischen Kirche einem Abendmahl beizuwohnen, an welchem auch Chajim, Aga Jan, Musa und Jair, theilnahmen. Wenn der britische Agent seine Pflicht thäte, so würden all diese Verfolgungen bald aufhören. Aber ich glaube, er thut alles um den Gouverneur in der Verfolgung dieser Leute zu bestärken. Chajim und seine Freunde haben mehrere Gespräche mit den muhammedanischen Mollahs gehalten und jedesmal darin gesiegt. Ich bin der Ansicht, daß diese Bewegung unter den Juden, wenn weiter gepflegt, wahrscheinlich ein wichtiges und mächtiges Zeugniß für die Muhammedaner werden und der Mission unter diesen die Thür aufschließen wird. Bis jetzt sind es 40 Männer und 15 Frauen, welche an Jesum glauben. Zwar sind nur 5 von ihnen getauft und nur 4 wohnen regelmäßig den protestantischen Gottesdiensten sowie dem Abendmahl bei. Die Anderen fürchten sich noch vor dem öffentlichen Uebertritt. Aber auch außer diesen 55 gibt's noch solche, die im Stillen glauben, durch Familienrücksichten jedoch verhindert werden sich den Jüngern anzuschließen."

Amerika.

Vom 21.—24. Okt. v. J. wurde in Neu-Braunschweig eine Missionskonferenz gehalten, bei welcher 31 theologische Seminare von 11 verschiedenen Denominationen durch ungefähr 250 Studenten vertreten waren. Es wurde ein allgemeiner studentischer Missionsbund gegründet, der sich's zur Aufgabe macht, das Interesse für die äußere und innere Mission auf den theologischen Seminaren Nordamerikas syste-

matisch zu pflegen. Unter den Rednern waren Miss. Baldwin aus China (Methodist), Greene aus Japan (Kongregationalist), Bischof Penick aus Westafrika (amerikan.-episkopal), Dr. Mateer aus Japan (Presbyt.), Narajan Scheschadri aus Indien 2c. Die Studenten haben bei dieser Gelegenheit die Missionsgesellschaften ermuntert, im Fall des Bedürfnisses direkte Rufe an solche aus ihrer Mitte ergehen zu lassen, welche etwa tüchtig zum Missionsdienst sein dürften.

Afrika.

Uganda. Am 1. Juni soll einer der Missionare an Dr. Emin Bey geschrieben haben, Mtesa höre auf kein Zureden mehr, habe wieder einmal 200 Menschen auf dem Grab seiner Vorfahren geschlachtet, und die Aussichten der Mission seien fast hoffnungslos. Nach einer anderen Mittheilung soll Mtesa durch Pater Lourdel kurirt worden sein und in Folge dessen die katholische Mission zu begünstigen angefangen haben, durch welche denn auch im April mehrere Erwachsene getauft worden seien.

Missionar Pearson übrigens schreibt am 1. Juli aus Rubaga: „Gestern rief Mtesa alle seine Häuptlinge zusammen und erzählte ihnen einen Traum: er habe den Mond von zehn anderen Monden umgeben gesehen, die schließlich, da der Mond in der Mitte immer größer geworden, sich vor diesem geneigt. Dann seien ihm zwei Engel erschienen mit der Frage, warum er nicht mehr sage: „Allah akbar!“ (wie die Muhammedaner thun) und mit dem Befehl, fortan wieder so zu thun. Seine Weiber hätten ihm gesagt: er selbst sei der Mond und zehn Königreiche würden in Bälde ihn bitten, sich unter sein sanftes Scepter stellen zu dürfen. Dann hieß Mtesa alle Anwesenden das Allah akbar! ausrufen und erklärte, er sei nun wieder ein Muhammedaner. Künftig soll nicht mehr, wie bisher, am Sonntag die Flagge aufgezogen und eine Kanone abgefeuert werden. In diesen zwei Dingen bestand sein Christenthum.“

Türkei.

In Zeitun, einer Außenstation der amerikanischen Missionare in Marasch, wo diese während des Krieges als Beschützer der Stadt und Vermittler zwischen der türkischen Regierung und den christlichen Einwohnern sich das Vertrauen und die Dankbarkeit der letzteren erwarben, ist ein merkwürdiges Verlangen nach evangelischer Erkenntniß und ein großer Eifer im Bibellesen erwacht. Den letzten Sommer hat Miss. Marden sich ganz dort aufgehalten und einmal in einer armenischen Kirche, wo 400 Männer und Frauen zum Bibellesen zusammen gekommen waren, gepredigt. Die Priester sind weder für noch gegen die Bewegung. Sonntags sind jetzt alle Läden und Werkstätten geschlossen.

Allerlei.

Eine amerikanische Zeitung behauptete neulich, jede Heidenbekehrung koste 50,000 Dollars. Das Monatsblatt der Bostoner

Missionsgesellschaft antwortete, daß auf den Gebieten dieser Gesellschaft — wenn man überhaupt so reden wolle — jede Bekehrung durchschnittlich etwa 200 Dollars koste, also doch nicht ganz so viel, als der Zeitungsschreiber sich einbildet.

— Das „Baptist Magazine" vom Sept. v. J. enthält einen fulminanten Artikel gegen den Opiumhandel, der diesen als eine brennende Gewissensfrage für alle englischen Christen bezeichnet, seine sofortige Abschaffung beantragt und den Vorschlag macht, die indische Regierung möge zur Deckung des finanziellen Ausfalles, den die Aufhebung des Opium-Monopols herbeiführen würde, von jeder indischen Hochzeit eine billige Steuer erheben und auf diese Weise zugleich die unsinnigen Kinderheirathen und die ruinöse Unsitte verschwenderischer Hochzeitsfeierlichkeiten zu beschränken suchen. Diese Taxe sollte sich womöglich nach der für jede Hochzeit ausgegebenen Summe richten, damit wirklich Arme und Reiche verhältnißmäßig gleich stark besteuert werden. Viel besser und nicht mehr als billig wäre es freilich, nach des Verfassers Meinung, wenn England jenen Ausfall selbst tragen und denselben nicht seinen armen indischen Unterthanen aufladen würde. Zum Schluß protestirt der Artikel gegen die Ernennung des katholischen Lord Ripon und noch viel stärker (mit Recht) gegen die seines leichtsinnigen Vorgängers, Lord Lytton, zum Vicekönig von Indien, und fordert alle Gutgesinnten auf, die Regierung mit Petitionen zur Abschaffung des indischen Opiumhandels zu überschwemmen.

— Der baptistische Missionar Jones in China schreibt: „Wir gehen vom Grundsatz aus, daß die evangelische Lehre eine ihr inwohnende Kraft hat, diejenigen, welche sie annehmen, dazu zu bewegen, daß sie aus eigenen Mitteln die Kosten derjenigen Einrichtungen tragen, welche zur Einführung und Fortpflanzung des Evangeliums nöthig sind. Daß es nothwendig sein soll, die eingebornen Christen in diesem Stück wie Kinder zu behandeln, d. h. alle ihre kirchlichen Ausgaben aus Missionsmitteln zu bestreiten, ist — die Aufrichtigkeit dieser Christen vorausgesetzt — eine glaubenslose Erfindung unbegründeter Aengstlichkeit."

Todesfälle.

Ueber den Tod des Miss. Gordon vor Kandahar schreibt in den „Katholischen Missionen" der „hochw. Hr. Thomas Jackson, einer der englischen Missionäre von Afghanistan, die sich augenblicklich im Dienste der kranken und verwundeten Soldaten hinopfern": „Einer von den zwei protestantischen Predigern wagte sich vor das Thor, als der Kampf vorüber schien. Augenblicklich feuerte man auf ihn; er erhielt mehrere Wunden und starb wenige Stunden später. Ich hatte ihn gebeten, nicht hinauszugehen, da draußen gar nichts (?) zu thun war, indem man alle unsere Verwundeten in die Stadt gebracht hatte, vielleicht zwei oder drei ausgenommen, welche die Aerzte ge-

rade hereinbrachten. Als ich aber das Thor verließ, gieng er doch hinaus und wurde augenblicklich niedergeschossen. Er war ein sehr liebevoller Mann und mir gegenüber immer freundlich und dienstfertig."

— Am 19. Okt. 1880 starb in Lagos Susanna Crowther, Frau des Bischofs, nach 51-jähriger Ehe. Erst zwei Tage vor ihrem Ende war der Bischof von einer fast 6-monatlichen Reise zurückgekehrt, so daß der Wunsch der Kranken, „in den Armen ihres Mannes zu sterben" in Erfüllung gieng. Ihr heidnischer Name war Asano.

— Am 25. Okt. v. J. starb in England (Brighton), 73 Jahr alt, die Witwe des 1859 heimgegangenen Miss. Lacroix in Kalkutta. Bis 1877 hatte sie in Madras und Colombo gelebt, seither in England.

— Am 3. Nov. 1880 starb in seiner Heimat der irisch-presbyterian. Miss. Robert Montgomery, von 1842 an in Gudscherat thätig. Seine ersten Bekehrten, ein gebildeter und angesehener Muhammedaner, dessen Vater, Bruder und andere Verwandte, sind heute noch treue Christen.

— Am 4. Jan. 1881 starb zu Upsala im 78. Lebensjahr der frühere Missionar Dr. P. Fjellstedt. Ueber sein Leben vergl. Miss. Mag. 1880, SS. 419 u. 462.

Bücherschau.

Theodora. Ein Lebensbild aus der Mädchenanstalt in Kalikut. Von F. Matthissen. Basel. Missionsbuchhandlung. 1880. (40 S.).

Ein harmloses Miniaturbild, zum Vorlesen in Frauen- und Kindervereinen besonders geeignet, voll lebenswarmer Einzelzüge, mit Liebe gezeichnet von einem, dem es weder an Humor noch an Ernst fehlt.

Dr. John Wilson's Leben. Von Pfr. Ensfelder. Basel. Missionsbuchhandlung. (96 S.).

Ein gedrängter Auszug aus Dr. G. Smith's umfangreicher Biographie des berühmten schottischen Missionars in Bombay. Wir sehen, wie der Bauernsohn Missionar, Gelehrter, Rathgeber von Fürsten und Gouverneuren, Gründer von wissenschaftlichen und gemeinnützigen Anstalten wird, bei alledem aber in kindlicher Einfalt das Evangelium des Sohnes Gottes vor Hoch und Niedrig zu verkündigen sich nicht schämt. — S. 60 sollte es statt Pelva Petra, S. 71 statt Muggurteich Magarteich, S. 81 statt „die amerikanische Mission" „die amerikanischen Methodisten" heißen. Auch ist überall statt Dschandschibai Dhandschibai zu lesen.

Unsere Rückreise nach Südafrika. Von Th. Glöckner. Berlin. Selbstverlag der Evang. Missions-Gesellschaft. 1881.

Nach den zahllosen Reisebeschreibungen, die uns durch's Mittelländische Meer, den Suezkanal u. s. f. nach Indien führen, ist's eine

wahre Erquickung, hier einen südafrikanischen Missionar seine Reise von Berlin nach England und von da über Kapstadt nach Natal erzählen zu hören. Die Hauptsache sind übrigens die Erlebnisse in England und Schottland, wobei der naive, tabakrauchende Deutsche manches recht Ergötzliche von sich und anderen zu berichten hat, theils nach der Melodie: „Zeit ist Geld" oder „durch Schaden wird man klug," theils aber auch nach der Tonart: „Gott erhört Gebete," während auf afrikanischem Boden das „Immer langsam voran" die Loosung bildet. Auf S. 4 steht statt vierzehnjährig „vierjährig."

Missionslieder von Albert Knapp. Zum Besten der Berliner Mission. Berlin. Verlag der Berliner Miss.-Ges. 1881. (50 Pf.).

Diese herrlichen Missionslieder finden sich, mit Ausnahme zweier zum Singen nicht geeigneter Gedichte, alle schon in dem von der Missionsbuchhandlung zu Basel in zwei Auflagen herausgegebenen „Missionsliederbuch." Wer dieses nicht besitzt, dem möge das kleine, recht nett ausgestattete Büchlein bestens empfohlen sein.

La Chine, sa religion, ses mœurs, ses missions, par *Charles Piton*, missionnaire. Toulouse. Soc. des livres religieux. 1880.

Als Missionar Piton während seines Aufenthaltes in Europa in der romanischen Schweiz Vorträge über die chinesische Mission hielt, wurden dieselben mit so großem Interesse aufgenommen, daß man, besonders in Genf, deren Druck wünschte und auch besorgte. Vorliegendes Buch (149 S.) verdankt diesen Wünschen seine Erscheinung.

Es zerfällt in drei Abschnitte. Der erste gibt einen raschen Ueberblick der Religionsentwicklung Chinas. Der zweite behandelt das Familienleben der Chinesen und der dritte die Geschichte der evangelischen Mission in China. Schließlich wird eine Missionsreise des Verfassers in der Umgegend seiner Station Njenhangli geschildert. Die darin vorkommenden Gespräche des Missionars mit Eingebornen gewähren tiefe Einblicke in die Anschauungen des Volkes.

Das Ganze macht keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth, es sind ja Vorträge vor der Gemeinde; man merkt aber überall die gründliche Kenntniß von Volk und Land, die dem Verfasser zu Gebote steht. Der Gang der Vorträge ist lebendig, die Beschreibungen des heidnischen Kultus farbenreich. Das Buch liest sich leicht und angenehm und läßt ein deutliches Bild der Mission in China zurück. (E. Ensfelder.)

Un Martyr au XIXme Siècle. Patteson, l'évêque missionnaire de la Mélanésie, par Alf. Boegner. Paris. G. Fischbacher. 1880.

Auf 30 Seiten wird hier das Leben, Lieben, Leiden und Sterben Pattesons nach den englischen Quellen und unter Benutzung der Baur'schen Biographie vom apologetischen Standpunkt aus kurz und nett geschildert. Wir wünschen unseren französischen Brüdern noch viele so nüchtern und wahr geschriebene Missionstraktate wie diesen. — Seither ist auch eine Bearbeitung für Kinder erschienen.



Brahmanen-Familie.

Tigerkralle ein. Er betrachtete deßhalb den Kopf noch ein paar Mal und erklärte dann, er glaube, es sei keine natürliche Krankheit, sondern es sei etwas Besonderes dabei im Spiel. Man solle ihm einen Topf Wasser bringen, er wolle seinen Fetisch darüber befragen. Es geschah. Owu starrte nun einige Augenblicke in das Wasser hinein, verdrehte dann die Augen, machte einige gliederverrenkende Bewegungen und erklärte endlich, es hätte jemand dem Knaben eine Tigerkralle in den Kopf gezaubert. Auf die Frage, ob er im Stande sei, dieselbe herauszuziehen, antwortete er: ja, aber sein Fetisch verlange vorher ein Huhn, eine Flasche Rum und 6—7 Schnüre Muschelgeld. Als die Eltern des Knaben dieses Opfer zu bringen versprochen, zog sich Owu für einige Augenblicke hinter das Haus zurück, erschien dann wieder und begann nun die Kur. Zuerst schnellte er dem Huhn den Kopf ab, ließ etwas von dessen Blut auf einige zusammengehäufte Kohlen, das übrige aber vor dem Hof auf den Mist laufen, wobei er einige unverständliche Worte murmelte. Dann rupfte er dem Huhn einige Federn aus und streute sie im Kreis um sich herum, indem er abermals einige Worte hersagte. Jetzt erst begann das Herausziehen der Kralle aus dem Kopf. Die Art und Weise, wie er dabei mit dem Kopf des armen Knaben umgieng, war dem Verfahren einer Katze, der man eine lebendige, aber in einen Sack gesteckte Maus hingeworfen hat, sehr ähnlich. Die hineingezauberte Kralle mußte doch zuerst aufgesucht und dann von einer Stelle zur anderen geschoben werden, bis sie endlich hinten, oberhalb des Genickes, zischend heraus auf den Boden fuhr. Daß Osabu — so hieß der arme Junge — heftige Schmerzen dabei hatte und aus Leibeskräften schrie, war Nebensache oder am Ende gar ein gutes Zeichen. Owu hob nun die Tigerkralle auf und zeigte sie den Umstehenden, die in laute Verwunderung darüber ausbrachen. Wäre freilich nicht gerade die Abenddämmerung dem Fetischmann zu Hilfe gekommen, oder hätten die Umstehenden auch nur genauer Acht gegeben, so wäre gar leicht zu entdecken gewesen, daß die Kralle nicht aus dem Kopf des Knaben, wohl aber aus Owu's Munde gefahren war. Aber wer denkt bei so ernsten Sachen an einen Betrug?

Als Owu die Kralle vom Boden aufgehoben hatte, sagte er: „So, nun ist die Hauptsache geschehen; was noch übrig ist, hat nicht viel zu bedeuten," und wandte nun das eigentliche Heilmittel an, jedoch nur so, daß dasselbe hinter allerlei Humbug versteckt wurde.

So sollte z. B. das Waschen des Kopfes aus einem Geschirr, in welchem sich Wasser mit verschiedenem Laubwerk und eine kleine Muschel, welche er dem Knaben an einer Schnur um den Hals band, die Hauptsache sein, während doch diese Sachen mit der Heilung in gar keiner Verbindung standen. Diese wurde vielmehr durch ein Pulver, welches der Knabe einnahm und durch ein Sälblein, mit dem ihm Owu den Kopf einrieb, bewerkstelligt. Was aber war aus dem Huhn geworden? Hatte man es am Ende auch auf den Mist geworfen? O gewiß nicht! Noch am selben Abend wurde dasselbe von Owu, seinem Freund und der Familie des Kranken gemeinschaftlich verzehrt. Wie freundlich vom großen Mann, diesen armen Leuten doch auch einen Bissen zu gönnen!

Da bis zum Montag Morgen die Besserung des Knaben schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, konnte Owu ihn verlassen, um sich Ojarefa zuzuwenden. Hier fand er nicht sehr viele Leute zu Haus, was ihm aber gerade recht war, weil er sich nun um so ungenirter ein ihm passendes Haus als Absteigequartier auswählen konnte. Zuerst sah er sich in der Wohnung eines seiner Verwandten um, fand es dann aber dienlicher, sich in Kwaku's Haus niederzulassen. Es lag dieses freier da, als das andere, so daß man jeden, der sich demselben näherte, gleich wahrnehmen konnte, ohne selber von ihm gesehen zu werden.

Owu war nicht unbemerkt nach Ojarefa hineingekommen. Jedermann freute sich seiner Anwesenheit, und da die Frauen jetzt erst ihren Männern nach auf's Feld giengen, um Lebensmittel zu holen, stand es gar nicht lange an, bis man überall davon wußte. Die angesehenen Männer des Dorfes kamen deßhalb schon am Mittag, statt am Abend, vom Felde heim, während die jüngeren Leute noch einige Stunden fortarbeiteten.

In Kwaku's Haus richtete sich Owu bequem ein, da dieser ihm ein besonderes Zimmer zur Verfügung stellen konnte. Owu suchte demselben durch allerhand Fetischamulette, die er darin aufhieng, ein recht unheimliches Aussehen zu geben. Als das geschehen war, ließ er sich in eine Ecke des Hofes ein Becken mit Wasser stellen. Mit diesem wusch er sich, aß dann mit Kwaku etwas Maisbrod und Fisch, worauf er sich für einige Stunden in sein Zimmer zur Ruhe begab. Das Waschen und Essen unterbrach aber keineswegs die Verhandlungen, welche Owu mit Kwaku zu führen hatte. Nur waren

beide öfters genöthigt, im Sprichwort oder in der Otschisprache zu reden, weil Kwaku's Weib in der Nähe beschäftigt war, auf einem Stein etwas Maismehl zu mahlen.

Ehe Owu einschlief, faßte er noch den Plan zu seiner Hauptoperation. Einen Anknüpfungspunkt dazu sollte ihm der Umstand bieten, daß schon lange niemand mehr in Ojaresa seinem Schutzgeist ein Opfer gebracht hatte.

Nachdem Owu gegen zwei Uhr aufgewacht und mit Kwaku etwas von dem am vorigen Abend erhaltenen Rum getrunken hatte, führte ihn dieser bei den angesehenen Männern der Stadt ein. Sie machten aber nur kurze Besuche und kehrten dann wieder in Kwaku's Wohnung zurück, worauf bald die soeben Besuchten zur Gegenaufwartung sich einstellten. Auch Pentämako, der Ortsvater, den wir ja bereits kennen gelernt haben, kam. Mit ihm wurde ausgemacht, daß er für den nächsten Morgen die Einwohner zu einer Volksversammlung in die Hauptstraße des Dorfes bestellen und für Trommler sorgen solle. Als deßhalb in der Abenddämmerung die Leute gerade daran waren, sich zu waschen und zu essen, machten 2 von Pentämako's 15 Leuten die Sache bekannt. Der eine hatte eine Pauke in der Hand, die er einige mal anschlug, um die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner zu erregen, worauf sein Begleiter auszurufen begann: „Heh Ojaresaer! Wer du auch bist, Mann oder Weib, jung oder alt, frei oder leibeigen, morgen früh, als am Dienstag, wenn du aufgestanden bist und dich gewaschen hast, dann sollst du in die Straße kommen. Sollte sich jemand unterstehen, nicht zu kommen, mit dem wird man eine Sache essen" (d. h. ihn strafen). Dann folgten wieder einige Paukenschläge zur Bestätigung des Gesagten und das Gleiche wiederholte sich an verschiedenen Stellen im Ort, so daß jedermann es hören mußte.

Nach dem Nachtessen kam eine schöne Anzahl Männer in Kwaku's Hof zusammen, die sich recht lebhaft miteinander unterhielten. Schließlich blieben, als die meisten von ihnen schon aufgebrochen waren, noch einige wenige zurück, um das Nähere für den folgenden Tag zu bestimmen.

Am Dienstag Morgen gegen eilf Uhr finden wir die ganze Bevölkerung von Ojaresa pflichtschuldigst in der breiten Hauptstraße des Dorfes versammelt. Im Halbkreis sitzen sie da, in der Mitte eine Anzahl Trommler, die ihre Instrumente tüchtig handhaben, und

deren Taktschläge von einem Theil der Menge mit Gesang begleitet werden. Vor dem Halbkreis tanzt Owu, sich bald vor- und rückwärts, bald im Kreise herum bewegend. Kwaku folgt ihm wie sein Schatten, die Fetischpauke schlagend. Schon lange hat er so getanzt und noch immer ist der Fetisch nicht auf ihn „herabgefahren.“ Ein Theil der Zuschauer fieng schon an, unruhig und bekümmert zu werden, weil das Nichterscheinen des Wong (Fetisch) nur im Zorn desselben seine Ursache haben konnte. Doch sieh, was ist das? Ist das nicht das Zucken und Zerren des Geistes? Ja wohl, der Wongtschä ist jetzt besessen, aber was sagt durch ihn der Fetisch? Es sei ein Bann vorhanden! Die Spannung wurde noch beängstigender; man fragte, was es denn sei, und nun kam in gebrochenen Sätzen, in der Otschisprache, zu Tage, daß der Fetisch erzürnt sei, weil schon seit Jahren niemand aus Ojarefa mehr öffentlich seinem Schutzgeist ein Opfer gebracht hätte. Das sei der Bann, welcher zuerst gehoben werden müsse, ehe der Fetisch sie gegen die Pocken schützen könne. Gefragt, mit was man ihn heben könne, erklärte der Fetisch, er bedürfe hiezu zweier Schafe, 12 Mark Baargeld, 2 Lasten Jamswurzeln, 12 Flaschen Rum. Das war aber den Leuten für den Anfang zu viel, wußten sie doch ganz gut, daß die Hauptsache erst folgen würde. Schon von früher daran gewöhnt, fiengen sie daher auch jetzt an, mit dem Fetisch zu unterhandeln, indem sie ihre Armut vorschützten. Derselbe ließ sich auch jetzt wieder herbei, mit der Hälfte des Geforderten vorlieb zu nehmen, vorausgesetzt, daß die Sachen noch am gleichen Abend in Kwaku's Haus gebracht würden.

Nachdem das dem Owu zugesichert worden, traf er seine Anordnungen. Es wurde ein dreitägiges Fasten anberaumt, d. h. drei Tage lang sollte niemand etwas Gekochtes essen, niemand gelbe (reife) Baumfrüchte in's Dorf bringen und zugleich niemand einer Kröte etwas zu Leide thun, weil diese der Krolo, Owu's Fetisch, heilig sei. Auch die Vorschrift 2. Mose 19, 15 gehörte zu den Anordnungen Owu's. Dann sollte für den nächsten Tag ein großer irdener Topf, ein stämmiger, 5 Fuß hoher Dreizack und zwei bis drei Bündel Zaunstecken in Bereitschaft gehalten werden. Das alles wurde vor dem Auseinandergehen am Dienstag Nachmittag festgestellt.

Am Abend konnte man die Einwohner des Dorfes gar gemüth-

lich um ihre in den Gehöften lodernden Feuer sitzen sehen, einander Geschichten erzählend und Jams, Pisang ꝛc. röstend. Der eine hatte ein Stück Jams, der andere eine Kassadawurzel, der dritte einige Wälschkornkolben, der vierte eine süße Kartoffel, der fünfte einige Hände voll Erdnüsse im Feuer liegen. Jeder aß das Seinige für sich, weil man gewöhnt war, nur gekochte Sachen gemeinschaftlich mit einander zu essen. Owu und Kwaku waren etwas besser bedient, denn sie hatten außer einigen gerösteten Bodenfrüchten auch noch gutes Wälschkornbrod mit Fischen, die mit Pfeffer und Palmöl schmackhaft zubereitet waren, zum Abendessen. Da Pentämako schon zeitig die vom Fetisch requirirten Sachen sandte, so konnten sich Kwaku und Owu vor dem zu Bettegehen überdies noch mit einer Flasche Rum gütlich thun.

Von dem vielen Tanzen den Tag über war aber Owu sehr müde. Er wäre deßhalb gewiß auch gleich nach dem Schlafengehen süß eingeschlummert, wenn ihn nicht Ein Punkt, über den er sich zu entscheiden hatte, noch wach gehalten hätte. Es war nicht die Hebung des vorhandenen Bannes, was ihn beunruhigte, das war ihm eine Kleinigkeit, sondern die Höhe der Forderung, welche er für seine Schutzmittel gegen die Pocken zu machen hatte. Alle seine Schulden auf einmal zu bezahlen, alle seine Wünsche auf einmal in Erfüllung gehen zu sehen — das war freilich zu viel; aber zur Loskaufung seines verpfändeten Söhnleins sollte es diesmal doch wenigstens langen. Aber auch hiezu war immerhin eine beträchtliche Summe nöthig, und daß die Leute von Ojarefa auch zu rechnen verstanden und nicht nur so ohne Weiteres sich rupfen ließen, das hatte er schon gemerkt.

Am Mittwoch war wieder festliche Versammlung in der Straße. Rumflaschen cirkulirten fleißig in den Reihen der Dasitzenden. Owu und Kwaku brachten ebenfalls eine Flasche Rum mit sich auf den Festplatz. Ein Knabe begleitete sie mit dem von den Einwohnern gelieferten Topf. Derselbe war mit reinem Wasser angefüllt, in welchem einige Blätter und eine Wasserpflanze sich befanden. Owu verlangte nun ein Hebeisen, und als ihm dieses gebracht war, hieß er damit ein ca. $1\frac{1}{2}$ Fuß tiefes Loch unter einem der schönsten Straßenbäume graben. Als das geschehen war, goß er etwas Rum in das Loch, dabei den Fetisch anrufend; dann befestigte er in demselben den Dreizack, stellte den Topf darauf, goß unter An-

So sollte z. B. das Waschen des Kopfes aus einem Geschirr, in welchem sich Wasser mit verschiedenem Laubwerk und eine kleine Muschel, welche er dem Knaben an einer Schnur um den Hals band, die Hauptsache sein, während doch diese Sachen mit der Heilung in gar keiner Verbindung standen. Diese wurde vielmehr durch ein Pulver, welches der Knabe einnahm und durch ein Sälblein, mit dem ihm Owu den Kopf einrieb, bewerkstelligt. Was aber war aus dem Huhn geworden? Hatte man es am Ende auch auf den Mist geworfen? O gewiß nicht! Noch am selben Abend wurde dasselbe von Owu, seinem Freund und der Familie des Kranken gemeinschaftlich verzehrt. Wie freundlich vom großen Mann, diesen armen Leuten doch auch einen Bissen zu gönnen!

Da bis zum Montag Morgen die Besserung des Knaben schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, konnte Owu ihn verlassen, um sich Ojarefa zuzuwenden. Hier fand er nicht sehr viele Leute zu Haus, was ihm aber gerade recht war, weil er sich nun um so ungenirter ein ihm passendes Haus als Absteigequartier auswählen konnte. Zuerst sah er sich in der Wohnung eines seiner Verwandten um, fand es dann aber dienlicher, sich in Kwaku's Haus niederzulassen. Es lag dieses freier da, als das andere, so daß man jeden, der sich demselben näherte, gleich wahrnehmen konnte, ohne selber von ihm gesehen zu werden.

Owu war nicht unbemerkt nach Ojarefa hineingekommen. Jedermann freute sich seiner Anwesenheit, und da die Frauen jetzt erst ihren Männern nach auf's Feld giengen, um Lebensmittel zu holen, stand es gar nicht lange an, bis man überall davon wußte. Die angesehenen Männer des Dorfes kamen deßhalb schon am Mittag, statt am Abend, vom Felde heim, während die jüngeren Leute noch einige Stunden fortarbeiteten.

In Kwaku's Haus richtete sich Owu bequem ein, da dieser ihm ein besonderes Zimmer zur Verfügung stellen konnte. Owu suchte demselben durch allerhand Fetischamulette, die er darin aufhieng, ein recht unheimliches Aussehen zu geben. Als das geschehen war, ließ er sich in eine Ecke des Hofes ein Becken mit Wasser stellen. Mit diesem wusch er sich, aß dann mit Kwaku etwas Maisbrod und Fisch, worauf er sich für einige Stunden in sein Zimmer zur Ruhe begab. Das Waschen und Essen unterbrach aber keineswegs die Verhandlungen, welche Owu mit Kwaku zu führen hatte. Nur waren

beide öfters genöthigt, im Sprichwort oder in der Otschisprache zu reden, weil Kwaku's Weib in der Nähe beschäftigt war, auf einem Stein etwas Maismehl zu mahlen.

Ehe Owu einschlief, faßte er noch den Plan zu seiner Hauptoperation. Einen Anknüpfungspunkt dazu sollte ihm der Umstand bieten, daß schon lange niemand mehr in Ojarefa seinem Schutzgeist ein Opfer gebracht hatte.

Nachdem Owu gegen zwei Uhr aufgewacht und mit Kwaku etwas von dem am vorigen Abend erhaltenen Rum getrunken hatte, führte ihn dieser bei den angesehenen Männern der Stadt ein. Sie machten aber nur kurze Besuche und kehrten dann wieder in Kwaku's Wohnung zurück, worauf bald die soeben Besuchten zur Gegenaufwartung sich einstellten. Auch Pentämako, der Ortsvater, den wir ja bereits kennen gelernt haben, kam. Mit ihm wurde ausgemacht, daß er für den nächsten Morgen die Einwohner zu einer Volksversammlung in die Hauptstraße des Dorfes bestellen und für Trommler sorgen solle. Als deßhalb in der Abenddämmerung die Leute gerade daran waren, sich zu waschen und zu essen, machten 2 von Pentämako's 15 Leuten die Sache bekannt. Der eine hatte eine Pauke in der Hand, die er einige mal anschlug, um die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner zu erregen, worauf sein Begleiter auszurufen begann: „Heh Ojarefaer! Wer du auch bist, Mann oder Weib, jung oder alt, frei oder leibeigen, morgen früh, als am Dienstag, wenn du aufgestanden bist und dich gewaschen hast, dann sollst du in die Straße kommen. Sollte sich jemand unterstehen, nicht zu kommen, mit dem wird man eine Sache essen" (d. h. ihn strafen). Dann folgten wieder einige Paukenschläge zur Bestätigung des Gesagten und das Gleiche wiederholte sich an verschiedenen Stellen im Ort, so daß jedermann es hören mußte.

Nach dem Nachtessen kam eine schöne Anzahl Männer in Kwaku's Hof zusammen, die sich recht lebhaft miteinander unterhielten. Schließlich blieben, als die meisten von ihnen schon aufgebrochen waren, noch einige wenige zurück, um das Nähere für den folgenden Tag zu bestimmen.

Am Dienstag Morgen gegen eilf Uhr finden wir die ganze Bevölkerung von Ojarefa pflichtschuldigst in der breiten Hauptstraße des Dorfes versammelt. Im Halbkreis sitzen sie da, in der Mitte eine Anzahl Trommler, die ihre Instrumente tüchtig handhaben, und

deren Taktschläge von einem Theil der Menge mit Gesang begleitet werden. Vor dem Halbkreis tanzt Owu, sich bald vor- und rückwärts, bald im Kreise herum bewegend. Kwaku folgt ihm wie sein Schatten, die Fetischpauke schlagend. Schon lange hat er so getanzt und noch immer ist der Fetisch nicht auf ihn „herabgefahren." Ein Theil der Zuschauer fieng schon an, unruhig und bekümmert zu werden, weil das Nichterscheinen des Wong (Fetisch) nur im Zorn desselben seine Ursache haben konnte. Doch sieh, was ist das? Ist das nicht das Zucken und Zerren des Geistes? Ja wohl, der Wongtschä ist jetzt besessen, aber was sagt durch ihn der Fetisch? Es sei ein Bann vorhanden! Die Spannung wurde noch beängstigender; man fragte, was es denn sei, und nun kam in gebrochenen Sätzen, in der Otschisprache, zu Tage, daß der Fetisch erzürnt sei, weil schon seit Jahren niemand aus Ojarefa mehr öffentlich seinem Schutzgeist ein Opfer gebracht hätte. Das sei der Bann, welcher zuerst gehoben werden müsse, ehe der Fetisch sie gegen die Pocken schützen könne. Gefragt, mit was man ihn heben könne, erklärte der Fetisch, er bedürfe hiezu zweier Schafe, 12 Mark Baargeld, 2 Lasten Jamswurzeln, 12 Flaschen Rum. Das war aber den Leuten für den Anfang zu viel, wußten sie doch ganz gut, daß die Hauptsache erst folgen würde. Schon von früher daran gewöhnt, fiengen sie daher auch jetzt an, mit dem Fetisch zu unterhandeln, indem sie ihre Armut vorschützten. Derselbe ließ sich auch jetzt wieder herbei, mit der Hälfte des Geforderten vorlieb zu nehmen, vorausgesetzt, daß die Sachen noch am gleichen Abend in Kwaku's Haus gebracht würden.

Nachdem das dem Owu zugesichert worden, traf er seine Anordnungen. Es wurde ein dreitägiges Fasten anberaumt, d. h. drei Tage lang sollte niemand etwas Gekochtes essen, niemand gelbe (reife) Baumfrüchte in's Dorf bringen und zugleich niemand einer Kröte etwas zu Leide thun, weil diese der Krolo, Owu's Fetisch, heilig sei. Auch die Vorschrift 2. Mose 19, 15 gehörte zu den Anordnungen Owu's. Dann sollte für den nächsten Tag ein großer irdener Topf, ein stämmiger, 5 Fuß hoher Dreizack und zwei bis drei Bündel Zaunstecken in Bereitschaft gehalten werden. Das alles wurde vor dem Auseinandergehen am Dienstag Nachmittag festgestellt.

Am Abend konnte man die Einwohner des Dorfes gar gemüth-

lich um ihre in den Gehöften lodernden Feuer sitzen sehen, einander Geschichten erzählend und Jams, Pisang ꝛc. röstend. Der eine hatte ein Stück Jams, der andere eine Kassadawurzel, der dritte einige Wälschkornkolben, der vierte eine süße Kartoffel, der fünfte einige Hände voll Erdnüsse im Feuer liegen. Jeder aß das Seinige für sich, weil man gewöhnt war, nur gekochte Sachen gemeinschaftlich mit einander zu essen. Owu und Kwaku waren etwas besser bedient, denn sie hatten außer einigen gerösteten Bodenfrüchten auch noch gutes Wälschkornbrod mit Fischen, die mit Pfeffer und Palmöl schmackhaft zubereitet waren, zum Abendessen. Da Pentämako schon zeitig die vom Fetisch requirirten Sachen sandte, so konnten sich Kwaku und Owu vor dem zu Bettegehen überdies noch mit einer Flasche Rum gütlich thun.

Von dem vielen Tanzen den Tag über war aber Owu sehr müde. Er wäre deßhalb gewiß auch gleich nach dem Schlafengehen süß eingeschlummert, wenn ihn nicht Ein Punkt, über den er sich zu entscheiden hatte, noch wach gehalten hätte. Es war nicht die Hebung des vorhandenen Bannes, was ihn beunruhigte, das war ihm eine Kleinigkeit, sondern die Höhe der Forderung, welche er für seine Schutzmittel gegen die Pocken zu machen hatte. Alle seine Schulden auf einmal zu bezahlen, alle seine Wünsche auf einmal in Erfüllung gehen zu sehen — das war freilich zu viel; aber zur Loskaufung seines verpfändeten Söhnleins sollte es diesmal doch wenigstens langen. Aber auch hiezu war immerhin eine beträchtliche Summe nöthig, und daß die Leute von Ojarefa auch zu rechnen verstanden und nicht nur so ohne Weiteres sich rupfen ließen, das hatte er schon gemerkt.

Am Mittwoch war wieder festliche Versammlung in der Straße. Rumflaschen cirkulirten fleißig in den Reihen der Dasitzenden. Owu und Kwaku brachten ebenfalls eine Flasche Rum mit sich auf den Festplatz. Ein Knabe begleitete sie mit dem von den Einwohnern gelieferten Topf. Derselbe war mit reinem Wasser angefüllt, in welchem einige Blätter und eine Wasserpflanze sich befanden. Owu verlangte nun ein Hebeisen, und als ihm dieses gebracht war, hieß er damit ein ca. 1½ Fuß tiefes Loch unter einem der schönsten Straßenbäume graben. Als das geschehen war, goß er etwas Rum in das Loch, dabei den Fetisch anrufend; dann befestigte er in demselben den Dreizack, stellte den Topf darauf, goß unter An-

rufung des Fetisches etwas Rum auf den Boden, und nun mußte Groß und Klein in Prozession an dem Topf vorbeiziehen und sich mit dem darin befindlichen geweihten Wasser das Gesicht besprengen. Nach der Waschung wurde der Topf und der Baum, unter dem er stand, mit einem runden Zaun umgeben. Es war noch nicht ganz Mittag geworden, als die Arbeit gethan war. Die Versammlung gieng nun auseinander, um sich gegen Abend wieder einzufinden. So hatte es Owu gewollt.

Jedermann pflegte nun der Ruhe bis nach 3 Uhr Nachmittags, wo es anfieng, auf den Straßen wieder lebendig zu werden. Die Kunde von Owu und seinem Auftreten an diesem Abend war nämlich schon in andere Dörfer gedrungen und hatte viele Leute herbei gelockt, die ihn wollten tanzen sehen und singen hören. Wir finden deßhalb Owu in seinem vollen Fetischornat, wie er ihn bei seiner Einführung in La getragen hatte. Er schien auch noch nie so zu Gesang und Tanz aufgelegt gewesen zu sein, wie diesen Abend, was wohl daher kommen mochte, daß es ihm gelungen war, die Forderungen seines Fetisch recht hoch hinaufzuschrauben und deren Erfüllung bei den Leuten durchzusetzen. Er erhielt nämlich 2 Schafe, 6 Stücke Shirting, 6 Stücke dunkeln Zitz, 2 Kisten Rum und 36 Mark. Dies alles war, ehe der Tanz anfieng, mit dem Fetisch auf die gleiche Weise ausgemacht worden, wie am Tag vorher. Als Owu eine Zeitlang getanzt hatte, fieng er an, Segen zu spenden, d. h. er schüttelte den vor ihm Sitzenden theils die Hand, theils umarmte er sie, indem er Segenswünsche aussprach oder eigentlich nur vor sich hin murmelte. Wer gesegnet sein wollte, durfte sich nur erheben und vortreten. Es thaten dieses ungemein viele, Männer und Frauen, denn alles war von Begeisterung für den jungen Wongtschä fortgerissen. Manchem Fetischmann freilich war es in der ersten Zeit seiner Praxis auch so gegangen, der jetzt vergessen und auf die Seite geschoben, den jungen Nebenbuhler beneiden mochte. „Neue Besen kehren gut."

Rum wurde natürlich in Menge getrunken, auch der Fetisch verlangte sein Theil, welchen Owu über sich hinuntergoß. So gieng es fort bis gegen Mitternacht, dann zog sich endlich Owu in seine Wohnung zurück, nachdem er vor dem Auseinandergehen noch allen auf die Seele gebunden, daß für den morgenden Tag sich jede Familie mit einem jungen Hühnlein, einigen Eiern und Pisang ver-

sehen solle; was damit anzufangen sei, werde er ihnen dann schon sagen.

So wurde es Donnerstag. Vor versammelter Menge erklärte nun Owu, es sei kein Zweifel daran, daß das Pockengespenst sich bereits im Dorfe eingenistet habe. Es gebe aber keinen anderen Weg, seiner los zu werden, als es hinauszufegen. Zu dem Ende müßten alle zur gleichen Zeit die Fenster und Thüren ihrer Zimmer öffnen und unter Fluchen, Schimpfen und Poltern dieselben kehren. Der Auskehricht dürfe aber mit keinem ganzen Geschirr, sondern nur in Scherben vor das Dorf hinaus an einen bestimmten Ort getragen werden. Zu dem Auskehricht von jeder Familie müsse ein junges Huhn, 2 Eier und 2 Plantanen gethan werden. Die Träger desselben müßten unter Owu's Anführung in Prozession gehen und den Namen des Fetisch anrufen ꝛc. Dieses sollte am Nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr geschehen. So gieng denn auch um diese Zeit ein Spektakel in dem großen Orte an, der zum Betäuben war, weil jeder es beim Kehren mit Schimpfen und Fluchen seinen Nachbarn glaubte zuvor thun zu müssen. Alle sammelten sich endlich, ihren Kehricht auf dem Kopfe, in der Hauptstraße, wo Owu an ihre Spitze trat und den Zug unter »Awo, Awo«-rufen zum Dorf hinaus geleitete. Draußen wurden dann die jungen Hühner zuerst mit Hölzern durchspießt, dann dreimal »Awo« geschrieen und beim dritten mal der Kehricht sammt den mitgebrachten Opfergegenständen auf einen Haufen geworfen, alles liegen gelassen und in wilder Hast dem Dorfe zugeeilt, wie wenn ein Grasbrand ihnen auf den Fersen wäre. Owu freilich brauchte sich nicht so anzustrengen, sondern schlenderte ganz behaglich hinter den Anderen drein, da ja seine geheiligte Person nicht allein unantastbar sondern auch den anderen allen den Rückzug zu decken und das Pockengespenst zu verscheuchen im Stande war. Am Abend spielte und trommelte das junge Volk auf der Straße, Owu zog sich aber in die Stille zurück. Hatte er an diesem Tage das Pockengespenst zum Ort hinausgebannt, so sollte am nächsten Tag die Rückkehr desselben unmöglich gemacht werden.

Am Freitag war alles wieder auf den Beinen und in der Straße um Owu versammelt. Eine Anzahl Frauen trug Lehm und Wasser herbei, welches einige junge Leute mischten und mit ihren Füßen tüchtig bearbeiteten, so daß es einen zähen Teig gab. Andere

brachten Holz herbei, welches der stets dienstbeflissene Kwaku in kleine Stücke hieb. Als dieses geschehen, begann erst die eigentliche Arbeit. Owu formte nämlich mit einigen anderen, die ihm halfen, zwei große Lehmmänner, welche in Prozession an die beiden Haupteingänge des Dorfes getragen und dort postirt wurden, damit sie als Wächter die Wiederkehr des Pockenungeheuers verhüten sollten. Damit ihnen aber der Regen keinen Schaden zufüge, versah man ihre Sitze mit einem kleinen Dach.

Hiemit hatte Owu seine Aufgabe in Ojarefa zu aller Befriedigung erfüllt. Er verweilte jedoch noch einige Tage daselbst, da ihm die versprochenen Sachen noch nicht alle ausgeliefert waren. Auch diese Tage noch lebte man herrlich und in Freuden. Hatte man doch lange genug nur Geröstetes gegessen, nun wollte man sich auch wieder an Gekochtem gütlich thun. Owu schlachtete eines der erhaltenen Schafe und lud alle angesehenen Männer des Dorfes zu einer Opfermahlzeit ein, wogegen er natürlich auch von ihnen wieder Einladungen erhielt, so daß er nicht sehr eilte, das Dorf zu verlassen. Kwaku erhielt von allem sein Fünftel, wie ihm Owu versprochen, und ungefähr eben so viel schickte Owu für die Wongtschä in La an Odonko. Was übrig blieb, reichte daher nicht ganz zur Loskaufung seines Sohnes, obgleich Owu seinen Antheil Rum nicht selber getrunken, sondern ihn an der Küste von seiner Frau hatte verkaufen lassen. Noch sei zum Schluß bemerkt, daß Owu, ehe er gieng, die gleichen Anweisungen für die Behandlung von Pockenkranken gab, welche er in La schon mit Erfolg angewandt hatte.

Aus Südafrika.

Aus den Zeitungen ist bekannt, daß in Südafrika die Kriegsfurie noch immer nicht ausgetobt hat. Einerseits haben die Basutos, weil die englische Regierung aus übertriebener Aengstlichkeit ihre Entwaffnung anordnete, sich gegen diese erhoben, andererseits die Boers der früheren Transvaal-Republik um ihre Freiheit zu kämpfen angefangen. Aber nicht nur die englische Re-

gierung, sondern auch die Mission ist hiedurch in große Verlegenheit gebracht, namentlich die deutschen Missionen in Transvaal und die Pariser im Basutoland.

Letztere hat seit 1833 unter den Basutos gearbeitet und schon viel Schweres in dieser Zeit durchgemacht, aber auch herrliche Erfolge gehabt. Im Mai vorigen Jahres hatte sie 13 Stationen und 70 Außenstationen mit mehr als 320 verschiedenen großen und kleinen Gebäuden, darunter 72 Kapellen, in welchen 6000 Gemeindeglieder und Taufkandidaten regelmäßig die Gottesdienste besuchten, während 20—25,000 Heiden sonst im Christenthum unterrichtet und die Schulen von 3000 Kindern besucht wurden, 30 Jungfrauen und 120 junge Männer in den Seminarien nicht mitgerechnet. Die Bibel, Bunyan's Pilgerreise und andere christliche Bücher sind in die Landessprache übersetzt und werden weit über die Grenzen des 150,000 Einwohner zählenden Ländchens hinaus gelesen. Dazu ist die Pariser Mission eben im Begriff, ein neues Werk unter den Barotse am oberen Lauf des Sambesi-Flusses zu beginnen und Miss. Coillard, der jetzt in Frankreich ist, hat für diesen Zweck schon 30- bis 40,000 M. gesammelt. Durch den Krieg ist nun auf einmal das lieblich sich entwickelnde Werk aufgehalten und zum Theil schwer geschädigt. In einem Aufruf an die englischen Christen sagen die Vorsteher der Pariser Mission u. A.: „Wir trauern über die Zersprengung der Gemeinden, den Stillstand der Schulen, die Leiden von Tausenden unserer Bekehrten, über die Basuto-Dörfer, welche verbrannt, über die Ernten, welche zerstört werden, über viele Tausend Heiden, welche den Einen wahren Gott zu erkennen angefangen, den Sonntag feiern und stetige Fortschritte in den Künsten des Friedens und der Civilisation machten. Jetzt droht diesen allen Zerstreuung und Untergang.“ Die Christen, welche sich der Regierung unterworfen und ihre Waffen ausgeliefert haben, werden hiefür von ihren heidnischen Stammeshäuptlingen als Verräther verfolgt und haben südwärts flüchten müssen, wo sie zum Theil auf anglikanischen Missionsstationen eine zweitweilige Zuflucht gefunden haben. Aber auch diese Stationen sind bereits in einem Zustand der Auflösung, ja theilweise zerstört. Wer kann, flieht in den Oranje-Freistaat. Der Führer des ganzen Aufstandes, Masupha, hat sich auf der Bergfeste Thaba Bosin verschanzt, also mitten im Gebiet der Pariser Missionsstationen.

Dazu kommt nun, daß auch mehrere Basuto- und Kafferstämme südlich von den Drakenbergen, d. h. außerhalb des eigentlichen Basutolandes, sich an diesem Aufstand betheiligen. Schon im August hatte z. B. der Häuptling Makwayi im sogenannten Ost-Grikaland in öffentlicher Versammlung einem englischen Beamten erklärt: „Wir haben dir's immer gesagt, daß wir das Ding (die Entwaffnung) nicht verstehen. Stehen unsere Brüder im Basutoland gegen die Regierung auf, dann gehen wir über die Berge, ihnen zu helfen; und wir werden das nicht im Geheimen thun, sondern es am hellen Tage thun und dir anzeigen.“ Im September gieng es im Basutoland los, im Oktober auch im Ost-Grikaland, und bald darauf war das halbe Kafferland an der Empörung betheiligt. Mehrere englische Beamte wurden mit ihren Getreuen niedergemacht, die Läden der Kaufleute geplündert und auch die friedlichen Missionsstationen mit Rauben, Morden und Brennen bedroht. Zunächst wurde hievon die Brüdermission in Bethesda und Tinana, dann auch in Entwanazana, Baziya und Tabase, weiter südlich, betroffen. Mehrere Missionsfamilien mußten fliehen. Die anglikanischen Stationen AllSaints und St. Augustin wurden total zerstört; dasselbe verlautet auch von einigen wesleyanischen Stationen. Doch bedarf diese Nachricht noch der Bestätigung, ebenso die andere, daß unter den getödteten Europäern sich auch zwei Missionare (Shawbury und Cameron) befinden. (Siehe „Missions-Blatt aus der Brüdergemeinde.“)

Um einen Begriff von den Nöthen und Gefahren dieser schrecklichen Zeit zu bekommen, wollen wir uns von Miss. Hasting erzählen lassen, was er mit den Seinen auf der Flucht von Entwanazana nach Baziya durchzumachen hatte:

„Am 25. Oktober, als wir eben aus der Morgenandacht kamen, hörten wir das Kriegsgeschrei der Kaffern und sahen mehrere Reiter dahersprengen. Oben auf dem Berge wurde um Vieh gefochten. Einige Pondomisi hatten flüchtenden Fingus einen Theil ihres Viehes geraubt und diese suchten nun den Rest in Sicherheit zu bringen. Jetzt kamen auch die Häuptlinge Ncengane und Nkovu, bis an die Zähne bewaffnet, bei uns an. Sie verlangten, ich solle die Fingus anhalten, da ihnen sonst die Basutos folgen und den Krieg noch weiter in's Land hineintragen würden. Da ich kein Recht dazu hatte, schlug ich es ab. Einige Fingus wurden nun angehalten, doch ließen die zwei Häuptlinge sie endlich wieder los, kamen dann mit ihren

Leuten nicht weit von unserem Hause zusammen und führten einen Kriegstanz auf, den sie mit schauerlichem Geheul begleiteten; dann zogen sie ab. An wirkliche Gefahr glaubten wir damals noch nicht. In der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober aber wurden wir herausgeklopft. Das Lager in Gatberg (nur einige Stunden nördlich von der Station) war von den Aufständischen angegriffen und konnte sich, wie berichtet wurde, nicht halten. So war es denn allerdings rathsam, Entwanazana, das dicht an der Heerstraße liegt, zu verlassen, so lange der Weg nach Baziya noch frei war.

„Es war ein trauriger Morgen, dessen Loosung hieß: Der Herr züchtigt mich wohl, aber Er gibt mich dem Tode nicht. Sobald der Tag graute, ließ ich Ncengane und Nkovu bitten, uns bei der Flucht behilflich zu sein und durch ihre Leute unser Vieh nach Baziya treiben zu lassen, was denn auch geschah. Unsere Gesellschaft bestand aus mir, meiner Frau und 3 Kindern, 2 Dienstmädchen, dem Schullehrer Manasse mit Frau und Kind und Zwartboy mit Frau und 2 Kindern, von denen das jüngste 2 Monate alt war. Wir hatten 3 Pferde, Manasse 2. Die nöthigste Wäsche und Kleidung hatten wir, in ein paar Säcke gestopft, bei uns. Alles Uebrige mußten wir zurücklassen. Und kaum hatten wir gegen 10 Uhr — mit unbeschreiblichen Gefühlen — die Station verlassen und den nächsten Hügel erreicht, als wir auch schon sehen mußten, wie die Kaffern, welche nur auf unseren Abzug gewartet hatten, Anstalten machten, in unser Haus einzubrechen. Nachdem wir zwei Stunden gewandert waren, sah ich ein, daß wir auf diese Weise Baziya nie erreichen würden und sandte daher Manasse zu Pferde voraus, um Br. Hartmann in Baziya zu bitten, uns nach dem Platz des Häuptlings Ncengane ein paar Männer und Pferde zu schicken. Als wir hier ankamen, war der Platz mit Leuten angefüllt. Ich bat den Häuptling um Hilfe und Schutz. Er erwiderte: ‚Lehrer, ich werde dir helfen. Sei unbesorgt auf meinem Platz, es soll dir und den Deinen kein Leid geschehen. Du wirst heute viel ungewohnte Dinge sehen, aber beunruhige dich nicht; du hast dich in meine Hand gegeben und ich schütze dich.‘ Diese Worte hätten uns kaum beruhigt, wenn wir gewußt hätten, daß bei unserer Ankunft die Kaffern von Ncengane verlangten, uns sowohl als einen Bauern, der sich ebenfalls zu Ncengane geflüchtet hatte, ihnen auszuliefern, damit sie

uns — tödten. Er hatte aber geantwortet: ‚Nein, er ist mein Lehrer, er kommt zu mir.‘

„Daß Entwanazana geplündert war, konnten wir schon hier an einigen Zeichen erkennen, indem wir einen Mann in einem meiner Hemden, eine Wickelschnur um den Hut gewunden, und eine Frau, die unseren Lampenschleier als Kopfputz benutzte, erblickten. Unsere Kinder schliefen die Nacht unter dem Wagen des Bauern; wir wachten. Am Morgen räumte uns Ncengane ein sehr kleines Haus ein, in dem wir doch wenigstens vor den Sonnenstrahlen geschützt waren; auch ließ er uns ein Schaf geben, damit wir doch Nahrung hätten. Als ein Mann, den er nach Entwanazana geschickt hatte, um zu sehen, wie es dort stehe, zurück kam, fragte ich ihn natürlich aus; er aber erwiderte: ‚Lehrer, du mußt nicht nach deinem Platz fragen, denn du hast keinen mehr. Dein Arbeitshaus haben sie die Nacht abgebrannt, auch im großen Haus haben sie Feuer gemacht und die Sachen verbrannt. Den Laden haben sie erbrochen, Mehl und Mais genommen, Kaffee und Salz aber verstreut. Du hast alles verloren!‘ Das war ein harter Schlag, dem bald der zweite folgte, daß auch unser sämmtliches Vieh den Treibern weggenommen sei.

„Der Tag wurde uns recht lang auf Ncengane's Platz. An Spott und Hohn fehlte es nicht. Da hieß es: Früher mußten wir bei dem Weißen in der Küche sitzen, nun sitzt der Weiße bei uns in der Küche rc. Nach Sonnenuntergang kam Manasse, der unterwegs ausgeplündert worden war. Er brachte zwar keine Männer, aber zwei Brote, Kaffee und Zucker, was uns sehr zu statten kam. Tags darauf wurde ein Kriegstanz gehalten und dazu geschossen, gesungen und geheult. Die Weiber nahmen Stöcke, liefen in die Nähe der tanzenden Männer, hockten auf die Erde, krähten wie die Hähne und liefen dahin und dorthin. Unsere kleine Martha fand so viel Vergnügen an diesem Gebahren, daß sie mit ihnen lief und ihre Geberden nachmachte . . . Das verlassene Haus eines uns bekannten Mannes war auch an diesem Tag geplündert worden, und die Beute wurde vertheilt. Männer erschienen da mit Damenhüten geschmückt, und einer trug einen weißen Unterrock als Mantel auf den Schultern, erkannte aber dann seinen Irrthum und gürtete ihn um die Hüfte. Ein Federbett wurde ausgeleert und der Ueberzug als Flicklappen vertheilt; schöne Glasleuchter den Kindern als Spielzeug überlassen. Zwei unserer Pferde wurden in der Nacht gestohlen.

„Am 29. Oktober brachen wir auf. Ncengane half uns mit einigen Pferden aus . . . Die Leute, denen wir nun begegneten, schienen nicht sehr friedlich gesinnt zu sein, denn von verschiedenen Seiten hörten wir den Ruf: ‚Todtstechen, todtstechen!‘ Selbst Frauen kamen mit ihren kleinen Spießen, um beim Stechen zu helfen. Ncengane schüttelte nur den Kopf. Da haben wir viel zum Herrn geseufzt und gerufen. Gegen 6 Uhr Abends kamen wir bei seines Vaters Singama Platz an. Dieser große Häuptling, den ich von früher her kannte, war sehr freundlich und sagte, daß sie nur mit der englischen Regierung Krieg führen, nicht mit uns . . . Am späten Abend hörten wir noch, daß Dalasile auch aufgestanden und Ngangelizwa's Leuten ebenfalls nicht zu trauen sei, was es fraglich machte, ob wir noch nach Baziya kommen würden.

„Am andern Morgen kam Singama noch vor Tagesanbruch in unsere Hütte und rieth uns, so schnell als möglich aufzubrechen; unser Gepäck aber müßten wir zurücklassen. Der Lehrer (Hartmann) sei übrigens noch in Baziya. Nur mit Noth konnten wir die Erlaubniß erlangen, für die Kinder eine Decke und einen Anzug mitzunehmen. Draußen ertönte wieder der Kriegsgesang; eine Anzahl Männer mit Schilden und federgeschmücktem Kopfputz führten einen Kriegstanz auf. Einige Männer wollten durchaus meine Kleider haben. Besonders zudringlich war einer von ihnen. Es war dies wohl nur ein Vorwand, denn er hatte geäußert: ‚Wenn ich nur Gelegenheit hätte, an den Weißen heranzukommen, so würde ich ihn gerne tödten.‘ Wir zogen ab. Es folgten uns aber einige unbekannte Männer, die Ncengane bei Seite nahmen. Später erfuhr ich von Zwartboy, daß Singama's Männer schon auf seinem Platz uns hatten ermorden wollen, was jener aber nicht zugegeben; nun baten sie Ncengane, wenigstens *mich* ihnen zu überlassen, um ihre Herzen durch meinen Tod fröhlich zu machen; meine Frau und Kinder möchten sich nur retten. Ncengane hatte aber kurz erwidert: ‚Es ist mein Lehrer, er bleibt in meiner Hand, ich gebe ihn euch nicht.‘ Darauf entfernten sie sich, nahmen aber noch einige Sachen, die Manasse und die Dienstmädchen in einem Sack hatten . . . Am 30. Oktober kamen wir endlich in Baziya an. Männer und Frauen kamen uns entgegen, die weinend dem Herrn für unsere Errettung dankten. Die uns begleitenden Kaffern staunten, als sie sahen, mit welcher Liebe wir empfangen wurden.“

Die Ruhe in Baziya dauerte aber nicht lange. Am 12. November mußten die Geschwister auch von hier fliehen. Miss. Hartmann hatte um 30 Mann zum Schutze der Station gebeten, aber niemand hatte sie ihm geben können! Natürlich thun die Missionsfreunde in Frankreich und England durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung, durch Bittschriften an die Regierung u. dergl. ihr Möglichstes, weiterem Blutvergießen vorzubeugen und die Machthaber zu Gunsten der Basutos umzustimmen. Am 5. Januar wurde in London eine Deputation der Pariser Missionsgesellschaft von Lord Kimberley, dem Kolonialminister, empfangen. Dieselbe ersuchte ihn, eine Kommission in's Basutoland zu entsenden, um auf friedlichem Wege die Ordnung und das Einvernehmen zwischen der Regierung und den im Grunde loyalen Eingebornen wieder herzustellen. Wenn das nicht geschehe, sei eine allgemeine Erhebung der farbigen Bevölkerung Südafrika's gegen die Engländer zu befürchten. Lord Kimberley erklärte, der neue Gouverneur der Kapkolonie, Sir H. Robinson, sei beauftragt worden, jeder sich darbietenden Gelegenheit zu einer friedlichen Intervention sich zu bedienen. Es freue ihn sehr, zu hören, daß nach der Ansicht der Deputation eine solche möglich sei. Südafrika bedürfe der Ruhe und friedlichen Entwicklung; die Regierung werde es an keinen Anstrengungen fehlen lassen, dem gegenwärtigen Krieg ein Ende zu machen.

Auch die Rheinische Mission in Südafrika hat unter einem Krieg zu leiden. Hier handelt es sich aber nicht um einen Kampf zwischen Schwarzen und Weißen, sondern um einen eigentlichen Rassenkrieg zwischen den schwarzen Herero, denen ihr Land wegen ihres stets wachsenden Viehreichthums zu klein wurde, und den gelben, immer mehr verarmenden Namaqua. Als derselbe im August ausbrach, war leider Miss. Diehl, der den größten Einfluß auf den Oberhäuptling Kamaharero hat, am Kap, von wo er seine mutterlosen Kinder nach Europa bringen wollte. Auf telegraphische Weisung von Barmen aus ist er aber schon am 18. Oktober — vier Tage, nachdem die erste Botschaft vom Krieg in Barmen angekommen war — wieder nach dem Hereroland zurückgekehrt. „Möchte es doch seinem und der anderen Brüder Einflusse gelingen, den Frieden bald wieder herzustellen. So viel läßt sich schon jetzt mit Sicherheit sagen, daß durch diesen Krieg und was damit zusammenhängt die Namaqua-Mission eine wesentliche Aenderung resp. Ein-

schränkung erfahren wird. Leider werden wir wohl mehrere unserer Namaqua-Stationen verlieren. Windhoek und Gobabis müssen wir wohl schon jetzt als verloren ansehen (sie sind verlassen und theilweise zerstört); Ameib hat wegen Versiegens der Quelle verlassen werden müssen, auch Grootfontein fängt an, aus ähnlichen Gründen Bedenken zu erregen."

Die Engländer, auf deren Hilfe und Freundschaft die Hereros scheint's gerechnet hatten, hüten sich wohl, sich durch Einmischung die Finger zu verbrennen.

Ueber den Ausbruch des Krieges bringt die Februar-Nummer der Rheinischen „Berichte" Näheres: „Nachdem in der Gegend zwischen Windhoek und Rehoboth, wo eben Namas und Hereros mit ihren Viehposten am engsten neben- und durcheinander wohnten, schon allerlei kleinere Reibereien, Viehdiebstähle 2c. vorgekommen waren, hörten die Hereros auf dem Viehposten in der Nähe Gurumanas, westlich von Rehoboth, eine starke Abtheilung Namas rücke heran. Eine Anzahl Herero begaben sich in Folge dessen nach einem benachbarten Viehposten der Namas, um dort Erkundigungen einzuziehen, und da sie dort keine Männer antrafen, so mordeten sie beim Abzug sämmtliche Frauen und Kinder. Die Strafe für diese Mordthat, in der man doch wohl den Anfang des Krieges erblicken muß, ereilte sie schnell genug. Die Namas, schon auf dem Kriegszug begriffen, verfolgten voll Erbitterung zu Pferde die Herero, tödteten 12 von ihnen, dazu einige Frauen und Kinder und nahmen etwa 1200 Ochsen weg. Als die Kunde hievon am 22. August nach Okahandya kam, gieng vom Oberhäuptling Kamaharero der Befehl aus, alle Namas, die unter den Herero wohnten, zu tödten. Das Morden breitete sich über einen großen Theil des Landes aus; im Ganzen sollen 150 Namas erschlagen sein. Bruder Brincker macht dabei auf den höchst merkwürdigen Umstand aufmerksam, daß dieses Abschlachten der Namas durch die Herero am 23. August, d. h. ganz genau an demselben Tage stattfand, an dem gerade 30 Jahre vorher, am 23. August 1850, die Namas, und zwar Jonker's Stamm, unter den Herero von Okahandya solch' eine unmenschliche Schlächterei angerichtet haben."

Weiter schreibt Br. Brincker: „Alle diese Greuel sind ausschließlich von den Heiden verübt worden — nur zwei Christen haben sich auf Kamaharero's Geheiß an dem Morden betheiligt — und wir haben

den Eindruck, daß der böse Feind sich da selbst zu Fall bringen wird. Denn wenn die Herero mal Schläge bekommen und besonders wenn die Burg des Heidenthums auf Okahandya einen Stoß bekommt, so daß die großen Ochsen nicht mehr das Regiment im Lande führen, dann kann unsere Mission auf's Neue Siege feiern und die Seelen der Herero für den Herrn retten. Wir waren jetzt an dem Punkt angekommen, daß wir nicht mehr weiter konnten, denn die Herero waren ganz und gar in ihren Rindern lebendig begraben und das Wort Gottes wurde vom Gebrüll der Rinder vollständig übertönt. Das gilt zunächst von den Heiden, aber auch die Christen litten sehr an der Rindersucht und ließen sich gern von den Stationen zu ihren Viehposten im Feld hinziehen. Wir müssen aber auch sagen, daß es manche Christen gibt, die mit uns über jene Vorgänge trauern und den Heiden nach Kräften entgegentreten . . . Unsere Lage ist kritisch; daß wir aber in diese Lage kommen mußten, das haben wir längst gefühlt, und daß sie zu einer Läuterung und zu neuen Missionssiegen führen wird, das glauben wir fest."

Andere Brüder sehen die Sache weniger hoffnungsvoll an und alle stimmen wohl darin überein, daß es jedenfalls mehrere Jahre stiller Missionsarbeit bedürfen wird, bis das durch diesen Krieg gesäete Unkraut — Blutdurst, Habsucht, Haß ꝛc. — wieder ausgerottet ist. Das Beste wäre, wenn keine Partei einen entschiedenen Sieg gewänne, sondern beide sich genöthigt sähen, Frieden zu machen und endlich eine klare Grenze zwischen Namaqua- und Hereroland festzustellen.

Ein Brief Max Müller's über den chinesischen Gottesnamen-Streit.

Als dritter Theil der von Prof. Max Müller in Oxford herausgegebenen „Heiligen Bücher des Ostens" ist vor einiger Zeit Prof. Legge's Uebersetzung des Schu-king und Schi-king, dieser alten chinesischen Liedersammlung, erschienen. Prof. Legge

hat schon als Missionar in China Jahrzehnte lang die Ansicht vertreten, daß unser Wort „Gott" im Chinesischen nicht besser wiedergegeben werden könne, als durch „Schangti" und demgemäß nun auch das in jener Liedersammlung häufig vorkommende Wort „Schangti" einfach mit „Gott" übersetzt. Dagegen hat nun die Partei derjenigen, welchen das Wort Schangti ein Greuel ist, feierlich und förmlich Protest eingelegt, indem der in diesem Stück geradezu fanatische Bischof Burdon von Hongkong und 22 andere angesehene und größtentheils alte chinesische Missionare*) ein ziemlich vorwurfsvolles Schreiben an Prof. Müller gerichtet haben. Die Antwort, welche der berühmte Gelehrte am 19. December v. J. auf diesen vom 25. Juni datirten Protest ertheilt hat, verdient unseres Erachtens einen bleibenden Platz in den Annalen der Missionsgeschichte. Sie lautet wie folgt:

„Meine Herren! Ich habe mich ziemlich lange besonnen, was ich auf den Brief antworten sollte, den Sie an mich, als an den Herausgeber der „Heiligen Bücher des Ostens," gerichtet haben und in welchem Sie sich darüber beklagen, daß in der Uebersetzung des Schu-king und Schi-king von Professor Legge, die Namen Ti und Schang-ti durch „Gott" wiedergegeben sind. Sie erinnern mich an den Streit, der nun schon 300 Jahre lang und heute noch von den chinesischen Missionaren über die Frage geführt wird, welches die annähernd richtigste Uebersetzung unseres Wortes „Gott" ist. Sie weisen darauf hin, daß Ti und Schang-ti von päpstlicher Autorität verworfen und auch unter den protestantischen Missionaren nur von Einer Partei angenommen sind, und Sie bemerken, daß selbst diejenigen, welche in einer Bibelübersetzung, da ein besseres chinesisches Wort nicht zu finden ist, Ti oder Schang-ti für Gott zulassen, doch Anstand nehmen würden, diese Namen, wenn sie von Konfucius gebraucht werden, mit „Gott" zu übersetzen. Da Prof. Legge während seines langen Aufenthaltes in China einer der entschiedensten Vertheidiger des Namens Schang-ti als des besten chinesischen Wortes für „Gott" gewesen ist, beklagen Sie sich, daß er seine Stellung als einer meiner Mitarbeiter an der Uebersetzung der „Heiligen Bücher des Ostens" mißbraucht und (im Partei-Interesse) das Wort Schang-ti

*) M'Clatchie, seit 1844 in China, Dr. Yates (1847), Dr. Lord (1847), Gough (1850), Dr. Happer (1844), Dr. Nelson (1851), Bischof Burdon (1853), Dr. Nevins (1854), Dr. Crawford (1852), Dr. Blodget (1854), Bischof Schereschewski (1859), Thompson (1859), Dr. Butcher (1864), Boone (1869), Corbett (1863), Mills (1857), Wherry (1864), Bates (1867), Chapin (1863), Goodrich (1865), Stanley (1862), Leyenberger (1866), Noyes (1866).

überall, wo es im Schu-king und Schi-king vorkommt, mit ‚Gott' übersetzt und zugleich seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen habe, daß ‚der Ti und Schang-ti der chinesischen Klassiker Gott, unser Gott, der wahre Gott' sei. Sie tadeln auch mich, weil ich als Herausgeber jener Sammlung das Gleichgewicht zwischen den zwei über eine schwierige und noch immer offene Frage streitenden Parteien nicht aufrecht erhalten, obgleich ich doch versprochen, daß diese Uebersetzungen, welche unter den Auspicien der Oxforder Universität an die Oeffentlichkeit treten, vollständig, zuverlässig und lesbar sein würden; und Sie fordern von mir, ich solle die Ungerechtigkeit wieder gut machen, welche denjenigen widerfahren ist, welche über die wahre Bedeutung der Worte Ti und Schang-ti anderer Meinung sind, als Dr. Legge.

„Erlauben Sie mir nun, in Erwiderung Ihres Briefes zu bemerken, daß, was den Streit über den chinesischen Namen für Gott betrifft, ich schon vor beinahe 30 Jahren (Edinburgh Review, Oct. 1852) meine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß es unmöglich sein dürfte, im Chinesischen ein passenderes Wort für Gott zu finden, als Schang-ti. In diesem Stück kann ich also nicht wohl den Anspruch erheben, ein unparteiischer Richter zu sein.

„Aber das ist ja, wie Sie selbst zugeben, eigentlich nicht die Frage, um welche sich der Uebersetzer oder der Herausgeber der ‚Heiligen Bücher des Ostens' zu kümmern hat. Die Frage, über welche ich mit Hilfe meines gelehrten Freundes, Dr. Legge, mich schlüssig zu machen hatte, als ich die Uebersetzung des Schu-king und Schiking prüfte, war die, ob Ti und Schang-ti, wo sie im Chinesischen vorkommen, mit ‚Gott' zu übersetzen seien oder nicht. Und ich räume bereitwilligst ein, daß es keineswegs leicht ist, diese Frage zu entscheiden. Ja, ich verstehe vollkommen, warum viele Missionare Anstand nehmen, den Schang-ti der Konfucianer mit dem Gott zu identificieren, welchen zu verkündigen sie nach China gekommen sind, und ich kann daher nichts thun, als den Versuch machen, Ihnen zu erklären, warum ich trotz aller Einwendungen meinerseits doch Dr. Legge darin beistimme, daß man das Wort Schang-ti in den alten Schriften der Chinesen als den Namen gelten lassen darf, womit der wahre Gott bezeichnet werden sollte.

„Es mag in den h. Schriften der Chinesen wohl Stellen geben, in welchen von Schang-ti in — wie wir sagen — mythologischen Ausdrücken gesprochen wird, d. h. in Ausdrücken, die nach unserer Ansicht auf den höchsten Herrscher des Weltalls nicht passen. Aber folgt nun daraus, daß die Chinesen, als sie den Namen Schang-ti zuerst in den Mund nahmen, nicht den wahren Gott meinten oder gar, daß auch die Besten unter ihnen nie eine Idee vom wahren Gott hatten? Sie wissen ja weit besser als ich, daß in den Gebeten und Glaubensbekenntnissen aller Religionen stets ein Kompromiß zwischen der Sprache der Weisen und der Thoren, der Alten und

der Kinder stattfinden muß, und daß es keine einzige h. Urkunde gibt — selbst die der Juden und Christen nicht ausgenommen — welche ganz frei von kindischen, unbeholfenen, poetischen und sogenannten mythologischen Ausdrücken wäre. Es gibt vielleicht keinen besseren Namen für Gott als ‚Vater', und es gibt nicht viele Religionen, in welchen dieser Name nicht vorkäme; und doch, wenn dieser Name auf Gott anwendbar sein soll, so müssen wir uns fast alles das wegdenken, was das Wort Vater in seiner alltäglichen Bedeutung in sich schließt. Unser eigenes Wort Gott (God) haben unsere Vorfahren von heidnischen Tempeln entlehnt und die Gottesnamen, welche in den romanischen Sprachen gebraucht werden, kommen von deus, Sanskrit deva her, was nichts als eine Ableitung von div, d. h. ‚Himmel' ist.

„Und wenn wir Schang-ti nicht mit Gott übersetzen dürfen, was sollen wir denn thun? Sie werden doch nicht sagen wollen, die Chinesen allein unter allen Völkern der Erde hätten nie ein Wort für Gott gehabt, denn Sie selbst sagen, die Chinesen hätten den Himmel vergöttert (deified) und wie kann man den Himmel oder sonst irgend etwas deificiren, wenn man nicht schon die Vorstellung einer Gottheit und auch ein Wort dafür hat?

„Sie schlagen vor, der Name Schang-ti sollte entweder ganz unübersetzt bleiben oder aber durch ‚Höchster Herrscher' wiedergegeben werden. Hätten wir zum ersten Auskunftsmittel gegriffen, so würden alle des Chinesischen unkundigen Leser Schang-ti für einen Eigennamen genommen haben, wie etwa Jupiter, während doch Dr. Legge, dessen chinesische Gelehrsamkeit Sie nicht in Frage stellen, versichert, es sei beim Volk nie ein Eigenname geworden, wie Zeus bei den Griechen (Vorrede p. XXV). Wäre dagegen Schang-ti mit ‚Höchster Herrscher' übersetzt worden, wie von Medhurst oder mit ‚le Seigneur' und ‚le Souverain Maître', wie von Gaubil, würden diese Benennungen auf europäische Leser irgendwie einen anderen Eindruck gemacht haben, als die Bezeichnung Gott, wahrer Gott?

„Wie können Missionare in China, wenn sie für Schang-ti die Uebersetzung ‚Höchster Herrscher' gelten lassen, fortfahren, ihn als einen falschen oder doch als einen nicht ganz wahren Gott darzustellen? Glaubt denn noch irgend jemand an das thatsächliche Dasein falscher Götter oder nicht ganz wahrer Götter? Glaubt noch jemand, daß Bel oder Jupiter oder Waruna oder Schang-ti wirkliche Wesen neben Jehovah sind? Sie waren, wenn man so will, falsche oder wenigstens unvollkommene Namen für Gott, aber niemals die Namen falscher oder unvollkommener Götter.

„Ich habe in all' meinen sprach- und religionswissenschaftlichen Schriften und ganz besonders in meiner Vorlesung ‚über den Ursprung und die Entwickelung der Religion, dargestellt an den Religionen Indiens' zu zeigen versucht, wie wir in den mancherlei Gottes-

namen, welche uns in den alten Sprachen aufbewahrt sind, die allmähliche Entwickelung des menschlichen Denkens und der menschlichen Sprache und das Bestreben, immer bessere Namen für das zu finden, was schließlich doch namenlos ist, lesen sollten. Was ein alter christlicher Märtyrer gesagt hat: ὁ θεὸς ὄνομα οὐκ ἔχει ‚Gott hat keinen Namen‘ ist in gewissem Sinne wahr, vom historischen Standpunkt wäre es aber, meines Erachtens, eben so richtig zu sagen: πολλῶν ὀνομάτων μορφὴ μία: ‚Von vielen Namen die Eine Person.‘

„Einige dieser vielen Namen mögen uns sehr irrig erscheinen, aber nicht alle sind es, und ich gestehe, daß ich nie das Gefühl der Bewunderung für den kühnen Ausspruch eines alten Sanskrit-Dichters unterdrücken konnte, welcher Bhagawat, seinen eigenen Höchsten Gott, sagen läßt: ‚Selbst die, welche Götzen anbeten, beten mich an.‘

„Wenn wir gegen die Chinesen so streng sind, daß wir ihr Wort Schang-ti nicht als Bezeichnung des wahren Gottes gelten lassen wollen, weil es mit Thian, d. h. Himmel, synonym gebraucht wird, was sollen wir dann vorbringen, wenn sie auf neutestamentliche Stellen, wie Luk. 15, 21 hinweisen: ‚Ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir &c.‘? Und wenn wir Anstoß an jedem anthropopathischen Ausdruck in nichtchristlichen Religionsbüchern nehmen, wie kommt es, daß wir die Sprache des Alten Testamentes so ruhig uns gefallen lassen, welches von Gott sagt, er sei ‚im Garten gewandelt, da der Tag kühl geworden war.‘? Sollten wir nicht vielmehr an die h. Schriften der Chinesen, der Hindus, der Perser, der Muhammedaner einen weniger strengen Maßstab anlegen, als an unsere eigenen? Ich brauche es ja kaum ausdrücklich zu bemerken, daß eine meiner Hauptabsichten bei Herausgabe der ‚Heiligen Bücher des Ostens‘ die war, zu zeigen, daß Augustin Recht hat, wenn er sagt, daß keine Religon ganz ohne Wahrheit sei, und insbesondere den Missionaren die Augen dafür zu öffnen, daß, wenn auch versteckt unter einer schrecklichen Masse von Schlacken und Unrath, doch in keinem der Bücher, welche je von Menschenmund heilig genannt worden, die Goldkörner fehlen. Ich gestehe, daß nichts mich so gefreut hat, als was vor einiger Zeit ein ausgezeichneter Missionar zu mir sagte: ‚Sie haben uns gezeigt, daß die heidnischen Religionen kein Teufelswerk sind, und Sie haben uns gelehrt, vor allem das hervor zu suchen, was die Heiden mit uns gemein haben, und das zum Ausgangspunkt unserer Arbeit zu machen.‘ Gewiß sollte auch der chinesische Gottesname und überhaupt jeder Gottesname, der nicht geradezu unerträglich ist, von den Missionaren mit der größten Ehrerbietung behandelt werden. Langsam und vorsichtig mögen sie das mythologische Unkraut, das so manchen Gottesnamen erstickt hat, beseitigen, dabei aber wohl zusehen, daß sie nicht durch Ausreißen seiner Wurzeln auch die Stengel mit zerstören, auf welche allein die neuen Ableger mit Aussicht auf Er-

folg gepfropft werden können. Thun sie das, so bleiben sie in den Fußstapfen des kühnsten und größten aller Missionare, der in Athen jenen Altar des unbekannten Gottes nicht umstürzte, sondern ausrief: ‚Den ihr unwissend verehret, den verkündige ich euch.‘

„Dies sind in ein paar Worten die Gründe, warum ich Prof. Legge's Uebersetzung nicht nur gut heiße, sondern mich von Herzen darüber gefreut habe. Auch glaube ich nicht, daß wir auf dem von uns eingeschlagenen Wege denjenigen, welche Gewissens halber nicht mit uns gehen können, zu nahe getreten sind oder Unrecht gethan haben. Hätten wir in der Uebersetzung des Schu-king und Schi-king einfach ‚Gott‘ für Schang-ti gesetzt, ohne irgend welche Erklärung, so müßte ich mich freilich schuldig bekennen, und ich könnte dann auch den Protest derjenigen verstehen, welche ihr Leben lang Dr. Legge's Ansichten über die chinesische Religion bekämpft haben. Nachdem aber im Vorwort auf 6 Seiten die Gründe klar dargelegt sind, welche Dr. Legge bestimmt haben, Schang-ti mit ‚Gott‘ zu übersetzen, nachdem die von anderen Gelehrten vorgeschlagenen Uebersetzungen dieses Wortes aufgezählt und geprüft worden und der Uebersetzer die volle Verantwortlichkeit für die Ansicht auf sich genommen hat, welche er nun einmal für die einzig richtige hält, so kann doch gewiß weder ihm noch mir der Vorwurf gemacht werden, daß wir nicht bona fide gehandelt hätten. Ich brauche daher kaum noch hinzuzufügen, daß es mir und ohne Zweifel auch Herrn Dr. Legge eine große Genugthuung wäre, wenn Sie nach Durchlesung meines Briefes und des von Dr. Legge an mich gerichteten Pamphlets (Letter to Prof. F. M. Müller etc., Trübner, 1880), das Ihnen inzwischen gewiß zugekommen sein wird, es für recht halten würden, die gegen uns erhobenen Anklagen zurück zu nehmen.

„Ich habe die Ehre, meine Herren, zu sein Ihr gehorsamer Diener F. Max Müller.“

Rundschau.

III. Oceanien.

3. Zwei Deutsche über die Tonga-Inseln.

Im „Schwäbischen Merkur“ berichtet ein Stuttgarter, der auf einem deutschen Kriegsschiff in der Südsee ist, über einen Besuch auf den Tonga-Inseln: „Die erste Insel, die wir ansteuerten, war Tongatabu. Auf dieser Insel befindet sich näm-

lich die Residenz des Königs. Nukualofa (so heißt die Residenz) selbst erreichten wir den 18. Juli nach $3^1/_2$-tägiger Reise. Tongatabu hat bei Weitem nicht die schöne Lage, wie Opulu und sieht recht öd und traurig aus. Auch das Klima ist bedeutend rauher, als auf letztgenannter Insel. Der Hauptort und Hafen Nukualofa hat gegen 800 bis 900 Einwohner, meist Eingeborne. Diese sind in Bildung und Religion weit mehr vorgeschritten, als die Eingebornen der Samoa-Inseln. Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, weßhalb das Volk auch viel vermöglicher ist, als das von Apia. Doch müssen sie dafür auch mehr Steuer zahlen. Der Tongakönig heißt Georg, ist ein bejahrter Greis von 80 bis 90 Jahren, doch rüstig und von intelligentem Gesichtsausdruck, von seinem Volk und allen denen, die ihn näher kennen gelernt haben, geliebt und geachtet. Er hat aber auch schon viel für sein Volk gethan, namentlich in Beziehung auf Schule und Mission. Ihm zur Seite steht sein Ministerpräsident Baker, der geradezu seine rechte Hand ist. Baker war früher Missionar und ist von Geburt Engländer. Auch er genießt große Hochachtung bei der Bevölkerung der Tongas. Baker hält besonders viel von der deutschen Regierung und spricht sehr zu deren Gunsten. Er hat entschiedene Verdienste um die Tonga-Inseln.

„König Georg trägt eine Uniform, nicht ganz unähnlich der unserer rothen Husaren, welche er sich in England hat machen lassen. Er bewohnt ein recht hübsches, nach europäischer Art erbautes und eingerichtetes Schloß. Nebenbei sei noch bemerkt, daß in diesem Schlosse u. A. auch ein Bild des großen Generalstabes, in Oel gemalt, steht, ein Geschenk des Kaisers Wilhelm. Außer dem Schlosse, das in einem parkähnlichen, mit einer Einfriedigung versehenen Garten steht, besitzt Nukualofa an hervorragenden Gebäulichkeiten noch ein Arsenal, eine Kaserne, ein Parlamentsgebäude, sowie mehrere königliche Schuppen und Getreidehäuser. Was den Handel anlangt, so erstreckt er sich auf den gewöhnlichen der Südsee, nämlich den Handel mit getrockneten Kokosnüssen, Kopra genannt, und Baumwolle. Die Kohlenstations-Angelegenheit, die den Zweck unserer Reise bildete, wurde in einer zusammenberufenen Parlamentssitzung zu einem befriedigenden Abschluß gebracht. Der Sitzung wohnten an der König, seine Großen und unser Generalkonsul sammt seinen Begleitern, sowie unsere sämmtlichen Offiziere, was Georg hoch erfreute.

„Nach achttägigem Aufenthalte verließen wir Nukualofa und giengen nach der Insel Vavau, derselben Inselgruppe angehörig, in See. Der Hafen von Vavau, der Neiafo heißt, liegt wunderschön: Berg und Thal, Hügel und Ebene wechseln hier harmonisch ab, das gerade Gegentheil von Tongatabu. Auch ist die Temperatur von Vavau, welches nördlicher, also näher dem Aequator liegt, wärmer und angenehmer, als die von Tongatabu. Der Hafen von Neiafo ist ganz von Bergen umgeben und somit vollständig gegen Sturm geschützt; auch ist er geräumig genug, um beinahe eine ganze Flotte aufnehmen zu können. Nur macht die Einfahrt einige Schwierigkeiten, da sie sehr enge und voller Riffe ist, wie die norwegischen Fjords. Deutsche wohnen hier fast gar nicht, wie überhaupt wenig Europäer. Der Handel ist der gleiche, wie auf Tongatabu. Vavau steht ebenfalls unter dem König Georg und wird von dessen Neffen, dem Prinzen Wellington, regiert, der daselbst seine Residenz hat. Der Prinz ist wohl der gebildetste Kanaker; denn er ist ganz europäisch erzogen. Er spricht das Englische geläufig (hat sich auch einen englischen Namen gewählt) und versteht sogar ein wenig Deutsch. Von Gestalt ist er ein wahrer Riese, er mißt mindestens 6¾ Fuß. Zugleich ist er Chef der tonganischen Kriegsflotte, die aus 4 Goffelschoonern besteht."

Ein anderer Deutscher, Herr Bahse, hat ebenfalls im letzten Sommer einen Besuch auf den Tonga-Inseln gemacht. Seinen Tagebuchnotizen *) ist das Folgende entnommen:

„Nach Kolonga zurückgekehrt, verbrachten wir den Abend zunächst auf dem Marktplatze unter den lustig tanzenden, singenden und mit Kränzen behangenen Eingebornen, die sich schließlich auf dem weichen Rasenplatz vertraulich um uns lagerten und ihr Vergnügen daran fanden — Männer und Weiber — mit uns zu rauchen. Mit einigen Kränzen, aus wohlriechenden Blättern und Früchten hergestellt, wurden wir von den lustigen Mädchen geschmückt. Schließlich zogen wir mit ihnen auf das gegebene Zeichen — man schlug mit Schlägeln auf ausgehöhlte Baumstämme — zur Kirche **) und war-

*) „Aus allen Welttheilen," Januar 1881.

**) „Bemerkenswerth ist, daß alle diese Gebäude ebenso, wie die Canoes, ohne Nägel, nur mit geflochtenen Stricken geschickt zusammen gebunden sind."

teten den Abendgottesdienst ab, bei welchem ein eingeborner Missionär die Predigt hielt und einzelne Frauen und Männer lange Dankgebete mit sichtlicher Andacht sprachen; die Gemeinde ruhte während der ganzen Zeit auf den Knieen und Händen. Der Kirchengesang entsprach freilich nicht den Regeln der Harmonie. Am späteren Abend besuchten wir noch den eingebornen Händler Fifita in seiner Hütte, wo uns von den anwesenden Mädchen in einer schönen Kawa-Bowle eine Limonade bereitet wurde, die aus Kokosnußmilch und Wasser, rothem Pfeffer, dem Safte kleiner Citronen und Zucker hergestellt und gar nicht schlecht war. Einige Gesänge und Tänze eigenthümlicher Art, theilweise von graziösen Bewegungen des Oberkörpers und der Hände begleitet, gaben uns eine Wiederholung der schon in Samoa gesehenen Tänze.

„Freitag, den 2. Juli, gieng ich mit Herrn Baker nach dem sehr nett gebauten Missionshaus, dann nach den beiden Colleges (Gymnasien), worin die Eingebornen in vielerlei, selbst in einzelnen Theilen von Wissenschaften, unterrichtet werden. Außerdem befindet sich auch ein Frauen-College dort.“

Missions-Zeitung.

Die Pariser Missions-Gesellschaft.

(Schluß.)

Die Inselgruppe von Tahiti stand seit etwa 40 Jahren unter französischem Protektorate, der französische Einfluß trat störend ein in die blühende englische Missionsarbeit; unter dem Schutze Frankreichs betraten katholische Geistliche das Land, und es begannen für die englischen Missionare solche Plackereien und für die Eingebornen solche Verlockungen, daß man ernstliche Befürchtungen für den weiteren Bestand der evangelischen Kirche haben mußte. Indeß bewies sowohl die königliche Familie, als die ungeheure Mehrzahl ihrer Unterthanen standhafte Treue, und es traten wieder ruhigere Zustände ein, als französische Missionare unter der Leitung der Pariser Committee die evangelischen Gemeinden auf den beiden Inseln Tahiti und Moorea übernahmen. Auch in Rajatea und Tahaa sind evangelische Gemeinden. Auf ersterer wurde in Gegenwart der französischen Regierungsbeamten und Missionare

eine neue Kirche eingeweiht; das Gleiche geschah zu Mataea auf Tahiti.

Miss. Vienot berichtet von der Station Papeiti den 13. Oktober 1879 über den Stand der Schulen. Im verflossenen Schuljahr zählte die Schule 262 Schüler, darunter etwa drei Viertel Eingeborne, deren Fortschritte und gute Aufführung er lobt; auch die Regierung, welche der Schlußprüfung ihre Aufmerksamkeit schenkte, zeigte sich wohl zufrieden. Das neue Schuljahr begann den 6. Okt. mit 116 Knaben und 87 Mädchen. Im Seminar sind viele Entlassungen wegen schlechten Betragens vorgekommen. Einer der Entlassenen, der Reue bezeugte, wurde als Handwerker bei der Mission behalten; einen andern stellte die Regierung als Lehrer an; die übrigen wurden von ihr als angehende Dolmetscher verwandt. Von denjenigen, welche den Cursus vollendeten, sind zwei Pfarrer, sieben Schullehrer geworden. Die Sonntagsschule wird fleißig besucht; dagegen scheiterte ein Sing- und Deklamationsverein an der Nothwendigkeit, den Theilnehmern Erfrischungen anzubieten.

Von Moorea meldet Miss. Brun den Tod des bejahrten Riron, Diakonus der Gemeinde Papetoai. In seiner Jugend bekehrt, stand er schon in reiferen Jahren, als er für sein Amt eingeweiht wurde. Er hatte dem Missionar in der Seelsorge beizustehen, denselben je und je Sonntags zu ersetzen und regelmäßig die Wochengottesdienste zu leiten. In seinem hohen Alter wurde er in Ruhestand versetzt und lebte still und fromm in seiner Heimatgemeinde. An einem Freitage erfuhr er, daß Sonntags eine Missionssteuer in der Kirche stattfinde. „Das ist ein köstlich Ding," sprach er, „ich freue mich, dies noch vor meinem Ende erleben zu dürfen. Gebt, gebt für die Heiden, sie sind so bedauernswerth!" Sonntags darauf starb er. Jene Steuer aber, die ihn noch vor seinem Tode erfreute, und die sich monatlich wiederholen soll, trug 140 Fr. (112 Mark) ein. Die Schule von Moorea zählt 55 Schüler, und der Statthalter, der sie besuchte, ließ zum Zeichen seiner Zufriedenheit ein Geldgeschenk für die Schüler und den eingebornen Unterlehrer zurück.

Tahiti ist eigentlich kein Missionsgebiet mehr. Das Evangelium hat dort das ganze Volksleben durchdrungen. Nach der Zeit des Kampfes ist die Zeit der Befestigung des Werkes angebrochen. So ist denn auch Anfang dieses Jahres den tahitischen Gemeinden ein in Paris ausgearbeiteter Plan kirchlicher Organisation unterbreitet worden. Die vorgeschlagene Verfassung beruht durchaus auf presbyterianischen Grundsätzen. Jede Gemeinde hat ihren Kirchenrath (Presbyterium), die Gesammtheit der Gemeinden eine Vertretung durch Abgeordnete. Der Vorschlag wurde mit großer Einmüthigkeit angenommen.

Nun aber kam in der jüngsten Zeit ein neues wichtiges Ereigniß. Der König Pomare V. hat die

förmliche Einverleibung seines Volkes und Landes in die französische Republik begehrt, und diese hat sein Gesuch angenommen. Von nun ab hängen die Gemeinden und ihre Geistlichen nicht mehr lediglich von der Pariser Kommittee ab, sondern auch, was das Weltliche anlangt, von der Regierung. Der gegenwärtige Statthalter ist ein wohlwollender Mann und die Evangelischen haben's schon erfahren. So ist z. B. dem Miss. Vernier, der wegen drohender Erblindung zweier seiner Kinder nach Frankreich mußte, freie Ueberfahrt hieher und zurück gewährt worden, und während seiner Abwesenheit wird die Behörde sein Pfarrhaus neu bauen. (!) Die Pariser Missionskasse wird dadurch wesentlich erleichtert.

Allerlei.

— Miss. Bevan im Basutoland erzählt von einem sehr tüchtigen eingebornen Schulmeister, Peter Gaserone, der während des Zulukrieges die ganze Gemeinde in Phokoane zusammengehalten und geleitet habe, den er aber dennoch nicht weiter ausbilden und zur Ordination vorschlagen will. Warum nicht? „Nach einer 10-jährigen Erfahrung wage ich keinen Eingebornen zu drängen; nichts leichter als durch zu weit getriebene Bildung ihn eingebildet und unbrauchbar zu machen, so daß er sich überhebt und vielleicht einen tiefen Fall thut, oder aber ihn zu überanstrengen, so daß nicht nur sein Eifer gelähmt, sondern auch sein Gehirn überreizt und so am Ende sein Tod herbeigeführt würde. Nachdem ich viele Beispiele all' dieser Gefahren selbst beobachtet, bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß die einzig richtige Art, einen begabten und frommen Bekehrten zu behandeln, darin besteht, daß man ihm volle Freiheit läßt, zu lernen wann er will und zu faullenzen, wann er will, ja daß man ihn die Beschäftigungen weiter treiben läßt, an die er von Kind auf gewöhnt war. Der Uebergang vom früheren Leben zur Civilisation und zum Christenthum stellt an und für sich schon die größten Anforderungen an den ganzen Menschen — leiblich, moralisch und geistlich; es bedarf daher großer Vorsicht und Weisheit, einen Bekehrten davor zu bewahren, daß er nicht in dem einen oder anderen dieser Stücke Bankrott mache. In früheren Jahren habe ich mehrere versprechende Jünglinge dadurch verderbt, daß ich zu viel von ihnen erwartete und ihnen mehr zumuthete, als ihre Kräfte gestatteten; jetzt ist's mir klar, daß die ganze Hebung und Entwicklung eines Menschen langsam und allmählich geschehen muß und viel Geduld und Klugheit dabei nöthig ist."

— Unter den baptistischen Missionaren, welche im Oktober v. J. in London verabschiedet wurden, befand sich auch der wieder nach Indien zurückkehrende Hormasdschi Pestondschi, dieser in seinem 19. Lebensjahr von Dr. Wilson bekehrte und getaufte Parsi. Mit 22 Jahren war er in der Freikirche Schottlands ordinirt

worden, hatte dann 9 Jahre lang die Missionsschulen in und um Bombay beaufsichtigt, das Neue Testament und dann auch das Alte Testament in's Gudscherati übersetzt und zahlreiche Bücher und Traktate geschrieben. 1862 kam er nach London, wo man ihn als Professor für's Gudscherati und Mahratti festhielt. Gerade damals wurde infolge einer Predigt Spurgeon's über Mark. 16, 16 die Tauffrage wieder lebhaft verhandelt; Pestondschi kam zur Ueberzeugung, daß die Kindertaufe nicht das Richtige sei und daß Untertauchung, nicht bloße Besprengung, zum Wesen der Taufe nothwendig gehöre, und wurde demgemäß ein Baptist. Einige Jahre später wurde er von der baptistischen Missionsgesellschaft nach Puna ausgesandt, wo er 8 Jahre eifrig arbeitete, bis er 1879 wieder nach England kam.

— In und um Mardin spürt man die Folgen des guten Eindrucks, den die Missionare durch ihre uneigennützigen Bemühungen während der Hungersnoth auf die Leute gemacht.

— In Mosul und Bagdad ist die Bostoner Missionsgesellschaft bereit, eine Arbeit anzufangen, wenn sich Freiwillige dazu melden.

— Frl. Mary Baldwin arbeitete 1835—69 als Gehilfin des amerikanischen Miss. Dr. Hill in Griechenland, dann gründete sie eine eigene Knabenschule bei Jaffa, welche nach einigen Jahren von 100 arabischen, jüdischen und christlichen Kindern besucht wurde. Sie starb am 20. Juni 1877 in Amerika, nachdem sie von der Bostoner Missionsgesellschaft das Versprechen ausgewirkt, daß sie für die Besoldung der an ihrer Schule stehenden Lehrer sorgen wolle. Seither hat eine Schwester der Verstorbenen, Frau Hay, mit 3 eingebornen Gehilfen die Schule geleitet, und neuerdings ist eine Frl. Davison aus Amerika ihr zu Hilfe gekommen.

Todesfälle.

Am 8. Mai 1880 starb in Cannes Pater Horner, geboren 1827 im Elsaß, seit 1854 auf der Insel Reunion, wo er als „Vater der Aussätzigen" geehrt war, seit 1863 in Ostafrika thätig, wo er 1868 die von Sir B. Frere als Musterstation gepriesene Niederlassung Bagamoyo gründete, wo jetzt schöne Pflanzungen, Werkstätten, Erziehungsanstalten und ein kleines Dorf von 70—80 katholischen Familien bestehen. Reisende fanden stets gastfreundliche Aufnahme bei ihm und er selbst machte wiederholt größere Reisen in's Innere, u. A. zur Gründung der Station Mhonda in den Bergen von Nguru. Auch war er korrespondirendes Mitglied mehrerer geographischer Gesellschaften. Seine letzte Reise in Ussigua setzte ihm sehr zu, so daß er 1879 nach Europa zurückkehren mußte. Sein Beispiel, seine Schriften und seine feurigen Ansprachen haben der katholischen Mission in Afrika manche Kraft gewonnen. Näheres über seine Thätigkeit

ist im Miss.-Mag. 1874 mitgetheilt worden.

— Am 30. Aug. 1880 starb im Londoner Missionsspital zu Hankau der wesleyanische Miss. Race, der Leiter des Werkes im Wusueh-Distrikt, ein eifriger Prediger und an Krankenbetten nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Arzt von Christen und Heiden gern gesehen. Auf dem Sterbebett legte er noch einige liebliche Zeugnisse seines Glaubens und seiner Demuth ab.

— Am 26. Nov. 1880 starb in Dinapur der baptistische Miss. W. Greenway. Er scheint in Indien geboren zu sein, wurde im Sirampur-College erzogen und hat von 1830 an treulich das Evangelium gepredigt, auch in den Jahren, während welcher er — um der Missionsgesellschaft nicht zur Last zu fallen — ein Geschäft betrieb. Durch dieses hatte er sich ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben, das er aber wieder verlor. Die letzten 7 Jahre war er wieder ein Angestellter der Gesellschaft.

— Am 10. Nov. 1880 starb bei Inhambane am Fieber Miss. Pinkerton, der Führer der amerikanischen Missionsexpedition nach Umsila's Land.

— Am 10. Dec. in Allahabad der methodistische Missionar W. Isaacson.

Bücherschau.

Die Erschließung Central-Afrika's. Von Gustav Peyer. Mit einer Karte. Basel. C. Detloff. 1881.

Das Verdienst dieses Büchleins besteht in der frischen, ansprechenden Weise, womit auf 94 Seiten erzählt wird 1) was vor Stanley für die Erschließung Central-Afrika's gethan wurde, 2) was Stanley auf diesem Gebiet geleistet und 3) was gegenwärtig für die Erforschung, Civilisirung und Missionirung Inner-Afrika's geschieht. Hie und da ist die Schilderung etwas idealisirend, im Ganzen ist das Urtheil des Verfassers aber ein nüchternes. Daß er die Proteste gegen Stanley's afrikanische Kriegführung als ganz gerechtfertigt und keineswegs „müßig" in Schutz nimmt, und im Schlußkapitel eingehend die bisherigen Schicksale der evangelischen Mission in Uganda bespricht, hat uns besonders gefreut. Namentlich der reiferen Jugend möchten wir diese Schrift warm empfehlen.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1881.

Inhalt:

Das erste Bibelfest in Tiflis.

(Die folgende Beschreibung des ersten „protestantischen Bibelfestes in Tiflis" ist dem „Kirchlichen Anzeiger," dem offiziellen Organ des „heiligen russischen Synods" [Februar 1880], entnommen.)

„An einem Decembersonntage des vorigen Jahres (1879) wurde im Bethause der Baptisten das protestantische Bibelfest gefeiert. Um 5 Uhr Nachmittags, als es bereits dunkel geworden, wurde das Bethaus hell erleuchtet. Hier versammelten sich beinahe alle Prediger der protestantischen Gemeinden im Kaukasus. Hier war der Protestantismus verschiedener Nationalitäten vertreten. Der deutsche evangelische Stadtprediger, sowie armenische, grusische, tartarische und persische Prediger. Sie nahmen alle rechts von der Rednerbühne Platz. Vor der Rednertribüne auf einem besonderen, großen Tisch lagen eine Menge offener Exemplare der Evangelien und der Bibel. Es hatte sich viel Volks versammelt, alle Plätze waren besetzt und viele mußten stehen. Es waren größtentheils einfaches Volk, zum Theil Geschäftsleute. Nach den Nationalitäten herrschte das russische Element vor. Vorzugsweise Baptisten und Molokanen, auch deutsche Kolonisten waren zu bemerken. — Schweigen herrschte.

„Um $5^1/_2$ Uhr bestieg der armenisch-protestantische Prediger, Amirchanjanz, die Rednerbühne. Nach einem Gebet forderte er die Versammlung auf, ein geistliches Lied zu singen. Die Masse der männlichen und weiblichen Stimmen ließ nun unter Begleitung einer kleinen Orgel nach einem monotonen molokanischen Motiv das Lied „Wenn ich von Christus höre" erschallen. Nach Beendigung des Liedes erklärte der leitende Prediger in verschiedenen Sprachen die Bedeutung eines Bibelfestes in der protestantischen Welt und verlas dann aus der russischen Bibel das 17. Kapitel des 2. Buches der Chronika, worin von dem König Josaphat die Rede ist. „Wir haben diese Stelle der Bibel vorgelesen, um Euch zu beweisen, geliebte Brüder, daß bereits in den ältesten Zeiten die Verkündigung des Wortes Gottes eine allgemeine Einrichtung und daß sie stets von besonderem Segen für die Völker begleitet war, unter welchen sie stattfand." Hier verlas der Prediger zum Beleg seiner Aeußerung Vers 7—13 und fuhr dann fort: „Seht, geliebte Brüder, wie wohlthuend Gottes Wort wirkt und wie Gott diejenigen Herrscher, die für die Verbreitung seines Wortes sich bemühen, belohnt und liebt. Josaphat regierte glücklich und glorreich und Gott war stets mit ihm, wenn er den Weg Davids wandelte. — So hat auch unser wohlregierender, hochverehrter allerhöchster Herr und Kaiser Alexander Nicolajewitsch gleich wie Josaphat volle Freiheit gegeben zur Verbreitung des Wortes Gottes in seinem viele Millionen zählenden Reich, wofür Gott ihn oft und sichtlich mit seiner Allmacht beschützt hat und ihm seinen Segen auf allen Wegen gibt und sein theures Leben schützt. Diese theure Freiheit benutzend, haben auch wir uns, geliebte Brüder, zur Feier des Wortes Gottes versammelt." Wir erwähnen hierbei, daß Herr Amirchanjanz dieses in deutscher Sprache vortrug und daß wir seine Rede nur dem Sinne nach und nicht wörtlich wiedergeben.

„Nach dem armenisch-protestantischen Prediger erhielt der Baptistenprediger, Presbyter Pawlow, das Wort. Der Stolz und die Hoffnung der Baptisten, der junge Pawlow, brünett, von mittlerem Wuchs, von ziemlich sympathischem Aeußeren, stets gut gekleidet, bestieg das Katheder und öffnete das Buch des Propheten Jesaias und las das ganze 55. Kapitel, in welchem der Prophet alle seine Zeitgenossen, welche nach Gottes Wort verlangen, auffordert, hinzu zu treten zum Lichte der Gotteserkenntniß und auf Gottes Wegen zu

wandeln, welche von den Weltwegen ebenso weit abstehen, wie der Himmel von der Erde. Der Presbyter lenkte die Aufmerksamkeit der Zuhörer vorzugsweise auf Vers 10 und 11. Nachdem er die Erklärung der angeführten Worte beendigt hatte, behandelte Pawlow die historische Entwicklung der Bibel aus der Gottesgelehrtheit des hohen Alterthums (?) und ihren wohlthätigen Einfluß auf alle Völker, die den Erdball bewohnen, wobei er auf England und Deutschland hinwies, welche Dank der großen Verbreitung der Bibel in den Häusern und dem Einflusse des Wortes Gottes auf sie gegenwärtig auf der höchsten Stufe der Civilisation und des Fortschrittes stehen, während die Bewohner Italiens und Spaniens, wo das Lesen der Bibel dem Volke verboten ist, sich weder durch besondere Religiosität noch Humanität auszeichnen, sondern sich in knechtischer Abhängigkeit vom Papstthum befinden. „Und wenn wir vollends auf Afrika, Aegypten, China und die anderen Länder blicken, wo die Bibel nicht existirt, so sehen wir, daß dort überall der Despotismus und tiefe religiöse Finsterniß und ein Abgrund groben und fanatischen Aberglaubens herrscht.“ Von Rußland sagte der Redner kein Wort. Wir haben die Rede des Pawlow in Kürze, jedoch bezüglich des Inhalts wahrheitsgetreu wiedergegeben, wobei wir nicht unterlassen können zu bemerken, daß Pawlow von dem 55. Kapitel des Propheten Jesaias sich kurzweg zur Bedeutung der Bibel wandte, ohne sich zu bemühen, den inneren Zusammenhang zwischen beiden herzustellen, weshalb das von ihm vorgelesene Kapitel so zu sagen als überflüssiger Ballast erschien.

„Nach Pawlow betrat der junge deutsche Prediger der lutherischen Ortskirche das Katheder, welcher erst vor Kurzem sein Studium beendigt und sein Amt in Tiflis angetreten hatte. Der Gegenstand seiner Rede war der Einfluß der Bibel auf die deutsche Rasse, welche bis zum Eintritt der Reformation nicht das geringste Verständniß (?) für die Bibel hatte und sich deshalb in Bezug auf seine Religion im Zustand völliger Rohheit befand. Mit der Reformation Luthers begannen die Deutschen sich rasch zu entwickeln, von Stufe zu Stufe vordringend in die Gebiete der Religion, und gegenwärtig kann man wohl nirgends einer solchen Masse von Werken über Religion und Theologie begegnen wie in Deutschland. Die Bibelerklärung ist ein Gegenstand des Universitätsstudiums und der Literatur geworden. Seine kurze Rede schloß der Pastor mit der Bemerkung, daß der

Katechismus den Menschen nicht erlöse, dazu helfe nur das durch den Glauben erwärmte Lesen in der Schrift. Diese allein könne als einzige Quelle der Erlösung das Menschengeschlecht zur Erreichung des ihm gesteckten Zieles führen, weßwegen wir alle uns bemühen sollten, lebendige Bibeln zu werden!

„Danach sprach der grusische Prediger Mgebrow, welcher zunächst ein geistliches Lied singen ließ und dann in russischer und grusischer Sprache die letzten Verse des 9. Kapitels im Evang. Matthäi, V. 35—38, vorlas, wo es heißt, daß Christus durch Städte und Dörfer als Prediger des Evangeliums ziehend, bemerkte, daß das ihn umgebende Volk wie eine Heerde ohne Hirten zerstreut war, und von Mitleid bewegt ausrief: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige!“ Diese Worte Christi hatte Herr Mgebrow zum Text seiner Rede genommen. Nach ihm trat Hascha Jacob, ein Assyrier protestantischer Rasse (!) an den Fuß der Tribüne. Nachdem er ehrerbietig nach orientalischer Sitte seine Pantoffel ausgezogen, begann er in assyrischer Sprache von der Verbreitung der protestantischen Lehre in Chaldäa zu reden, wohin vor 40 Jahren amerikanische Missionäre gekommen seien und zuerst den Samen des Protestantismus ausgestreut hätten. Die Mühen der transatlantischen Prediger wurden in der Folge von glänzenden Erfolgen gekrönt und man kann sagen, daß diese Gegend aus der Nacht zum Licht wiedererstanden sei, denn bis zum Erscheinen jener Missionäre habe im alten Chaldäa eine undurchdringliche Finsterniß des religiösen Denkens und schrecklicher Aberglaube geherrscht, so daß man bei der bloßen Erinnerung sich schämen müsse. „Es genügt zu sagen, daß wir bis dahin weder lesen noch schreiben konnten und daß die einzige gebildete Frauensperson im Reiche die Frau des Gouverneurs war, und auch die konnte nur buchstabiren. Gedrucktes gab es nicht, in der ganzen Gegend gab es nur ein Evangelienbuch, welches nur bei Eidesleistungen gebraucht wurde. Das herrschende Glaubensbekenntniß ist das nestorianische; wie wenig wir aber mit demselben bekannt waren, beweist die Thatsache, daß die uns beherrschenden Muhammedaner uns beständig den Vorwurf machen konnten, wir hätten 3 Götter, ohne daß wir im Stande gewesen wären, sie zu widerlegen. Gegenwärtig sind überall Schulen erbaut, jedes Kind kann die Bibel lesen, welche das Hauptbuch jedes Hauses geworden ist. In einer Niederlassung allein, wo ich wohne, existiren

40 (?) Schulen und eine Typographie. Mit einem Wort, Chaldäa ist nicht mehr zu erkennen für Einen, der es früher gekannt hat. Ein solch rasches Aufblühen erklärt sich eben dadurch, daß das Licht christlichen Unterrichts mit seinen wohlthätigen Strahlen zu uns gedrungen, wofür wir den amerikanischen Missionären auf ewig zu Dank verpflichtet sind."

„Nach dieser Rede hielt Herr Woronin ein Gebet, worin er den Segen Gottes auf die Prediger seines Wortes herabflehte, damit dasselbe sich immer mehr auf Erden verbreiten möge. Danach wurde ein geistliches Lied gesungen und die Versammlung entlassen. Vor dem Schluß wurde noch gefragt, ob nicht der eine oder andere sich eine Bibel kaufen wolle. Natürlich fanden sich Liebhaber, die sich Gottes Wort anschafften. Nachher gieng ein Sammelteller herum für die Russische und für die Londoner Bibelgesellschaft. Die Kollekte ergab 50 Rubel.

„So endigte das protestantische Bibelfest. Als erster Versuch in Tiflis hatte dieses Fest viele Besucher angelockt, welche, zu ihrer Ehre sei es gesagt, die Geduld hatten, mehrere Reden anzuhören, und sich ordentlich aufführten. Was die protestantischen Gemeinden des Kaukasus betrifft, so war es für sie ein großes Fest und ein wichtiges Ereigniß, wohlgeeignet, ihre Verhältnisse zu erweitern und ihr gemeinsames Vorgehen in religiösen Angelegenheiten zu befestigen. Künftig soll das Bibelfest alljährlich gefeiert werden. Natürlich wird es mit jedem Jahr populärer werden und immer mehr Zuhörer anziehen. Aus dem Inhalt der Reden wird der Leser ersehen, daß Jeder, welchem Glaubensbekenntnisse er auch angehörte, mit Nutzen diesem Feste beiwohnen konnte. Alle erwähnten Redner sprachen aus, daß es ihnen lieb sein würde, wenn Jemand aus der Mitte der Rechtgläubigen (Russen) ihnen ein Wort der Erbauung sagen würde. Nach unserer Meinung wäre es wohl keine Sünde gewesen, wenn der rechtgläubige Priester oder sonst Jemand sich erlaubt hätte, hier ein Wort zu reden, um so mehr, da unter den Theilnehmern recht viele Rechtgläubige waren, welche beim Verlassen des Festes mit Bedauern bemerkten, daß „bei uns nichts derartiges geboten würde!" Eine derartige Annäherung in Sachen des geistlichen Amtes mit Persönlichkeiten anderer Glaubensbekenntnisse scheint uns nicht verurtheilungswerth noch der christlichen Weltanschauung widersprechend. Es sind

doch die Vertreter unserer theologischen Wissenschaft seiner Zeit zur Bonner Konferenz in's Ausland gegangen und haben dort bei den Verhandlungen über die Annäherung der Glaubensbekenntnisse unter einander ihr Wort mitgesprochen.

„Was nun die Einführung eines Bibelfestes in unserer rechtgläubigen Kirche betrifft, so würden wir es, Hand auf's Herz, für eine sehr wohlthuende Erscheinung und nützliche Sache halten, wenn die rechtgläubigen Kirchendiener das Bibelfest öfters feiern wollten, d. h., wenn sie mindestens einmal im Monat in den Städten öffentliche Bibelstunden abhalten wollten, in den Dörfern aber am Sonntage vor der Liturgie. Wer im Herzen ein Christ und ein aufrichtiger Diener der Christen, wer ein guter Hirte und kein Miethling ist, der wird solch eine Maßregel als frohe Botschaft vernehmen und wird den Tag seines Lebens für den glücklichsten halten, an dem dieselbe wirklich in's Leben tritt. Was kann nützlicher sein, als öffentliche Bibelstunden? Mit Freuden wird das Volk zu diesen religiösen Abenden gehen, darüber ist kein Zweifel. Sonst wäre es schwer zu erklären, warum unser Volk in die Bethäuser der Baptisten und die lutherischen Kirchen geht, wo es ganze Stunden der Predigt zuhört, ohne, wie man sagt, mit den Augen zu zwinkern oder sich zu rühren."

gez. „Priester Nicolai Kalistow."

Die Bibel der Königin Ranawalona II.

Der 8. April 1880 war ein Festtag für die Hauptstadt von Madagaskar. Eine Kirche, zu welcher die Königin schon eilf Jahre zuvor innerhalb des Palasthofes den Grund gelegt hatte, war vollendet und wurde nun feierlich eingeweiht. Da bisher nur eingeborne Geistliche am Hofe gepredigt hatten, überraschte es die Missionare angenehm, daß auch sie zu den Eröffnungsgottesdiensten eingeladen wurden. Ja, einer von ihnen durfte sogar eine Ansprache über Röm. 1, 16 halten, nachdem Andriambelo, der-

selbe, der s. Z. die Königin getauft, über Joel 1, 2. 3 gepredigt hatte. Abends fand ein zweiter Gottesdienst statt, bei welchem wieder ein Madagasse und ein Missionar sprachen. Da die Hofsitte verlangt, daß die Königin immer höher sitzen muß, als alle anderen Anwesenden, so war für sie ein Kirchenstuhl hergerichtet, der selbst über die Kanzel emporragte. Im Uebrigen aber trat sie bei dieser Gelegenheit nicht als Königin, sondern als einfaches Gemeindeglied auf. Zur Erhöhung der Festfreude wurde eine Anzahl Gefangener freigelassen, darunter auch einige Christen, welche zur Zeit des letzten Regierungswechsels in eine Verschwörung verwickelt und seither in Ketten gewesen waren. Nach der eigentlichen Einweihung durften noch die 9 Gemeinden der Hauptstadt mit ihren Filialen auf dem Lande der Reihe nach je einen Tag die neue Hofkirche benutzen und nach Herzenslust darin singen, beten und Reden halten — zum Zeichen, daß alle Gemeinden im Grunde eins seien und die Königin nicht etwa eine besondere Hofreligion für sich wolle. Dabei wurde gerade die ärmste, zum Theil aus Sklaven bestehende Gemeinde mit besonderer Auszeichnung behandelt und geflissentlich bekannt gemacht, daß selbst der „Sklave eines Sklaven" hier willkommen sei, wo, als im Gotteshause, kein Unterschied des Standes etwas gelte. Das Denkwürdigste aber war eine Rede, die der Gemahl der Königin unter Vorzeigung einer alten, abgenützten Bibel über die Entstehung der Hofgemeinde und die Geschichte dieser Palastkirche verlas. Das Folgende ist eine Uebersetzung davon:

„Ich bin von den Mitgliedern dieser Gemeinde gebeten worden, etwas über den Anfang des „Betens" hier im Palast und über die Entstehung dieses Bethauses zu sagen, das wir heute dem Dienste Gottes weihen. Zuerst lehnte ich diese Bitte ab, weil ich glaubte, es sei besser, jemand anders übernehme diese Aufgabe; da man aber weiter in mich drang, habe ich endlich nachgegeben. Mein Herz ist jetzt voll Freude darüber, daß das lang geplante Vorhaben unter Gottes Segen nun ausgeführt ist und die Königin und wir alle uns nun vereinigt haben, dies Haus zu eröffnen, welches zum Gebet und zum Lobe des Namens Gottes durch Jesum Christum unseren Herrn bestimmt ist. Ja, gelobt sei Gott, der uns gesegnet und diesen Tag der Freude hat erleben lassen! Der Mensch nimmt sich etwas vor, das Gelingen aber ist von Gott und nun hat Gott der Königin und uns allen unser Vorhaben gelingen lassen. Gelobt

sei dafür Jehovah, Gott der Herr, der Allmächtige, der ein Herr ist über alles und auch gnädig und barmherzig durch Jesum Christum, seinen Sohn.

„Darum treibt mich mein Herz, in Uebereinstimmung mit Euren Wünschen einige Aufzeichnungen darüber mitzutheilen, wie das „Beten" hier am Hofe anfieng und wie Gott das Herz der Königin neigte, Ihm hier mitten unter ihren Palästen dies Haus zu errichten. Wenn wir in Betracht ziehen, was die Königin zum Beten antrieb, so können wir der Wahrheit gemäß sagen, daß sie nicht von Menschen dazu bewogen wurde, sondern daß es Gott allein war, der ihr Herz also lenkte. Und da ist's hauptsächlich Ein Umstand, mit welchem ich's für gut halte Euch bekannt zu machen.

„Während der Regierung der Königin Rasoherina brachte ich eine Bibel — eben die, welche ich Euch jetzt zeige — in das Haus, welches sie bewohnte. Dieselbe wurde als Gemeingut angesehen und durfte von Jedermann, der lesen konnte, nach Belieben benutzt werden, lag aber wie etwas, das keinen Werth hat, herum. Als am 3. April 1868 Königin Ranawalona den Thron bestieg, war diese Bibel immer noch da und wurde bald von diesem, bald von jenem in die Hand genommen. In den Tagen der Trauer um Rasoherina nun las die Königin oft in dieser Bibel, um sich die Zeit zu vertreiben, und selbst die Hofbeamten und die 12 Jünglinge (eine Art Pagen) griffen nach ihr, wenn sie sonst nichts zu thun hatten. Und ich glaube, daß es das Lesen dieser Bibel war, wodurch Gott das Herz der Königin bewegte, zu Ihm zu beten, und daß der Antrieb hiezu von keinem Menschen kam. An einem Sonntag Morgen, den 25. Oktober 1868, kamen die Königin, ich und ein paar ihrer Leibdiener im mittelsten Zimmer des Palastes, im sog. Mahatsara, zum Gebet zusammen, und als dieser Gottesdienst vorüber war, ließ die Königin Rainingory (von der 16. Rangstufe) und Rainibesa (15. Rangstufe) und Rainilambo (15. Rangstufe) kommen und sprach zu ihnen: ‚Ich theile Euch, meine Väter und Mütter, mit, daß ich zu Gott beten werde, und zwar aus folgendem Grunde: ich sehe auf zum Himmel, und der Himmel ist nicht von selbst geworden, sondern es hat ihn Einer gemacht; und ich betrachte die Erde, und sie ist nicht von selber geworden, sondern es hat sie Einer gemacht. Es ist Gott, der das alles gemacht hat, und darum werde ich zu Gott beten; und ich theile es Euch mit, weil Ihr mir seid wie Väter und

Mütter.' Und nachdem sie solches vernommen, erwiderten sie: ,Das ist gut, Ew. Majestät, und wir danken Ihnen.' Aber, obschon sie so sprachen, schienen doch ihre Mienen zu verrathen, daß es ihnen leid war. Und am Abend kamen wir wieder zu einer Andacht zusammen, wie wir am Morgen gethan hatten. Und am folgenden Sonntag, den 1. November 1868, schlossen sich Rainingory, Rainibesa und Rainilambo uns an; und von jenem Tag an wurden die Sonntagsmärkte nach und nach aufgehoben.

„Wir sehen hier die Kraft der Bibel, denn obgleich das Lesen derselben als etwas ganz Gleichgültiges und bloß zum Zeitvertreib geschehen war, blieb es doch nicht wirkungslos, sondern war wie guter Same, welcher nur auf die rechte Zeit wartet, um aufzugehen; und diese Zeit war jener Tag, da die Königin sich zum ersten Gottesdienst im Palaste einstellte, ja auch der heutige Tag, der ein Tag großer Freude ist. Lasset uns also nicht gering denken vom Lesen und vom Hören dieses Wortes: denn es ist wahrhaftig eine Kraft, die Herzen der Menschen umzuwandeln, wie geschrieben steht im Propheten Jesaias 55, 11: ,Das Wort, so aus meinem Munde geht, soll nicht wieder zu mir leer kommen; sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.'

„Am Mittwoch Abend, den Tag vor ihrer Krönung, sagte die Königin zu mir: ,Meine Herrschaft will ich auf Gott gründen, lasse also Andriambelo und Ratsilainga und Andrianaivoravelona und Rainimanga und Rainitovy (die Geistlichen der Stadtgemeinden) rufen, daß sie Gottes Segen auf mich und meine Unterthanen herabflehen, denn nur Gott hat mich zu dem gemacht, was ich bin.' So wurden denn diese fünf Männer alsbald gerufen, und noch am gleichen Abend lasen sie Schriftabschnitte und sprachen Gebete, und beim Hahnenschrei am nächsten Morgen beteten und lasen sie abermals. Und als nun die Stunde nahte, in welcher die Krönungsfeierlichkeiten stattfinden und die Königin vor ihren Unterthanen erscheinen sollte, da wurden diese Geistlichen noch einmal gerufen, um wiederum den göttlichen Segen auf die Vorgänge dieses Tages herabzuflehen.

„Kurz vor der Krönung sprachen mein Freund, Herr James Cameron, und ich zusammen, ob man nicht irgend ein Wort heiliger Schrift oben am Baldachin über dem Sitze der Königin anbringen solle. Das wurde der Königin vorgestellt, sie stimmte bei, und so

entschied man sich für die Worte Luk. 2, 14: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.‘ Auch wurde auf einem Tisch zur Seite der Königin eine Bibel ausgestellt.

„Nachdem wir eine Zeitlang im Palast jene Gottesdienste gehalten, baten die Königin und ich um die Taufe, und nachdem wir drei Monate lang von Andriambelo und Rainimanga, der Gemeinde-Ordnung gemäß, waren unterrichtet worden, taufte uns Andriambelo in eben dem Zimmer, wo wir gepflegt hatten zum Gebet zusammenzukommen, und nach einem weiteren viermonatlichen Unterricht wurden wir als Kommunikanten zum hl. Abendmahl zugelassen. Am 25. December, zehn Monate nach der Taufe der Königin, wurden auch Rainingory und Rainibesa und Rainilambo getauft.

„Die Zahl derer, welche vom 25. October 1868 bis zum 1. October 1870 in diese unsere christliche Gemeinschaft aufgenommen wurden, war 27: darunter 9 Erwachsene, d. h. die Königin und ich, Rainingory und Rainibesa und Rainilambo, Ralaiarivony und Randschawao und Rafaralahy und Rawelondrano; die übrigen 18 waren Kinder und deren Bediente. Aber trotz der kleinen Zahl der Kommunikanten hofften wir doch, daß mit Gottes Hilfe dieselbe wachsen werde, und so erwog die Königin den Gedanken, innerhalb des Palastgehöftes ein steinernes Bethaus zu errichten. Dann theilte sie diese Absicht dem Volke mit, und Gott ließ ihr Vorhaben soweit gelingen, daß sie am 20. Juli 1869 mit dem Bau dieses Hauses beginnen konnte. Ihr Hauptbeweggrund dabei war aber der Wunsch, daß ihre Unterthanen den wahren Gott und den Herrn Jesus Christus erkennen und daß das „Beten“ nie in ihrem Königreiche aufhören möchte.

„Kaum zwei Monate, nachdem der Grundstein zu diesem Bethause war gelegt worden, trat ein Ereigniß ein, das schwerlich jemand hätte erwarten können. Am 8. September 1869 stellten die Wächter des Götzen Ikelimalaza sich im Palaste ein und ließen der Königin melden, daß sie die Absicht hätten ‚Hörner zu wechseln‘ (hanowa tantroka, ein götzendienerischer Gebrauch, der früher bei jedem neuen Regierungsantritt vorgenommen wurde). Als diese Botschaft der Königin gemeldet wurde, ließ sie ihnen ganz unerwartet antworten: ‚Ich will alle Götzen, die meinen Vorfahren gehören, verbrennen; was aber die Eurigen betrifft, so ist das Eure

Sache.' Und in Ausführung dieser Worte sandte die Königin sogleich in all' die Städte, wo die Götzen ihrer Vorfahren aufbewahrt wurden, und ließ all' diese Götzen verbrennen.

„Diese zwei Ereignisse, die Grundsteinlegung zu diesem Hause innerhalb der Palastmauer und das Verbrennen der Götzen, nenne ich große Ereignisse, denn was das erstere betrifft, so ist die Errichtung eines Bethauses innerhalb des Schloßgehöftes etwas, wovon man beabsichtigt hatte, daß es nie geschehen sollte, und das andere war die Vernichtung von Idolen, denen man gedient und vertraut hatte und von denen man geglaubt, daß sie nie könnten erschüttert werden. Und es kann mit Wahrheit gesagt werden, daß niemand die Königin hiezu antrieb, als allein der Geist Gottes. Gott sei Dank für die Gabe Seines hl. Geistes und für diese Lenkung des Herzens der Königin, daß sie uns die Freiheit gegeben hat, die wir jetzt genießen, in Frieden und Freude zu beten. Nach alter Sitte hat jeder König und jede Königin von Madagaskar bisher immer bald nach dem Regierungsantritt entweder ein ganz neues Gebäude auf dem Schloßhof errichtet oder eines der schon vorhandenen verändert und verschönert; als aber Königin Ranawalona auf den Thron kam, gab ihr Gott die Worte Matth. 6, 33 ins Herz: ‚Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige alles zufallen.' Und dieses steinerne Gebets- und Gotteshaus ist das erste Gebäude, das die Königin innerhalb des Palasthofes errichtet hat.

„Vom 21. Februar 1871 bis zum 16. Juli 1873 wurden 38 Kinder getauft, 9 Erwachsene (Arme) wurden mit Geld von der Gemeinde unterstützt und Rabodosa aus Ambatonakonga war der erste, der aus einer anderen Gemeinde in die unsrige eintrat. Am 27. Juli 1873 schloß sich auch Ramatoa Rasoaray mit 13 Anderen uns an; und von da an bis jetzt haben noch viele Andere sich in die Hofkirche aufnehmen lassen und sind unsere Mitarbeiter in der Ausbreitung des Evangeliums Christi geworden.

„Das also ist die Geschichte der Hofgemeinde und dieses Bethauses; und obgleich die Mitglieder derselben nicht zahlreich, sondern verhältnißmäßig wenig gewesen sind, so haben wir, denke ich, doch Grund genug, Gott zu danken. Die Summe, welche von dieser Gemeinde seit ihrer Gründung zur Ausbreitung des Reiches Gottes beigetragen wurde, beträgt 124,772 M. In Ansehung des Werkes

der Evangelisten und Schullehrer, welche von ihr theils in der Nähe, theils in der Ferne angestellt wurden und auch in Ansehung der zum Unterhalt der gleich nach Verbrennung der Götzen ausgesandten Lehrer aufgebrachten Summe hat die Hofkirche gethan, was sie konnte, und wir freuen uns von Herzen über das, was geleistet worden ist. Vielleicht sollte ich diese Dinge nicht erwähnen; die Früchte, welche wir erzielt haben, sind ja aber allen wohlbekannt.

„Ziehen wir das alles in Betracht, so ziemt es sich, daß wir gemeinschaftlich Gott danken. O daß unsere Dankbarkeit gegen Gott für alles, was er an uns gethan hat, eben so groß sein möchte, als die Freude, die wir bei der Einweihung dieses Bethauses empfinden! Amen. O daß Gott allezeit unter uns wohnen möge in diesem Hause! Denn die Stunden, wenn Gott bei uns einkehrt, sind die schönsten unseres Lebens. Amen."

Dann dankte der Minister noch feierlich dem Architekten Pool, dem Erbauer der Kirche, so wie allen Arbeitern und sonstigen Betheiligten, die die Königin übrigens schon vorher mit Kleidern, Geld und Nahrungsmitteln beschenkt hatte.

Bibelzeitung.

In Mexiko zählt man jetzt 131 evangelische Gemeinden und 188 Prediger und Missionare, darunter 143 Landeskinder.

— Am 19. April d. J. wurde in Tokio die Vollendung der Uebersetzung des Neuen Testaments in's Japanische durch eine zahlreich besuchte Festversammlung gefeiert. Von den katholischen Missionaren, die seit 1549 in's Land kamen, waren nur die zehn Gebote und das Vaterunser und wohl auch einige andere Bibelabschnitte übersetzt worden, und auch dies wenige ist nicht mehr vorhanden. Im Jahr 1838 ließ Gützlaff in Singapur eine Uebersetzung des Evangeliums Johannis drucken, wovon jedoch kein Exemplar nach Japan gekommen zu sein scheint. Dann übersetzte Dr. Williams das 1. Buch Mose und eins der Evangelien, im Jahr 1867 ver-

brannten aber seine Manuskripte. 1846–54 übersetzte Dr. Bettelheim, von Geburt ein ungarischer Jude, als Missionar auf den Lutschu-Inseln das Neue Testament in den Dialekt dieser Inseln und bot diese Uebersetzung 1860 der Regierung der Vereinigten Staaten an, die jedoch in Folge eines ungünstigen Berichts des damaligen amerikanischen Gesandten in Japan das Anerbieten nicht annahm. Hierauf wurde sie in revidirter Gestalt von der Britischen Bibelgesellschaft angekauft, 1872 in Wien gedruckt und nach Japan geschickt. Diese Uebersetzung soll aber sehr mangelhaft sein. Die neueste Uebersetzung dagegen ist das Werk mehrerer englischer und amerikanischer Missionare, die unter Dr. Verbeck's Vorsitz 1872 zu einer Uebersetzungskommission zusammentraten und mit Hilfe eines bekehrten Japaners, Okuno, nun ihre Aufgabe gelöst haben. Bei jener Feier sprach außer Dr. Verbeck und diesem Okuno auch noch ein anderer eingeborner Geistlicher, namens Ogava. (Allg. Ztg.)

— Die schottische National-Bibelgesellschaft hat im v. J. eine neue Ausgabe des Chinesischen Neuen Testaments veranstaltet und zwar zum ersten mal mit Karten und Kapitelüberschriften. Die 10,000 Exemplare starke Auflage ist in der Umgangssprache der Pekinger Mandarinen verfaßt und dürfte von zwei Fünfteln aller Chinesen verstanden werden.

— Eine Dame, wahrscheinlich aus England, hatte allen Bahnhofbediensteten in Brüssel je ein Exemplar des Evangeliums Johannis geschenkt. Bald darauf kam der Geistliche Campe, der diese Geschichte erzählt, nach Brüssel. Ein Portier auf dem Bahnhof erkannte ihn als einen Engländer, redete ihn an und erzählte ihm, wie er und die anderen Angestellten jenes Büchlein gelesen, wie dasselbe seinem Herzen wohlgethan und wie er sich darnach sehne, eine ganze Bibel zu haben. Natürlich schickte Herr Campe ihm eine, und hierauf erhielt er eine Postkarte voll der dankbarsten Ausdrücke, worin jener Portier ihm mittheilt, daß sich jeden Abend eine kleine Schaar von 10 oder 12 Personen um ihn sammle, um ihn aus Gottes Wort vorlesen zu hören.

— In einem Dorf im Teluguland wurden vor etwa 12 Jahren mehrere Personen durch das Vorlesen des Evangeliums Lucä und eines Traktates „Wohin gehst du?“ erweckt. Ein eingeborner Prediger hatte die beiden Büchlein einem Freund [illegible] der aber selbst nicht lesen konnte, sondern seinen jüngsten [illegible]

ein entferntes Dorf schickte, damit dieser dort lesen lerne — die Brahmanen in seinem Wohnort wollten einen von niedriger Kaste nicht lehren — und ihm dann jene Bücher vorlese. Letzteres geschah, und die ganze Familie wurde gläubig, nur der Sohn, der das Werkzeug hiezu gewesen war, nicht. Er verließ seine Eltern und führte ein schlechtes Leben. Im Februar d. J. fand ihn Miss. Clough, und zwar reuig. Er wurde getauft und mit einem Weib, von dem er bereits 2 Kinder hatte, christlich getraut. Jetzt hat er eine Schule zu halten angefangen.

— Ein Schwurgerichtssaal von besonderem Interesse ist der des Landgerichts zu Meiningen, und zwar wegen der in sinniger Weise an den Wänden angebrachten Bibelsprüche. Beim Eintritt zur Tribüne und zum Zuhörerraum begegnet man links der Inschrift: „Demuth, Milde" und darüber links: „Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, 1 Kor. 13, 6;" rechts: „Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchen wird es zuletzt wohlgehen, Ps. 37, 37." Eintretend in den Raum für die Zeugen und Sachverständigen, in welchem sich zugleich links die Anklagebank und die Sitze für die Vertheidigung, rechts die Geschworenentafeln befinden, lesen wir links das Wort: „Barmherzigkeit," darüber den Spruch: „Ein falscher Zeuge bleibt nicht ungestraft und wer Lügen frech redet, wird nicht entrinnen, Spr. 19, 5;" rechts an der Seite der Geschworenen: „Was der Mensch säet, das wird er ernten, Gal. 6, 7." Ueber dem Sitz der Staatsanwaltschaft ist das Wort „Lauterkeit" angebracht, über dem Tisch des Richterkollegiums „Gerechtigkeit," an zwei Wänden des Berathungszimmers für die Richter: „Festigkeit, Wahrheit" und im Berathungszimmer der Geschworenen: „Gottesfurcht." Ferner ist im Richterzimmer der Spruch Joh. 7, 24: „Richtet nicht nach dem Ansehen, sondern richtet ein recht Gericht" und im Geschworenenzimmer der Spruch Spr. 7, 23: „Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird der Herr dich erretten" zu lesen; endlich gegenüber dem Eintritt, an der Rückseite des Richterkollegiums im Schwurgerichtsraum in erhabener Schrift: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." (Ev.-Luth. Kirchenztg.)

Bücherschau.

—

Das völlige, gegenwärtige Heil durch Christum. Band I. Rechtfertigung allein durch Christum. Von Th. Jellinghaus, Pastor. Verlag von J. D. Prochnow, jun. Alt-Moabit 119. Berlin NW.

Der Luthardt'schen Kirchenzeitung nach wäre dies Buch das Manifest einer angeblich unter uns vorhandenen „Smith'schen Gemeinde." In Wahrheit ist's eine Darlegung und Vertheidigung der praktisch-christlichen Ueberzeugungen, welche allen denjenigen gemein sind, die im Gegensatz zu einem unbewußten Natur- und Kirchenchristenthum auf Erweckung, Bekehrung und Heilsgewißheit dringen und die gewohnt sind, nicht auf Katechismus und andere menschliche Autoritäten, sondern auf die h. Schrift selbst zurückzugehen. Der Verfasser hat für diese Richtung den Namen „evangelistisch" vorgeschlagen. Pfr. Horning würde statt dessen wohl „Allianz-, Kapell- und Vereinshaus-Christenthum" gesagt haben, andere „pietistisch-methodistisch" &c. Einerlei! Gut Kind hat viele Namen.

Besonders dankenswerth scheint uns der Nachweis (S. 205 bis 217), daß die Wiedergeburt nicht mit der Taufe, am wenigsten mit der Kindertaufe „gesetzt" ist, sowie die Polemik gegen die in den meisten Predigten, Beichtreden, Erbauungsbüchern und selbst in vielen Kirchenliedern herrschende Unsitte, daß kein klarer Unterschied zwischen der Buße und dem Sündenbekenntniß der Unbekehrten einerseits und der Bekehrten andererseits gemacht wird (S. 51, 113, 147, 181, 223, 255).

Von den zahlreichen Wiederholungen, Breitheiten und einigen Inkonsequenzen und Nachlässigkeiten — wenigstens im Ausdruck — abgesehen, hat das Buch unseren vollen Beifall. Möchte der zweite Theil bald erscheinen!

Die Württemberger Summarien, das ist: Kurzgefaßte Auslegung der h. Schrift Alten und Neuen Testaments. Neu herausgegeben von einigen evangelisch-lutherischen Geistlichen Bayerns. Gütersloh und Leipzig. Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Diese im Auftrage des Herzogs Eberhard III. von M. F. Roos und zwei anderen Theologen verfaßte Bibelerklärung war ursprünglich zum öffentlichen Vorlesen in kirchlichen Wochengottesdiensten bestimmt, eignet sich aber wohl vielmehr zum stillen, andächtigen Privatstudium. Wer lernen will, wird viel daraus lernen können, namentlich aus den tiefernsten, praktischen Nutzanwendungen. Die eigentliche

erklärung ist sehr kurz und natürlich auch von der kirchlich-erbaulichen Tendenz des Ganzen beherrscht, läßt daher theologisch viel zu wünschen übrig.

Von der vorliegenden neuen Ausgabe, welche sich sowohl was die Redaktion des Textes, als was den Druck und die Ausstattung betrifft, durch pünktliche Sorgfalt auszeichnet, sind bisher erschienen: Die vier Evangelien und Apostelgeschichte (422 S.), Hiob (188 S.), Psalter (663 S.), die salomonischen Schriften (227 S.). Wir wünschen dem verdienstlichen Unternehmen einen lohnenden Absatz.

Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, nach Dr. M. Luther's Uebersetzung. Mit der Auslegung der vorzüglichsten Schriftforscher der älteren evangelischen Kirche. Neues Testament. Band II. Die Episteln und die Offenbarung Johannis. Gütersloh und Leipzig. C. Bertelsmann.

Mit diesem Bande (742 S.) ist das Neue Testament vollendet. Eine Fundgrube erbaulicher Gedanken, homiletischer Winke und exegetischer Fingerzeige, zugleich aus vieler Zeugen Mund Ein Loblied auf die Herrlichkeit der h. Schrift und die seligmachende Kraft des Evangeliums. Mehr zum Nachschlagen, als zum fortlaufenden Lesen geeignet, aber keineswegs nur den Theologen und Pfarrern zu empfehlen.

Liederkranz für die Jugend, namentlich für Sonntagsschulen. Herausgegeben von J. Reiner. Basel. C. F. Spittler. 1880.

Eine Sammlung von 214 sowohl für zwei- als dreistimmigen Gesang eingerichteten Liedern mit Noten. Auch über die Sonntagsschule hinaus sehr zu empfehlen. Preis, solid gebunden M. 1.

Fünfzig Konfirmations-Scheine in drei allegorischen Blumengruppen mit 24 neu ausgewählten Bibelsprüchen und Versen. Gebrüder Obpacher in München. 1881.

Diese soeben erschienene vierte Serie der beliebten Obpacherschen Konfirmationsscheine kostet 20 M., das einzelne Blatt nur 40 Pf. oder in größerem Format und auf Carton aufgezogen 50 Pf. Die Sprüche sind z. B. Joh. 14, 6; Röm. 8, 28; Phil. 1, 21; Jakob. 1, 22; Ps. 73, 25; Luk. 10, 42; Matth. 5, 44 2c. Gewiß wird jeder Konfirmand sich freuen, dem solch ein Andenken an den Tag seiner Einsegnung mitgegeben wird, und mancher wird dasselbe eingerahmt aufhängen und es am Ende noch auf seine Kinder und Großkinder vererben.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.





Eine Frau von der Insel Vanikoro mit ihrem Kind.

Eine Kritik der madagassischen Märtyrer-Geschichte.

Von P. v. Möller.

Wir sind gewohnt, in der Missions- und Märtyrergeschichte Madagaskar's einen der glänzendsten Erfolge der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden zu sehen. Die rührenden und erhebenden Berichte über die Standhaftigkeit der verfolgten Christen haben bisher als baare Münze gegolten. An ihrer Zuverlässigkeit zu zweifeln, wäre vielen frommen Seelen wie ein Verrath an der heiligen Sache erschienen. Die Quellen zu prüfen, aus denen all' jene Erzählungen geschöpft waren, hielt man daher nicht für nöthig, und daß je und je von katholischer Seite das ganze Missionswerk der Engländer in Madagskar lächerlich gemacht wurde, war nicht geeignet, diejenigen zu beunruhigen, welche wohl wußten, wie grundlos oft die Thätigkeit der protestantischen Missionare von ihren römischen Rivalen verkleinert wird. Auch daß die Berichte der norwegischen, sowie zum Theil der anglikanischen Missionare in vielen Stücken so ganz anders lauteten, als die der independentischen Londoner, machte im Allgemeinen nur wenig Eindruck. Theils wurden dieselben überhaupt nicht so bekannt, wie sie's verdient hätten, theils erklärte man sich den kritischen Ton, der darin angeschlagen wurde, aus konfessioneller Eifersucht oder unabsichtlicher Schwarzseherei.

Nun ist aber in Christiania (schon 1877) ein unter Mithilfe seiner norwegischen Kollegen von Miss. Dahle herausgegebenes Werk über „Madagaskar und dessen Bewohner" erschienen, welches überzeugend nachweist, daß die hergebrachten Vorstellungen von der madagassischen Märtyrergeschichte nichts weniger als der Wirklichkeit entsprechen. Es wäre gewisser-

los, wenn wir den Lesern des Missions-Magazins, denen überdies Miss. Dahle keine unbekannte Größe mehr ist, diese auf sorgfältiger Forschung gegründete Zurechtstellung der betreffenden Thatsachen vorenthalten wollten.

Lars Dahle, ein norwegischer Bauernsohn, studirte, nachdem er das Missionsseminar in Stavanger durchgemacht, noch zwei Jahre auf der Universität Christiania, besuchte dann (1869) Kopenhagen, fast sämmtliche Missionsherde Deutschland's, sowie das Missionshaus in Basel, wurde in D'Urban von Bischof Schreuder ordinirt und kam am 16. September 1870 in der madagassischen Hauptstadt an, wo er seither nicht nur als Vorsteher des Predigerseminars, als Seelsorger und als Lehrer in der von seiner Schwester geleiteten Mädchenschule, sondern auch als Mitglied der Bibelübersetzungs- und Revisionskommittee und sonst literarisch gewirkt hat, ja 1877 zum Superintendenten gewählt wurde. An der wissenschaftlichen Tüchtigkeit, wie auch am religiösen Ernst unseres Kritikers kann also nicht wohl gezweifelt werden. Was nun sein Buch betrifft, so zerfällt dasselbe in zwei Theile. Der erste behandelt die geographischen und ethnographischen Verhältnisse der Insel, sowie die Geschichte des Volkes und insbesondere der Howa-Dynastie; der zweite schildert 1. den Charakter und das häusliche Leben, 2. die socialen und politischen Verhältnisse und 3. das religiöse Leben der Madagassen, Heiden und Christen, wobei dann auch die Arbeiten und Erfolge der verschiedenen Missionsgesellschaften besprochen werden. Von der madagassischen Literatur handelt ein Anhang. Das ganze Werk trägt den Stempel unbestechlicher Wahrheitsliebe und Nüchternheit. Der Verfasser will die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen. Natürlich ist ihm das hie und da übel genommen worden. Aber in den drei Jahren seit Veröffentlichung des Buches ist nichts vorgebracht worden, was ihn hätte bewegen können, etwas zurückzunehmen. Daß seine Kritik den Katholiken Stoff zu einem Spottartikel über die „protestantischen Märtyrer" gegeben hat (S. „die Katholischen Missionen" 1880, S. 199) thut Dahle zwar leid, in seiner Antwort auf unsere brieflich an ihn gerichteten Fragen fügt er aber hinzu: „Ich kann doch nicht eigentlich sagen, daß ich um dieser Sache willen bereue, das gesagt zu haben, was ich als Wahrheit erkannt habe und noch erkenne. Und während ich in abstracto die Möglichkeit einer einseitigen Hervorhebung

der Schattenseiten zugebe, kann ich doch auf keinem Punkte finden, daß wir in concreto etwas ausgesprochen haben, was wir zu bereuen oder zu widerrufen Ursache hätten."

---

1. Die Thatsachen nach Dahle.

Als König Radama I. im Jahr 1828 starb, gab es bereits 38 Missionsschulen mit 44 Lehrern und 2309 Schülern in Madagaskar, und die Zahl der letzteren stieg noch vor Ende des Jahres auf beinahe 5000. Eine Fibel, ein Katechismus, ein kleines Gesangbuch, mehrere Traktate und ca. 3000 Exemplare der vier Evangelien waren im Drucke erschienen. Die Aufklärung wuchs also in erfreulicher Weise, der eigentlichen Missionsarbeit aber fehlte es noch immer an der sichtbaren Frucht, ja die großen Schaaren derer, welche anfangs der Verkündigung des Evangelii zugehört hatten, schwanden in dem Maße, als die Sache bekannter wurde, und niemand fragte im Ernst nach dem Heil seiner Seele. Auch Radama selbst, der, wenn auch nicht gegen das Christenthum, so doch gegen die Mission stets freundlich gesinnt war — weil sie seinem Volke Bildung, technische Fertigkeiten und dergleichen brachte — verschloß sich gegen das Wort Gottes und starb als Heide. Er hatte die Boten des Herrn freundlich empfangen, ihnen aber vorsichtiger Weise nur auf 10 Jahre (vom Jahr 1820 an) den Aufenthalt im Lande gestattet und seinen Schutz versprochen. Als nun Ranavalona durch eine Masse entsetzlicher Mordthaten sich auf dem Thron befestigt hatte, war es ihr Hauptbestreben, alles was ihr Vorgänger aufgebaut hatte, wieder niederzureißen. Eine eifrige Verehrerin der „Väter," war sie gegen alles Fremde, folglich auch gegen die Bildung und den Glauben der Fremden, mit glühendem Hasse erfüllt. „Nur in diesem Zusammenhang," sagt Dahle, „kann die von ihr ausgehende Christenverfolgung recht verstanden werden. Sie verfolgte die eingebornen Christen, wenigstens zunächst, nicht deßwegen, weil sie den Glauben derselben haßte, sondern weil sie Anhänger des Fremden und somit (in ihren Augen) „Verräther" des Vaterlandes waren. Ihre Intoleranz gegen das Christenthum war zunächst keine religiöse; sie selbst wollte eben in nichts eine andere Meinung haben, als die „Väter" und daher auch keinem ihrer Unter-

thanen erlauben, eine solche zu hegen. Da nun das Christenthum ein wesentliches Moment in dem in's Land eingedrungenen Neuen war und also „im Streit mit den Traditionen der Väter stand," so mußte auch das hinweg. Die Christen galten ihr daher als Majestätsverbrecher, welche der Todesstrafe, selbst wenn sie ihren Glauben verleugneten, nicht entgehen durften, „eben so wenig, wie ein Mörder durch ein Versprechen, nicht öfter morden zu wollen, sich dieser Strafe entziehen kann."

Zunächst ließ die Königin zwar bekannt machen, sie wolle an den Bestimmungen Radama's nichts ändern. Indessen ließ sie den englischen Gesandten Lyall förmlich mißhandeln und zwang ihn schließlich, die Insel zu verlassen; die Schüler in den Missionsschulen steckte sie unter die Soldaten, so daß die Anzahl derselben schon innerhalb ihres ersten Regierungsjahres auf die Hälfte herabsank. Bald war es auch allgemein bekannt, daß die Königin weder gegen Civilisation noch Christenthum günstig gestimmt war. Den Missionaren ließ sie sagen, sie seien bereits lange genug im Lande gewesen und hätten hinreichend Gutes gewirkt; ob sie wohl ihrem Volke noch mehr beizubringen hätten u. dergl.? Offenbar wollte sie die fremden Lehrer eben los werden. Als diese aber antworteten, sie hätten mit dem Unterricht des Volkes ja erst einen kleinen Anfang gemacht und vielerlei Dinge, wie z. B. Sprachunterricht u. s. w. seien noch übrig, da ließ sie den Missionaren erklären, ihr Volk bedürfe alle diese Dinge nicht; wenn sie aber Seife machen könnten, das wäre schön — „ein genialer Vorschlag," bemerkt Dahle, „der unter gehöriger Berücksichtigung der eingewurzelten Unsauberkeit der Madagassen ihrer landesmütterlichen Fürsorge für ihre Unterthanen alle Ehre macht." Da versprach der Laienmissionar Cameron denn, binnen acht Tagen das Gewünschte zu liefern und überreichte auch wirklich der Königin nach Ablauf dieser Frist ein großes Stück Seife, das er ganz nur aus inländischen Stoffen hergestellt hatte. Hierauf wurde ein Kontrakt mit Cameron und Chick in Bezug auf Fabrikation von Seife und mehreren anderen Gegenständen auf fünf Jahre abgeschlossen, und zwar unter der Bedingung, daß auch die eigentlichen Missionare ihr Werk während dieser Zeit sollten ungestört fortsetzen dürfen. So war es — menschlich zu reden — diese Seifenaffaire, welcher die Missionare es zu verdanken hatten, daß sie fünf weitere werthvolle Jahre in Madagaskar arbeiten durften.

Und nun stellte sich auch der Segen von Oben endlich ein. Die Schulen füllten sich wieder und deßgleichen die Versammlungshäuser. Das Neue Testament lag Ende 1830 fertig gedruckt vor und wurde von mehreren Eingebornen fleißig gelesen. Offenbar war eine Zeit der Heimsuchung eingetreten. Das Wort fieng an, seine Kraft an den Herzen der Heiden zu beweisen, es regte sich hie und da ein persönliches Heilsbedürfniß wie nie zuvor, und im Mai 1831 konnte gegen ein Dutzend Madagassen in der kleinen Kirche Ambatonakanga getauft werden — die Erstlinge der Mission! Von nun an wuchs die Zahl der Taufkandidaten, und gegen Ende des Jahres 1831 wurde auch in Ambodinandohalo, in der Mitte der Hauptstadt, eine kleine Gemeinde gegründet. Allein diese Zeit der ruhigen Entwickelung währte nicht lange. Schon im Jahr 1832 begann die Verfolgung, wenn auch nicht in blutiger Weise. Der Miss. Atkinson, dem Ranavalona nur ein Jahr im Lande zu wohnen gestattet hatte, mußte wieder die Hauptstadt verlassen und nach England zurückkehren. Der Gebrauch des Weines beim h. Abendmahl wurde den Christen untersagt, „da geistige Getränke seit Radama's Tagen durch die Gesetze verboten seien." Dann folgte ein Verbot gegen die Taufe und den Unterricht der Sklaven. Die Missionare, die jetzt in ihrem öffentlichen Wirken stille gestellt waren, ahnten nun, daß ihre Tage im Lande gezählt waren. Sie arbeiteten daher mit doppeltem Eifer für die Presse, und aus den größeren Arbeiten, die in diesen Jahren gedruckt wurden, werden folgende von Dahle besonders hervorgehoben: „Ein madagassisch-englisches und englisch-madagassisches Wörterbuch (ein werthvolles Hilfsmittel für spätere Arbeiten in der Mission; nur wenige Exemplare sind noch übrig, die sogar mit 90 M. bezahlt werden), eine zwar idiomatische, aber freilich nicht immer genaue Uebersetzung des Alten Testamentes (1835) und eine ganz vortreffliche Uebersetzung des ersten Theiles von Bunyan's Pilgerreise (von Miss. Johns), die den Christen in der Verfolgungszeit zu großem Troste wurde."

Sogar unter den Vornehmen fiengen jetzt mehrere an, dem Christenthum zu huldigen. Dies verdroß die Königin. Auch scheinen manche Bekehrte unvorsichtig und herausfordernd aufgetreten zu sein, indem sie sich weigerten, die Königin zu begrüßen und sogar Sachen, die ihr heilig waren („die heiligen Steine"), verächtlich mit den Füßen zu stoßen wagten, was sie natürlich noch wüthender machte.

Den ersten Anstoß zur Verfolgung jedoch scheint das unbedachtsame Auftreten eines sonderbaren Schwärmers gegeben zu haben. (Von dem von Ellis erwähnten Häuptling, der von der Königin einen Speer verlangte, um sich damit zu tödten, weiß Dahle nichts. „Niemand hier scheint diese Geschichte zu kennen, sie muß aus der Luft gegriffen sein.") Dieser Mann, Rainitsiandavaka mit Namen, war ein Götzenpriester, der in wunderlicher Weise sein Heidenthum mit gewissen christlichen Elementen, wie namentlich dem Glauben an die Auferstehung, an's Gericht und an's tausendjährige Reich vermischte. Nachdem dieser Mann, der allem Anschein nach nicht recht gescheidt war, ein paar Hundert Anhänger gewonnen hatte, begab er sich mit ihnen in feierlicher Prozession nach der Hauptstadt, wo er auch der Königin seine Lehren vortrug. Wenn Christus wiederkehren wird, so hieß es, dann werden alle Menschen, Sklaven und Herren, gleich frei sein; die Kriege werden aufhören, und im tausendjährigen Reich wird die Erde von selbst, ohne Zuthun der Menschen, ihre Frucht bringen. Ranavalona aber, die es ärgerte, daß sie und ihre Sklaven noch einmal ganz gleich werden sollten, machte kurzen Prozeß mit dem armen Propheten, indem sie ihn und ein paar seiner Anhänger in einen Reiskessel (diese sind unten weit, oben haben sie aber nur eine enge Oeffnung) werfen, mit kochendem Wasser begießen und dann die Oeffnung des Kessels zumachen ließ! Sein verkehrtes Benehmen ward nun ohne Weiteres den Christen zur Last gelegt, trotzdem er ja keineswegs ein Christ war, indem man sagte: „Nun sieht man, wo die neue Lehre hinführt, wie sie die Gehirne der Leute verwirrt und sie verrückt macht" u. s. w. — „gerade wie man zu Hause in der Christenheit zu reden pflegt: wenn irgend eine Ausschreitung sich gleichzeitig mit einer Erweckung einstellt, so soll diese die Schuld an jener haben, selbst wenn keinerlei Verbindung zwischen beiden besteht."

Es wurden nun die Christen wiederholt aufgefordert, den Götzen zu opfern und an heidnischen Ceremonien Theil zu nehmen, welches sie aber zu thun sich weigerten. Einer von ihnen, Andriantsoa, wurde von einem Heiden bei der Königin als Zauberer verklagt und von ihr zur Tangenaprobe verurtheilt. Da diese zu seinen Gunsten ausfiel, begaben sich die Christen — unvorsichtig genug — in Prozession zu ihm, um ihn zu beglückwünschen. Das empfand Ranavalona wie eine persönliche Beleidigung. Auch der Widersacher, der

Andriantsoa angeklagt hatte, sann auf Rache. Er schlich sich in eine Versammlung der Christen, wo gerade Josua 24 gelesen wurde. Die Worte (V. 14): „Lasset fahren die Götter, denen euere Väter gedient haben," gaben ihm die gesuchte Veranlassung, die Christen als Verächter der Götzen und als Verräther gegen die Königin u. s. w. zu verklagen, wodurch das Christenthum vollends zu einem politischen Verbrechen gemacht wurde. Bei dieser Nachricht soll Ranavalona in heftiges Weinen ausgebrochen sein und darnach feierlich erklärt haben, sie wolle dem Christenthum ein Ende machen und wenn es auch Ströme von Blut kosten sollte. Am 26. Febr. 1835 ließ die Königin in der Kirche, in der eben über Matth. 8, 25 (Herr, hilf uns, wir verderben) gepredigt worden war, von einigen Offizieren ein Schreiben an die Missionare verlesen, welches ihrer ganzen Arbeit mit Einem Schlage ein Ende machte. Taufe und Gottesdienst waren verboten. Die Bitte der Missionare, mit dem religösen Unterrichte fortfahren zu dürfen, ward kurz und entschieden abgeschlagen. Am 1. März fand auf Andohalo, dem öffentlichen Versammlungsplatze, ein großer Kabar statt, wo vor etwa 100,000 Menschen bekannt gemacht wurde, daß das Christenthum verboten und den Christen eine Frist von einem Monat gegeben sei, innerhalb welcher Zeit sie sich bei den Offizieren der Königin angeben sollten, widrigenfalls sie des Todes sein sollten. „Wie nahmen nun die Christen das auf?" fragt Dahle, „hielten sie tapfer Stand und legten sie freimüthig das gute Bekenntniß ab? Leider, so lange europäische Zeugen in der Hauptstadt vorhanden sind, hören wir nicht viel von dieser unerschütterlichen Standhaftigkeit, welche in den Märtyrergeschichten der späteren Jahre so weltberühmt geworden ist. Die hervorragendsten Männer unter den Christen, die als solche allgemein bekannt waren, baten schon am folgenden Tage in einem Schreiben die Königin um Verzeihung dafür, daß sie Christen geworden; sie hätten nicht gewußt, daß dies gegen den Willen der Königin sei, und diese möchte als Bußgabe einen Dollar und einen Ochsen anzunehmen geruhen. Auf diese demüthige und apostatische Bitte erhielten sie jedoch nur eine grobe Antwort: jeder Einzelne müsse sein Vergehen bekennen und die Monatsfrist sei zu einer Wochenfrist herabgesetzt! Auch die 12 eingebornen Schullehrer auf dem Lande, von denen die meisten getauft waren, bekannten ihr Unrecht, gegen den Willen der Königin gehandelt zu

haben, und baten um Gnade, jedoch vergebens. Auch sie sollten wie die übrigen Christen, bestraft werden. Dahle fährt fort: „Das von den leitenden Männern gegebene Beispiel wurde von der Masse der Christen nachgeahmt, die schaarenweise hinzuströmten, sich selbst anzugeben, um Gnade zu flehen und Besserung zu versprechen (Abfall vom Glauben). Doch fanden sich auch solche, die wohl bekannten, daß sie Christen waren, aber nicht einräumen wollten, daß dies ein Verbrechen sei, da sie nichts Böses gethan hätten."

Als die Woche um war, erklärte Ranavalona auf einem neuen Kabar, daß sie die Christen auf die Fürbitte des Volkes nicht umbringen wolle. Mit einer Bußgabe von einem Dollar und einem Ochsen von jedem Distrikte wolle sie für diesmal sich begnügen. Die Offiziere wurden jedoch degradirt. Auch die Bücher mußten ausgeliefert werden. Ranavalona ließ dieselben in einem Magazin aufheben und durch Soldaten vor Dieben, durch einen Haufen Katzen aber vor Mäusen und Ratten beschützen. Manche Bücher wurden jedoch gar nicht abgeliefert, sondern zurückbehalten und für spätere Zeiten aufbewahrt.

Im Juli 1835 verließen die Missionare nothgedrungen die Insel, nur Johns und der Buchdrucker Baker hielten noch ein Jahr aus, namentlich um die noch ungedruckten Bücher des Alten Testamentes zu drucken, eine Arbeit, die sie zum größten Theil eigenhändig verrichten mußten, da sie ihrer eingebornen Lehrlinge beraubt waren. Auch ihre Diener mußten Tangena trinken, woran zwei starben. „Im Juli 1836," erzählt Dahle, „verließen sie das Land, eine Anzahl Bücher, worunter ca. 70 Bibeln, hinterlassend, von denen die meisten in die Erde vergraben wurden. Es war doch eine große Sache, daß es ihnen vergönnt war, die ganze h. Schrift in der Volkssprache in einem Lande zu hinterlassen, wo die Stimme der lebenden Zeugen nicht länger laut werden durfte. — — — Die Missionare waren nun fort, und jetzt begannen die Verfolgungen im Ernst; die Hirten waren nicht länger da, so gieng es über die Heerde los. Auf Einzelheiten in der jetzt zu schildernden Märtyrergeschichte will ich nicht eingehen, theils wegen der Umständlichkeit, womit gerade dieser Abschnitt schon von Anderen behandelt worden ist, theils, und besonders deßwegen, weil ich mir nicht die Fähigkeit zutraue, in allen diesen ganz oder halb apokryphen Märtyrergeschichten auf jedem Punkte Wahrheit und Dichtung unterscheiden zu

können, und es meiner innersten Natur widerstreitet, das als glaubwürdig darzustellen, was für mich selbst mehr als zweifelhaft ist. Es ist mir wohl bewußt, wie sehr in den Augen mancher mein Buch dadurch leiden wird, und es kann mir auch nicht verborgen sein, daß so viele Leser hier besonders gern betrogen werden wollen, um erbaut zu werden, und daß dem Missionsinteresse in der Heimat (scheinbar) am besten gedient wäre mit Erzählungen, die in England sich dazu so sehr geeignet haben, enorme Summen für die Mission einzubringen. Aber über alles dieses steht mir die Wahrheit, der wir nie wissentlich untreu werden sollten, und der gegenüber die Rücksicht auf das, was interessant oder einträglich ist, in den Hintergrund zu treten hat, ja wenn sie geradezu in Streit mit der Wahrheit kommt, zu einer Versuchung wird, welcher nachzugeben vielleicht ein Katholik (»pia fraus«), aber nie ein Protestant sich berechtigt fühlen kann."

Vier bedeutendere Verfolgungen, in denen Christenblut floß, fanden während der Regierung Ranavalona's statt, nämlich in den Jahren 1837—38, 1840, 1849 und 1857. Unaufhaltsam wüthete eben die Königin gegen ihre Unterthanen überhaupt; alle politisch Verdächtigen oder der Zauberei Beschuldigten, ja alle Mißliebigen überhaupt wurden von ihr streng bestraft und so massenhaft hingerichtet, daß schon in den ersten 8 Monaten nach der Abreise der Missionare (Juli 1836 bis März 1837) in der Provinz Imerina 1016 Personen theils umgebracht, theils als Sklaven verkauft oder anders bestraft wurden. Alle diese waren aber Heiden, denn erst 5 Monate später (14. August) ward Rasalama, unter den Christen die erste, auf Ambohipotsy gespießt. Da nun nach der genaueren Untersuchung Dahles die Gesammtzahl der hingerichteten Christen sich auf höchstens 100 beläuft (und von diesen noch dazu ca. 60 im Jahr 1857 als politische Verbrecher, also nur etwa 40 ihres Glaubens wegen bestraft wurden, so läßt sich schon aus dieser Einen Angabe ermessen, wie verschwindend die Grausamkeit Ranavalona's gegen die Christen als solche im Verhältniß zu der gegen ihre Unterthanen im Allgemeinen war. „Es bildet," sagt unser Gewährsmann, „einen Tropfen im Meer, der vielleicht von einem gewöhnlichen Geschichtsschreiber ebenso wenig würde erwähnt worden sein, als der bethlehemitische Kindermord von Josephus ist erwähnt worden, weil dieser mit den andern Gräuelthaten des Herode

glichen kaum in Betracht kam.“ Dahle bezeugt selbst: „Ich habe mit Fleiß alle Berichte über die einzelnen Hinrichtungen der Christen hier durchgegangen, und nach den in diesen Berichten specificirten Angaben beläuft sich die Zahl der Hingerichteten nur auf 60—70, diejenigen mitgerechnet, die durch die Tangenaprobe starben (gegen ein Dutzend).*) Wenn ich aber oben mich denen angeschlossen habe, welche die Anzahl der Märtyrer hier zu ca. 100 in runder Zahl angeben, so ist dies geschehen, weil ich mir schon denken konnte, daß Einzelne ermordet wurden, ohne daß man einen speciellen Bericht von ihrem Tode hat, und wo die Uebertreibungen so kolossal sind, wie in den Märtyrergeschichten hier, versteht es sich von selbst, daß derjenige, der diese Berichte kritisirt, lieber dem möglichen Einfluß unbekannter Umstände bedeutende Einräumungen zugestehen, als zu strenge sein möchte.“

Was aber die letzte Verfolgung betrifft (1857), so ist ja bekannt, daß in diesem Jahre von den Franzosen Lambert und Laborde**) im Verein mit dem gutmüthigen jungen Kronprinzen und der Oppositionspartei ein Plan zur unblutigen Entthronung der Königin und zur Einsetzung des Prinzen Rakoto als König entworfen ward, der jedoch mißlang und mit der Gefangennahme sämmtlicher Europäer endete. Dem Sohne vergab die Königin und schonte auf seine Fürbitte auch das Leben der Fremden. Daß sie aber die betheiligten Eingebornen gerichtlich verfolgen ließ, ist natürlich genug. „Aber der Umstand,“ bemerkt hierbei Dahle mit Recht, „daß diese Empörer auch ‚Christen‘ waren, wenigstens dem Namen nach, berechtigt sie nicht zu einem Platze unter den Blutzeugen der Kirche.“ Ferner sagt er: „Es ist jetzt keine Spur von Zweifel

*) „Bei meiner Zählung aller in den Berichten specificirten Hinrichtungen kam ich nicht höher, als bis auf 61. Ein zuverlässiger eingeborner Christ, der selbst jene Zeit durchlebt hat und behauptete, er kenne jeden Fall, brachte die Zahl auf 65, indem er auch einige mitrechnete, die in Fesseln starben. Er führte die Namen aller an.“

**) Ein Mann, der im Uebrigen von Dahle sehr gelobt wird. Er nennt ihn einen in jeder Hinsicht merkwürdigen Mann mit außergewöhnlichen Fähigkeiten, einer guten Ausbildung, besonders in praktischer Fertigkeit, und ein mechanisches Genie wie wenige und gibt eine interessante Schilderung seiner Thätigkeit. Seine großartigen Fabrikanlagen (von Eppler S. 216 erwähnt) waren so solid aufgeführt, daß sie noch heute trotz der Zerstörungswuth Ranavalona's zum größten Theil dastehen.

mehr vorhanden, daß die meisten und leitenden Männer in diesem Komplott gegen die Königin ‚Christen' waren. Keiner unter den eingebornen Christen, mit denen ich geredet habe, wagt dies zu leugnen, und man kann dessen sicher sein, daß sie geneigter wären, sich und ihre Glaubensbrüder von dieser Anklage freizusprechen, als dieselbe zu erdichten. Sie entschuldigen sich damit, daß sie nicht glaubten, daß es Aufruhr genannt werden könne, wenn man der Königin kein Leid anthun, sondern sie nur entthronen wollte.(!) Häufig fanden Berathungen in dem Hause Laborde's statt, wo auch französische Bestechungsgelder ausgetheilt wurden, die von der Mehrzahl der Christen ohne Skrupel in Empfang genommen wurden. Einzelne widersetzten sich jedoch dem ganzen Unternehmen als einem pflichtwidrigen. Andere fragten den Prinzen, ob es Unrecht sei, daß sie von den Franzosen Geld annähmen, worauf dieser eine ihr Gewissen beruhigende Antwort gab. Wieder Anderen, die ihn fragten, ob es wohl recht sei, so seine Treue an Ausländer zu verkaufen, gab er zur Antwort: ‚Nein, natürlich nicht.' (!) Selbst ein englischer Missionar hier — und gerade derjenige, der mit größtem Fleiß und Geschick diese Verhältnisse durchforscht hat — sagte neulich, er sei ganz einverstanden mit dem jetzigen Premierminister, der sich darüber grämt, daß die sogenannte Gedächtnißkirche, welche dort erbaut ward, wo diese hingerichtet wurden (in Fiadanana, südöstlich von der Hauptstadt), ein Monument für Verbrecher sei! Durch wiederholte Gespräche mit den Eingebornen über diese Dinge und durch das Lesen einer geschichtlichen Darstellung aus der Feder eines Eingebornen, der jene Zeiten durchlebt hat und ein Tagebuch führte, dessen Naivetät eine gute Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit desselben ist, bin ich schon lange zu demselben Resultate gelangt, und es dürfte jetzt wohl wenige Missionare hier geben, die über den wahren Zusammenhang der Sache einen Zweifel hegen. Auf den, der hiemit bekannt ist, macht es daher einen unangenehmen Eindruck, daß einzelne englische ‚Märtyrergeschichtsschreiber', wie Ellis (und nach ihm auch Sibree) frischweg verneinen, daß die Christen etwas mit dem Aufruhr zu thun hatten. Dies heißt der Geschichte in's Angesicht schlagen, bloß um das madagassische Märtyrerthum zu verherrlichen."

Nach den letzten statistischen Angaben, die Dahle zu Gesicht bekommen, belief sich vor der Verfolgung die Zahl der Getauften auf 116, der Gottesdienstbesucher auf 3—400. Zwar räu

unser Norweger ein, daß die Zahl sich später vermehrt habe, jedoch bezweifelt er sehr, daß jemals werde bewiesen werden können, daß es vor dem Tode Ranavalona's zu irgend einer Zeit mehr als höchstens 1000 Christen auf einmal gegeben haben könne. Nun ist aber bekanntlich die Anzahl derer, die für ihren Glauben gelitten haben, auf ca. 2000 geschätzt worden (es sind dies aber nur leere Vermuthungen, denn es hat eben niemand gezählt). Nach den Berichten, die Dahle an Ort und Stelle gesammelt hat, kann er, „wenn er sich auf's Rathen einlassen soll," sie kaum höher als auf ca. 500 schätzen, „jedoch, wie gesagt, hierüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen."

Daß hienach die Erzählungen über die madagassische Christenverfolgung an vielen Ungenauigkeiten und maßlosen Uebertreibungen leiden, geht, wie uns scheint, aus der schlichten, nüchternen Darstellung Dahle's zur Genüge hervor. Bald hat man die Zahl der Verfolgten mit der der Hingerichteten verwechselt, bald die überhaupt Umgebrachten als lauter Christen angesehen u. s. f.*)

2. Dahle über Ellis.

Fragt man, woher denn aber all' die übertriebenen Berichte über die „Thränensaat" und „Bluttaufe" der madagassischen Kirche

*) Als Beispiel sei nur Blumhardt's Handbuch der Missionsgeschichte und Missionsgeographie (Calw 1863) angeführt, wo erstlich von den oben erwähnten 1016 Heiden so geredet wird, daß der Leser sie für Christen halten muß, und es dann S. 122 heißt: „Viele wurden an Händen und Füßen gebunden und langsam verbrannt, so 100 Madagassen (1841) (soll wohl heißen 1849), die man aus 1000 Ergriffenen gewählt hatte." Dieselbe Geschichte kommt übrigens auch in Dr. Burkhardt's Kleiner Missions-Bibliothek, 2. Aufl. 1878 S. 104 vor, wo auch S. 110 die eingebornen Gläubigen auf 5000 („und wahrscheinlich eine noch viel größere Zahl") angegeben werden. Am 28. März 1849 wurden, der Wahrheit gemäß, 4 Adelige auf Faravohitra lebendig verbrannt, und öfter wurde nach dem Zeugnisse Dahle's diese Hinrichtungsweise an den Christen nicht angewendet. Ferner heißt es S. 123, daß 1903 Personen im Jahr 1850 (ein Jahr, in dem keine Verfolgung stattfand) bestraft wurden, und S. 125 lesen wir, daß die geringste Berechnung der getödteten Christen die Zahl 2000 übersteigt u. s. w. „Hier hat der Verfasser die ca. 2000, die nach der Schätzung einzelner auf irgend eine Art verfolgt wurden, mit den ca. 100, die hingerichtet wurden, verwechselt — also mehr als eine Null hinzugethan."

hergekommen sind, so liegt die Hauptverantwortlichkeit hiefür auf dem Londoner Missionar Ellis, der durch seine nur allzuschön geschriebenen Bücher über Madagaskar zwar berühmt geworden ist, in Wahrheit der guten Sache aber mehr geschadet als genützt hat. Seiner Leichtgläubigkeit, Oberflächlichkeit und Schönfärberei wird es zur Last gelegt werden müssen, wenn in Zukunft — nach den von Dahle gegebenen Aufschlüssen — die Gegner der Mission vielleicht noch zuversichtlicher als bisher von dem Humbug und der Aufschneiderei sprechen werden, die in der Missionsliteratur herrsche. Wir werfen dem schwachen Mann nicht absichtliche Täuschung vor, stimmen aber Dahle bei, wenn er sagt:

„Ich will gerne glauben, daß Ellis und seine vielen Nachredner wirklich selbst geglaubt haben, was sie anderen als glaubwürdig erzählen; denn was einem Mann mit Ellis' Leichtgläubigkeit alles selbst zu glauben in den Sinn kommen kann, darüber läßt sich keine Meinung bilden. Als er im Jahr 1862 in Antananarivo war und einen Bericht um den andern über den hoffnungsvollen und christlich angeregten Radama II. nach Hause schrieb, war es eine allen anderen Europäern hier wohlbekannte Sache, daß der neue König in viehischen Ausschweifungen lebte und alles Ernste, zumal alles Christliche, vollständig zum Besten hatte. Als Ellis vor ihm in der Hofkapelle gepredigt hatte und eben fortgegangen war, erhob er sich, um den Missionar nachzuäffen und durch allerlei Grimassen das Gesagte lächerlich zu machen; und eines Tages, als einer der Missionare sich dort kurz vor der Zeit des Gottesdienstes einfand, gab es Tanz in der Kirche. Radama selbst erzählte dies Ellis, der es aber nicht glauben wollte, weil er sich nicht dazu entschließen mochte, von dem Könige so schlecht zu denken! Dasselbe war der Fall, als ein anderer Engländer ihm erzählte, wie der König sich über seine Predigten lustig mache. Ein englischer Missionar sagte mir neulich, als wir von diesen Dingen und den Verbrechern redeten, die von Ellis zu Märtyrern gemacht worden sind: „Uns war die wahre Sachlage bekannt, wir vermochten aber nicht, Ellis dazu zu bewegen, daß er uns Glauben geschenkt hätte.“ Es ist zwar schön, wenn jemand „alles zum Besten zu wenden“ sucht, wenn es aber auf diese Weise geschieht, so kann ich nicht einsehen, wie sich das mit der Wahrheit vertragen soll. Es ist auch geradezu merkwürdig, wie nachlässig die missionsgeschichtlichen Berichte Ellis' überhaupt abge-

faßt sind und wie es in ihnen von Irrthümern wimmelt, selbst wo es sich um einfache Data handelt, die dem Verfasser bekannt sein mußten. Wollte ich alle solche Ungenauigkeiten anführen, die mir beim Lesen seiner Bücher begegnet sind, so wüßte ich nicht, wo anfangen und wo aufhören. In seiner madagassischen Märtyrergeschichte z. B. («The Martyr Church«) erzählt er u. A. (S. 149), daß 9 Christen auf Ambohizanahary gespießt wurden, statt auf Ambohipotsy (dies kann kein Schreibfehler sein, da er sogar die Etymologie des Namens erklärt). Kurz zuvor (S. 147) erzählt er, daß der älteste unter den Missionaren, Jones, die Hauptstadt 1840 wieder besucht habe. Hier verwechselt er diesen mit dem jüngeren Missionar Johns, der wirklich in jener Zeit Antananarivo besuchte. Doch dies sind Kleinigkeiten. Auf S. 122 berichtet er ganz richtig, daß die erste Christin, welche den Märtyrertod erlitt, Rasalama hieß und daß ihre Hinrichtung am 14. Aug. 1837 stattfand, aber schon auf S. 222, wo es zu zeigen galt, wie lang die ganze Verfolgung gedauert habe, scheint er das völlig vergessen zu haben, indem er hier behauptet, die ersten Christen, welche den Märtyrertod erlitten, seien schon im Jahr 1835 hingerichtet worden. Weitere Beispiele dieser Art will ich hier nicht anführen; sie könnten, wie gesagt, bedeutend vermehrt werden. Es ist schmerzlich, auf solche Schwächen in den Werken eines Mannes hinweisen zu müssen, der sicherlich ein warmes Herz für das Wohl der Heiden gehabt hat."

Zu bedauern ist aber auch der Umstand, daß die Direktion der Londoner Missionsgesellschaft es bis auf den heutigen Tag noch schwer findet, aus dem rosenfarbenen Nimbus heraus zu kommen, in welchen Ellis alle madagassischen Angelegenheiten zu hüllen pflegte. Dahle schreibt uns, daß sogar die Londoner Missionare in Madagaskar selbst darüber klagen, wie man aus ihren Berichten immer nur das Erfreuliche und Schöne veröffentlicht, das was sie über die Schattenseiten schreiben aber ad acta legt. Die Verschiedenartigkeit der englischen und der norwegischen Berichte rührt also nicht von den Berichterstattern selbst her, sondern von den Herausgebern des Missionsblattes (Chronicle of the L. M. S.) in London, welche noch immer der Praxis des alten Francke zu folgen scheinen, der einmal erklärte: »odiosa pflege ich auszulassen."

---

3. Wie Dahle seine Zweifel begründet.

Die Gründe, welche Dahle dafür beibringt, daß er sammt manchen seiner Kollegen der madagassichen Märtyrergeschichte so skeptisch gegenüberstehe, wollen wir um der Wichtigkeit der Sache willen in extenso hier folgen lassen:

1. „Es ist bekannt," schreibt Dahle, „daß die Zahl der Märtyrer — wie oben gezeigt worden — in den Berichten übertrieben ist, und was ist dann natürlicher, als daß man einen gewissen Argwohn hegt, ob nicht die Darstellung ihres Christenthums, die ja wesentlich aus derselben Quelle herrührt, mit Uebertreibungen stark gefärbt sei. Es war doch eine viel leichtere Sache, wahrheitsgetreu zu sein, wo es sich nur um eine einfache Thatsache (die Zahl der Hingerichteten) handelte, als wo es galt, das Christenleben der Hingerichteten zu beurtheilen. Das ist doch verhältnißmäßig eine einfache Frage, ob jemand den Tod gelitten hat oder nicht, im Vergleich mit der Frage, mit welcher Gesinnung er ihn gelitten hat. Berichte, die nachweislich in dem Einfachsten so sehr geirrt haben, dürfen auf Vertrauen in dem ungleich Schwierigeren nicht rechnen.

2. Wenn, wie oben gezeigt worden ist, politische Verbrecher als gute christliche Märtyrer dargestellt werden konnten, können dann dieselben Gewährsmänner erwarten, man solle ohne Weiteres dem Glauben schenken, was sie uns von anderen Märtyrern hier erzählen, von denen uns allerdings keine solchen Verbrechen bekannt sind? Die rührenden Züge, mit denen man das Leben und das Christenthum dieser ausgemalt hat, tragen wesentlich dieselbe Farbe, welche zur Schilderung des Lebens und des Endes jener benutzt worden ist.

3. Es findet ein sonderbares Mißverhältniß statt zwischen dem Zeugenmuthe der madagassischen Christen vor und nach der Abreise der Missionare. Kurz vor dieser, als die „Verfolgung" losbrach, wetteiferten, wie es scheint, alle, sich bei der Königin wegen dessen, was sie gethan hatten, selbst anzugeben und zu geloben, daß es nicht mehr geschehen solle. Damals war von Zeugenmuth nicht viel zu merken. Es ist eine wunderliche Gedankenverwirrung, wenn einzelne sogar in dieser Schwachheit einen Beweis der Vortrefflichkeit des madagassischen Christenthums haben finden wollen, (!!) indem sie

ganz vergessen haben, daß die Selbstanzeige hier ja nur ein Mittel war, um strengerer Strafe vorzubeugen, und daß dieselbe überdies mit einem Gelübde, von den in Frage stehenden „Irrthümern“ ablassen zu wollen, verbunden war! Diese Feigheit machte deßhalb auch den Missionaren viel Sorge. Erst als diese fort waren und die Eingebornen selbst Berichte über ihren Muth und ihre Standhaftigkeit schreiben durften, gewann alles ein neues und schöneres Aussehen. Nun ist's ja wohl möglich, daß die Gemeinde, nachdem sie ihrer Führer beraubt war, mehr Selbständigkeitsgefühl erlangte; das Mißverhältniß zwischen vorher und nachher ist hier aber so auffallend groß, daß man nicht umhin kann, Verdacht zu schöpfen.

4. In der langen „Verfolgungszeit“ gab es keinen Missionar im Innern des Landes, ausgenommen daß ein paar Jesuiten, von denen sich der eine als Arzt, der andere als Laborde's Sekretär ausgab, sich eine Zeit lang hier aufhielten, daß Griffiths 1838 bis 1840 als Kaufmann in der Hauptstadt wohnte, und daß Jones im Jahr 1839, Johns 1840 und Ellis 1856 je einen kurzen Besuch hier abstatteten. Es waren also mit sehr wenigen Ausnahmen keine anderen Augenzeugen bei den Hinrichtungen der Christen zugegen, als Eingeborne, und es sind die Briefe der letzteren an die Missionare, auf welche fast alle Geschichten von dem Glauben und der Standhaftigkeit der Verfolgten sich gründen. Wenn man aber nun durch die tägliche Erfahrung weiß, welche Meister diese in dem Erdichten von Geschichten, sogar von christlichen, schönen, rührenden, mit einem Worte „erbaulichen“ Geschichten sind, so wird man gewiß gegen Gewährsmänner dieser Gattung etwas argwöhnisch, und dieser Argwohn kann dadurch nur an Stärke gewinnen, daß man ihn in mehreren Fällen geradezu gerechtfertigt findet. Es ist unwidersprechlich sicher, daß entwichene Sklaven die Rolle christlicher Flüchtlinge gespielt haben, und daß alte, verrostete Verbrecherfesseln als „Reliquien“ von den „armen Märtyrern“ nach England gebracht worden sind und sicherlich manche zu Thränen gerührt haben, sowie daß Männer mit 3—4 Weibern in den Berichten mitunter als treffliche „Christen,“ ja, um mit Ellis zu reden, als „Lichter an einem dunklen Ort“ figurirt haben.

5. Es ist mir aus den Berichten nicht ganz klar geworden, inwiefern jemand von den hingerichteten Christen Aussicht gehabt hätte, durch die Verleugnung seines Glaubens dem Tode zu ent-

gehen, und deßhalb kann ich der sehr betonten Thatsache, daß selten jemand diesen Versuch machte, kein großes Gewicht beilegen. Dagegen gibt es zahlreiche Beispiele, daß selbst diejenigen, die sich selbst anzeigten, dennoch gestraft wurden. Ich kenne nur einen einzigen Fall, wo mit Bestimmtheit hervorgehoben wird, daß die Königin die Hinrichtung oder Begnadigung einer christlichen Frau von ihrer Verleugnung abhängig machte. Dies war aber eine, welche die Königin besonders liebte und zu retten entschlossen war — und wie wenig dies in der That von ihrem Widerruf abhieng, geht daraus hervor, daß die Betreffende, als sie nicht widerrufen wollte, dennoch gerettet wurde, indem sie für „wahnsinnig" erklärt und deßhalb zu ihren Eltern gesandt ward. Im Allgemeinen wären gewiß die Christen, wenn sie erst zum Tode wegen Uebertretung der Landesgesetze (des Verbotes wider das Christenthum) verurtheilt waren, wegen ihres schon begangenen Verbrechens hingerichtet worden, ob sie nun Besserung geloben wollten oder nicht; deßwegen war kaum etwas durch die Verleugnung zu gewinnen. Wir haben Beispiele genug von politischen Verbrechern hier, welche, dazu aufgefordert, gar nicht einmal um Schonung bitten wollten, weil sie wußten, daß dies die Strafe doch nicht abwenden würde. Dasselbe gilt auch von einem anderen Zuge, auf den man sich oft als auf einen Beweis für die Standhaftigkeit und die Bruderliebe der Christen berufen hat, nämlich, daß sie so selten zur Angabe ihrer Glaubensgenossen — selbst durch Tortur — zu bewegen waren. Aber abgesehen davon, daß es an Fällen nicht fehlt, in welchen Christen einander verriethen, so kann ganz dasselbe von den meisten — namentlich politischen — Verbrechern hier gesagt werden; nur sehr selten gelingt es, sie zur Angabe ihrer Mitschuldigen zu bewegen. Was endlich die rührenden Erzählungen von der Märtyrer christlichem Leben und ihrer Freimüthigkeit im Tode anbelangt, so vermag ich für meine Person um so weniger darauf ein entscheidendes Gewicht zu legen, als ich durch Gespräche mit den Eingebornen öfters dahinter gekommen bin, daß auch die sogenannten Märtyrer echte madagassische Züge an den Tag legten, die schwerlich sich mit einem mehr entwickelten Christensinn vereinigen lassen. Auch weiß ich aus Erfahrung, wie erstaunlich resignirt ein Madagasse oft dem Tode entgegengeht, selbst wenn er kein Christ ist. Und ist dies jetzt der Fall, wie viel mehr wird es so gewesen sein zu einer Zeit, da der Tod so zu sagen das tägliche

Brod der Nation (nicht nur der Christen) war, indem Tausende in die Ewigkeit gesandt wurden, zum Theil unbedeutender Versehen wegen. Die damaligen Zustände können mit denen der Schreckensperiode während der französischen Revolution verglichen werden, wo man sich aus dem Tode ja so wenig machte, daß die Guillotine ein beliebtes Spielzeug wurde und vornehme Damen sich förmlich darin übten, ihre Häupter mit Grazie unter dieselbe hinzulegen.

„Schließlich kommt es uns unerklärlich vor, daß ein Volk, welches jetzt nichts für Christum opfern will, vor einigen Jahren so bereit gewesen sein soll, für ihn zu sterben. Oberflächlichkeit ist, wie es scheint, ein unaustilgbarer Zug in dem madagassischen Christenthum — wie läßt sich dies mit der „Märtyrerkirche“ vereinbaren? Zwar kann die Noth den Schwachen gestärkt, den Lauen erwärmt haben; die Grundzüge eines Volkscharakters lassen sich aber doch selbst unter dem Einflusse des Christenthums kaum so gänzlich mit einem Male verwischen. Der Umschlag müßte hier auf alle Fälle plötzlich eingetreten sein; denn beim Beginn der Verfolgung wurde viel Feigheit und wenig Muth an den Tag gelegt.“

---

4. Was auch Dahle anerkennt.

Man könnte nach dem Obigen auf den Gedanken kommen, unser Kritiker sei ein tadelsüchtiger Mensch, dem es darum zu thun ist, kein gutes Haar an den Madagassen und an den englischen Missionaren zu lassen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall.

Erstlich will Dahle keineswegs in Abrede stellen, daß es unter den sogenannten Märtyrern auch einige gegeben haben kann, die wirklich aus Liebe zu ihrem Erlöser in den Tod giengen, und dann läßt er den sämmtlichen englischen Missionaren, welche den Grund zur madagassischen Kirche gelegt haben, die vollste Gerechtigkeit zu Theil werden. Nur von der Person, sowie der Thätigkeit des Miss. Griffiths hat er keinen günstigen Eindruck bekommen; seine madagassische Grammatik wird geradezu als eine Arbeit unter aller Kritik bezeichnet. Die übrigen müssen aber nach Dahle's Urtheil „wahre Muster-Missionare“ gewesen sein. Bevan und der vortreffliche Jeffreys starben leider bald und Atkinson durfte, wie wir be-

reits wissen, sich nur ein Jahr im Lande aufhalten. Die übrigen drei, Jones, Freeman und Johns, haben also am längsten gewirkt. Sie werden uns als besonders warme Christen und unermüdliche Arbeiter geschildert, deren Namen noch heute von den Eingebornen mit Ehrfurcht und Hochachtung genannt werden und deren Lehren die älteren Christen noch in gutem Andenken bewahren. „Diese, welche die Missionare persönlich gekannt haben," fährt Dahle fort, „sprechen auch mit großer Begeisterung von ihrer Liebenswürdigkeit im Umgang, ihrem unermüdlichen Fleiß und ihrer aufopfernden Liebe. Es ist auch in der That wunderbar, wie viel sie in den Jahren ihrer Thätigkeit hier auszurichten vermocht haben, besonders wenn die Verhältnisse, unter denen, und die Hilfsmittel, mit denen sie arbeiteten, gebührend berücksichtigt werden. Die Bibelübersetzung z. B. bekundet einen Fleiß, der unsere Revisionsarbeit mit ihrem Schneckengange in hohem Grade beschämt." Nachdem er dann ihre Nüchternheit und Wahrhaftigkeit gepriesen hat, fügt er zum Schluß noch hinzu: „Ueberhaupt stehen diese ersten Missionare vor mir als leuchtende Vorbilder, als Männer, in deren Fußstapfen zu treten wir alle, die wir hier in demselben Werke arbeiten, den Herrn bitten sollten." Auch die Laien-Missionare, namentlich Cameron, dieser „Tausendkünstler im besten Sinne des Wortes," der Buchdrucker Baker und Chick werden als Männer von großer Tüchtigkeit und christlichem Charakter hoch gerühmt.

Ueberhaupt erkennt Dahle alles, was des Lobens werth ist, mit Freuden an. Wie er die ersten englischen Missionare rühmt, so hebt er bei Besprechung der verschiedenen in Madagaskar arbeitenden Gesellschaften überall das Gute hervor. Von den Londonern sagt er, mit den statistischen Angaben über die Zahl ihrer Bekehrten müsse zwar eine bedeutende Reduktion vorgenommen werden, wenn man die Zahl der wahren Christen angeben wolle, den Missionaren dieser Gesellschaft dürfe aber nie der Ruhm genommen werden, daß sie „hier nicht nur mehr als alle anderen zusammen gearbeitet, sondern auch größere Früchte als alle anderen zusammen erreicht haben." Die Quäker lobt er wegen ihrer Opferwilligkeit für wohlthätige Zwecke und hebt die große Bedeutung ihrer Schulen und ihrer literarischen Arbeiten hervor; von Dr. Davidson (seit 1867 in dem Dienste der schottischen ärztlichen Missions-Gesellschaft) sagt er: „Es ist staunenerregend, wie viel er ausrichtet"

und gibt eine sehr anerkennende Schilderung seiner vielseitigen Arbeiten (außer der Aufsicht über das Hospital und die Hebammenanstalt auch noch eine bedeutende medizinisch-literarische Thätigkeit) u. s. w.

Uebrigens läßt es sich wohl nicht leugnen, daß Dahle, wenn er von der Beschaffenheit des madagassischen Christenthums während der Verfolgungszeit redet und dasselbe kritisirt, wie es scheint, etwas zu scharf vorgeht und den Lesern ein etwas zu dunkel gefärbtes Bild vormalt. Die norwegischen Missionare haben von vorneherein die Lügenhaftigkeit, Unzuverlässigkeit und Charakterlosigkeit der Eingebornen mit klarem Blicke durchschaut.*) Aber dies bringt sie auch leicht in Gefahr, in Muthlosigkeit und Argwohn das Große und Gute nicht erblicken oder anerkennen zu wollen, wie sie sich's auch selber nicht verhehlen. Miss. Wilhelmsen sagt einmal: „Wir lieben unsere Arbeit und das Volk, unter welchem der Herr uns zu wirken gab; es ist aber viel Hoffnung und viel Geduld von Nöthen, um nicht ein wenig muthlos zu werden, wenn man fast jeden Tag dem ekelhaftesten Trotze und Eigendünkel begegnet und mit Lügen, Heuchelei und Betrug gesättigt wird“ (Norsk Miss. Tidn. 1876, S. 101), und Miss. Bekker sagt (N. M. T. 1877, S. 329): „Man wird hier draußen ganz irre an allem Guten, was das Volk thut.“ Es scheint, daß auch unser Dahle bei seiner Beurtheilung des damaligen Christenthums auf der Insel dem Drucke solcher Gefühle in etwas nachgegeben hat. Indessen räumt er doch andererseits auch manches Gute ein, und das wollen wir uns zum Schluß noch einmal vergegenwärtigen:

*) Als eine kleine Illustration mag hier die schlaue Frechheit der im Süden von Betafo von dem englischen Miss. Montgomery angestellten eingebornen Lehrer erwähnt werden, die bei einer Visitation den Missionar gründlich an der Nase herumführten. Es gelang ihnen nämlich, einige im Lesen, Schreiben und Rechnen gewandte Schüler des norwegischen Miss. Engh in ihre Schule herüber zu bringen, und nun glaubte natürlich Montgomery, sie seien von den Lehrern unterrichtet. (!) Der norwegische Miss. Rosaas, der diese Geschichte erzählt (N. M. T. 1876, S. 313), rieth Montgomery, keine eingebornen Lehrer mehr dorthin zu senden, da sie doch nichts thäten, als ihr Geld verzehren. Wilhelmsen bezeugt (S. 364) von den Lehrern: „Sie wissen zu kommen, um ihren Lohn einzufordern und so erzählen sie, daß sie so und so viele Schüler haben und daß es so und so prächtig geht, währenddem es am häufigsten lauter Lüge ist, womit sie umgehen. Gerade hier kann der Grund zu den vielen herrlichen Missionsnachrichten auf Madagaskar von englischer Seite her gesucht werden.“

1. Es gab auch solche Christen — beim Beginn der Verfolgung — die sich offen als Christen bekannten und mit gutem Gewissen auch sagen konnten: Wir haben nichts Böses gethan und protestiren deßhalb gegen die Auffassung, daß unser Glaube ein Verbrechen sei.

2. Beim Aufstand 1857 gab es auch einzelne Christen, die sich dem ganzen Vornehmen als einem verbrecherischen widersetzten.

3. Der noch jetzt fortdauernde Einfluß der ersten Missionare auf die älteren Christen ist ein schöner Beweis, wie tief die empfangenen christlichen Lehren von diesen aufgenommen und bewahrt worden sind.

4. Die Worte Dahle's an einem anderen Ort: „Hiemit will ich doch nicht gesagt haben, daß die madagassischen Christen jener Zeit nicht besser waren, als die wir jetzt im Lande haben," gibt den Christen zu Ranavalona's Zeit wenigstens ein relatives Lob. Dies stimmt auch mit dem, was Miss. Borchgrevink bezeugt: „Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß das erste Christenthum hier zu Lande, namentlich in den Zeiten der Verfolgung, viel reiner gewesen ist, als es sich in unseren Tagen zeigt. Aeltere Christen, die jene Zeiten erlebt haben, sprechen oft davon, wie ganz anders das Christenthum sich in jenen Tagen gestaltete. Sie bedauern und, wie es scheint, oft mit aufrichtigem Schmerz, daß der Glaube jetzt nicht mehr so echt ist, indem Christenthum und Heidenthum vermischt werden. Sie reden, wie es scheint, mit wahrer Wehmuth davon, wie die christliche Wärme und Liebe jener Tage jetzt von religiöser Gleichgültigkeit und dem Trachten nach irdischen Dingen abgelöst ist."

Schließlich ist 5. die Thatsache, daß während der Verfolgungszeit die Zahl der Christen sich mehrte — wenn auch nicht in so bedeutendem Grade, wie früher angenommen worden ist — ein gewaltiges und unbestrittenes Zeugniß für die Macht des göttlichen Wortes und das durch dasselbe vermittelte freundliche Ziehen des Vaters zum Sohne.

Und auch jetzt, da so gewaltige Schaaren sich zum Christenthum bekennen und so viel Schein und Heuchelei mit eingeschlichen ist, so daß eine gewisse Skepsis und eine genaue Prüfung recht noth thut, wenn man einen wahren Einblick in die madagassischen Verhältnisse gewinnen will, bewährt sich andererseits das Evangelium als

eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Auch in den norwegischen Berichten beginnt jetzt der Ton hoffnungsvoller und fröhlicher zu werden, und es treten die sichtbaren Früchte der Mission immer deutlicher und zahlreicher hervor. Die mühevolle Arbeit des Säens geht immer mehr in eine fröhliche Erntearbeit über. Die Zahl derer, die das heidnische Wesen verlassen, den Herrn suchen und den Taufunterricht begehren, wächst merklich, und die Missionare haben größere Freudigkeit bekommen, die Taufe zu ertheilen. Manch' schönes Bekenntniß haben sie hören, manch' seligem Heimgang haben sie beiwohnen dürfen, und immer lebhafter wird auch bei den Nüchternsten der Eindruck, „daß Gott mit uns ist, und daß er uns gebraucht nicht nur um den Widerspenstigen das Fluchurtheil zu verkündigen, sondern auch um in die Herzen und die Häuser mancher den Segen zu bringen."

Miss. Borchgrevink z. B. erzählt, wie sein Herz erquickt worden sei durch die klare, ansprechende Darlegung des göttlichen Heilsrathes, die er aus dem Munde eines eingebornen Predigers in Sirabe vernommen, und bemerkt dazu: „Es ließ mich ahnen, daß die Kraft Gottes vielleicht eher, als jemand von uns glaubt, unter dem Volke sich offenbaren wird. Denn wenn einmal die Landeskinder selbst als wahre Verkündiger der Lebensbotschaft auftreten, wird sicherlich mehr als eines von den Hindernissen fallen, welche unserer Wirksamkeit hemmend entgegenstehn . . . Je bälder wir Europäer also überflüssig werden, desto besser."

La Loma, der Fetisch-Prophet.

Von H. Bohner.

Erster Theil:
Owu als Wongtschä.

4. Auf Reisen.

(Schluß.)

Der nächste Ruf, den Owu erhielt, kam aus Sesemi. Verläßt man das früher dänische, jetzt englische Fort Christiansborg und reist in gerader Linie nach Norden, so erreicht man in etwa $5^1/_2$ Stunden den Fuß des Akwapemgebirges, das sich

oberhalb Akkra von der See an nordöstlich bis an den Fluß Wolta hinzieht, ja eigentlich von diesem nur durchbrochen wird. Denn auf dem östlichen Ufer des Flusses setzt sich das Gebirge fort. Kurz ehe man den Fuß dieses Gebirges erreicht, stößt man plötzlich auf Spuren europäischer Kultur. Das Erste, was die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht, ist eine schöne Allee von Tamarinden (aus Westindien eingeführt), durch die der Weg führt. Schaut man genauer um sich, so entdeckt man auch Kaffeebäume unter dem üppigen Gestrüpp des Urwaldes. Daß das Letztere die Oberhand hat, sowie die gänzliche Vernachlässigung der Allee läßt schon erkennen, was man sich von der dänischen Niederlassung Sesemi, der man sich jetzt nähert, für Vorstellungen machen darf. Man findet da auch wirklich nicht viel. Eine Anzahl Negerhütten sind in größter Unregelmäßigkeit unter eine bedeutende Anzahl sehr vernachlässigter Orangen- und Limonenbäume so hineingebaut, daß man vergeblich nach einer geraden Straße oder auch nur einem gangbaren Weg sich umsieht. Außer den genannten Bäumen zeugt nur noch eine alte, fast in den Berg hineingebaute Steinruine davon, daß einst Europäer hier gehaust haben. Sie trägt über dem fast allein noch erhaltenen Portal die Jahreszahl 1734 (?) und ist das Lustschloß, beziehungsweise der Landsitz der dänischen Gouverneure gewesen. Zu ihren Zeiten befanden sich hier schöne Kaffee- und andere Pflanzungen, auch war der Ort eine Zeit lang durch Ochsenfuhrwerke mit Christiansborg verbunden. Das letztere Unternehmen scheiterte aber am Vorhandensein der giftigen Tsetse, an deren Biß alles Zugvieh zu Grunde gieng, während die Pflanzungen, sobald keine europäische Aufsicht über die darauf arbeitenden Sklaven mehr da war, verwilderten und verfielen. Die meisten Bewohner von Sesemi heißen sich aber jetzt noch Hauskinder des „Kong“ (dänisch König) oder der „Queen“ (Königin). Einige graue Häupter unter ihnen sprechen dänisch und rühmen sich, in Kopenhagen und Hamburg gewesen zu sein. Einer von diesen Hauskindern der „Queen“ versieht das Aufseheramt, das ihm monatlich beinah 7 Mark (6,75 M.) einträgt. Die ganze Ausübung seines Amtes besteht aber nur darin, daß er von jedem, der nicht zu diesen Hauskindern der „Queen“ gehört, zu seinem und seiner Genossen Besten einen kleinen Zins erhebt, wenn er auf dem Territorium der Regierung eine Farm anlegt, und den englischen Beamten, wenn er geht, seinen Lohn in Empfang

zu nehmen, eine Last Orangen oder andere Früchte mitbringt. Außer diesen nun frei gewordenen Sklaven haben sich aber auch noch andere Leute in Sesemi niedergelassen, um von dort aus ihren nahen Pflanzungen obzuliegen. Zu einer Familie der letzteren wurde Owu von Ojaresa aus beschieden.

In dem Frauenhaus des rothen Adschete war seit einigen Tagen Freude eingekehrt, da seine Tochter Koko von einem Knaben entbunden worden war. Diese Freude wurde freilich bald getrübt, da sich bei der Wöchnerin ein sehr heftiges Fieber einstellte, das sich dieselbe durch eine Erkältung zugezogen. Es wurde Adschete angst und bang, da seine Tochter nicht mit ihrem rechtmäßigen Eheherrn (d. h. der die Morgengabe für sie bezahlt hatte) lebte, sondern mit einem anderen jungen Manne von Sesemi in Verbindung stand. Der Erstere, Kwaschi, galt aber doch als Koko's Mann, obgleich dieselbe nie mit ihm zusammen gekommen war. Er hatte ja ihrem Vater die volle Morgengabe gezahlt und die Hochzeitsfeierlichkeiten veranstaltet, auch bei der Geburt des ersten Kindes von Koko seinen Nebenbuhler um eine hohe Summe gestraft und, wie er meinte, dadurch seiner gekränkten Mannesehre genug gethan. Daß durch die hohe Strafe die unerlaubte Verbindung nicht gelöst, sondern nur noch befestigt wurde und Koko sich trotz allem weigerte, seine Frau zu werden, machte Kwaschi keine Sorgen mehr. Wußte er doch, daß alle aus dieser Verbindung entspringenden Kinder ihm gehörten. Sein Nebenbuhler konnte dieselben ja so lange ernähren, bis sie zur Feldarbeit stark genug waren, dann wollte er sie schon zu sich nehmen. Daß nun Kwaschi nicht anwesend war, sondern in dem vier Stunden entfernten Sasabi sich aufhielt, machte Adschete Sorge, weil im Falle des Todes seiner Tochter sein rechtmäßiger Schwiegersohn wahrscheinlich eine bedeutende Entschädigungssumme verlangen konnte, da er — der Vater — sie ja unbeanstandet in seinem Hause geduldet und dadurch gewissermaßen das ungesetzliche Verhältniß, in welchem sie lebte, gutgeheißen hatte.*) Wenigstens fürchtete er, den Arzt zahlen zu müssen. Er sandte deßhalb schleunigst einen Boten an Kwaschi mit der Nachricht: „Dein Schwiegervater läßt dir sagen, dein Weib Koko hat einen Sohn für

*) Es wäre seine Pflicht gewesen, schon als seine Tochter sich weigerte, ihrem rechtmäßigen Manne zu folgen, sie aus seinem Hause zu verstoßen.

dich geboren, komme, um sie zu segnen (d. h. sie zu beschenken)." Kwaschi frug: „Wie geht es ihr?" Der Bote: „Sie ist ganz wohl, aber dein Schwiegervater hat mir gesagt, ich soll dir sagen, gestern Abend habe sie das böse Fieber ergriffen, du sollest deßhalb eilig kommen und sehen, wie es steht." Kwaschi sagte: „Gut, ich selber habe im Augenblick keine Zeit zu kommen, aber die Geschenke für meine Frau sollst du mitnehmen. Meinem Schwiegervater aber sage, daß ich ihm für die Anzeige danke. Er solle nur alles thun, was die Krankheit erfordert, ich werde alles bezahlen. Morgen früh kannst du zurückkehren." Nun sorgte Kwaschi für die mitzugebenden Geschenke: 2 Flaschen Rum, eine für die Hebamme, die andere für die Verwandten, 4 Meter Kattun als Decke und eines seiner abgelegten Kleider als Kissen für's Neugeborne. Diese Sachen sollte der Bote mitnehmen. Eine Last Mais, die ebenfalls zu den bei solchen Gelegenheiten üblichen Geschenken gehört, wollte Kwaschi selber überbringen.

Obgleich die Krankheit seiner Frau dem Kwaschi wenig Sorge machte, so begab er sich doch bald mit einer Last Mais und einem Huhn nach Sesemi, um nach seiner Ansicht seiner Gatten- und Vaterpflicht nachzukommen. Hier nahm er in dem Hause eines seiner Freunde Quartier und machte dann bei seinem Schwiegervater zuerst einen Anstandsbesuch. Mit der größten Freundlichkeit ward er empfangen und in aller Höflichkeit wurden die Grüße gewechselt. Sogar die todtkranke Frau erwiderte das „Glück zu" ihres Mannes selber und antwortete auch auf die an den Neugebornen gestellten Fragen.*) Hierauf überreichte Kwaschi das mitgebrachte Korn und das Huhn, welch' letzteres von den Schwiegereltern sogleich geschlachtet und Kwaschi vorgesetzt wurde. Am Abend aber erklärte Kwaschi seinem Schwiegervater, daß er wieder nach Sasabi zurück müsse. Die Kranke überlasse er ihm. Um die Kosten solle er sich nicht kümmern, da in jedem Fall sein Nebenbuhler alles zu zahlen habe. Daß er mit dieser Zumuthung möglicherweise den Mann ruiniren würde, kümmerte ihn nicht, obgleich er, Kwaschi, ebenfalls in einem ähnlichen Verhältniß lebte.

Doch nun zurück zur Kranken. Als das Fieber bei ihr aus-

*) Z. B.: „Wie ist's da, wo du herkommst?" Antwort: „Es ist Friede!" „Wie geht's den dortigen Leuten?" Antwort: „Sie sind wohl!"

gebrochen war, hatte ihr Vater sogleich nach dem nahen Ojaresa gesandt und Owu rufen lassen. Dieser erschien auch bald, von Kwaku begleitet, betrachtete die Kranke, schüttelte dabei mehrmals den Kopf, erklärte aber schließlich, er glaube, sie heilen zu können. Zuerst wollte er aber wissen, wie viel er erhalte, im Fall die Kur gelänge. Fünfzehn Dollars,*) die er verlangte, schienen Adschete zu viel. Nach einiger Unterhandlung gab sich Owu mit zehn Dollars und einem Stück Kattun zufrieden. Es mußten ihm aber, ehe die Kur begann, zehn Mark vorausbezahlt und für seinen Fetisch ein Huhn verabreicht werden. Das vorausgezahlte Geld durfte er behalten, auch wenn die Kranke sterben sollte. Nun bereitete Owu seine Arzneien. Als das geschehen war, tödtete er das Huhn und sprengte dessen Blut um die Kranke, welche zur Behandlung in den hintern Theil des Hofes gebracht worden war. Dann feuchtete er dem Fetisch heiliges Rothholzpulver mit Wasser an, formte daraus kleine Kugeln und steckte je auf eine eine Feder der geschlachteten Henne. Jetzt erst fieng die Behandlung selbst an, welche hauptsächlich in Einreibungen von Limonensaft und anderen schweißerzeugenden Mitteln bestand. Ein ähnliches Mittel mußte die Kranke einnehmen. Das Huhn diente Owu und Adschete zur Abendsuppe.

Die Krankheit besserte sich aber nur allmählich, und Owu war das gerade recht. Denn Adschete hatte ihn zu beköstigen, und da es bekannt ist, daß die Fetischmänner nicht gern „schlechtes Fleisch," d. h. wohlfeile, unschmackhafte Fische essen, man sich auch Owu der Kranken wegen geneigt machen wollte, so wurde ein guter Tisch geführt. Adschetes Hühnerschaar wurde nicht allein hart mitgenommen, sondern man mußte auch bald anfangen, Hühner zu kaufen. Dazu wurde so viel Rum getrunken, daß, als die Kur vorüber war, man zwei Körbe voll leerer Flaschen aus Adschete's Hause zu entfernen hatte. Owu trank nämlich nicht den gewöhnlichen, in Fässer verschifften, billigen, weil dreifach verwässerten Rum, sondern nur den in Flaschen versandten holländischen Kornbranntwein. Dadurch stiegen die baaren Auslagen für Koko's Krankheit weit über 100 M., was für einen Neger, zumal einen Bauern, keine Kleinigkeit ist.

---

*) Früher circulirten alle möglichen spanischen, süd- und nordamerikanischen und andere Dollarstücke unter den Negern, die jetzt durch's englische Geld verdrängt sind, doch so, daß immer noch nach Dollars gerechnet wird.

Aber auch ein Nebengeschäftchen machte Owu in Sesemi, auf das er sich wahrscheinlich nicht eingelassen haben würde, wenn es ihm nicht so sehr um die Loskaufung seines Sohnes zu thun gewesen wäre. Eines Tages nämlich kam ein geheimer Wongtschä des Dorfes zu Owu und sagte: „Siehe, da sitzt unser Mitsklave Fatamaso als Aufseher der Engländer. Er thut nichts, als was wir auch thun, und doch erhält er monatlich 7 M. Von diesem vielen Geld sollte er uns auch einmal etwas zu genießen geben. Da er fest an die Fetische glaubt, so will ich ihm einen *) in die Nähe seiner Plantage vergraben, den suchen wir dann für ihn auf und lassen ihn uns gut zahlen."

Auf diesen heimtückischen Vorschlag gieng Owu ein. Noch an dem gleichen Abend wickelte Abonua einige Wurzeln und Hühnerfedern zusammen, besprengte das Ganze mit Hühnerblut, das ihm Owu heimlich besorgt hatte, und begrub dann diesen Popanz in später Nachtstunde an den Weg, der zu Fatamaso's Plantage führte. Einige Tage später ließ Owu durch Abonua den Fatamaso plötzlich rufen und erklärte ihm mit größter Feierlichkeit, es sei ihm bei der Behandlung von Koko offenbar geworden, daß ihm (Fatamaso) ebenfalls ein schweres Unglück drohe. „So," sagte dieser, „ist es deßhalb in der letzten Zeit mir so kalt über den Rücken gelaufen, so oft ich auf meine Plantage gieng?" Wären Abonua und Owu nicht geübte Fetischpraktikanten gewesen, so hätten sie schwerlich das Lachen ob dieser Antwort unterdrücken können. So aber fuhr Owu im gleichen ernsten Tone fort: „Ja freilich, so wird's sein; es muß ein böser Fetisch in der Nähe deiner Plantage begraben sein, der dir nach dem Leben steht, und ich wollte dich nur aus Freundschaft vor diesem Unglück warnen." Fatamaso schrak zusammen, als er hörte, sein Leben sei in Gefahr, dann sagte er: „Atamei (d. h. Väter), was soll ich denn thun oder wie soll ich's anfangen, daß ich diesem Tode entrinne? Wenn ihr im Stande seid, mir zu helfen, dann sagt's an." Owu räusperte sich ein wenig, dann sagte er: „Wenn du genug Geld hast, meinen Fetisch zu bezahlen, dann wird er uns

*) Mit dem Worte Wong, das wir durch „Fetisch" wiederzugeben gewohnt sind, bezeichnet der Neger sowohl den betreffenden Geist, als auch jeden ihn repräsentirenden oder auch nur mit ihm in Zusammenhang stehenden Gegenstand, Amulett, Zaubermittel u. dergl. Daher auch der Ausdruck „Fetischmachen."

schon den Weg zu jenem bösen Ding zeigen. Er verlangt 30 M. und 6 Flaschen Branntwein." Fatamaso kratzte sich hinter den Ohren; die Summe war ihm zu hoch. Abonua, sich als Freund geberdend, winkte ihm und sagte: „Wir wollen ein wenig abseits gehen und darüber nachdenken." Er erklärte nun Fatamaso, daß es für ihn keinen anderen Weg gebe zu entrinnen, als diesen; er glaube aber, daß wenn sie mit einander Owu bitten, dieser etwas an der Summe nachlassen werde. Gesagt, gethan! Und siehe, Owu gab sich mit 20 M. und der bezeichneten Quantität Branntwein zufrieden. Sowie Fatamaso das Verlangte gebracht haben werde, könne die Ceremonie vor sich gehen. Schon am nächsten Montag Abend stellte sich Fatamaso mit den ausbedungenen Geschenken bei Owu ein und dieser versprach, gleich am nächsten Tage an's Werk zu gehen. Da es ein Dienstag war, an welchem Tag der Fetisch die Feldarbeit verbietet, so stellten sich außer den zunächst Betheiligten auch noch viele Neugierige als Zuschauer ein. Am Morgen des Tages erschien Owu, vom Fetisch ergriffen, in Abonua's Begleitung vor Fatamaso's Haus. Abonua verlangte einen Topf voll Wasser, eine Haue und einige feurige Kohlen. Owu schaute in den mit Wasser gefüllten Topf hinein, verdrehte die Augen und murmelte einige unverständliche Worte. Abonua improvisirte aus wenigen Hölzern eine Feuerzange, hielt damit in der linken Hand einige Kohlen und in der rechten Hand die Haue. Endlich war's festgestellt, nach welcher Richtung hin man suchen sollte. Man trank ein Glas Rum, und nun gieng's vorwärts, Abonua und Owu voran, wie ihnen die Kohlen den Weg zeigten. Diese wurden dabei beständig im Namen des Fetisches beschworen. Ihnen folgte ein Mann mit der Fetischpauke, dann Fatamaso und einige andere Leute.

Da, auf einmal fährt Abonua, der bei dieser ganzen Procedur als Owu's Helfershelfer zu fungiren hatte, wie vom Blitz getroffen zurück und fällt auf den Boden. Was es war, wußte niemand. Er stand jedoch von selbst wieder auf, der Zug setzte sich abermals in Bewegung, und schon war man im Begriff, an einer Stelle zu graben, als Abonua wieder einen Stoß erhielt und ganz verwirrt erklärte, um keinen Preis wolle er mehr etwas mit der Sache zu thun haben. Man beschloß zurückzugehen und den Fetisch auf's Neue zu fragen. Dieser erklärte nun durch Owu, man habe keinen guten Tag gewählt, am Freitag dagegen werde das Vorhaben gelingen.

Dieses Spiel kostete weitere 4 Flaschen Rum, die Fatamaso am Freitag Morgen zu zahlen hatte. Man gieng nun von Neuem an's Werk, wie am Dienstag, und fand endlich nach langem Suchen den von Abonua vergrabenen Fetisch. Als der erstere die zusammen gewickelten Wurzeln aus der Erde zog, erregte es allgemeines Erstaunen, und keiner hätte gewagt, auch nur zu denken, daß hier ein Betrug stattgefunden, geschweige denn einen solchen Verdacht laut werden zu lassen. Als Dank für die Errettung aus der ihm drohenden Gefahr zahlte Fatamaso noch freiwillig 2 weitere Flaschen Rum, die mit einigen der anderen unter Trommeln und Tanzen getrunken wurden.

Kurz nach diesem Vorgang erklärte Own auf feierliche, ceremonielle Weise Koko für gesund, worauf er seinen versprochenen Lohn erhielt. Um diesen zu erhöhen, verlangte er aber auch noch von jedem einzelnen männlichen Verwandten, sowie von ihrem unrechtmäßigen Mann ein kleines Geschenk an Geld, was ihm ebenfalls nicht verweigert wurde.

Rundschau.

III. Oceanien.

4. Noch einmal Samoa.

Wir haben neulich einige Auszüge aus einem Artikel des Herrn Pfarrer Wesenberg über die Samoa-Inseln mitgetheilt. Seither ist uns von demselben eine bisher ungedruckte Schilderung seines Aufenthaltes in Malua zugekommen, welche unseren Lesern deßwegen ja besonders interessant sein muß, weil Malua die Stätte ist, wo unter des bekannten Miss. Turner Leitung die eingebornen Geistlichen und Lehrer für einen Theil der Südsee-Mission ihre Ausbildung erhalten. Herr Wesenberg erzählt:

Eines Tages hatte ich Miss. Turner bei seinem Sohne in Apia getroffen und war von dem alten, liebenswürdigen Herrn eingeladen worden, ihn doch auch einmal zu besuchen und die Einrich-

tung des Seminars, die Leistungen und Lehrmethode desselben kennen zu lernen.

Malua liegt von Apia etwa 12—13 Seemeilen entfernt, ebenfalls am Strande, wie alle Orte der Insel, und man kann dorthin entweder zur See oder auch auf dem etwas weiteren Landwege gelangen. Ich wählte den ersteren. Herr Turner jun. in Apia stellte mir bereitwilligst sein hübsches, leichtes Boot und 6 Eingeborne zur Verfügung und so segelte ich eines Tages mit günstigem Winde nach Malua ab. Eine solche Fahrt innerhalb des weiten Außenriffes, welches die Insel umschließt und an dem die mächtigen Wogen des Oceans sich unablässig brechen, ist ebenso interessant als angenehm. Auf der einen Seite hat man das großartige Schauspiel der kolossalen Brandung, die sich in einer Linie bis an den fernen Horizont hinzieht, auf der andern Seite die nahen und wechselvollen Gestade der schönen Insel. Eine Bucht reiht sich an die andere. Bald segelt man dicht unter einer Landspitze hin, bald ziehen sich die Ufer weiter zurück. Alles ist bis zum Strande herab in die dichteste Vegetation gehüllt, aus welcher die Dörfer mit ihren Hütten hervorschauen. Hinter den meist flachen Ufern steigen die Bergmassen der Insel höher und höher in Graten und Kuppen auf, deren Häupter um diese Jahreszeit (Anfang Dezember) von schwerem Gewölk eingehüllt sind. Es sieht äußerst drohend aus, wie es so in dicken Massen, schwarzblau oder fahl und schweflig gelb zusammengeballt ist und die unter den Abhängen liegenden Schluchten in Dunkel hüllt, während ringsum über der Strandgegend und dem Meere blendender Sonnenschein liegt. Wer die Natur der Insel und ihre Meteorologie nicht kennt, muß nach solchen Anzeichen ein schweres Gewitter mit Sturm vermuthen und etwa 3 Wochen später, gegen Ende Dezember, wäre solche Vermuthung auch sehr gerechtfertigt, aber jetzt bedeuten sie noch nichts anderes, als etwa alle halbe Stunden einen sanften Regenschauer, der von den Bergen langsam seewärts zieht und durchaus nicht unangenehm ist, indem er die Hitze etwas ermäßigt.

Die frische Brise that mir und meiner Bootsmannschaft äußerst wohl, letztere freute sich noch insbesondere darüber, denn sie brauchte nun nicht zu rudern, sondern konnte sich auf die Duchten und auf den Boden des Bootes der Länge nach ausstrecken und sich den kühlen Wind aus dem Segel auf den nackten Leib wehen lassen.

Einer aber mußte beständig vorn im Bug sitzen und fleißig Ausschau halten, denn das Fahrwasser war wegen der vielen Korallenklippen für unser dünn und leicht gebautes Boot nicht ohne Gefahr.

Endlich tauchte hinten am Horizonte, dunkelblau in die See hineinragend, die Halbinsel Malua auf. Aber nun schlief der Wind ein und meine Bootsmannschaft muße zu den Paddeln greifen. Diese Art der Ruder, mit kurzen Stielen und langen, nach unten spitzzulaufenden Blättern sind in der ganzen Südsee gebräuchlich und werden nicht, wie unsere langen Riemen in Dollen bewegt, sondern — unter stetem Gesang — frei gehandhabt.

„Wir rudern so emsig,
Wir schwingen die Paddeln,
Das Boot schießt durch die Fluth.
Aber Steuermann, was machst du?
O du schläfst! Steuermann, du schläfst!"

So lautete diesmal eines ihrer improvisirten Lieder, das übrigens der Gefoppte so wenig übel nahm, daß er vielmehr in's allgemeine Gelächter laut einstimmte. Wenn das Lied schweigt, geht das langsame Tempo des Rudertaktes allmählich in ein schnelleres und immer schnelleres über, wobei sie in eine förmliche Aufregung und Leidenschaft geratheu, bis sie dann plötzlich mit lautem Lachen abbrechen und wieder langsam und ruhig beginnen, um dassebe Spiel zu wiederholen oder einen neuen Gesang anzustimmen.

Nach etwa dreistündiger Fahrt landeten wir bei Malua. Herr und Frau Turner, die das Boot schon aus der Ferne bemerkt hatten, standen bereit, mich zu empfangen und zu ihrem Hause zu geleiten. Dasselbe lag nur etwa 100 Schritte vom Meeresufer entfernt, umgeben von hohen Kokospalmen, Brotfrucht- und Orangenbäumen. An der Hinterfronte dehnte sich ein hübscher Garten aus, an welchen sich der Wald anschloß, und vorn präsentirte sich ein großer Rasenplatz mit blühenden Rosen, Oleanderbüschen und anderen Sträuchern, zwischen denen breite Steige hinliefen. Das Haus selbst war ein langes, einstöckiges Gebäude mit weiß getünchten Wänden und hohem, spitzem Dache, mit Zuckerrohr-Blättern bedeckt. Dem wohnlichen, gemüthlichen Eindrucke, den das Haus von außen machte, entsprach vollkommen das Innere. Die Zimmer waren alle durchweg mit feinen, schönen Matten ausgelegt, tapeziert und mit dem Comfort eingerichtet, wie ihn die Engländer bei sich zu Hause lieben

und auch im Auslande nicht gern entbehren mögen, nur daß alles dem Tropenklima angepaßt war. So hatten z. B. die Zimmer keine Decke, welche sie gegen den darüber befindlichen Dachraum abgeschlossen hätte, sondern man blickte gleich unmittelbar bis oben unter die Spitze des Daches hinauf, dessen gegittertes Sparr- und Lattenwerk aber so fein und zierlich gearbeitet war, daß dieser Anblick durchaus nicht störte. Zur besseren Ventilation war zwischen dem Dach und den Umfassungsmauern ein etwa handbreiter Spalt gelassen, so daß der Passat ungehindert hineinwehen konnte, ohne daß dadurch Zug entstanden wäre. Das Fremdenzimmer, in das ich sogleich geführt wurde, um Toilette zu machen, war sehr geräumig. Die großen, breiten Betten waren mit Moskito-Netzen umspannt und außerdem alles vorhanden, was man nur in einem Gastzimmer wünschen kann, wozu nach tropischer Sitte vor allen Dingen auch eine Badewanne gehört. Das Studirzimmer Herrn Turner's war mit einer reichhaltigen Bibliothek versehen und machte im allgemeinen den Eindruck wie das eines Landpfarrers bei uns, nur daß es viel comfortabler eingerichtet war. Wie denn überhaupt das, was Comfort heißt, in unserem guten Vaterlande nur bei begüterten Leuten angetroffen wird, während man es in England, in englischen Colonien, oder wo sonst Engländer wohnen, auch bei wenig oder gar nicht begüterten findet. Jedenfalls habe ich den Eindruck erhalten, daß die englischen Missionare auf den Samoas und unter uncivilisirten Insulanern besser wohnen, als fast ausnahmslos die Landpfarrer in unserem civilisirten Deutschland.

Malua ist ein Ort, der erst von der Mission zum Zwecke der Ausbildung eingeborner Geistlichen und Lehrer gegründet worden ist. Das ganze Dorf wird deßhalb nur von diesen Zöglingen des Seminars (etwa 80) bewohnt. Aber man muß nicht glauben, daß das lauter Jünglinge sind; mehr als die Hälfte sind verheirathete, bärtige Männer, die mit Weib und Kind dort wohnen. Die Häuser, welche für eine oder zwei Familien eingerichtet sind, haben die Seminaristen eigenhändig gebaut, ja, sie sorgen für ihre ganze Existenz selbst, haben ihr Stück Land, auf dem sie Kokosnüsse, Orangen, Bananen, Brotfrüchte, Taro und Yams bauen; sie halten sich Hühner, Schweine, Enten und fangen sich Fische, so daß die Mission nicht die geringsten Kosten von diesem Institut hat oder gehabt hat, außer daß sie das Land oder das Stück Wald, wo Malua liegt, mit den

für die Plantagen und den Anbau der Früchte bestimmten Strecken käuflich erworben hat. Diese Einrichtung, die Seminaristen mit ihrer ganzen Existenz auf sich selbst anzuweisen, ist ohne Zweifel sehr praktisch.

Das Tagewerk der Zöglinge theilt sich also in Unterricht, häusliches Studium und Besorgung der Wirthschaft, sowie des Landbaues. Und da die Samoaner von Natur wenig Neigung zu einer geordneten Thätigkeit haben, so ist es wiederum sehr weise, daß Miss. Turner die Zeiteintheilung des Tages ganz genau geregelt und es den Zöglingen nicht selbst überlassen hat, zu welcher Tageszeit sie studiren oder in den Plantagen arbeiten wollen. Von den Produkten, welche sie gewinnen, dürfen sie außer Hühnern und Schweinen nichts verkaufen.

Die Wohnungen sind größtentheils in geraden Reihen gebaut, aber jede liegt allein und von allen Seiten frei. Die Wände sind weiß getüncht und haben Fenster (selbstverständlich aber ohne Glas) und Jalousien, sehen also wesentlich anders aus, als die gewöhnlichen Samoahütten. Durch eine Thür an der Giebelseite tritt man zuerst in einen schmalen Vorraum, welcher durch eine etwa 6 Fuß hohe Rohrwand von den übrigen Räumen geschieden ist. Rechts und links führt je eine Thür in zwei Zimmer. Auf dem mit kleinen Steinen bedeckten Boden derselben steht ein aus Bambusstangen hergestelltes Möbel, das bei Tage als Sopha und bei Nacht als Bett dient, ein roh gezimmerter Tisch mit einigen Büchern und Schreibutensilien, ein kleiner Schemel, eine Kiste oder auch Kommode für die besten Kleidungsstücke — das ist die Ausstattung des Zimmers. Für die Kinder liegen auf der Erde ein paar grobe Matten zum Schlafen und Sitzen. Federvieh und Hunde theilen die Behausung mit den Menschen. Jede Familie hat zwei Zimmer, und meistens wohnen zwei Familien in einem Hause, welches dann an jedem Giebelende einen Eingang hat und in der Mitte durch eine Querwand in zwei Theile geschieden ist. Die unverheiratheten Zöglinge, wenn sie erwachsen sind, leben zu mehreren in einer Hütte, die unerwachsenen dagegen sind bei Familien untergebracht, wo sie Beköstigung und Aufsicht haben. Außer den so beschriebenen, mehr Civilisation verrathenden Häusern gibt es aber auch noch einige Hütten, welche ganz in der primitiven Art der Samoaner gebaut sind und also nur aus einem auf Pfosten ruhenden Dache bestehen.

In der Mitte dieser Ansiedlung liegt ein großer, viereckiger Platz, von Häusern weitläufig umschlossen, von breiten Steigen durchschnitten und mit blühenden Sträuchern und Palmen bewachsen. An der einen Seite desselben steht das Seminar oder das »College«, ein umfangreiches, massives Gebäude mit etwa 14 Fuß hohen, weißen Wänden, in welchen kleine Fenster dicht unter dem Dache angebracht sind. Das Innere ist nur ein einziger großer Raum, von einem hohen, in der zierlichen und künstlichen Weise der Samoaner gearbeiteten Dache überspannt, in welches man wiederum gleich bis unter die Firste hinaufblickt, da der Raum sonst keine weitere Decke hat. Ein roh gearbeitetes Katheder, Schulbänke wie bei uns, eine schwarze Wandtafel und mehrere Wandkarten lassen sogleich die Bestimmung des Raumes als Unterrichtslokal erkennen. Sonntags aber und Mittwochs dient dieser Lehrsaal auch als Kirche.

Am Tage nach meiner Ankunft wohnte ich der Morgenandacht und mehreren Lektionen bei, welche Herr Turner ertheilte. Auf seine Aufforderung, mich selber von dem Wissen der Seminaristen zu überzeugen, trat ich an die Wandkarte, welche die beiden Erdhälften darstellte, deutete auf verschiedene Meerestheile, Länder, Inseln, Städte, Flüsse, und die Schüler wußten die Namen ganz richtig anzugeben, nur daß sie dieselben hin und wieder in der Aussprache veränderten, da sie nicht im Stande sind, zwei Konsonanten hinter einander auszusprechen, sondern einen kurzen E-Laut dazwischen schieben. Sie sagen also z. B. nicht „Berlin," sondern „Berelin." Die Fragen aus der biblischen Geschichte übersetzte Turner in's Samoanische und ebenso die Antworten. Im Rechnen überzeugte ich mich, daß die Meisten ihre Aufgaben richtig gelöst hatten und mit der Regel de tri wohl vertraut waren.

Für den Unterricht wird viel gethan. Die Lehrbücher, welche die Zöglinge sich übrigens aus eigenen Mitteln anschaffen müssen, sind sehr praktisch eingerichtet und mit bildlichen Darstellungen reich versehen, besonders die naturwissenschaftlichen. Zur besseren Anschauung für Geschichte, Geographie, Ethnographie besitzt die Anstalt eine bedeutende Anzahl großer Bilder, welche auf Baumwollenpapier sehr gut gemalt sind und beim Unterricht in den betreffenden Fächern an der Wandtafel ausgehängt werden. Die meisten Unterrichtsbücher sind von Turner selbst verfaßt und in den Missionsoffizinen in London gedruckt. Als ich von allem Einsicht genommen, war ich in

der That überrascht, sowohl von dem Reichthum und der Gediegenheit der Lehrmittel, als auch von dem Umfang der Unterrichtsdisciplinen, denn ich hatte nicht geglaubt, daß samoanischen Seminaristen so viel geboten würde, und daß man von ihnen so viel verlangen könnte.

Außer Miss. Turner, welcher doch mehr Direktor des Seminars ist, wirken noch mehrere eingeborne Lehrer an der Anstalt. Die Schüler theilen sich in zwei Cöten. Der erste Cötus wird nach Absolvirung seines Cursus in seine Heimatsdörfer entlassen, um dort die Missionare zu unterstützen und so einen zweijährigen praktischen Cursus durchzumachen. Darauf kehren sie dann noch einmal in's Seminar zurück und treten in den zweiten Cursus ein. Diejenigen aber, welche das nicht möglich machen können, werden verwendet, ohne die vollständige Ausbildung erhalten zu haben.

Sonntags beim Gottesdienst erscheinen nicht bloß die Seminaristen, sondern auch ihre Frauen und Kinder; letztere sitzen auf besonderen Bänken den Wänden entlang. Nackend darf natürlich niemand kommen, nur die kleinen Kinder genießen in diesem Punkte eine größere Freiheit. Der Gottesdienst selbst wird nicht immer von Turner, sondern öfters von einem eingebornen Lehrer abgehalten, wobei aber jedesmal einer der Zöglinge ein Gebet spricht, das nicht gerade an Kürze leidet. In gleicher Weise findet auch noch Mittwochs statt der Morgenandacht ein vollständiger Gottesdienst statt.

Es wurde mir in Malua sehr wohl. In dem breiten englischen Bett konnte ich herrlich schlafen und mich von den Entbehrungen der Schiffskoje ein wenig erholen. Ich erwachte früh Morgens mit einem Gefühl der Frische und Stärkung, wie man es in den Tropen an Bord eines Kriegsschiffes nie empfindet, nahm sogleich ein Bad in der Wanne, trank während des Ankleidens eine frische Kokosnuß aus und machte dann einen Spaziergang am Strande oder durch den dichten Wald. Es hatte immer so stark gethaut, daß ich von dem Anstreifen an Gebüsch und Schlinggewächs ganz durchnäßt wurde.

Ein schmaler Fußsteig führte nach dem nächsten Dorfe, das in einem Wald von Bananenstauden weitläufig zerstreut lag. An den meisten Hütten waren die Jalousien, welche zugleich die Wände bilden und zur Nachtzeit immer heruntergelassen werden, schon ent-

fernt, aber die Bewohner lagen dennoch in ihre Papiermatten gewickelt auf dem Boden und schliefen, andere waren noch in den kleinen, gleichfalls aus Matten hergerichteten Zelten versteckt, die sie als Schlafstätten in ihren Hütten errichtet hatten. Nur hie und da saß schon ein alter Mann oder ein Mütterchen am Feuer, um ein paar Fische auf Kohlen und Brotfrüchte in der heißen Asche zum Frühstück zu rösten. Außer den alten Leuten waren aber auch sämmtliche Hunde schon wach und sie empfiengen den fremden Eindringling pflichtschuldigst mit lautem Gebell, was allmählich alle Schläfer aus ihrer Ruhe aufstörte Natürlich war mein unzeitiger Besuch nicht sehr willkommen und die sonst so liebenswürdigen Leutchen waren ein wenig kühl. Ich hielt mich deßhalb nicht lange auf und wandelte am Rande des in der Morgensonne blitzenden Meeres auf dem glatten und festen Sandstrande, der noch im Schatten des duftigen, hohen Waldes lag, nach Malua zurück, wo ein sehr substanzielles Frühstück, das aus gebratenem Speck mit Rührei, schönem Brote und Fruchttorte bestand, auf mich wartete.

Nach der Morgenandacht gieng Herr Turner an seine Geschäfte, welche zunächst darin bestanden, daß er die Anliegen seiner Klienten und Patienten, die — wie alle Morgen — seine Thür umlagerten, befriedigte. Turner ist der Berather seiner Eingebornen in allen Dingen; sie unternehmen ohne ihn nichts, das irgend von Wichtigkeit ist. Sehr vielfach wird er auch um ärztlichen Rath und Medicin angegangen, und es scheint mir, daß medicinische Kenntnisse, folglich auch medicinisches Studium, für einen Missionar außerordentlich wichtig ist; er wird sich gerade dadurch bei wilden Völkern einen Einfluß eröffnen und erhalten, wie durch nichts anderes.

Da mein Wirth Vormittags fast unausgesetzt beschäftigt war, unterhielt ich mich entweder mit seiner Gattin oder ich schlenderte trotz der Hitze durch den Wald und am Strande hin zu den nächsten Dörfern, um dann zur Mittagszeit wieder zurückzukehren.

Das Essen um $1\frac{1}{2}$ Uhr war wiederum vortrefflich und bestand aus gebratenen Hühnern oder Enten, Schinken, Kartoffeln oder Yams und Taro. Aehnlich das Abendessen um halb 7 Uhr. Damit waren aber die Mahlzeiten noch nicht zu Ende, sondern etwa um 9 Uhr kam der Thee, ohne den doch ein Engländer nicht ruhig schlafen kann, und dazu Torte und Brot mit Honig und Eingemachtem. Daß meine liebenswürdigen Wirthe auch für gewöhnlich, wenn kein

Besuch da war, in so opulenter Weise gelebt haben, will ich mit dem Gesagten keineswegs behaupten; sie wollten mich eben möglichst gastfreundlich aufnehmen und ließen es daher an keinem Guten fehlen.

Nach der Abendandacht blieben wir gewöhnlich noch ein halbes Stündchen zusammen und plauderten, die Turners mieden es dabei aber ängstlich, sich im Freien aufzuhalten. Bald nach Sonnenuntergang zogen sie sich in's Zimmer zurück, indem sie behaupteten, daß die Abendluft auf den Samoas Fieber erzeuge. Ich konnte mich aber dennoch nicht entschließen, um 10 Uhr schon zu Bette zu gehen, denn gerade die Kühle des Abends im Freien war zu verlockend. Ich promenirte dann vor dem Hause auf und ab oder ließ mich auf der Veranda in einen Schaukelstuhl nieder, wobei ich mich ungenirt dem Genuß einer Cigarre hingeben konnte, den ich in den Zimmern entbehren mußte, da Frau Turner als Engländerin dem Rauchen durchaus abhold war.

So saß ich denn bis spät in die Nacht und schaute auf das dunkle Meer. Von dem fernen Außenriff her ließ sich dumpf das Brausen der Brandung vernehmen, aber innerhalb des Riffgürtels lag die See in lautloser Stille, denn der Passat, welcher am Tage meist sehr lebhaft wehte, pflegte Nachts über der Insel schlafen zu gehen, und es machte sich eher ein leichter Luftzug bemerkbar, der vom Lande seewärts wehte. Aber gerade solche Stille der Nacht fanden die Millionen Cicaden geeignet, um ein allgemeines Concert anzustimmen, und zwar nicht in so schüchterner Weise, wie sie bei uns in lauen Sommernächten zu zirpen pflegen, sondern es war ein lautes, oft durchdringendes Schrillen und Klingen, das ringsum im ganzen Walde aus allen Gebüschen und Gräsern ertönte. Dazu schossen große Leuchtkäfer hin und her und zogen ihre feurigen Linien durch's Dunkel oder ließen sich hier und da auf den Büschen nieder. Die tropischen Nächte haben einen eigenthümlichen Zauber und ich konnte mich schwer dazu entschließen, das Zimmer aufzusuchen, aber der stark fallende Thau, der meine Kleider allmählich ganz durchfeuchtet hatte und ein leises Schauern auf dem Körper hervorrief, mahnte mich daran, daß Herr Turner mit seiner Fieberfurcht doch Recht haben könnte.

Mein Aufenthalt in Malua war für mich in jeder Hinsicht sehr interessant, denn Herr Turner, ein seltener Kenner der Südsee-Inseln und speciell der Samoas, theilte mir so mancherlei üb

Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen mit, wie ich es von niemand sonst hätte erfahren können. Bei meiner Abreise beschenkte er mich mit einer Menge von Büchern in samoanischer Sprache, worunter auch eine Bibel, und mit herzlichem Danke für alle Freundlichkeit meiner liebenswürdigen Wirthe fuhr ich in demselben Boote, in dem ich gekommen, nach Apia zurück.

Missions-Zeitung.

China.

Sonntag, den 17. Oktober, wurde eine Gemeinde der englisch-presbyterian. Mission in Miau bei Swatau von einigen dort im Quartier liegenden Soldaten des Generals Fang während des Gottesdienstes überfallen, Männer und Frauen geschlagen, ein junger Prediger übel zugerichtet und die Kapelle geplündert, Thüren und Fenster zerbrochen 2c. Zwei Missionare und ein chinesischer Gehilfe begaben sich sogleich zu General Fang, einem strengen, gegen seine Soldaten aber sehr nachsichtigen Mann, und stellten ihm die Sache vor. Er erkannte das geschehene Unrecht an, bemerkte lobend, daß die Missionare dieser Gesellschaft nur selten mit einer Klage vor Gericht kämen, ließ allen Schaden ersetzen, die Kapelle sogleich wieder herstellen, die Uebelthäter aber — nach dem Wunsch der Missionare — milde bestrafen, den Rädelsführer durch die Straßen führen zur Schande und Abschreckung und überdies eine warnende Proklamation anschlagen. Die Ortsbewohner übrigens hatten an jenem Ueberfall nicht theilgenommen.

— In Dschiam-tscheng auf Formosa taufte ein Missionar der gleichen Gesellschaft am 19. Sept. 9 erwachsene Heiden und 10 Christenkinder. Zugleich erfuhr er, daß 100 Heiden ihren Götzendienst aufgegeben und regelmäßig den Gottesdienst besuchen, obgleich sie in 13—14 verschiedenen Dörfern umher wohnen. Auch die Gemeinde in Kapoasoa hat einen Zuwachs von sechs Familien erhalten, die in Hoanatschan einen solchen von zwei. Es ist geradezu eine Bewegung zu Gunsten des Christenthums im Gang. Ein Grund hiefür liegt darin, daß die Leute herausgefunden haben, daß bei den herrschenden Dorfkriegen Räubereien und Erpressungen die Christen eigentlich am wenigsten leiden, die Kirche also eine Art Zufluchtsstätte ist. Namentlich die Verwandten eines berüchtigten Räuberhauptmanns,

der vor einigen Jahren Miss. Campbell umzubringen suchte, jetzt aber gestorben ist, und die jetzt von der Gegenpartei ernstlich bedroht sind, suchen in der Christengemeinde Schutz. Natürlich sind die Missionare unter solchen Umständen doppelt vorsichtig in der Aufnahme von Taufkandidaten.

— In Itschang hat der schottische Miss. Cockburn am 5. Sept. wieder 3 Chinesen getauft, darunter einen Arzt, der früher zur Sekte der Vegetarianer hielt. Bis jetzt sind 9 Chinesen auf dieser neuen Station getauft. Im September war die Stadt voller Examinanden und die Behörden hatten es für nöthig gehalten, diese vor Ausschreitungen gegen die Missionare und andere Ausländer zu warnen, während Miss. Cockburn vom englischen Konsul gebeten wurde, ja keinen Anstoß irgend welcher Art zu geben und daher die Nachmittags-Straßenpredigt einstellte. Einer, der ein sehr gutes Examen gemacht, kam auch in die Kirche und als jener getaufte Arzt, sein Freund, ihm Glück wünschte, erwiderte er: „Gratulire mir nicht zum Examen; wenn ich einmal getauft bin, dann gratulire mir."

Im August v. J. taufte ein eingeborner Baptistenprediger in Peking 130 Chinesen, die alle schon ein Jahr lang Taufunterricht erhalten und an den Gottesdiensten theilgenommen hatten.

— Der außerordentliche amerikanische Gesandte in Peking, Herr Angell, schreibt: „Wir nehmen alle großes Interesse an der Arbeit der zahlreichen Missionare in und um Peking. Obgleich verschiedenen Gesellschaften, englischen und amerikanischen, angehörend, leben sie doch in lieblicher Eintracht. Trotz vieler Entmuthigungen arbeiten sie mit Christus-ähnlicher Geduld und Hingebung und haben dabei eine größere Ernte, als ich zu finden erwartet hatte.

— Der presbyterianische Miss. Dr. Nevius taufte auf einer Rundreise, die er im Spätjahr 1880 durch's Innere der Provinz Schantung machte, 70 Chinesen.

Indien.

Die neuen Oxforder Missionare sind in Kalkutta von den Anhängern Kesab Tschander Sen's sehr zuvorkommend begrüßt worden. Diese „Theists of the New dispensation" bitten dringend, die neuen Missionare möchten es nicht machen, wie die alten, d. h. alles Indische hassen und bekämpfen, sondern dies alte Land mit seiner Sprache, Literatur, Religion 2c. gebührend anerkennen; sie möchten die nationalen Grundlagen des Hinduglaubens nicht zu untergraben suchen, sondern demselben nur „das göttliche Leben Christi einzupfropfen" bemüht sein, nicht das Christenthum predigen, sondern allein Christum den Gekreuzigten. Das heißt aber einen Christus, der sich mit Tschaitanja, Muhammed und Moses auf Eine Linie stellen und die Eitelkeit des eingebildeten Babu unangetastet läßt. Die Missionare haben natürlich geantwortet, daß gerade die Liebe sie treiben werde, auch Irrthümer zu bekämpfen und

Christum zu predigen nicht bloß als einen geistlichen Führer der Menschheit, sondern als die Wahrheit, den Weg und das Leben. Unter diesen Umständen dürfte die Freundschaft von kurzer Dauer sein. Am 6. Jan. wurde das Missionshaus dieser neuen „Brüderschaft des h. Paulus" mit Processionen 2c. eingeweiht und Miss. Willis als Superior eingesetzt — alles durch den Bischof von Kalkutta. Unter den Regeln der Brüderschaft finden sich auch folgende zwei: Nie eine Mahlzeit außerhalb des Missionshauses einzunehmen (!!) und ganz nur ihrem speciellen Beruf zu leben.

— Am 29. Sept. wurde in Dschaipur der neue König, ein von seinem Vorgänger ganz unerwarteter Weise zu dieser Würde ernannter Jüngling, der bisher als Verbannter in Benares gelebt hatte, in sein Amt gesetzt. Sein neuer Name ist Madhu Sing; die schottischen Missionare hoffen Gutes von ihm. Zu Ehren des verstorbenen, sehr tüchtigen Maharadscha wurden 300,000 Männer in Dschaipur festlich bewirthet. Mehrere lange Straßen waren mit Segeltuch überspannt und unter diesem Schutzdach saß, in kleine Gruppen vertheilt, die ungeheure Volksmenge. Die vollkommenste Ordnung herrschte, und als alles vorüber war, giengen die Gäste so gesetzt und ruhig auseinander, „wie eine schottische Gemeinde des Sonntags aus der Kirche zu gehen pflegt."

— In Magalla, Ceylon, haben die „Theosophisten" eine Schule eröffnet, welche der christlichen Mission entgegen arbeitet und schon 200 Schüler hat. Auch in öffentlichen Reden wird das Christenthum angegriffen und der Buddhismus gepriesen.

— Auf den Khasi-Bergen in Assam haben die Walliser Methodisten 3000 Getaufte, 49 Gottesdienstlokale, mehrere Schulen, 6 Missionare, von denen einer während der Cholera-Epidemie 1879 von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus gehend, als Arzt, Wohlthäter und Todtengräber besonders die Herzen gewonnen hat, so daß im Jahr darauf 400 um die Taufe baten. Oft müssen die Missionare auch als Schiedsrichter Streitigkeiten schlichten.

— Einer ihn beglückwünschenden Deputation von Missionaren der Londoner Miss.-Gesellschaft antwortete der junge König von Trawankor, der Mantel seines Vorgängers sei zwar auf unwürdige Schultern gefallen, aber er werde sein Bestes thun. „In der Erfüllung meiner Pflichten werde ich nächst der Weisheit und Kraft, welche ich von Gott im höchsten Grade bedarf, die moralische Unterstützung von Männern, wie Sie, schätzen, welche Verbindungsglieder zwischen dem Occident und Orient zur Beförderung der Civilisation, der Aufklärung, des Fortschritts und der sittlichen Wiedergeburt sind."

Japan.

Am 13. Okt. v. J. wurden in Okajama 27 Neubekehrte durch den eingebornen Miss. Nisima getauft, aus diesen und 5 früher Getauften eine Gemeinde

gebildet und Paul Kanamori in Gegenwart des Gouverneurs und Bürgermeisters der Stadt zu ihrem Pastor ordinirt. Er will sich mit dem kleinen Gehalt (7 Dollars monatlich) begnügen, den die armen Gemeindeglieder für ihn aufzubringen sich verpflichtet haben. Am gleichen Ort hat der Besitzer einer großen Töpferei beschlossen, seinen Arbeitern den Sonntag freizugeben, da er gehört, daß die Sonntagsruhe eine höchst wohlthätige Sache sei. Die Missionare dürfen nun alle Sonntage in der Töpferei predigen, Sonntagsschule halten 2c. Am Eingang hängt Sonntags eine Tafel mit der Inschrift: „Hier wird heute Ruhetag gehalten."

— Vor 5 Jahren machte Miss. De Forest einen kurzen Besuch in Nara, einem der ältesten und heiligsten Sitze des japanischen Heidenthums. Zum Abschied gab er dem Gastwirth einige Traktate über das Leben Jesu. Ende Okt. v. J. nun machte derselbe Missionar, wiederholten Einladungen folgend, einen zweiten Besuch an diesem Ort. Zu seiner größten Verwunderung sah er überall Anschlagszettel mit der Ankündigung, daß ein Amerikaner über die Jesus-Religion Vorträge halten werde und erfuhr zugleich, daß von der Polizei das Abhalten solcher Vorträge auf eine Bittschrift hin gestattet worden sei. An zwei Abenden predigte nun der „blauäugige, rothhaarige Barbar" und setzte viele christliche Schriften ab. Jener Gastwirth aber, der den Missionar nicht wieder erkannte, erzählte von einem Ausländer, der ihm vor 5 Jahren Traktate über die Jesus-Religion gegeben; diese habe er oft gelesen, aber nicht verstanden, bis er nun die mündliche Predigt gehört, für welche er sehr dankbar sei. Wie erfreut war er, als hierauf der Missionar sich zu erkennen gab. „Ich glaube, Gott hat uns zusammengeführt," meinte er. Dem Missionar hatten an diesem Ort eingeborne Christen aus Osaka vorgearbeitet.

— Dr. Berry schreibt, schon rege sich bei hervorragenden Männern Japans das Gefühl, daß nichts als das Christenthum das Land vor socialistischen und anderen Umsturzideen bewahren könne. Manche, die selbst nichts vom Christenthum wollen, halten es doch für opportun, solche, die ihnen untergeben sind, im Christenthum unterrichten zu lassen. Er glaubt zuversichtlich, daß bis zum Ende dieses Jahrhunderts Japan ein christliches Land sein werde (!).

— Dem baptist. Miss. Poate ist's gelungen, in Morioka, Hanamaki und Sendai kleine Gemeinden von zusammen 27 Gliedern zu gründen. Darunter sind einige durch die russische Mission Erweckte.

Sumatra.

Der Rheinischen Mission ist „noch ein Segensjahr auf Sumatra" bescheert worden. Im vorletzten Jahr wurden 1300 Personen getauft, im letzten 1716, so daß in zwei Jahren die Zahl der Batta-Christen von 2000 auf

5000 gestiegen ist, wozu noch 2000 Taufkandidaten kommen. Auch wurden im letzten Jahr wieder mehr als ein halbes Dutzend neue Kapellen von den Christen selbst erbaut. Die Zahl der Schüler in den jetzt 27 Schulen ist auf 1077 gestiegen, d. h. um 200 gewachsen.

Amerika.

In Britisch-Guiana hat Miss. Pierce in einer Indianerniederlassung, weit weg von den Missionsstationen, 1084 Patamunas, 213 Makusis, 62 Arekunas, 2 Akkawaios und 37 Wahpusianas, zusammen 1398 Erwachsene und Kinder getauft. „In der gesammten Missionsgeschichte gibt's wohl kaum ein Beispiel, daß so viele auf einmal mit so wenig Aussicht auf weltlichen Vortheil freiwillig um Aufnahme in die christliche Kirche gebeten haben.“ Eine neue Station der Ausbreitungsgesellschaft soll in der Nähe dieser Leute gegründet werden.

Afrika.

Der anglikanische Miss. Douglin schreibt vom Rio Pongo: „Die Arbeit geht fort, trotz all' der Entmuthigungen, welche das schlechte Beispiel der von auswärts hieher gezogenen Christen mit sich bringt. Diese haben Domingia fast zu einem zweiten Freetown gemacht. Sierra Leone liefert alle Handelsdiener, Handwerker und Taglöhner für die Faktoreien am Fluß. In der Regel lassen diese ihre Religion, ihre Bibeln, ihre Sonntagskleider und ihre Selbstachtung in Sierra Leone zurück, oder sie kommen pfeifend daher und singen Sankey-Lieder während der Arbeitszeit und leben zur Unehre Gottes und Lästerung seines h. Namens. Statt als Lichter zu dienen, welche die irrenden Heiden auf den rechten Weg weisen, sind sie selbst Irrlichter, die in den Abgrund locken.“
(Mission Field.)

Derselbe Missionar erzählt von einem deutschen Juden, den er im Taufunterricht habe.

— Auf der einsamen Insel Tristan d'Acunha wirkte 1851 bis 1856 ein Geistlicher der Ausbreitungsgesellschaft, Taylor, der dann mit dem größten Theil seiner Gemeinde (englischer Abkunft) in's Kapland übersiedelte. Aus den wenigen, die damals zurückblieben, sind jetzt 100 Seelen geworden, und jene Gesellschaft hat für diese abermals einen Pastor, Dodgson, ausgesandt.

— Zwei von Bischof Colenso's Geistlichen in Natal, Wood und Hunter, haben den Irrthümern ihres bisherigen Vorgesetzten entsagt und sich dem orthodoxen Metropolitan von Südafrika unterworfen.

— Der als außerordentlicher Visitator nach Blantyre geschickte Geistliche Dr. Rankin hat an Ort und Stelle 11 Fälle untersucht, in welchen die schottischen Missionare Eingeborne mit schweren Strafen belegt hatten, darunter die Hinrichtung eines (wirklichen oder angeblichen?) Mörders am 26. Dez. 1878. Er findet, daß die Missionare zu streng, in zwei Fällen auch grausam ge-

handelt haben, macht aber darauf aufmerksam, daß alle diese Fälle nur während eines Vierteljahrs (Ende 1878 bis März 1879) vorgekommen und im übrigen die Missionare zum Theil 5, zum Theil 2—3 Jahre lang tadellos gearbeitet hätten und ohne Ausnahme wegen ihrer Nüchternheit, Wahrhaftigkeit, Unbescholtenheit, Keuschheit, sowie wegen ihres Fleißes und ihrer Einsicht im besten Rufe stehen. Immerhin sind die von Herrn Chirnside vorgebrachten Anklagen in der Hauptsache als wohlbegründet erwiesen worden. Die Missionskommittee hat daher den ordinirten Miss. Duff Macdonald, den Gärtner Buchanan und den Schreiner Fenwick abberufen und die Handlungsweise des übrigens schon vor 1½ Jahren aus ihrem Dienst geschiedenen Dr. Macklin als eine sehr tadelnswerthe bezeichnet. Maßregeln zur Verhütung ähnlicher Vorkommnisse sind getroffen worden und die Missionare leben auch wieder im vollen Frieden mit den Eingebornen, Eine Ausnahme (Mitiochi) abgerechnet. 20 Häuptlingssöhne sind in der Schule und bald sollen auch die Mädchen nachkommen.

— Der Afrikareisende Jos. Thomson schreibt über die englische sog. Universitätenmissionsstation Magila in Ostafrika: „Hier machen ein paar Missionare — lauter gentlemen — sich zu Märtyrern der herkömmlichen Gebräuche ihrer Kirche und das in einer Weise, die mich höchlich amüsirte. Vielleicht verdient ihre Konsequenz und Ausdauer Bewunderung, aber ich bekenne, daß es meine Lachlust kitzelte, als ich diese Männer bei 90° Fahrenheit im Schatten in langen, schwarzen, bis auf die Füße herabreichenden Priesterröcken mit Stricken umgürtet, flache Hüte auf dem Kopf, durch Wald und Sumpf, durch Gebüsch und durch Flüsse schreiten, mit der Axt und dem Spaten arbeiten und endlich in ihren phantastisch aufgeputzten Kapellen Gottesdienst halten sah. Ich wünsche durchaus nicht, bei irgend jemand den Eindruck zurückzulassen, daß diese ritualistische Mission in Magila nichts Gutes leistet. Jedenfalls gelingt es ihr, durch ihre auffallenden Gewänder, Ceremonien, Processionen, Kreuz, Kerzen und Altäre die Bewunderung der schaulustigen Eingebornen zu erregen, und indem sie den Schwarzen statt ihrer Amulette und Zaubergegenstände ein Kreuz darbieten, bringen sie ihnen sicherlich einen Begriff von der christlichen Religion bei, wie er abergläubischen Naturen zusagen muß. Ob das alles aber geeignet ist, die höchsten Erfolge zu erzielen, das bezweifle ich gar sehr."

— Aus Warmbad im Groß-Namaqua-Land schreibt der Rheinische Miss. Weber: „Die Einfuhr des Branntweins nimmt hier leider eher zu als ab, und die löbliche Obrigkeit (!) leistet derselben allen möglichen Vorschub. Die Säufer scheuen einen Weg von 50 Meilen nicht, um möglichst schnell das Giftwasser zu kosten. Ein Händler, der hier

durchkam, wurde wider Willen gezwungen, hier Branntwein zu verkaufen und als er endlich, nachdem er viel Schaden gelitten hatte, abfuhr, da jagten ihm 7 Reiter nach. Als der Mann diese kommen sah, stieg seine Aufregung auf's Höchste; er gab seinem Weibe einen Wink, sich zu entfernen, und während die Reiter herankamen, wollte er Feuer an sein Pulver legen. Sein Fuhrmann merkte es aber, sprang vom Wagen und schrie den Männern zu: ‚Rettet euch!' so daß diese, von Todesschreck erfaßt, eilig das Weite suchten. Der Händler unterließ jetzt sein verzweifeltes Vorhaben, weil er, wie er sagte, nicht allein sterben wollte." (!) Leider lassen sich auch Christen zum Genuß des Branntweins verführen. „Wegen des Trinkens" mußte Miss. Weber die Feier des Abendmahls aufschieben, ohne zu wissen, „wie die Leute sich entscheiden würden." „Ich habe es wohl erlebt, daß der eine oder andere dieser Gebundenen sich bis zu Thränen rühren läßt, aber es ist meist nur ein Felix-Schrecken und eine Simons-Buße, die bekanntlich beide nicht viel werth sind."

Sehr erfreulich dagegen ist der Umstand, daß die fünf in Warmbad wohnenden weißen Händler fast ohne Ausnahme regelmäßig die Kirche besuchen und auch nach Kräften mit zum Unterhalt der Gemeinde beitragen.

(Berichte der Rhein. Miss.-Ges.)

Allerlei.

— Miss. Strachan, Sekretär der Ausbreitungsgesellschaft in Madras, der neulich über Barma, China, Japan und Nordamerika in seine englische Heimat zurückgekehrt ist, traf mit einem französischen Priester zusammen, der 29 Jahre in und um Pinang (Malakka) als Missionar gearbeitet hatte, aber von keinem einzigen Malaien (Muhammedaner) daselbst wußte, der Christ geworden wäre, während viele chinesische Bekehrte da seien. Vom Papst und dessen Anmaßungen sprach derselbe in Ausdrücken, wie Miss. Strachan versichert, daß er selbst sie nie gebrauchen würde.

Todesfälle.

„Wer kannte nicht in unserer Stadt (Basel) den ehemaligen Missionar und späteren Spitalprediger J. Huber-Streckeisen, der durch seine Leutseligkeit und namhaften Kenntnisse in den Naturwissenschaften sich bestrebte, Vielen etwas zu sein. Im Jahr 1814 zu Gottlieben im Kanton Thurgau von armen Eltern geboren, war er in jungen Jahren zuerst Fabrikarbeiter, dann Schuhmacher, dann Schüler der freien theologischen Fakultät in Genf. Nachdem er weitere vier Jahre im Missionshause zu Basel zugebracht, wurde er als Missionar nach Indien gesandt und arbeitete binnen 13 Jahren auf den Stationen Mangalur, Hubli und Kalikut. Wunderbare Lebensrettungen erfuhr er, einmal mit seiner ganzen Familie in einem fürchterlichen Sturm, ein anderes Mal, als eine 6 Fuß lange, äußerst giftige Schlange sich um sein Bein wand. — Schwerer als das Hin-

ausgehen wurde ihm sein wegen Kränklichkeit seiner Frau gebotener Abschied von Indien 1855. Mit ihm kamen die ersten 23 Missionskinder aus Indien zur Erziehung in die Heimat. Nachdem er dann eine Zeit lang als Missionsprediger im Elsaß und in der Westschweiz im Dienst unserer Missionsgesellschaft gearbeitet, fand sich ein seinen Gaben entsprechender Wirkungskreis in unserem hiesigen Bürgerhospital.

„Im Irrenhaus, Versorgungshaus und Pfrundhaus, besonders in letzterem war Huber so recht in seinem Element und wußte die alten und bresthaften Leutlein durch seine freundliche und mittheilsame Art zu gewinnen und aufzuheitern. Noch in den letzten Tagen des alten Jahres hörte ihn der Volksbote beim hellstrahlenden Weihnachtsbaum im Pfrundhause Worte des Dankes gegen Gott und der Mahnung, sich bereit zu machen, aussprechen. Niemand von uns hätte damals gedacht, daß er, der verhältnißmäßig noch kräftige Mann, im neuen Jahre der erste sein werde, der im Sturm vom Herrn heimgeholt werde. Mit seinen astronomischen und physikalischen Kenntnissen war er stets mit Freuden bereit, sich in populärer Weise nützlich zu machen, und die Abende, wo er z. B. in den Arbeitersälen seine Laterna magica spielen ließ, oder bei den Jahresfesten ein freundliches Wort zu den Arbeitern redete, werden uns unvergeßlich bleiben."

(Basler „Volksbote.")

— Am 20. Juni 1880 starb in Radschamandri ein treuer Missionsfreund, Major Jamieson. Miss. H. C. Schmidt schreibt über ihn im „Missionsboten":

„Major Jamieson kam voriges Jahr hierher und schloß sich gleich unsern Missionaren an. Er und seine liebe Frau kamen oft in unsern Missionszirkel, und wir Missionsleute kamen oft zu ihnen. Im heißen Monat Mai besuchten wir sie auf acht Tage. Da saßen der Major und ich gewöhnlich in der Mittagsstunde beisammen und erzählten von den wunderbaren und gnädigen Führungen des Herrn.

„Er kannte seinen Heiland nicht, als er als junger Offizier nach Indien kam. Der Umgang mit einer alten indischen Offiziersfamilie (Col. Dobby) wurde aber der Weg zu seiner Bekehrung..

„Inzwischen avancirte er regelmäßig in der Armee, und als er dann einen festen Posten einnahm, gedachte er zu heirathen und zwar eine Tochter jener Familie. Er wohnte entfernt von ihnen. Die Eltern erlaubten ihm, um ihre Tochter zu werben. Er bat um einen kurzen Urlaub und rüstete sich zur Reise, als ganz unerwartet statt dessen der Befehl kam, daß er als Commandant der Strafkolonie auf die Andaman-Inseln zu gehen habe. In jener Zeit eine Frau dorthin mitzunehmen, war unrathsam, und an Heirathen konnte daher vorläufig nicht gedacht werden. Es war ihm nicht leicht zu sagen: Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Er war aber gewiß,

daß Gott seine weisen Absichten bei dieser unerwünschten Versetzung habe und das war sein Trost. Er bat den Herrn, ihm drüben auf der einsamen Insel einen gläubigen Mitbeamten zu geben. Wie erstaunt war er, bei seiner Ankunft dort zu erfahren, daß zu gleicher Zeit ein anderer Beamter unter denselben Gebeten dort angekommen war. So bald als thunlich fiengen nun die Beiden an, Bibelstunden für die europäischen Soldaten zu halten, nicht ohne Frucht, und nun wünschten sie von Herzen einen eigentlichen Missionar herbei. Lange schien ihr Bitten vergeblich zu sein. Da kommt eines Tages ein Eingeborner vom Festlande Indiens. Er hatte von einem Offizier Zusage auf Anstellung erhalten; nun ist dieser Offizier aber eben versetzt. Er kommt und klagt Major Jamieson seine Verlegenheit. Wie dieser ihn auf den Herrn und seine Hülfe hinweist, merkt er bald, daß er einen älteren und erfahrnen Christen vor sich hat und die beiden Offiziere vereinigen sich, ihn als eingebornen Missionar anzustellen. Das war der Anfang der Mission auf den Andaman-Inseln, für welche Major Jamieson seiner Zeit viele Freunde in Indien interessirte. Und als er von dort versetzt wurde, hatte er die Freude, die Mission in blühendem Zustand zurückzulassen. Später war er auf der Westküste ein warmer Freund der Basler Mission. Nach manchem Umherziehen konnte er sich erst vor zwei Jahren verheirathen und zwar mit einer Tochter Col. Dobby's, die sich sehr für die Mission interessirte und manchmal gewünscht, als Zenana-Missionarin in Indien zu wirken.

„Voriges Jahr wurde Major Jamieson nach Radschamandri versetzt, wo er sich auf längeres Bleiben einrichtete. Er war ein warmer Freund unserer Mission und suchte uns mit Rath und That beizustehen. Besonders drang er oft darauf, unsere Mission nach der Basler, seiner Mustermission, einzurichten. Obgleich er seiner Stellung nach den englischen Beamten viel näher stand, so knüpfte sich doch mehr und mehr ein engeres Freundschaftsband zwischen dieser Familie und uns. Seine Frau verbrachte einige Tage bei uns, während er in Diensten abwesend war. Da kam die heiße Zeit, die ihnen sehr drückend wurde. Dazu kamen die Anstrengungen einer Reise, welche er in dienstlichen Angelegenheiten zu machen hatte. Ein Hitzschlag trat ein und am 20. Juni entschlief er sanft. Schon einige Zeit vorher hatte er oft geäußert, daß er sich sehne, beim Herrn zu sein. Er war allgemein beliebt, selbst bei den Heiden. Bei seinem Begräbniß waren mehrere tausend Eingeborene zugegen, mehr als seit Jahren bei einem Götzenfeste hier. Von vielen Lippen tönte es, als der Leichenzug sich mit Mühe durch die Volksmenge bewegte: Er war ein guter Mann! Und wir fügen hinzu: Er war auch ein Missionar."

Bücherschau.

Kirchengeschichte für Haus und Schule von Friedrich Baum. Nördlingen. Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1881.

Ein bescheidenes, aber würdiges Seitenstück zu König's deutscher Literaturgeschichte und zu Stacke's Deutscher Geschichte. Fast ist man versucht, über den schönen, zum Theil sehr feinen Bildern, den fesselnden Facsimile-Nachbildungen von alten Drucken, Handschriften, Radirungen und den zahlreichen Porträts den freilich auch durch geschmackvolle Anordnung, lichtvollen Druck und schöne Initialen anziehenden Text zu übersehen. Derselbe zeichnet sich allerdings nicht gerade durch Anschaulichkeit oder besondere Volksthümlichkeit aus, wohl aber durch gründliche, verständnißvolle Verarbeitung des gewaltigen Stoffes, durch taktvolles Weglassen des minder Wichtigen, durch gesundes Urtheil und frommen, kirchlichen Sinn. Recht ansprechend sind die Abschnitte über die mittelalterliche und die neueste Mission. (Falsch ist S. 354 die Identifizirung der Society for promoting Chr. Knowledge mit der Propagation Society. Bei der Entstehung der Basler Miss.-Ges. ist der alte Mythus von den „heidnischen Baschkiren" wiederholt. Daß durch die Hermannsburger Separation „keine wesentliche Störung" in der Mission eingetreten sei, ist auch nicht richtig. Und was ist die „Halle'sche Allgem. Miss.-Zeitschrift"?) Wir können das billige Buch (brosch. 5 M. 40 Pf., geb. 7 M.) mit Freuden empfehlen. Als Konfirmationsgeschenk würde es gewiß von vielen Jünglingen, zumal von angehenden Theologen, willkommen geheißen werden. In einer zweiten Auflage dürfte vielleicht der Text sich noch mehr den Bildern anschließen, für die Jugend minder verständliche Partien noch mehr abkürzen und dagegen das Hauptgewicht auf anschauliche Einzeldarstellungen legen. Auch sollten einige Proben aus den ältesten Handschriften des Neuen Testamentes gegeben werden. Aber auch wie es jetzt ist, verdient das gediegene Werk volle Anerkennung.

General Directory of Missionary Societies. By W. E. B. Chicago. 1881. Preparatory Edition.

Dieser Entwurf eines Universal-Missions-Adreßbuches rührt von Herrn Wm. E. Blackstone in Oak Park, Cook County, Illinois, U. S. A. her. Alle Missionsfreunde, insbesondere Missionsinspektoren &c. sind gebeten, genaue statistische Angaben über ihre Gesellschaft, Namen und Adressen der Angestellten, Missionare &c. an den

genannten Herrn oder an Herrn Th. Schäfer, Direktor der Diakonissenanstalt in Altona, zu schicken, damit das Werk, welches im Lauf dieses Jahres erscheinen soll, möglichst vollständig werde. Solcher Ergänzungen resp. Korrekturen bedarf dasselbe auch in hohem Grade, da die Angaben des Entwurfs über deutsche Gesellschaften sehr unvollständig sind und von orthographischen Fehlern wimmeln. Der Gedanke ist ein guter und verdient allseitige Unterstützung.

Evangelische Strömungen in der russischen Kirche der Gegenwart. Von H. Dalton. Heilbronn. Gebr. Henninger. 1881.

Dieses sehr lesenswerthe Schriftchen des bekannten Biographen Goßner's bildet Heft 37 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Wen die bisher bei uns bekannt gewordenen, meist ziemlich apokryphen Nachrichten über die Stundisten und über die Paschkoff'sche Bewegung unbefriedigt gelassen haben, der wird hier den vermißten Aufschluß finden. Alle Freunde der Basler Mission werden wegen des alten Zusammenhangs zwischen unserer Gesellschaft und Südrußland sich doppelt der Lebensregungen freuen, von denen der Verfasser mit so viel Verständniß und Freimüthigkeit berichtet.

An der Küste Labrador's. Von A. von Dewitz. Niesky. 1881. Im Selbstverlag des Verfassers.

Ein sehr warm und ansprechend geschriebener Traktat, der sich schon durch seine nette Ausstattung empfiehlt und zum Vorlesen in Missionskreisen sehr geeignet ist. Nach einer missionsapologetischen Einleitung wird die Labradorküste mit ihren Bewohnern, dann die Arbeit der Missionare an den Eskimos wie an den zahlreichen europäisch-amerikanischen Seeleuten, Fischern und Ansiedlern mit ihren Mühen und Enttäuschungen, aber auch mit ihren Erfolgen und Segnungen anschaulich geschildert.




MISSION SCHOOL

La Lama, der Fetisch-Prophet.

Von H. Bohner.

Erster Theil:

Own als Wongtschä.

5. Immer noch auf Reisen.

Besteigt der geneigte Leser von Sesemi aus das Akwapemgebirge in nordwestlicher Richtung, so führt ihn der Weg über steile Felsmassen nach dem $^{3}/_{4}$ Stunden weit entfernten **Brekuso**. Mit dem Ersteigen des Gebirges hat man das Sprachgebiet der Küste im engeren Sinne (Ga oder Akkra) verlassen und das Gebiet der Otschi- oder Asantesprache betreten. Wie es aber in vielen Grenzstädten der Fall ist, so auch hier in Brekuso: man versteht und spricht beide Sprachen, das letztere so, daß nicht selten in einem und demselben Satz Otschi und Ga durcheinander gemischt wird. Die Brekusoer sind weit und breit als abergläubische und bigotte Fetischdiener bekannt. Der hiemit zusammenhängenden Dummheit mochte die ungeschickte Behandlung und deßhalb längere Dauer der Pockenepidemie an diesem Ort entspringen. Als die Krankheit nämlich weit und breit schon im Erlöschen war, fielen ihr in Brekuso noch immer eine Menge Leute zum Opfer. Es war das auch kein Wunder: da konnte man z. B. Pockenkranke bei Regenwetter im Freien herumgehen oder sich mit kaltem Wasser und dem schon erwähnten rauhen Schwamm die Haut bearbeiten sehen. Unter solchen Umständen konnte Own, falls sich ihm der Weg nach Brekuso öffnen sollte, auf eine reiche Ernte zählen.

Als deßhalb seine Arbeit in Sesemi ihrem Ende entgegengieng, machte er Abonua den Vorschlag, ihn bei den Okomfo*) in Bre-

*) Okomfo ist dasselbe in Otschi, was Wongtschä in Ga.

kuso einzuführen. Ein kurzer Besuch von beiden eröffnete den Verkehr. Als Owu den Besuch mehrmals wiederholt und mit den Okomfo innige (!) Freundschaft geschlossen hatte, fragte er sie, ob es nicht möglich sei, die Absendung einer Deputation an ihn von ihrer Stadt aus zu veranlassen; ein Theil seines Verdienstes sollte dafür ihnen zufallen. Bald war die Sache abgemacht. In den Unterhandlungen, welche die Okomfo von Brekuso nun mit ihrem König und den Aeltesten pflogen, hatten dieselben aber nicht so leichtes Spiel. Es bildete sich eine Oppositionspartei, die von keinem Fetischmann mehr etwas wissen wollte. Erst kürzlich habe sich ja ein Okomfo aus Date lange bei ihnen aufgehalten, aber bloß um Geld zu erpressen, dann zu verschwinden und schließlich selbst in seiner Heimat an den Pocken zu sterben! Warum denn jetzt noch einmal Geld hinauswerfen für nichts? Die andere Partei wies auf Owu's bisherige Erfolge hin, und durch neue Todesfälle erschreckt, gaben schließlich auch die anderen nach, so daß eine feierliche Einladung an Owu ergehen konnte, der dann natürlich nicht lange auf sich warten ließ. Es wurde ihm ein besonderes Gehöfte eingeräumt, in welchem sich Kwaku und Abonua abwechselnd bei ihm aufhielten.

Unter allen Fetischen von Brekuso ist Akotia („der Kurze") der gefürchtetste; repräsentirt wird er durch einen Steinblock, der etwa 2½ Kubikfuß groß ist. Seine Abzeichen sind sieben hölzerne Knittel. Er ist aber nicht der Hauptfetisch von Brekuso. Dieser heißt Akodschang und wird unweit der Stadt durch einen großen Onja-Baum (Seidenbaumwollenbaum) repräsentirt. Hier wird er auch meistens verehrt. Seine Frau Otudu befindet sich am entgegengesetzten Ende der Stadt. Aber weder Akodschang noch sein Weib sind so gefürchtet, wie Akotia, ihr Sohn. Dieser ist nämlich zugleich Gesandter seines Vaters und durchstreift als solcher bald sichtbar, bald unsichtbar das Land, so daß niemand vor ihm sicher ist. Sichtbar erscheint er als ein kränklicher, röthlich aussehender Mann von mittlerer Größe und hagerer Gestalt. Er ist wortkarg, stottert dazu noch, und da letzteres bei den Negern als Folge oder Zeichen von Bosheit gilt, so ist das schon Grund genug, ihn zu fürchten. Er ist nur mit einem alten Lappen um die Lenden bekleidet und geht still seinen Weg vor sich hin, ohne von jemand Notiz zu nehmen. Seine Strafe ist plötzlicher Tod und eine hier sehr verbreitete Art Aussatz (Adschato). Es ist deßhalb kein Wunder, daß wenn jemand

einem einzeln daherkommenden, die angegebenen Merkmale an sich tragenden Fremden begegnete, er am ganzen Körper zu zittern anfieng und so schnell als möglich die Flucht ergriff. Das Aussehen und Auftreten von Akotia soll so fürchterlich sein, daß, als in öffentlicher Versammlung der Fetische in Kumase die gefangenen Asanteer von den Fetischen der Küste denen von Asante übergeben wurden, bei Akotia's Erscheinen alle Asantefetische die Flucht ergriffen. Man war aber auch nirgends vor ihm sicher. Selbst wenn man unterwegs mit seinem Freund ein vertrautes Wort gesprochen hatte, wurde man ganz unverhofft darüber von Akotia zur Rechenschaft gezogen und mußte schwere Buße zahlen. Ferner leitete dieser gefürchtete Fetisch den Landbau. Kein Bauer in der ganzen Umgegend durfte es wagen, das Buschmesser zum Lichten des Waldes zu rühren, oder den abgehauenen Busch zu verbrennen und die Saat zu bestellen, ehe sein Osofo *) dieses für ihn selber gethan hatte. Noch viel weniger durfte einer von der neuen Yamsfrucht essen, ehe sie Akotia, d. h. dessen Priester, öffentlich gekostet hatte. Alle dergleichen Vergehen und Unterlassungen wurden hart bestraft, indem der Uebertreter vor den Fetisch citirt wurde, um ihn durch ein schweres Opfer an Branntwein, Hühnern und am Ende gar Schafen oder Ziegen zu versöhnen.

Brekuso liegt in einem engen Gebirgsthal, in dessen Rinne ein kleiner Bach rieselt, von dessen Bett an es sogleich steil bergauf geht. Die Stadt befindet sich auf dem nördlichen Ufer desselben und liegt deßhalb so, daß kaum die Hauptstraße etwas ebenen Raum darbietet. Von einem schönen Tanzplatz, wie ihn andere Städte und Dörfer haben, ist daher keine Rede. Denn da die Straße wie überall, so auch hier, öffentlicher Gerichtsplatz (das „im Thor" der Israeliten) ist und Felsblöcke nicht mangeln, so liegen die letzteren zahlreich in derselben herum, um z. B. bei öffentlichen Rathsversammlungen als Sitzplätze zu dienen, auf denen die schwarzen Parlamentsmitglieder sich gerade so wichtig vorkommen, als irgend ein Abgeordneter in London oder Berlin.

Trotz dieser Hindernisse leistete Owu das Möglichste beim Tanzgelage, das gleich nach seiner Ankunft Abends in dieser Straße statt-

*) Osofo ist das Otschi-Wort für das uns schon bekannte Wulomo = Priester.

kuso einzuführen. Ein kurzer Besuch von beiden eröffnete den Verkehr. Als Owu den Besuch mehrmals wiederholt und mit den Okomfo innige (!) Freundschaft geschlossen hatte, fragte er sie, ob es nicht möglich sei, die Absendung einer Deputation an ihn von ihrer Stadt aus zu veranlassen; ein Theil seines Verdienstes sollte dafür ihnen zufallen. Bald war die Sache abgemacht. In den Unterhandlungen, welche die Okomfo von Brekuso nun mit ihrem König und den Aeltesten pflogen, hatten dieselben aber nicht so leichtes Spiel. Es bildete sich eine Oppositionspartei, die von keinem Fetischmann mehr etwas wissen wollte. Erst kürzlich habe sich ja ein Okomfo aus Date lange bei ihnen aufgehalten, aber bloß um Geld zu erpressen, dann zu verschwinden und schließlich selbst in seiner Heimat an den Pocken zu sterben! Warum denn jetzt noch einmal Geld hinauswerfen für nichts? Die andere Partei wies auf Owu's bisherige Erfolge hin, und durch neue Todesfälle erschreckt, gaben schließlich auch die anderen nach, so daß eine feierliche Einladung an Owu ergehen konnte, der dann natürlich nicht lange auf sich warten ließ. Es wurde ihm ein besonderes Gehöfte eingeräumt, in welchem sich Kwaku und Abonua abwechselnd bei ihm aufhielten.

Unter allen Fetischen von Brekuso ist Akotia („der Kurze") der gefürchtetste; repräsentirt wird er durch einen Steinblock, der etwa 2½ Kubikfuß groß ist. Seine Abzeichen sind sieben hölzerne Knittel. Er ist aber nicht der Hauptfetisch von Brekuso. Dieser heißt Akodschang und wird unweit der Stadt durch einen großen Onja-Baum (Seidenbaumwollenbaum) repräsentirt. Hier wird er auch meistens verehrt. Seine Frau Otudu befindet sich am entgegengesetzten Ende der Stadt. Aber weder Akodschang noch sein Weib sind so gefürchtet, wie Akotia, ihr Sohn. Dieser ist nämlich zugleich Gesandter seines Vaters und durchstreift als solcher bald sichtbar, bald unsichtbar das Land, so daß niemand vor ihm sicher ist. Sichtbar erscheint er als ein kränklicher, röthlich aussehender Mann von mittlerer Größe und hagerer Gestalt. Er ist wortkarg, stottert dazu noch, und da letzteres bei den Negern als Folge oder Zeichen von Bosheit gilt, so ist das schon Grund genug, ihn zu fürchten. Er ist nur mit einem alten Lappen um die Lenden bekleidet und geht still seinen Weg vor sich hin, ohne von jemand Notiz zu nehmen. Seine Strafe ist plötzlicher Tod und eine hier sehr verbreitete Art Aussatz (Adschato). Es ist deßhalb kein Wunder, daß wenn jemand

einem einzeln daherkommenden, die angegebenen Merkmale an sich tragenden Fremden begegnete, er am ganzen Körper zu zittern anfieng und so schnell als möglich die Flucht ergriff. Das Aussehen und Auftreten von Akotia soll so fürchterlich sein, daß, als in öffentlicher Versammlung der Fetische in Kumase die gefangenen Asanteer von den Fetischen der Küste denen von Asante übergeben wurden, bei Akotia's Erscheinen alle Asantefetische die Flucht ergriffen. Man war aber auch nirgends vor ihm sicher. Selbst wenn man unterwegs mit seinem Freund ein vertrautes Wort gesprochen hatte, wurde man ganz unverhofft darüber von Akotia zur Rechenschaft gezogen und mußte schwere Buße zahlen. Ferner leitete dieser gefürchtete Fetisch den Landbau. Kein Bauer in der ganzen Umgegend durfte es wagen, das Buschmesser zum Lichten des Waldes zu rühren, oder den abgehauenen Busch zu verbrennen und die Saat zu bestellen, ehe sein Osofo *) dieses für ihn selber gethan hatte. Noch viel weniger durfte einer von der neuen Yamsfrucht essen, ehe sie Akotia, d. h. dessen Priester, öffentlich gekostet hatte. Alle dergleichen Vergehen und Unterlassungen wurden hart bestraft, indem der Uebertreter vor den Fetisch citirt wurde, um ihn durch ein schweres Opfer an Branntwein, Hühnern und am Ende gar Schafen oder Ziegen zu versöhnen.

Brekuso liegt in einem engen Gebirgsthal, in dessen Rinne ein kleiner Bach rieselt, von dessen Bett an es sogleich steil bergauf geht. Die Stadt befindet sich auf dem nördlichen Ufer desselben und liegt deßhalb so, daß kaum die Hauptstraße etwas ebenen Raum darbietet. Von einem schönen Tanzplatz, wie ihn andere Städte und Dörfer haben, ist daher keine Rede. Denn da die Straße wie überall, so auch hier, öffentlicher Gerichtsplatz (das „im Thor" der Israeliten) ist und Felsblöcke nicht mangeln, so liegen die letzteren zahlreich in derselben herum, um z. B. bei öffentlichen Rathsversammlungen als Sitzplätze zu dienen, auf denen die schwarzen Parlamentsmitglieder sich gerade so wichtig vorkommen, als irgend ein Abgeordneter in London oder Berlin.

Trotz dieser Hindernisse leistete Owu das Möglichste beim Tanzgelage, das gleich nach seiner Ankunft Abends in dieser Straße statt-

*) Osofo ist das Otschi-Wort für das uns schon bekannte Wulomo = Priester.

fand. Durch seine gewandten Sprünge und Drehungen wurden natürlich auch andere angesteckt, so daß schließlich alle Anwesenden voll Begeisterung den Platz verließen. Es hieß dann, am nächsten Tage werde wieder getanzt, wobei Owu ein Wunder verrichten werde, eine Nachricht, die sehr bald auch in Sesemi bekannt wurde, von wo daher nicht wenig Neugierige nach Brekuso gewallfahrtet kamen. Die ganze Hauptstraße war besetzt. Owu's Zustand schien in noch höherem Grade der eines Besessenen zu sein, als am Abend vorher. Abonua schlug die Fetischpauke, eine Anzahl Leute trommelte, Gesang und Rumtrinken wechselte ab. Als Owu eine Zeit lang getanzt hatte, verlangte er die Hälfte eines zerbrochenen irdenen Topfes, eine Kürbisschale voll Palmöl und ein Stück eines zerbrochenen Messers. Dann wurde in der Straße zwischen drei Steinen Feuer gemacht, Oel und Eisen in die Scherbe gethan und diese auf's Feuer gesetzt. Als das Oel siedete, erklärte Owu, er wolle das Eisen herausholen, ohne daß es ihn brenne. Richtig, das Eisen wurde zuerst mit einem Stäbchen von Abonua an den Rand der Scherbe gezogen, so daß es ein wenig vorstand, worauf es Owu mit der bloßen Hand erfaßte und es der staunenden Menge zeigte. Dann warf er es wieder in's siedende Oel und tanzte weiter. Kaum hatte sich die Menge von ihrem Staunen ein wenig erholt, als Abonua abermals das Eisen an den Rand der Scherbe hinzog und Owu auf Händen und Füßen herbeikroch, um zum Staunen der Menge das heiße Eisen diesmal mit dem Mund zu fassen und so ein wenig zu tanzen. Daß das Eisen Owu nicht brannte, schrieb natürlich die ganze Gesellschaft der Macht seines Fetisch zu. Hätte aber einer genauer zugesehen, so hätte er gefunden, daß im ersten Fall ihn seine lang vorstehenden Fingernägel, im zweiten aber seine großen, etwas vorstehenden Zähne vor dem Verbrennen schützten. Mit diesen nämlich, nicht mit den Lippen, hatte Owu das Eisen gehalten.

Durch das Verrichten dieser Wunder hatte sich Owu das ganze Vertrauen der Brekusoer erworben. Es war ihm deßhalb ein Leichtes, am folgenden Tage seine Forderungen durchzusetzen. Die Geschenke waren noch bedeutender, als die, welche er in Ojaresa erhalten. Die Erklärung aber, die er nun seinen Fetisch abgeben ließ, gieng dahin: Ueber die Pockenkalamität, warum sie gekommen u. s. w. könne nur der Fetisch Akotia, beziehungsweise der Hauptfetisch Akodschang Auskunft geben.

Welch' wichtiger Aufschluß! Nun wußten also die Schildbürger, woran sie waren!! Manche natürlich waren auch geärgert und enttäuscht, das Ende vom Lied war aber doch, daß man nun allen Ernstes sich für den nächsten Tag auf eine Anfrage an Akotia vorbereitete. Wie schon oben bemerkt, ist Akodschang der Hauptfetisch von Brekuso. Derselbe kann aber nur durch Akotia befragt werden und dieser letztere gibt keinem eine Antwort, der mit leeren Händen kommt. Er verlangt vielmehr als Opfer der Anfragenden einen schwarzen Ziegenbock, nebst dem obligaten Rum, Korn und Palmöl. Vor allem mußte also ein Ziegenbock gesucht und gekauft werden. Zum Glück war einer in Brekuso selber zu haben, sonst wären gewiß mehrere Tage mit Suchen verloren gegangen. Der Eigenthümer machte aber ein gutes Geschäft dabei; denn da ihn die Stadt kaufte, so forderte und erhielt er beinahe das Doppelte des Werthes. So ist es nämlich in Afrika — und natürlich sonst nirgends! — Mode. So konnte also am nächsten Morgen früh der Bock mit seinen Zuthaten dem Osofo (Priester) überbracht werden, und nachdem dieser hievon den Okomfo, d. h. den Sprecher des Akotia benachrichtigt hatte, setzte sich der Festzug nach dem Opferplatze in Bewegung. Akotia's Tempel befindet sich nämlich nicht in Brekuso selbst, er hat überhaupt keinen künstlichen, sondern einen Naturtempel. An einer etwas ebenen Stelle des Sesemi-Weges befindet sich eine Anzahl dünnstämmiger Bäume mittlerer Höhe, deren Laubkronen sich zu einem schönen, grünen Dache wölben. Unter diesem ist der Boden von Gebüsch und Gras gereinigt, eine Anzahl großer Steine laden zum Sitzen ein. In der Mitte befindet sich der den Akotia repräsentirende Stein. Die nächste Umgebung des Tempels ist von Menschenhand kaum berührter, feierlich düsterer Wald, ganz geeignet, die Schauer des Volkes noch zu vermehren. Da der Weg nach Sesemi zugleich auch zum Markt führt, so verbergen sich oft in Zeiten wichtiger Vorgänge die Fetischpriester in diesem Wald, um die Marktweiber in ihren gewöhnlich die Tagesneuigkeiten behandelnden Gesprächen zu belauschen und dann dieselben für ihre Zwecke auszubeuten. Hieher pilgerten also an jenem Tage: 1. das ganze Fetischgesinde, bestehend aus den männlichen und weiblichen Okomfoi und den Wolomoi und ihren Frauen, 2. der König von Brekuso mit den angesehenen Männern der Stadt, 3. einige junge Leute, welche die Bedienten machten. Diese trugen den Bock mit seinen

Zuthaten, sowie Salz, Fufumörser, Koch- und Wassertöpfe, einige Schüsseln und hölzerne Schöpflöffel, sowie Pfeffer und einen Feuerbrand. Auch die Fetischpauke und einige Trommeln durften natürlich nicht fehlen.

Als der Zug am Tempel des Akotia angekommen und die Sachen abgestellt waren, wurden zuerst einige Feuer angezündet, die Kochtöpfe darüber gesetzt und mit Wasser aus dem Bächlein gefüllt. Dann schlachtete der Wulomo, der Held des Tages, mit Hilfe einiger Jünglinge den Bock. Man schnitt dem armen Thier — keineswegs mit Einem Hieb — den Kopf ab und ließ das Blut auf und vor den Stein Akotia's rinnen, alles unter Anrufen des Fetisch mit Pauken- und Trommelschlag. Hierauf wurde das Thier geöffnet. Wäre Akotia ein gewöhnlicher Fetisch, so wäre ihm das ganze Eingeweide zum Opfer geworden. Weil er aber ein Sonderling ist und nur den Inhalt der Eingeweide mag, so wurde das Gedärm selbst den dienenden Jünglingen, ihr Inhalt aber dem Fetisch zu Theil. Das Fleisch dagegen wurde in Stücke zerlegt, die theils unter die Anwesenden nach Körperschaften vertheilt, theils zu einem sofortigen Mahle verwandt wurden. Das Abziehen des Felles hielt man nicht für nothwendig; nur die Haare verbrannte man durch Hinhalten der Stücke an's Feuer.

Nun begannen die Frauen und Jünglinge ihre Kochkunst. Diese gipfelt bei den Negern in der Bereitung einer guten Fleischsuppe mit Zusatz von Pfeffer und Salz, sowie zwiebelähnlichen Gewächsen oder Erd- und Palmnüssen. Heute wurde den Zwiebeln der Vorzug gegeben und als Zukost dazu gesäuertes Welschkornmehl, theils mit theils ohne Palmöl gewählt. Als das Essen in allen Töpfen gar war, wurden diese in Reihe und Glied und zu jedem Topf eine Schüssel des genannten Mehles gestellt. Um jeden Topf gruppirte sich dann eine Anzahl von Leuten, worauf sich der Wulomo erhob, wiederholt eine Hand voll Mehl nahm, damit in die Suppe tauchte und es dann dem Fetisch hinstreute. Dann setzte er sich und fieng an zu essen — natürlich mit den Fingern. Auf dieses Zeichen hatte alles mit Spannung gewartet. Sobald deßhalb der Wulomo den ersten Bissen gegessen hatte, fuhren alle Hände wie mit Einem Schlag auf die Schüsseln und Töpfe los, so daß der Inhalt derselben in gar kurzer Zeit geleert und die Mahlzeit vorüber war.

Zwischen Akotia's Tempel und der Stadt herrschte natürlich

an diesem Tage der regste Verkehr, so daß man in der Stadt genau wußte, wie weit man jetzt mit der oder jener Arbeit sei. Kaum hatten sich daher die Alten zum Essen niedergesetzt, als sich schon einzelne Leute mit ihren Schemeln und Stühlen aus der Stadt einstellten, denen immer größere Gruppen folgten. Denn nun erst sollte ja die Hauptsache losgehen. Der Fetisch hatte seinen Tribut erhalten und sollte nun Rede und Antwort stehen, warum die Pocken gekommen seien, und wie man ihrer los werden könne. Alle Anwesenden bildeten theils sitzend, theils stehend, einen Halbkreis; ihnen gegenüber befanden sich der Sprecher und die Sprecherin des Akotia. Paukenschlag und Trommelwirbel sollten den Fetisch gelaunt machen, die genannten beiden Personen zu ergreifen oder sich von ihnen ergreifen zu lassen. Als Unterstützung der Musik schrie oder sang die Menge hie und da in Otschi: »Onjame moa wong,« d. h. Gott*) helfe ihnen! nämlich dem Sprecher und der Specherin. Musik und Gesang verstummten von Zeit zu Zeit, um auch die Schnapsflasche zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Akotia gab etwas von dem ihm geweihten Rum zum Besten und viele angesehene Zuschauer hatten ebenfalls welchen mitgebracht. Dem bereits tanzenden Paar (sie waren nicht Mann und Frau) wurde ebenfalls Rum angeboten, von ihnen aber nur über den Leib hinunter geschüttet. So trinkt ihn ja der Fetisch.

Schon war geraume Zeit verstrichen, als man endlich aus den Geberden der beiden ersehen konnte, daß Akotia anwesend und geneigt sei, seinen Willen zu äußern. Es bot sich nun den Okomfo als den Leitern des Volkes die schönste Gelegenheit dar, der versammelten Menge eine Moralpredigt zu halten; aber der geneigte Leser wird erstaunt sein, zu hören, was sie von dieser Gelegenheit für einen Gebrauch machten. „Wenn deine Kinder dir nicht gehorchen, wirst du nicht zornig? Züchtigst du sie nicht? Weiß man nicht, daß mein Vater (Akodschang) das Schnecken- und Krabbenessen ver-

*) Das Volk setzt nämlich voraus, daß ohne Hilfe Gottes kein Okomfo seine Künste aufführen kann. Ja, die Fetischmänner würden mit ihrem Treiben überhaupt keinen Eingang und Glauben finden, wenn sie nicht beständig auch noch den Namen Gottes (Otschi: Onjame, Ga: Njongmo) für ihre Zwecke mißbrauchen und so dem leeren Hokuspokus den Heiligenschein des Religiösen geben würden. Denn das ganze Fetischwesen ist nichts weniger als die „Religion“ der Neger.

abscheut? Ist's nicht bekannt, daß er keinen Hund leiden kann? Warum läßt man die rothen Ziegen und die mit Baßstimme krähenden Hähne am Leben? Warum erlaubt man mit Messingbecken am Bach Wasser zu holen? rc. rc." Solche und ähnliche Vorwürfe — das war alles! Der letzte dieser Aussprüche freilich hatte einen guten Sinn: er war gegen die Dienstboten der christlichen Missionare und gegen die Anstaltsmädchen im nahen Abokobi gerichtet, denen hiemit, da gerade das Wasser rar war, das Schöpfen aus jener Quelle untersagt werden sollte. Mit den rothen Ziegen aber war es auf einen reichen Bürger abgesehen, der viele dieser Thiere besaß und dessen Reichthum man ein wenig beschneiden wollte. Sinnloser schon war das auf die unschuldigen Hähne sich Beziehende, die angeblich durch ihr auffallendes Krähen das Pockengespenst immer wieder herbeilocken sollten. Das Verbot des Schnecken- und Krabbenessens war vollends ein willkürlicher Unsinn, da die betreffenden Thierchen dem Neger ein gesundes, wohlschmeckendes und billiges Nahrungsmittel abzugeben pflegen.

Einerlei! Nun hatte man doch wenigstens den Grund erfahren, warum die schreckliche Krankheit über das Dorf hatte kommen dürfen. Akotia hatte seines Vaters gerechten Zorn als Ursache genannt; Akodschang mußte also vor allen Dingen ausgesöhnt werden. Hiezu verlangte Akotia außer vielen andern Dingen auch einen Ochsen als Opfer. Nun wurde wieder in bekannter Weise unterhandelt, aber Akotia blieb in der Hauptsache fest, nur in den Nebensachen gab er nach. Wiederholt kratzten sich die Alten hinter den Ohren und meinten, einen wilden Ochsen von dem 5 Stunden entfernten Asarebodsche*) nach Brekuso zu führen, sei für sie unmöglich; allein Akotia beharrte auf seiner Forderung. Endlich wurde die Unterhandlung von Seiten der Alten mit der Erklärung geschlossen, sie wollten es einmal versuchen.

*) Hier ist einer von den wenigen Viehhöfen der Ga-Ebene. Das Vieh wird bloß als Schlachtvieh, nicht zum Milchgeben gehalten. Da es den ganzen Tag im Freien sich selbst überlassen seinem Futter nachgeht und nur bei Nacht zum Schutz gegen Leoparden in eine Hürde getrieben wird, pflegt es sehr wild zu sein und höchstens seinem gewöhnlichen Hüter einigermaßen zu gehorchen. Nur bei großem Fleischmangel oder festlichen Gelegenheiten ermannen sich mehrere Ortschaften miteinander, einen Ochsen zu kaufen und zu schlachten. Gewöhnlich werden die Thiere nur als Proviant an Kriegsschiffe oder englische Militärschlächtereien verkauft.

Man war nun fertig mit der Befragung des Fetisch und wußte, was man zu thun hatte, um diesen zufrieden zu stellen, und da es bereits der Dämmerung zugieng, so machte sich die ganze Gesellschaft auf, um im Gänsemarsch Brekuso zuzueilen, wo noch bis spät in die Nacht hinein vom jungen Volke fortgetrommelt und getanzt wurde.

Als das Tanzen endlich vorüber war, und die Tänzer kaum zur Ruhe gegangen waren, begann ein anderes Treiben. Hie und da hörte man unterdrücktes Ziegengeschrei, Leute mit Tragkörben auf dem Kopf verließen so heimlich sie konnten die Stadt. Es waren Eigenthümer rother (hellbrauner) Ziegen, die dieselben vor dem Messer irgend eines Liebhabers oder auch Fanatikers in Sicherheit bringen wollten. Einige versteckten dieselben auf ihren Plantagen, andere wollten noch sicherer vor dem Verlust sein und trugen sie in aller Eile in ein anderes Dorf, um sie dort zu verkaufen. Aber nicht allen gelang dieses Flüchten. Jener obenerwähnte Reiche z. B. konnte es nicht verhindern, daß am Morgen einige junge Kerle über seine braunen Ziegen herfielen und dieselben abschlachteten. Zwar hatte er den Hauptgenuß des Fleisches, doch war es ein ziemlich bedeutender Verlust für ihn, da nicht allein die Fetischsippschaft und die Stadtältesten, sondern noch viele andere mitaßen. Da auch mancher unschuldige Bassist aus der Hahnenwelt sein Leben lassen mußte, so führte mehrere Tage lang die ganze Stadtbevölkerung ein schwelgerisches Wohlleben, wobei natürlich die Rumverkäufer den größten Nutzen hatten. Weniger erfolgreich war das Verbot des Wasserschöpfens mit den Messingbecken, weil man in Abokobi sich einfach an dasselbe nicht kehrte und die Heiden weise genug waren, die Sache nicht weiter zur Sprache zu bringen, da über den weißen Mann und seine Leute der Fetisch ja doch keine Macht hat.

Als die Fetischmänner in den anderen Städten des Akwapemgebirges von dem lustigen Treiben in Brekuso hörten, versuchten sie ähnliche Verbote zu erlassen. In Aburi z. B. gelang es ihnen, die junge Mannschaft so zu fanatisiren, daß sich der englische Civil-Commandant von Akkra an Ort und Stelle begeben mußte, um dem Unfug ein Ende zu machen. Die mit Gewalt weggenommenen Ziegen und Hähne mußten ersetzt, der Wasserplatz für jedes Geschirr freigegeben, das Halten von Hunden und Schweinen erlaubt und das Backen oder Sieden des Welschkornbrodes jedem freigestellt sein.

Somit hatte sich die Fetischzunft durch ihren Fanatismus, d. h. durch ihre Habgier und Genußsucht, nur eine schwere Niederlage zugezogen. Was früher nur die Kühneren sich im Stillen erlaubt hatten, das genoß jetzt gesetzlichen Schutz.

In Brekuso stand aber die Hauptschwelgerei erst noch bevor. Akodschang hatte ja einen Ochsen verlangt, und wenn's beim Opfern eines Bockes schon so herrliche Tage absetzte, wie hoch mußte es erst hergehen, wenn ein Ochs geschlachtet wurde! Diese Aussicht war gewiß der Hauptgrund, daß man dem Fetisch seinen Willen that. Das erste war nun, daß der Stadthäuptling an den nächsten Viehhof (nach Asarebodsche) eine Kommission absandte, um ein passendes Thier zu kaufen. Als diese Gesandtschaft wieder heimkam und berichtete, daß sie ein Thier gefunden und über den Preis mit dem Eigenthümer einig geworden, wurde zuerst berathen, ob man nicht jetzt eine Steuer einziehen solle, um alle diese Auslagen gleich zu decken. Man erachtete dieses Vorhaben aber zuletzt als Zeitverlust und fand es besser, den bereits eingeschlagenen Weg weiter zu gehen, daß nämlich der König mit den Aeltesten das Geld vor der Hand bei einem reichen Manne der Stadt entlehnen und dann später sämmtliche Bewohner zur Abzahlung der Schuld das Ihre beitragen sollten. Nun wurde der Anführer *) der jungen Mannschaft herbeschieden und gefragt, wann er mit seinen Leuten den Ochsen in Asarebodsche holen wolle. Er erklärte, erst am übernächsten Tage gehen zu können, da er sich doch zuvor nach Stricken umsehen müsse, um das Thier damit zu fesseln. So wurde ihm befohlen, am nächsten Abend beim König die Kaufsumme (16 Dollars) abzuholen. Unserem Feldhauptmann wurde es indessen nicht leicht, Seile zu erhalten. Mußte er doch seine Nachfrage bis zu den Missionaren in Abokobi ausdehnen, wo man **) aber erklärte, daß man für Fetischopfer nichts hergebe. Als er dann doch endlich die nöthigen Seile aufgetrieben hatte, entbot er seine Mannschaft, sich am nächsten Morgen vor Tagesanbruch mit ihm nach dem Viehhof zu begeben.

*) In jedem Negerdorf ist ein Maugtsche oder Ortsvater. Ihm zur Seite steht der Rath der Alten gleichsam als gesetzgebende Körperschaft, während die Exekutive von der jungen Mannschaft gebildet wird, welche unter ihrem Hauptmann (Asafoadsche) die Beschlüsse des Ortsvaters und der Aeltesten auszuführen hat.

**) D. h. der Verfasser.

Wie die Brekusoer ihr zweijähriges Rind heimgebracht haben, ist Schreiber dies nicht bekannt. Wollte er aus anderswo gemachten Erfahrungen das Bild vervollständigen, so müßte er dem Leser zeigen, wie eine solche Kompagnie, an Ort und Stelle angekommen, höchst rathlos dagestanden, weil keiner der Helden dem Thiere zu nahen und es zu binden verstand oder wagte, bis endlich der Kuhhirte sich gegen einige Mark (!) Trinkgeld herbeiließ, dieses Geschäft für sie zu verrichten; wie man dann das Thier statt an Hörnern und Vorderfüßen am Hals und einem der Hinterfüße fesselte, wie sowohl vorn als hinten je ein halb Dutzend der Bursche festhielten; wie das Thier aber wiederholt die letzteren zu Boden schnellte, ja endlich das hintere Seil zerriß und zornwüthig die vorderen Anführer verfolgte, so daß diese sich in das Dickicht des Waldes verstecken mußten; wie das Thier dann das Weite suchte und von den Bewohnern eines in Allarm gesetzten Dorfes endlich niedergeschossen und am Abend statt im Triumph, wie man erwartete, in aller Stille auf einem (dem Miss. Seeger) entwendeten Karren von den Helden des Tages in's heimatliche Dorf geschoben wurde. Hoffentlich war das Thier, mit dem es die junge Heldenschaar von Brekuso zu thun hatte, weniger stark oder giengen sie etwas klüger zu Werke, immerhin wird es für sie ein Tag der höchsten Anstrengung gewesen sein und werden viele erst wieder aufgeathmet haben, als sie den Ochsen Abends spät vor dem Tempel des Akodschang in Brekuso angebunden hatten.

Akodschang besitzt zwei Tempel; der eine davon gleicht dem von Akotia, nur ist er viel erhabener, da die Bäume, welche ihn bilden, größer sind und einen majestätischen Eindruck auf den Beschauer machen. Er befindet sich etwas östlich vom Städtchen, der andere — mit Händen gebaute — im Städtchen selbst. Der letztere hat den Zweck, es dem Volke bequem zu machen, da es in der Regenzeit zu beschwerlich wäre, in den Wald hinauszugehen. Wie stellt sich aber der werthe Leser den von Menschenhänden gemachten Tempel vor? Er höre und staune! Ein Raum von ca. 40 Fuß Länge und 16 Fuß Breite ist mit dürren Palmzweigen eingezäunt und zwischen zwei Stadtviertel hineingeschoben. An dem einen schmalen Ende stößt er an die Hauptstraße, wo auch der Eingang sich befindet. Derselbe führt in einen ebenfalls eingezäunten, schmalen Gang, der einen Langseite parallel, von dem einen Schmalende bis fast zum andern, wo er sich nach der anderen Seite wendet und wieder zurück-

führt und in der Nähe der Straße in einen engen, viereckigen, besonders eingezäunten Raum, den eigentlichen Tempel, leitet. Einige alternde Bäume, ein mit Sand gefüllter Topf und ein mit weißer Erde angemalter Schemel repräsentiren den Fetisch. In der Nähe des äußeren Zaunes sind im Lauf der Zeit auch einige Töpfe mit Wasserpflanzen auf Dreizacken von theilweise grünenden Stecken aufgepflanzt. Hier also wurde der Ochse angebunden, um seines Schicksals zu harren.

Die beiden nächsten Tage galten der Vorbereitung. Von der jungen Mannschaft wurden sie zum Herbeischaffen von Lebensmitteln, vom Klubb der Okomfo aber zu allerlei Abkartungen benutzt. Der Festtag selber wurde zum größten Theil, da es ein schöner Tag war, im Naturtempel des Akodschang zugebracht. Dort wurde der Ochse geschlachtet und auch das offizielle Mahl gehalten, vom Blut und der Opferspeise aber auch in den andern Tempel etwas gebracht. In diesen hineinzugehen ist aber nur dem Wulomo erlaubt. Daß heute Akodschang's Sprecher und Sprecherin wie Wulomo den Dienst zu thun hatten, ist selbstverständlich. Da es bei dem Ochsen größere Theile gab, als beim Bock, und der Opferplatz nicht weit von der Stadt ist, so setzte das Theilen keinen geringen Spektakel ab, und es vergiengen mindestens ein paar Stunden, bis jedes berechtigte Familienhaupt sein ihm zufallendes Stück Fleisch und seine Portion Eingeweide erhalten hatte. Doch gieng's zum Glück noch ohne Schlägerei ab. Mit Ausnahme des Felles und der Hörner wurde das ganze Thier, soweit es nicht dem Fetisch anheimgefallen war, an diesem Tage noch aufgezehrt. Dann tanzten zuerst Akodschang's Sprecher und Sprecherin, dann noch viele andere Okomfo mit ihnen, dann schließlich jedermann, der Lust hatte, Männer und Frauen untereinander. Man war so ausgelassen, als möglich; an die Pocken dachte kein Mensch mehr. Flasche um Flasche wurde geleert, und was sonst vielleicht noch alles abseits und im Verborgenen geschah, davon schweigen wir lieber. Es sei genug an der Bemerkung, daß beim Aufbruch nur wenige da waren, die nicht mehr oder weniger betrunken waren.

Was hatte denn nun aber Owu eigentlich gegen die Pocken gethan? Nun, er hatte bekannt gemacht, daß bei Akodschangs Sprecher ein Amulet zu haben sei, das sicher davor schütze. Es war eine durchbohrte Palmnuß, die man an einer Schnur von Baumbast

um den Hals tragen sollte. In der Stille freilich hatte er auch noch nach bestem Wissen seinen ärztlichen Rath gegeben, der denn auch von vielen mit Erfolg angewandt wurde, aber natürlich nur dazu dienen mußte, sein Ansehen als Wongtschä zu vermehren.

Das indische Schulwesen.

Von W. Schmolck.

Einen indischen Missionar wandelt bisweilen etwas wie Eifersucht an, wenn europäische Zeitungen so viel über die Kulturfortschritte Japans berichten und von Indien so wenig zu melden wissen, während er sich doch beim Lesen solcher Nachrichten sagen muß: »Tout comme chez nous!«

Auf deutschen und französischen, aber namentlich auf englischen Universitäten, begegnen uns neben jungen Japanern zuweilen auch Repräsentanten des alten Kulturlandes Indien, deren Wohlgestalt und edle Gesichtsbildung uns doch viel sympathischer ist, als der fremdartige Typus jener. Wir fühlen uns unwillkürlich zu den uns stammverwandten Hindus mehr hingezogen, und die tragische Geschichte des in der Bildung einst so hoch stehenden Hinduvolkes, — das Wiederaufleben seiner im Alterthum so glänzenden Kultur durch den jetzigen ununterbrochenen Einfluß abendländischer Bildung und das Wiedererwachen des so tief religiös angelegten Volkes zum Suchen nach Wahrheit und Licht, die mit Macht sich bahnbrechende Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der verrotteten gesellschaftlichen Zustände in Familie und Kaste, — alles dies und noch viele andere Zeichen eines neu anbrechenden Morgenroths verdienen unsere vollste Theilnahme.

Was uns Deutschen eine unbefangene Würdigung der Fortschritte Indiens in Kultur und religiösem Leben oft so schwer macht, das ist ein manchmal bis zur Widerlichkeit sich steigerndes Vorurtheil gegen alles Englische. Einem aus Indien zurückgekehrten Missionar wenigstens tritt dieser Widerwille gar oft entgegen in allerlei nur selten berechtigten Verdächtigungen und Be-

führt und in der Nähe der Straße in einen engen, viereckigen, besonders eingezäunten Raum, den eigentlichen Tempel, leitet. Einige alternde Bäume, ein mit Sand gefüllter Topf und ein mit weißer Erde angemalter Schemel repräsentiren den Fetisch. In der Nähe des äußeren Zaunes sind im Lauf der Zeit auch einige Töpfe mit Wasserpflanzen auf Dreizacken von theilweise grünenden Stecken aufgepflanzt. Hier also wurde der Ochse angebunden, um seines Schicksals zu harren.

Die beiden nächsten Tage galten der Vorbereitung. Von der jungen Mannschaft wurden sie zum Herbeischaffen von Lebensmitteln, vom Klubb der Okomfo aber zu allerlei Abkartungen benutzt. Der Festtag selber wurde zum größten Theil, da es ein schöner Tag war, im Naturtempel des Akodschang zugebracht. Dort wurde der Ochse geschlachtet und auch das offizielle Mahl gehalten, vom Blut und der Opferspeise aber auch in den andern Tempel etwas gebracht. In diesen hineinzugehen ist aber nur dem Wulomo erlaubt. Daß heute Akodschang's Sprecher und Sprecherin wie Wulomo den Dienst zu thun hatten, ist selbstverständlich. Da es bei dem Ochsen größere Theile gab, als beim Bock, und der Opferplatz nicht weit von der Stadt ist, so setzte das Theilen keinen geringen Spektakel ab, und es vergiengen mindestens ein paar Stunden, bis jedes berechtigte Familienhaupt sein ihm zufallendes Stück Fleisch und seine Portion Eingeweide erhalten hatte. Doch gieng's zum Glück noch ohne Schlägerei ab. Mit Ausnahme des Felles und der Hörner wurde das ganze Thier, soweit es nicht dem Fetisch anheimgefallen war, an diesem Tage noch aufgezehrt. Dann tanzten zuerst Akodschang's Sprecher und Sprecherin, dann noch viele andere Okomfo mit ihnen, dann schließlich jedermann, der Lust hatte, Männer und Frauen untereinander. Man war so ausgelassen, als möglich; an die Pocken dachte kein Mensch mehr. Flasche um Flasche wurde geleert, und was sonst vielleicht noch alles abseits und im Verborgenen geschah, davon schweigen wir lieber. Es sei genug an der Bemerkung, daß beim Aufbruch nur wenige da waren, die nicht mehr oder weniger betrunken waren.

Was hatte denn nun aber Owu eigentlich gegen die Pocken gethan? Nun, er hatte bekannt gemacht, daß bei Akodschangs Sprecher ein Amulet zu haben sei, das sicher davor schütze. Es war eine durchbohrte Palmnuß, die man an einer Schnur von Baumbast

um den Hals tragen sollte. In der Stille freilich hatte er auch noch nach bestem Wissen seinen ärztlichen Rath gegeben, der denn auch von vielen mit Erfolg angewandt wurde, aber natürlich nur dazu dienen mußte, sein Ansehen als Wongtschä zu vermehren.

Das indische Schulwesen.

Von W. Schmolck.

Einen indischen Missionar wandelt bisweilen etwas wie Eifersucht an, wenn europäische Zeitungen so viel über die Kulturfortschritte Japans berichten und von Indien so wenig zu melden wissen, während er sich doch beim Lesen solcher Nachrichten sagen muß: »Tout comme chez nous!«

Auf deutschen und französischen, aber namentlich auf englischen Universitäten, begegnen uns neben jungen Japanern zuweilen auch Repräsentanten des alten Kulturlandes Indien, deren Wohlgestalt und edle Gesichtsbildung uns doch viel sympathischer ist, als der fremdartige Typus jener. Wir fühlen uns unwillkürlich zu den uns stammverwandten Hindus mehr hingezogen, und die tragische Geschichte des in der Bildung einst so hoch stehenden Hinduvolkes, — das Wiederaufleben seiner im Alterthum so glänzenden Kultur durch den jetzigen ununterbrochenen Einfluß abendländischer Bildung und das Wiedererwachen des so tief religiös angelegten Volkes zum Suchen nach Wahrheit und Licht, die mit Macht sich bahnbrechende Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der verrotteten gesellschaftlichen Zustände in Familie und Kaste, — alles dies und noch viele andere Zeichen eines neu anbrechenden Morgenroths verdienen unsere vollste Theilnahme.

Was uns Deutschen eine unbefangene Würdigung der Fortschritte Indiens in Kultur und religiösem Leben oft so schwer macht, das ist ein manchmal bis zur Widerlichkeit sich steigerndes Vorurtheil gegen alles Englische. Einem aus Indien zurückgekehrten Missionar wenigstens tritt dieser Widerwille gar oft entgegen in allerlei nur selten berechtigten Verdächtigungen und Be-

krittelungen alles dessen, was die Engländer in und an Indien thun. Die Ursachen dieser uns Deutschen, die wir sonst doch alles Ausländische wohl zu würdigen wissen, nicht eben Ehre machenden Erscheinung wollen wir hier nicht untersuchen. Es genüge, darauf hinzuweisen, wie schädlich auch in Beziehung auf eine gerechte Beurtheilung des indischen Missionswesens diese Abneigung gegen alles Englische wirken muß.

Als vor etlichen Jahren ein Aufstand der Muhammedaner in Malabar zu befürchten stand, da fand die allgemeine Stimmung der Hindus ihren Ausdruck in den Worten: „Wenn's losgeht, stehen wir auf englischer Seite!“ Warum das? Einfach weil in dem Gedächtnisse Vieler die Erinnerung fortlebt an die Schreckensherrschaft Tipu's, welcher die Malabaren zu Tausenden hinschlachten, andere mit Gewalt beschneiden, ihr wunderbar schönes Land aber in eine Einöde verwandeln ließ, wovon heute nach 100 Jahren noch Spuren genug zu sehen sind. Man hört in Indien freilich auch Stimmen, welche tiefe Unzufriedenheit mit der englischen Regierung ausdrücken, aber sie kommen doch meist aus dem stark muhammedanisirten Norden des Landes. Bekannt ist, daß Südindien während der Meuterei des Jahres 1857 fast ganz ruhig blieb.

Um vor allem einen Begriff davon zu kriegen, wie es in Südindien mit dem Schulwesen bestellt war, ehe die Regierung und Mission eingriffen, wollen wir einmal eine echte malabarische Dorfschule alten Schlages besuchen, wie sie sich bis heute noch da und dort im Lande erhalten haben. Wir treten in das rings von Palmengärten umgebene Dorf und fragen nach dem Schulhause. Da weist man uns ein größeres, niederes Gebäude, das aus nackten Erdmauern mit einem Palmblätterdache besteht und nach der einen Seite hin vollständig offen ist. Mit unseren europäischen Begriffen hätten wir das Gebäude eher für alles andere halten können, als für eine Schule; aber das uns aus demselben entgegentönende Durcheinander von kreischenden Kinderstimmen läßt uns nicht lange im Zweifel, daß wir es mit einem solchen Tempel der Weisheit zu thun haben, und zwar mit einem, der von der abendländischen Kultur noch gänzlich unbeleckt ist.

In der Mitte der Rückwand thront auf einer kleinen Plattform auf seiner Matte mit unterschlagenen Beinen der bebrillte, alte „Guru“ (Lehrer), in der Rechten ein wahres Prachtexemplar

des in nächster Nähe des Dorfes in üppiger Fülle wachsenden Rohrs, in der Linken ein mit Sanskrit beschriebenes Palmblatt. Um ihn herum kauert eine Gruppe Knaben, denen er Sanskritworte und -Strophen vorsagt, die sie dann im Chor aus Leibeskräften nachschreien, bis die Sache endlich „sitzt," während eine zweite Gruppe daran arbeitet, mit dem eisernen Griffel allerlei Schriftzeichen in Palmblätter einzukritzeln und eine dritte — die der ABC-Schützen — am Boden sitzend große Buchstaben in den Sand malen, zugleich mit aller Macht die betreffenden Laute herausschreiend. Endlich finden wir noch eine Anzahl älterer Schüler, jeden für sich mit einer anderen Uebung beschäftigt. Man denke sich nun so 60 junge Hindus von allen Altersstufen, jeder laut lernend und übend, ohne jegliche Lehrmethode und ohne jeglichen Klassenunterricht, jeder täglich eben gerade da weiter lernend, wo er gestern stehen blieb, ohne Rücksicht auf seinen Nachbar, so kann man sich einigermaßen vorstellen, was das Resultat des Schulbesuches sein muß. Meist brauchen die Kinder zwei Jahre, bis sie nur nothdürftig lesen können, obgleich die Mehrzahl begabt ist. Haben sie sich diese Kunst endlich angeeignet, so bestehen die weiteren Studien fast ausschließlich in der künstlichen und gewaltsamen Ueberladung des Gedächtnisses mit allerlei unverdaulichem, wo nicht schädlichem Kram. Da werden hunderte von Versen auswendig gelernt, die so mit Sanskrit gespickt sind, daß oft das Ganze völlig unverstanden bleibt. Das Gedächtniß wird auf diese Weise wunderbar, aber eben auf Kosten der übrigen geistigen Fähigkeiten ausgebildet. Wir kannten einen auf diese Weise geschulten Mann (er ist jetzt noch Lehrer in einer Missionsschule), bei dem wir uns selbst überzeugten, daß er das Tschanäkia sütram mit 2372, das Pantschatantram mit 2104, das Sambhawa Parvam mit 3741 Strophen so gut auswendig wußte, daß wir ihn, obgleich wir Jahre lang mit ihm fast täglich in der Schule verkehrten, nie mit einem Buche in der Hand sahen; er konnte über diese Bücher, d. h. über ihren Inhalt und Grammatik 2c. völlig frei nach dem Gedächtniß dociren! Und doch war dies nur ein kleiner Theil dessen, was er auswendig wußte.

Man kann sich denken, daß wo der ganze Lehrstoff aus bloßem Gedächtnißkram besteht, es um die erzieherischen Leistungen der Schule armselig bestellt sein muß. Vielfach besteht dieser Memorirstoff aus theils faden, theils unmoralischen Göttergeschichten, welche den Aber-

glauben befördern und die Phantasie beflecken. Nebenbei lernen die Schüler noch ihren „Guru" wie einen Gott verehren. (Ein einfacher Schreiner las uns einst ein sehr schwunghaftes Gedicht vor, das er zur Verherrlichung seines Guru gemacht hatte, worin der alte Guru mindestens einem Gott gleichgestellt wurde.) Selbst bei philosophisch geschulten und in der alten Hinduliteratur sehr bewanderten Leuten kommt es doch kaum zu einer eigentlichen Geistes- und Herzensbildung und von der idealen Geistesrichtung der alten Indier ist bei dem jetzigen Geschlecht, auch wo es von fremdem Einfluß frei geblieben ist, kaum mehr eine Spur zu entdecken. Gewöhnlich sind sie Anhänger einer vedantistisch-pantheistischen Weltanschauung, gepaart mit einem traurigen Pessimismus und Fatalismus, der jede ideale Regung im Keime erstickt.

Das weibliche Geschlecht war mit seltenen Ausnahmen von aller Schulbildung ausgeschlossen. (Eine Ausnahme machen die Najermädchen in Travankor.)

So standen die Sachen, als die ersten Missionare den indischen Boden betraten. Bei dem so weit verbreiteten Vorurtheil der Alten gegen alles Neue und namentlich bei ihrer Gleichgültigkeit gegen die Predigt des Evangeliums kamen die Missionare nothgedrungen auf den Gedanken, durch Schulen auf die empfänglichere Jugend einzuwirken. In diesen Bestrebungen wurden sie sehr oft durch ernstgesinnte englische Beamte und deren Frauen und Töchter unterstützt. Der Anfang war ungemein schwierig. Oft kam es vor, daß, weil der Missionar einen Jungen aus niederer Kaste in die Schule aufnahm, sämmtliche Knaben die Schule verließen. Meistens mußte der Missionar einen heidnischen Lehrer anstellen, weil sonst kein Schüler geblieben wäre. Die Beharrlichkeit der Missionare wurde auf die härtesten Proben gestellt. Heute hier vertrieben, fiengen sie morgen an einem anderen Orte von Neuem an. So lange die Leute irgend welches selbstische Interesse bei den Missionaren vermutheten (wie viele wurden doch für verkappte Agenten der Regierung gehalten!), gieng es sehr schwer, und nur langsam überzeugten sich die Leute von der Uneigennützigkeit der Missionare.

Dazu kam, daß die Regierung, d. h. die ostindische Kompagnie, anfangs diesen christlichen Unternehmungen sehr argwöhnisch, wo nicht feindselig gegenüberstand, ohne doch selbst etwas für den allgemeinen Volksunterricht zu thun. Als sie dann in den 50er Jahren

aus dieser Unthätigkeit erwachte, erklärte sie allerdings, daß wo durch Privatthätigkeit (also in erster Linie durch Missionsschulen) hinreichend für Erziehung gesorgt werde, sie dieselbe unterstützen und ihr in keiner Weise Konkurrenz machen wolle. Eine ganz neue Zeit aber brach an, als in Folge der indischen Meuterei (1857) die Kompagnie ihre Herrschaft über Indien an die englische Regierung abtreten mußte. Die Zahl der Schulen wuchs ungeheuer. Die Hilfsgelder, welche die Regierung allen Privatschulen gewährte, weckten den Spekulationsgeist zahlreicher Lehrer und Nichtlehrer. Viele Hindus, die das Zeug zum Lehren hatten oder zu haben glaubten, warfen sich mit Macht auf die Schulmeisterei. Gewöhnlich sammelten sie aus ihrer Verwandt- oder Nachbarschaft ein Häuflein Kinder um sich und fiengen, so gut es eben gehen wollte, eine Schule in europäischem Stil an. Natürlich war die Ertheilung von Hilfsgeldern an Bedingungen geknüpft. Jeder Lehrer mußte gewisse Tabellen führen und sie dem Regierungsschulinspektor zur Kontrolle vorlegen und einmal jährlich seine Schule examiniren lassen. Je nach den Leistungen des einzelnen Lehrers wurde dann der grant, wie man diese Hilfsgelder nennt, bemessen. Es bestehen vier Stufen des Examens und die Anforderungen entsprechen auf jeder Stufe so ziemlich denjenigen an eine gute deutsche Volksschule. Dadurch mochte ein Schüler, wenn er alle vier Prüfungen (die letzte zweimal) bestand, seinem Lehrer innerhalb seiner Schulzeit ca. 70 M. oder, wenn er auch im Englischen sich prüfen ließ, gegen 100 M. einbringen. Dies war also bei einigem Lehrgeschick und hinreichender Schülerzahl ein ziemlich einträgliches Geschäft für den wegen seiner Genügsamkeit berühmten Hindu. Natürlich war von Schulgeld unter solchen Umständen keine Rede. „Was, auch noch Schulgeld sollen wir zahlen, verdient denn der Schulmeister nicht jedes Jahr ein schönes Stück Geld durch unsere Kinder?“ „Was machen die Schulmeister doch Geld durch unsere Kinder! Sollten wir nicht auch etwas davon haben?“ Das sind Aeußerungen, die wir selbst wiederholt gehört haben.

Wie Pilze wuchsen nun die Schulen aus der Erde. Alles wollte schulmeistern, und die Regierungsschulinspektoren sammt ihren Gehilfen waren Jahr aus, Jahr ein auf der Fahrt von Schule zu Schule, und es läßt sich denken, welche Arbeitslast auf diesen Männern lag, da sie oft Distrikte, so groß als Baden und Württemberg

zusammen, sich zugewiesen sahen. Bei dieser fieberhaften Aufregung mußten natürlich allerlei Uebelstände mit unterlaufen. Einmal waren viele Lehrer elende Subjekte, die die Tabellen fälschten, um dadurch größere Verwilligungen zu erlangen, oder die die eingebornen Gehilfen des Inspektors bestachen, daß sie ihnen durch die Finger sahen &c.; sodann waren die eingebornen Unterinspektoren manchmal Leute von zweideutigem Charakter, die sich gegen mißliebige Lehrer allerlei Bedrückungen erlaubten oder sich Begünstigung solcher Lehrer, die ihnen Geschenke machten, zu Schulden kommen ließen, so daß die guten Absichten der Regierung vielfach vereitelt wurden. Sind auch die europäischen Inspektoren wohl durchweg ehrenwerthe, der Bestechung unzugängliche Männer, so sind sie eben doch vielfach, wie sich einer unter ihnen einmal ausdrückte, „verkauft unter diese Bande von Unterbeamten," die alle mehr oder weniger Geschenke nehmen und die Person ansehen. Noch im letzten Jahr mußte ein uns wohlbekannter Unterinspektor wegen Unterschlagung von Diätengeldern entlassen werden; über einen anderen kursiren im Lande so schmähliche Gerüchte, daß man kaum begreift, wie er sich noch halten kann. Manche Opfer seiner Ungerechtigkeit finden sich im Lehrerstande jener Provinz; sie alle müssen aber schweigen, so lange er noch der gewaltige und gefürchtete Mann ist.

Durch solche Erfahrungen hat sich die Regierung zu verschiedenen Maßregeln veranlaßt gesehen; die Kontrolle wurde verschärft, die Anforderungen an Lehrer und Schüler gesteigert, allenthalben das Institut der „inspizirenden Schulmeister" eingeführt, deren Aufgabe darin bestand, je etwa 30 ihnen zugewiesene Schulen eines Amtsbezirkes Tag für Tag der Reihe nach zu besuchen, den Unterricht und die Führung der Tabellen zu überwachen und den Lehrern rathend an die Hand zu gehen. Aber auch unter diesen finden sich solche, die zum Nachtheil der Regierungskasse unter Einer Decke mit schlechten Lehrern spielen und sich dann mit denselben in den Raub theilen, wofür wir eine Reihe von Belegen beibringen könnten. Nichtsdestoweniger aber hat diese Einrichtung Nutzen geschafft, insbesondere was Ordnung im Schulbesuch und was den methodischen Unterricht betrifft. Endlich wurden eine große Anzahl Lehrerseminare eröffnet, wo nicht nur jüngere Zöglinge zu Schullehrern ausgebildet werden, sondern wo auch schon angestellte Lehrer aus dem aktiven Dienst eine Zeit lang eintreten und sich in Methodik &c.

einleiten lassen, um dann das Staatsexamen nachzuholen. Zu diesem Zwecke ertheilt die Regierung besondere Stipendien.

Es war von Anfang an die Absicht der Regierung gewesen, mit den jährlich so bedeutenden Hilfsgeldern nur den Anstoß zu einer Bewegung zu geben, und wenn die Leute einmal den Werth des Unterrichts schätzen gelernt hätten, sich nach und nach wieder zurückzuziehen. In einem Lande wie Indien, wo einer wohlwollenden Regierung noch so unendlich viel anderes Gute zu thun übrig bleibt (z. B. Anlage von Straßen, Eisenbahnen, Kanälen für Schifffahrt und Bewässerung der Felder), war dies gewiß das einzig Richtige.

Fragen wir nun nach der Frucht dieser Bestrebungen, so müssen wir sagen, daß die Resultate ganz enorme waren. Im Jahr 1858 waren in allen Schulen, die unter der Inspektion der Regierung standen (d. h. also nicht bloß in den eigentlichen Regierungs-, sondern auch in den Missionsschulen, die sich der Regierungsinspektion jenes Grant wegen unterstellt hatten), ca. 20,000 Schüler; heute sind es wohl an 330,000, also eine sechszehnfache Vermehrung oder ein jährlicher Zuwachs von 15,000. Jedes Jahr unterziehen sich in Südindien gegen 3000 junge Männer dem Maturitätsexamen für die Universität und ca. 200 der Baccalaureatsprüfung. Bedenkt man, daß die Mehrzahl der Zöglinge den besseren Ständen und den höheren Kasten angehört, so muß man sagen, daß das Erziehungswesen nicht nur an Umfang ganz bedeutend gewachsen ist, sondern daß es auch im Volke sehr tiefe Wurzeln geschlagen hat und daß, wenn heute schon die Regierung sich zurückzöge, das Volk die Sache selbst in die Hand nehmen würde, wenn auch manche Schulen, die aus Spekulation heute noch ihr Leben fristen, über Nacht verschwänden. Privatanstalten entstehen und bestehen schon jetzt ganz frei von Regierungshilfe sogar an solchen Orten, wo die Regierung reichlich für Schulen gesorgt hat. In Bombay suchen z. B. die reichen Hindu- und Parsikaufleute einander förmlich zu überbieten in der Gründung von nützlichen, reich dotirten Lehranstalten und in fürstlicher Eleganz der Schulhausbauten, wie sie selbst in den reichsten Städten Europa's kaum zu finden ist. So hat der Fürst von Kalikut in seinem alten weitläufigen Palast eine sogenannte High-School eingerichtet, die in kurzer Zeit über 400 Schüler aus höheren Kasten zählte, obgleich das Schulgeld ziemlich hoch ist und außerdem

in Kalikut noch eine sehr gut eingerichtete Regierungsschule von gleichem Rang besteht. Nebenbei sind die Regierungs- und die Basler Missionsschule ebenfalls von Hunderten junger Leute besucht, welche zu einem guten Bruchtheil den besseren Ständen angehören. Auch die mittleren und selbst die unteren Klassen der Bevölkerung liefern im Vergleich mit europäischen Verhältnissen einen ungemein hohen Prozentsatz an Schülern und bei vielen Leuten wäre es nicht zu verstehen, wie sie die Schulgelder auftreiben, wenn man nicht annähme, daß sie sich große Entbehrungen auferlegen, nur um ihren Kindern den Besuch einer höheren Schule zu ermöglichen. Es sind uns einzelne Beispiele bekannt, daß Hausväter mit zahlreicher Familie und nur 20—25 M. monatlichem Einkommen 4—6 M. für Schulgelder auslegten, also voll $^1/_4$ ihres Einkommens. Es ist also nicht zu verkennen, daß das Hinduvolk als solches den großen Werth der Schule immer mehr schätzen lernt und daß sich die Ueberzeugung allenthalben Bahn bricht, ein Mensch ohne Schulbildung passe nicht mehr in die heutigen Verhältnisse.

Hiefür spricht aber außer dem rapiden Anwachsen der Schülerzahl überhaupt noch ganz besonders die überraschende Zunahme der durch die Mission gegründeten Heidenmädchenschulen. Gegen 9000 Schülerinnen im Jahr 1858 sind es jetzt etwa 30,000. Das setzt nach unserer Erfahrung eine ganz merkwürdige Umwandlung in den Anschauungen des Hindu in Bezug auf die Stellung des weiblichen Geschlechts voraus. Man muß freilich zugeben, daß auch jetzt noch an vielen Orten und namentlich in den höheren Ständen das Weib vom Manne als ein Wesen untergeordneter Gattung betrachtet wird; aber wer nun in den großen Städten die prächtigen Mädchenschulen, in welchen Töchter der vornehmsten Familien eine gesunde, christliche Erziehung genießen, sieht, und wer bedenkt, daß heidnische, reiche Kaufleute und Beamte bedeutende Summen zur Errichtung dieser Schulen beigesteuert haben, obgleich sie die ausgesprochen christliche Tendenz derselben kennen, der wird nicht leugnen können, daß in Indien ein neuer Tag im Anbruch ist. Die Sache gewinnt noch an Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß gerade unter den höchsten Ständen das Weib am unfreiesten dasteht. Wie wichtig aber diese Errungenschaften auf dem Gebiete der Mädchenschulen sind, geht aus der Thatsache hervor, daß trotz der niederen gesellschaftlichen Stellung des Weibes in Indien doch

die Mutter des Hauses einen Einfluß ausübt, der sogar den des Familienhauptes meist übertrifft. Wir hatten bei einer Gelegenheit Jahre lang gegen den Widerstand eines alten Mütterleins zu kämpfen; wir hatten alle Familienglieder für uns gewonnen, aber schließlich mußten wir die Hoffnung auf das Gelingen unseres Planes aufgeben, weil das alte Weiblein die ganze große Familie überstimmte. Wie schwerwiegend, wie erfreulich ist deßhalb die Thatsache, daß nun nicht bloß die Thüren der indischen Zenanas den europäischen Missionsfrauen sich öffnen, sondern daß für die Frauen und Töchter des indischen Hauses nun auch der Weg in die Missionsschulen sich immer mehr ebnet!

Um diesen allgemein erwachten Drang nach abendländischer Bildung im Hinduvolke richtig zu verstehen und nach seinem eigentlichen Werthe zu beurtheilen, müssen wir nach den Motiven fragen. Leider wartet hier eine kleine Enttäuschung auf uns. Unsere deutschen Jünglinge treiben ihre Studien doch immer mit einer gewissen Begeisterung für die Wissenschaft als solche, selbst wenn sie darin den Schlüssel zu ihrer künftigen Stellung in der Welt sehen. Nicht so der Hindujüngling! (Natürlich keine Regel ohne Ausnahme!) Es war uns bei unserem langjährigen, intimen Verkehr mit jungen Hindus immer eine etwas deprimirende Wahrnehmung, daß es den meisten nicht um die Sache zu thun war, sondern lediglich darum, später einmal Ehre, Ansehen und namentlich Geld zu erwerben. „Wie erlange ich diese und jene Anstellung im Regierungs- oder Privatdienst? — Welche Bücher muß ich studiren, um in diesem oder jenem Examen durchzukommen?“ Das sind die stereotypen Fragen. Beinahe alles Studium ist Brotstudium. Beim Unterrichte unserer Zöglinge fühlten wir uns dann und wann wie mit kaltem Wasser begossen, wenn wir glaubten, unsere Zöglinge theilten unsere Freude und Begeisterung für diesen oder jenen Gegenstand des Wissens, und dann der eine oder andere die prosaische Bemerkung machte, dies brauche man ja aber im Examen nicht! Wie ernüchternd wirkte auf uns der Brief eines unserer Zöglinge an einen Freund, der uns zufällig in die Hände kam und worin es u. A. hieß: »The object of my life is to get food« (der Zweck meines Lebens ist

Nahrung zu erwerben). Massenhaft drängen sich die Petenten zu jeder vakanten Stelle herbei. Es wimmelt an manchen Orten förmlich von jungen Leuten, die durch jahrelanges Studium der Handarbeit entfremdet, ohne Anstellung ihren Familien zur Last fallen. Als Missionar, von dessen Einfluß auf die englischen Beamten die Eingebornen sich oft seltsame Vorstellungen machen, waren wir oft förmlich belagert von jungen Leuten, denen wir Stellen verschaffen sollten und die wir oft nur durch die entschiedenste Weigerung, etwas thun zu wollen, los werden konnten. Denn daß wir bei jenen Beamten nichts vermöchten, glaubten sie nicht.

Diese Schattenseite in dem allgemeinen Bildungstrieb darf man nicht verschweigen, wenn man überhaupt richtige Vorstellungen von den Wirkungen des modernen Unterrichtswesens auf den Hindu erhalten will. Man darf aber auch eben so wenig vergessen, daß alle Neuerungen im Anfang eine Menge Unzuträglichkeiten im Gefolge haben, die eben nicht zu vermeiden sind. Dadurch, daß schließlich doch nur die wirklich Fähigen und Tüchtigen es zu etwas bringen, werden allmählich die unfähigen Streber schon abgeschreckt werden.

Von den Missionaren ist schon oft die Frage erörtert worden, ob das Regierungsschulwesen in Indien der Mission und speziell dem Missionsschulwesen *nicht mehr geschadet als genützt* habe? Ferner, ob die Verbindung, in die die Missionsschulen großentheils durch Annahme der Grants mit der Regierung gebracht worden sind, nicht eine Gefährdung ihres wahren Charakters mit sich bringe? Auf die erste Frage läßt sich mit Ja und mit Nein antworten. Der Hauptvorwurf, den man dem Regierungsschulwesen macht, ist die *Religionslosigkeit* oder die Neutralität in religiösen Dingen. Aller Religionsunterricht — natürlich auch das Schulgebet — ist in den Regierungsschulen absolut ausgeschlossen. Natürlich (!) ist von vornherein der Gebrauch der Bibel untersagt; ja die Neutralität bei einzelnen Schulinspektoren geht so weit, daß sie Sittensprüche, wie z. B.: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler" nicht lernen lassen wollen, weil sie aus der Bibel stammen. Hingegen nahm man oft keinen Anstand, namentlich in höheren Schulen heidnische Schriftsteller als Lehrbücher einzuführen, die nicht einmal immer sittlich

rein waren. Die Sache ist allerdings schwierig. Wie kann man, da die entgegengesetztesten religiösen Richtungen unter den Schülern vertreten sind (Christen, Parsis, Muhammedaner, Heiden), allen gerecht werden? Confessionsschulen für alle Glaubensbekenntnisse sind unmöglich.

Hingegen ist ein anderer Vorwurf nicht unbegründet, nämlich daß eben die europäischen Vorsteher und Professoren höherer Lehranstalten dann und wann über das Christenthum und was christlich heißt, die Lauge ihres Spottes ausgießen und so die christliche Religion in den Augen ihrer heidnischen Zöglinge verächtlich machen. Herr U., Vorsteher eines Regierungscollegiums in X., erklärte seinen heidnischen Studenten rund heraus, daß es wirklich ganz egal sei, welcher Religion einer angehöre, ob Hindu, Muhammedaner oder Christ. Alle Religionen seien gleich. Man bedenke, daß unter seinen Zuhörern vielleicht $^1/_3$ ehemalige Missionsschüler sich befinden; ferner, daß die Missionsstation mit ihren Schulen sich gerade gegenüber dem Regierungsschulgebäude befindet, so daß alle Schüler von ihrem Lokal aus die Missionsniederlassung vor Augen haben. Nimmt sich da ein solcher Ausspruch nicht gerade so aus, als wenn er gesagt hätte: „Was euch die Padris da drüben gesagt haben von den Vorzügen des Christenthums ist alles Humbug"? — Ein europäischer Professor in Z. suchte seine Schüler für die Affentheorie zu begeistern! Da müssen wir sagen: Lieber keine europäische Bildung für die Hindus als eine solche, die an die Stelle des Vedantismus, der doch noch etwas Wärme besitzt, den kahlen, kalten Materialismus setzt, der anstatt die Hindujugend sittlich zu heben, sie nur noch tiefer sinken macht. Uns sind eine Reihe von Beispielen bekannt, daß hoffnungsvolle, Wahrheit suchende, junge Männer, welche in Missionsschulen einen rechten Schatz christlicher Erkenntniß erworben hatten und auch eine aufrichtige Neigung zum Christenthum an den Tag legten, im Regierungscollegium oder auf der Universität nicht nur gegen die Wahrheit gleichgiltig wurden, sondern als krasse Materialisten von da zurückkamen. Namentlich steht uns da ein Amtsrichter vor der Seele, der als Missionsschüler in einem äußerst freundlichen Verhältniß zu uns stand, seine Bibel fleißig las und auch im Gebetsumgang mit dem Herrn zu stehen schien, von der Universität aber als vollständiger Materialist und Pessimist zurückkehrte, um nun als Amtsrichter mit einigen gleichgesinnten Advo-

katen ꝛc. beim Trinkgelage zu sitzen und ganze Nächte zu durchschwärmen. Der europäische Provinzialrichter, sein Vorgesetzter, wollte ihn auf einen Strafdienst versetzen. Da kam der junge Mann zu seinem alten Lehrer, dem Missionar, bat um Fürsprache und versprach Besserung. Letztere aber war nur von kurzer Dauer; es wurde immer schlimmer mit dem armen Menschen.

Unseres Erachtens sollte die Regierung strenge darüber wachen, daß wenigstens nach beiden Seiten hin Gerechtigkeit geübt wird. Schon die politische Klugheit würde das fordern; denn welchen Respekt kann der Hindu haben vor einer Regierung, deren Beamte ihre eigene Religion so mit Füßen treten dürfen? Der Orientale unterscheidet nicht zwischen Person und Amt. Auf der Konferenz der südindischen Missionare in Bangalore 1878 ist daher mit Recht der Klageruf laut geworden: „Die Universität hat uns viel geschadet," und der Wunsch, eine eigene christliche Universität zu haben, ist auf's Neue besprochen worden.

Doch wäre es ungerecht, wenn man nicht auch mit Dank anerkennen wollte, wie viel Gutes die Mission direkt und indirekt dem Regierungsschulwesen zu verdanken hat. Letzteres hat vor allem viel dazu beigetragen, die dem Eingange des Christenthums so mächtige Schranken entgegenstellenden Kastenvorurtheile wenn auch nicht vollständig zu beseitigen, so doch in ihrem Fundamente zu erschüttern. Sehr viele Eltern, die ihre Kinder wegen des ausgesprochen christlichen Charakters der Missionsschulen nie in eine solche gesandt haben würden, schickten sie in die Regierungsanstalten, und damit waren die jungen Brahmanen und Najer ꝛc. ꝛc. gezwungen, nicht nur mit Schülern der niedersten Kaste auf die gleiche Bank zu sitzen und täglich mit ihnen zu verkehren, sondern es mußte sich auch jedem nur einigermaßen verständigen Schüler höheren Standes die Ueberzeugung aufdrängen, daß Intelligenz und geistige Begabung keineswegs ein Monopol der höheren Kasten sei; sie mußten bald merken, daß dieser und jener arme Bauernjunge sie um Kopfeslänge überragte an Energie und Intelligenz, und besonders mußte ihnen auffallen, daß so viele der eingebornen Lehrer selbst, denen sie nun zu Füßen sitzen mußten, aus dem sonst so verachteten Bauernstande stammten. Kahuli Bappu z. B., der angesehenste und tüchtigste Lehrer der Basler Parsischule in Talatscheri, ist ein Tien (aus der Bauernkaste). Er docirt in der Hinduliteratur und gilt für einen der gelehrtesten

Männer in der Malajalamliteratur. Seit 30 Jahren im Dienste unserer Mission, hat er Hunderte von jungen Leuten mit den Geistesschätzen der Hindus vertraut gemacht. Er genießt ein Ansehen, wie kaum einer der ca. 100 Lehrer in und um Talatscheri. So ist die Regierungsschule eine Gehilfin der Mission im Kampfe gegen die Kaste geworden, und es haben die Kastenabzeichen, wie Haarlocke, Stirnmarke, Art und Länge des Lendentuchs viel von ihrer alten Bedeutung verloren; früher war es z. B. der Fischerkaste in Malabar strenge verboten, eine Haarlocke zu tragen, weil dies ein Vorrecht höherer Kasten ist. Jetzt werden Zöpfe unter ihnen immer allgemeiner. Die Schule gewöhnt eben ihre Schüler von früher Jugend daran, die Kaste täglich zu ignoriren und im Zopf wirklich auch nur einen Zopf zu erblicken. Früher waren alle Hinduschulen ausschließlich Kastenschulen; jetzt dürfte es schwer sein, eine Schule zu finden, in welcher die Kaste noch streng gehalten wird.

Es bleibt nun noch die Frage übrig: „Läßt es sich rechtfertigen, daß sich die Missionsschulen in Indien zum größten Theil der Inspektion der Regierung unterstellt haben, um dadurch eine pekuniäre Unterstützung zu erlangen?" Wie alles, so hat auch dieses Verhältniß seine Licht- und seine Schattenseiten. Wenn eine Mission sich um Hilfsgelder bewirbt, so müssen vierteljährlich Tabellen über Frequenz der Schule &c. an die Regierung eingesandt werden und wird von Seiten der Regierung das größte Gewicht auf regelmäßigen Schulbesuch derjenigen Schüler gelegt, die sich auf ein Examen vorbereiten. Das ist für manchen bequemen Lehrer eine lästige, aber sehr heilsame Zucht, und schon um dieses Einen Vortheils willen möchten wir das Verhältniß nicht wieder gelöst wissen. Wenn wir uns um 10 Jahre zurückversetzen in Schulen, wo diese Kontrolle nicht stattfand und die damalige Laxheit mit der heutigen Ordnung vergleichen, so sind wir recht dankbar. Gegen Schluß des Schuljahres erscheint der Regierungsschulinspektor und prüft jeden einzelnen Schüler in den für seine Stufe vorgeschriebenen Fächern. Je nach dem Ergebniß wird der Grant bemessen, der sich z. B. bei einer Schule von 60 Schülern auf 600 M., bei Mädchen sogar auf 1000 bis 1200 belaufen kann. Natürlich mußte eine so bedeutende Unterstützung von Seiten des Staates den Missionaren in hohem Grade erwünscht sein, zumal wenn man bedenkt, daß in den Kreisen der Missionsfreunde in Europa meist wenig

Verständniß und Opferwilligkeit für die Heidenschulen vorhanden ist. Andererseits ist aber auch die Gefahr nicht gering, daß das, was vor allen Dingen der oberste und höchste Zweck der Missionsschule bleiben muß, die religiöse Unterweisung der Jugend, in den Hintergrund gedrängt wird und das Streben der Lehrer, mit Erwerb von hohen Grants zu glänzen, die Schule zur einfachen Abrichtungsanstalt erniedrigen kann. Wir wissen aus eigener Erfahrung, welch' wachsames Auge der Missionar auf die ihm untergebenen Lehrer, ja auch auf sich selber haben muß, damit seine Schulen Missionsschulen bleiben. Wo diese Zucht und Selbstzucht aber treulich geübt wird, da kann die Verbindung mit der Regierung nur Nutzen bringen. Und wir dürfen es zur Ehre unserer Brüder sagen, daß uns während jahrelanger Beaufsichtigung von Missionsschulen kein Fall vorgekommen ist, wo man den Missionar an diesen seinen Standpunkt hätte mahnen müssen; hingegen sind wir wohl mehr als 50 mal von eingebornen Lehrern um Erlaubniß gebeten worden, den Religionsunterricht bis nach Visitation der Schule einstellen zu dürfen.

Den Regierungsschulbüchern der indischen Volksschule kann man das Zeugniß ausstellen, daß sie nichts Anstößiges enthalten und ruhig in jeder christlichen Schule gebraucht werden können, so daß also auch von dieser Seite her nichts zu befürchten ist.

Früher that jede einzelne Missionsgesellschaft mit ihren Schulen, wie es ihr gut däuchte. In der Wahl der Lehrer waren die Missionare weniger ängstlich, da ja von nirgends her eine Konkurrenz zu befürchten war. Sobald die Regierung aber selbst als Konkurrentin auftrat und über das ganze Land ein Netz von allerlei Lehranstalten und Fachschulen ausbreitete und alle einzelnen Institute durch einen genau geregelten Lehrplan systematisch mit einander verband, da war auch für die Mission der Zeitpunkt gekommen, wo sie ihr Schulwesen in Uebereinstimmung mit dem der Regierung setzen mußte, wenn sie nicht ihren Einfluß, namentlich auf die höheren Klassen der Bevölkerung, verlieren wollte. Heidnische Eltern vertrauten ja ohnehin ihre Kinder lieber der religionslosen Regierungsschule an. Auch war auf die jungen, strebsamen Leute aus den christlichen Gemeinden Rücksicht zu nehmen. Meist blieb diesen

nur die Wahl, die religionslosen Regierungsschulen zu besuchen oder auf den Zugang in den öffentlichen Dienst gänzlich zu verzichten. Dies waren die Gründe, welche die Mission nöthigten, auch ihre Schulen, soweit es unbeschadet des christlichen Charakters derselben geschehen konnte, dem jeweiligen Stand des Regierungsschulwesens anzupassen. Der Erfolg war, wie die Zahlen nachweisen, ein überraschender.

In der Madras-Präsidentschaft befanden sich in Missionsschulen:

	1857.	1878.	1880.*)	
a. Volksschulen: (Vernacular-Schools)	28,029	56,080	60,000	Knaben
b. Höhere Schulen: (Anglo-Vernac.-Schools)	6,327	20,961	22,000	„
c. Mädchenschulen:	8,990	28,088	30,000	Mädchen
Zusammen:	43,346	105,129	112,000	Schüler.

Vergleichen wir nun diese Zahlen mit der Bauschsumme der unter Regierungsinspektion stehenden Schülerzahl (worin freilich für 1878 und 1880 auch die meisten Missionsschüler mit inbegriffen sind), so ergibt sich, daß das Wachsthum der Schülerzahl in den Missionsschulen mit der Zunahme in Regierungsschulen nicht gleichen Schritt gehalten hat. Rechnen wir pro 1880 von den 330,000 Schülern unter Regierungsinspektion auch 100,000 Missionsschüler ab, so stellt sich heraus, daß die Zahl der Regierungsschüler von 1857 zu der von 1880 sich etwa verhält, wie 1 zu 11, während das Verhältniß der Missionsschüler in den resp. Jahren sich nur etwa wie 2 zu 5 verhält. Nichtsdestoweniger dürfen wir letzteres Ergebniß als ein sehr erfreuliches bezeichnen, und namentlich fällt die bedeutende Vermehrung der Zahl der Schülerinnen, die wir oben angeführt haben, sehr in's Gewicht, da hauptsächlich sie für die Erfolge der Mission in Indien von der größten Bedeutung ist.

So erfreulich nun diese Vermehrung der Schulen ist, so kommt in einem alten Kulturlande wie Indien für die Mission doch in erster Linie das Ansehen, das die einzelnen Institute unter den Eingebornen genießen, und der Rang, den sie einnehmen, in Betracht. Daß aber die Leistungen der Missionsschulen, auch der höheren Lehr-

*) Die Zahlen von 1880 sind nur muthmaßlich; wir glauben aber, daß sie der Wirklichkeit ziemlich genau entsprechen.

anstalten, vielfach mit denen der Regierung kecklich sich messen können, dafür sprechen eine Menge Thatsachen, und die indische Regierung hat dies auch wiederholt anerkannt. Ein erfahrener Richter, Herr N. N. in X., mit dem wir seit Jahren befreundet waren, hat uns öfters versichert, daß seine besten und zuverlässigsten Beamten ehemalige Missionsschüler seien. Die Lehranstalten der Freischotten in Madras genießen einen ausgezeichneten Ruf. Vor etlichen Jahren sagte ein Regierungsschulinspektor, die beste Schule in seinem Distrikt sei die kleine Schule eines Christendörfleins, wobei noch in Erwägung zu ziehen ist, daß fast sämmtliche Christen dort ehemalige Sklaven sind.

Dem scheint entgegen zu stehen, daß sehr oft Europäer, namentlich auch Kaufleute, heidnische Gehilfen, Schreiber und Aufseher den christlichen vorziehen, und in manchen Fällen mögen sie mit Christen schlimme Erfahrungen gemacht haben; z. B.: Einer unserer ehemaligen christlichen Schüler bestahl seinen Prinzipal um eine bedeutende Summe und hatte dafür mit einigen Monaten Gefängniß zu büßen; aber falsches Mitleid mit dem brodlosen Thunichtgut hatte einen andern christlichen Gehilfen verleitet, ihn seinem Prinzipal zu empfehlen. Die Fälle, wo schlechte heidnische Knechte, namentlich sogenannte Butlers (Oberknechte), es auf alle Weise zu verhindern suchen, daß ihr Herr je einen Christen in seinen Dienst nehme, sind ganz allgemein. Der Grund ist einfach der, daß heidnische Knechte den Europäer in der Regel ganz grandios betrügen und deßhalb keinen Christen in ihrer Mitte dulden wollen. Sie machen also den Christen möglichst schwarz bei ihrem Herrn, und der Europäer, in den meisten Fällen nicht einmal der Landessprache kundig, bricht über alle eingebornen Christen gleichermaßen den Stab. Manchmal aber hat die Abneigung europäischer Kaufleute und Beamten gegen christliche Gehilfen noch einen viel tieferen Grund, nämlich die eigene Immoralität. Muß nicht z. B. ein halbwegs ordentlicher eingeborner Christ ein beständiger Vorwurf sein für einen Europäer, der sich zwei bis drei Concubinen hält? Wir können uns auf dieses skandalöse Capitel nicht einlassen, aber wir könnten aus eigener Anschauung mit solchen Dingen einen (nicht einmal kleinen) Band füllen. Kommen einmal europäische Reisende nach Indien, so hören sie von den Beamten und Kaufleuten meist nur die Sünden und Fehler eingeborner Christen besprechen, während

man natürlich die Sünden so mancher Europäer mit dem Mantel der (Eigen)-Liebe zudeckt.

Wenn auch einzelne Missionsschulen das nicht leisten mögen, was manche Regierungsschulen, so wird man doch nicht leugnen können, daß auch solche Schulen ihre Zöglinge sittlich mehr heben, als es die religionslose Regierungsschule kann, und das ist's gerade, worauf es in Indien am meisten ankommt.

(Schluß folgt.)

Rundschau.

III. Oceanien.

5. Kriegerisches aus der Südsee.

Was wir bisher aus der Südsee berichtet haben, war friedlicher Natur. Man darf aber nicht vergessen, daß Blutvergießen, Kriegführen, ja Kannibalismus auf manchen Inselgruppen noch immer endemisch sind. Namentlich in Melanesien sind blutige Zusammenstöße zwischen den Weißen und den Eingebornen fast an der Tagesordnung. Eine ganze Reihe solch' beklagenswerther Ereignisse hat vor einiger Zeit die „Augsb. Allgemeine Zeitung" zusammengestellt. Es heißt dort: „Von den Salomon-Inseln und den benachbarten Neuhebriden, von Neubritannien und Santa-Cruz sind in letzter Zeit zahlreiche Nachrichten von blutigen Zusammenstößen zwischen den dortigen Eingebornen und den fremden Händlerschiffen eingelaufen, und selbst die Ermordung des Befehlshabers und mehrerer Matrosen eines englischen Kriegsschiffes wurde vor kurzem gemeldet. Die erwähnten Gruppen, welche zusammen gewissermaßen eine einzige langgestreckte Inselreihe von fast 500 Meilen Länge bilden, werden von der Rasse der Melanesier bewohnt, einem dunkelfarbigen, wilden Volke, welches den helleren, edleren Mikronesiern und Polynesiern der anderen Südsee-Inseln an Bildung und Gesittung weit nachsteht. Gegen Europäer waren sie stets scheu und mißtrauisch, sowie bei günstiger Gelegenheit gerne zu verrätherischen

Ueberfällen geneigt. Dieß haben insbesondere die Vorfälle der letzten Jahre bewiesen, seitdem ein regerer Verkehr zwischen ihnen und den australischen Händlern entstanden ist. Im Jahre 1875 wurde Commodore Goodenough, der Befehlshaber der englischen Kriegsschiffe auf der australischen Station, mit mehreren seiner Leute von den Eingebornen der Santa-Cruz-Inseln durch vergiftete Pfeile getödtet; in den folgenden Jahren fanden blutige Kämpfe auf den Duke-of-York-Inseln zwischen Eingebornen und Händlerschiffen statt, auf Apamama wurden sämmtliche Fremde, nämlich 5 oder 6 weiße Händler und Missionäre, erschlagen — ein Schicksal, welches im Mai 1877 zwei englische Händler auf der Insel Ugi in der Salomon-Gruppe theilten. Im Innern der Insel Birara im Neubritannia-Archipel wurden fünf eingeborne Missionäre erschlagen und aufgefressen, worauf die Händler mit Hilfe einiger freundlicher Küstenstämme den Kannibalen eine schwere Niederlage beibrachten; auch auf der Duke-of-York-Insel wurden wiederum drei deutsche Händler erschlagen.

„Gegen Ende 1878 ermordeten die Eingebornen der Brooker-Insel in der Calvadoskette zum sechsten Mal eine Anzahl Tripangfischer, auf der Aoba-Insel ward die Bootsmannschaft eines englischen Schiffes massakrirt, und auch auf der Fergusson-Insel wurden einige weiße Händler erschlagen. Zur Bestrafung dieser letzten Unthaten führte das britische Kriegsschiff „Wolverin“ im folgenden Mai eine Rachefahrt nach den verschiedenen Inseln aus, wobei die Dörfer und Kanoes der schuldigen Eingebornen zerstört, sowie ihre Anpflanzungen von Kokospalmen, Bananenbäumen und Zuckerrohr verwüstet wurden. Trotzdem wurde bald darauf auf Maru im Salomon-Archipel ein Engländer getödtet und in der Cloudy-Bai auf Neu-Guinea mehrere Matrosen eines Händlerschiffes überfallen und erschlagen, so daß das Kanonenboot „Danaë“ eine Rundfahrt im Salomon- und Neubritannia-Archipel zur Züchtigung und Einschüchterung der Wilden ausführen mußte; aber schon Anfangs 1880 wurde der Kriegsschooner „Conflict“ nach der Pfingst-Insel abgesandt, um die Ermordung der ganzen Mannschaft eines englischen Schooners zu rächen. Trotz dieser energischen Repressalien durch die britischen Kriegsschiffe haben die Gräuelthaten im Jahr 1880 auf jenen Inselgruppen sich eher vermehrt als abgenommen. Auf der Aoba-Insel wurde von dem bereits gezüchtigten Stamm ein amerikanischer Händler erschossen, und im letzten Juli zwei Offiziere und

mehrere Matrosen des Arbeiterschiffes „Dauntleß“ durch einen verrätherischen Ueberfall der Eingebornen von Api in den Neuhebriden getödtet.

„Am schlimmsten ist es jedoch in neuester Zeit auf den Salomon-Inseln zugegangen. Diese, obgleich schon lange entdeckt, sind doch noch fast ganz unerforscht. Die Anzahl der auf einigen Inseln anscheinend zahlreichen Eingebornen wird auf 200,000 geschätzt; sie leben in kleine Stämme zersplittert unter zahlreichen Häuptlingen. Die Missionäre haben unter diesem rohen, dem Kannibalismus im höchsten Grade ergebenen Volke nie festen Fuß fassen können, und erst seit mehreren Jahren ist es, wie schon erwähnt, den englischen Handelsschiffen, hauptsächlich aus Neu-Süd-Wales, gelungen, einen Verkehr anzuknüpfen, wobei besonders Schwefel, Ebenholz, Schildplatt und Gewürznelken von den Eingebornen eingehandelt werden. Daß dieser Handel mit den größten Gefahren verbunden ist, beweisen von neuem die jüngsten Vorfälle.

„Am 8. August 1880 ankerte der kleine Handelsdampfer „Ripple“ im Lauf einer Rundfahrt durch Melanesien vor der großen Bougainville-Insel. Am nächsten Morgen kamen die Eingebornen in großer Anzahl mit ihren Waaren an Bord und es entwickelte sich ein reger Tauschhandel. Ganz plötzlich und anscheinend auf ein verabredetes Zeichen ergriffen die Wilden ihre Waffen und machten einen wüthenden Angriff auf die Schiffsmannschaft, jedenfalls mit der Absicht, durch Ermordung derselben sich in den Besitz des Dampfers und seiner Schätze zu setzen. Der Befehlshaber, Capitän Ferguson, wurde sogleich durch einen Beilhieb in den Hals getödtet. Zum Glück waren die Engländer aber gut bewaffnet, und es entstand ein heftiger Kampf auf dem Verdeck. Aber erst nach längerer Dauer desselben gelang es, die Wilden von dem Schiff in ihre Kanoes zurückzutreiben, wobei sie jedoch so erbitterte Gegenwehr leisteten, daß sie nicht weniger als 51 Todte zurückließen. Von der Mannschaft wurden der erste Offizier Davis, der Obermaschinist und mehrere Matrosen schwer verwundet, aber der einzige Todte war der Capitän. Auch ein Deutscher, Erich Pense aus Greifswald, befand sich unter den Verwundeten; derselbe hatte, in Handelsgeschäften von Neubritannien kommend, den „Ripple“ als Passagier nach den schon öfters von ihm besuchten Salomon-Inseln begleitet. In dem blutigen Kampf erhielt er einen Beilhieb auf den Hinterkopf, wäh-

rend ihm beide Arme durch Keulenschläge zerbrochen wurden. Der erste Offizier übernahm trotz seiner Wunden den Befehl des Dampfers und führte ihn zunächst nach der Duke-of-York-Insel, wo das englische Kriegsschiff „Conflict" angetroffen wurde, dessen Befehlshaber sogleich nach Empfang der Nachricht zur Bestrafung der Wilden nach der Bougainville-Insel abfuhr. Am 20. September traf der „Ripple" in Brisbane (Queensland) ein, wo die Verwundeten im dortigen Hospital Aufnahme und gute Pflege fanden. Noch schlimmer ergieng es dem kleinen Schooner „Esperanza." Während derselbe im Juni bei der Eddiptone-Insel (Simbu) mit den Eingebornen handelte, entstand ein Streit, worauf die ganze Besatzung, bestehend aus Capitän, zweitem Offizier, zwei weißen und vier Südsee-Matrosen von den Wilden ergriffen, gefesselt und kalten Blutes mit den Beilen erschlagen wurde. Das Schiff wurde vollständig ausgeplündert und dann verbrannt. Ferner wurde die Brigantine „Borealis" von den Eingebornen von Malayta überfallen und die sechs Mann starke Besatzung niedergemacht; nur der Capitän und der Agent der Eigenthümer entkamen, indem sie zufällig zur Zeit des Blutbades mit einem der Boote abwesend waren. Auch der Capitän und mehrere Südsee-Matrosen des amerikanischen Kutters „Idako" wurden zu derselben Zeit von den Wilden getödtet. Ihren Höhepunkt erreichten diese Gräuelthaten jedoch durch die im letzten November erfolgte Ermordung des Befehlshabers und mehrerer Matrosen des englischen Kriegsschiffes „Sandfly," worüber jetzt nähere Details vorliegen. Die „Sandfly" gehört zu der Klasse der kleinen Segelschooner mit einem Geschütz und 120 Tonnen Gehalt, welche die britische Marine zu Kreuzfahrten in den Südsee-Archipelen verwendet. Seit einiger Zeit befand sich dieses Schiff in der Salomon-Gruppe, um durch Vermessungen und Lothungen die Gefahren der dortigen Schifffahrt zu vermindern. Bei dieser Arbeit war ihr Befehlshaber, Lieutenant Bower, mit sechs Mann in einem der Boote an dem Ostufer der Insel Florida gelandet. Während nun einige der Matrosen badeten, machten plötzlich die Eingebornen einen ganz unmotivirten Angriff auf die Wehrlosen, wobei der Offizier und fünf seiner Leute getödtet wurden. Nur einem gelang es, durch Schwimmen zu entkommen, aber erst fünf Tage später konnte er sein Schiff wieder erreichen. Sogleich unternahm der Unterlieutenant Bradford mit dem Rest der Mannschaft eine Landung, und es gelang nach

kurzem Kampfe, die Leichen der Ermordeten zurück zu erlangen und das Dorf der Wilden zu zerstören, doch wurde hiebei noch ein Matrose getödtet und einer verwundet. Am 29. November traf die „Sandfly" in Sydney ein, worauf der Commodore der australischen Station sofort das größere Kriegsschiff „Emerald" nach den Salomon-Inseln absandte."

Fast noch trauriger, als diese Zusammenstöße zwischen heidnischen Eingebornen und Europäern sind aber die hie und da vorkommenden Religionskämpfe zwischen katholischen und protestantischen Eingebornen auf bereits christianisirten Inseln. Folgendes Beispiel dieser Art entnehmen wir der Zeitschrift „Aus allen Welttheilen":

„Seit etwa 30 Jahren sind die Missionäre auf Rotumah thätig und zwar sowohl englische Wesleyaner als Römisch-katholische, so daß heutigen Tages sämmtliche Insulaner, wenigstens dem Namen nach, Christen sind, welche in fast gleicher Stärke den beiden Konfessionen anhängen. Was nun bei den Kulturvölkern der alten Welt zu verschiedenen Malen vorgekommen ist, das darf sich auch auf einer Südsee-Insel wiederholen: Zu Mitte des Jahres 1879 brach auf Rotumah ein wüthender Religionskrieg zwischen beiden Parteien aus, die zudem noch in verschiedene Stämme getheilt sind. Die unmittelbare Ursache dieses Bürgerkrieges war, daß ein katholischer Häuptling, wohl auf Anstiften seiner Missionäre, die Oberhoheit über zwei Nebenhäuptlinge der protestantischen Konfession beanspruchte. Fünf Monate lang dauerte der Kampf mit wechselndem Erfolg, und da beide Seiten gleich stark und hartnäckig waren und die Missionäre aus eigenem Interesse keine Friedensvermittlungen gemacht zu haben scheinen, so war keine Beendigung des Kampfes, weder durch Waffenmacht noch durch Uebereinkunft vorauszusehen. Bei jedem Zusammenstoß wurden auf beiden Seiten ein paar Mann getödtet, und bereits benutzten viele die Auswanderung nach Hawaii als einziges Rettungsmittel. Schließlich entschlossen sich doch beide Parteien, um endlich Frieden zu erlangen und buchstäblich ihr Leben zu erhalten, die Oberhoheit über ihre Insel den Engländern anzubieten. Demnächst wurde eine Gesandtschaft von mehreren Häuptlingen beider Parteien nach Lewuka geschickt, welche am 20. Oktober 1879 von Sir Arthur Gordon, dem Gouverneur von Fidschi und britischen Oberkommissär in der Südsee, empfangen wurde. Sie überreichten ihm mehrere ihrer kunstvollsten Matten als Zeichen

der Huldigung und baten um den Schutz der englischen Flagge. Der Gouverneur antwortete ihnen, daß er ihre Petition an die Königin einsenden werde, welche sie jedenfalls genehmigen werde, und mittlerweile werde er ihnen einen Beamten als Rathgeber mitgeben. Seit dessen Ankunft auf Rotumah hat auch kein weiteres Blutvergießen stattgefunden, obgleich kurz vor seinem Eintreffen ein heftiger Kampf stattfand, in welchem sogar ein französischer Missionär getödtet wurde. Auf die Frage des englischen Gesandten, weßhalb so viele junge Männer die Insel verlassen, statt daheim das Feld zu bebauen, wurde ihm übereinstimmend geantwortet, daß sie vor allem durch die harte Behandlung seitens der Missionäre, besonders der Wesleyaner, und die schweren Kontributionen(?) für den Unterhalt der Missionen vertrieben würden. Hoffentlich wird, abgesehen von anderen Vortheilen, die englische Annexion dieser auf so vielen Südsee-Inseln laut gewordenen Klage ein Ende machen."

Noch schlimmer als auf Rotumah ist's im vorigen Jahr auf der zur Loyalitätsgruppe gehörigen Insel Mare gegangen, wo freilich der Katholicismus durch wiederholte grausame Gewaltthaten eine Windsaat ausgestreut hat, von der er nun endlich einen Sturm hat ernten müssen, der seine dortige „Mission" fast mit völligem Untergang bedroht hat. Folgendes sind nach einer französischen Zeitung die beklagenswerthen Thatsachen:

Am 17. Juli v. J. wurde eine der protestantischen Mission angehörige Gruppe von Eingebornen, die an einem Wege lagerten und ihr Mittagessen zubereiteten, von einem mit Keulen und eisernen Stangen bewaffneten Haufen ihrer katholischen Landsleute überfallen. Da die Protestanten unbewaffnet waren, ergriffen sie die Flucht. Dadurch ermuthigt, sandten die Katholiken Tags darauf eine Botschaft an die Protestanten, um dieselben zu einem Kampfe herauszufordern, in welchem durch Gottesurtheil festgestellt werden solle, welcher Glaube der wahre sei. Weil es aber gerade Sonntag war, erklärten die Evangelischen, an diesem heiligen Tage nicht kämpfen zu wollen, man solle bis Montag warten. Am Montag fand dann auch der Kampf statt. Die Katholiken wurden vollständig geschlagen und flüchteten sich auf einen Hügel, der leicht zu vertheidigen war. Umzingelt und vom Hunger bedroht, wünschten sie endlich sich zu ergeben, und die Sieger verlangten als Entschädigung nichts als die Zahlung der Kriegskosten. Das wollten aber die katholischen Mis-

sionare nicht leiden. Sie stachelten ihre Anhänger auf, die geforderte Entschädigung nicht zu leisten und stellten ihnen den Schutz französischer Soldaten in Aussicht. Wüthend über die Einmischung der ausländischen Priester in ihre Angelegenheit durchzogen nun die protestantischen Eingebornen die ganze Insel und metzelten alle Angehörigen der feindlichen Partei schonungslos nieder, selbst Kinder, ja Säuglinge nicht ausnehmend.

Die Schuld dieser traurigen Ereignisse fällt nach der »République Française«, der dieser Bericht entnommen ist, den katholischen Missionaren zur Last, welche die von ihnen Bekehrten schon lange gegen die Protestanten aufgehetzt hatten.

Der von katholischer Seite erstattete Bericht lautet freilich, was die einzelnen Umstände und namentlich was die Ursachen des Kampfes betrifft, sehr verschieden. Natürlich sind hienach die Protestanten an allem schuld, die Katholiken die Märtyrer. Wir können uns auf das Einzelne nicht einlassen und theilen nur den Schluß eines Briefes von Pater Gaide mit (s. die „Katholischen Missionen“ 1881, S. 41 f.): „Zum Schlusse,“ heißt es da, „noch eine summarische Zusammenstellung der Opfer dieser blutigen Verfolgung. Es sind 23 (also nicht „alle“) Katholiken getödtet, unter ihnen 13 Kinder unter den Jahren der Vernunft; 6 Dörfer wurden geplündert und durch Feuer zerstört, 650 Katholiken aus ihren Häusern vertrieben. Sie haben alles verloren: Wohnung, Kleidung, Mobiliar, Pflanzungen. Zwei Kirchen und Pfarrhäuser wurden völlig verwüstet. Die Qualen, welche ich seit dem 19. Juli inmitten all' des Jammers erdulde, sind unbeschreiblich. Noch ist der Friede nicht wieder hergestellt; unsere Katholiken können noch nicht in ihre Dörfer zurückkehren, denn feindliche Horden durchziehen noch immer sengend und brennend das Land. Nach dem Kriege werden unsere Neophyten vom Hunger zu leiden haben. Dank der Großmuth des Gouverneurs haben sie augenblicklich noch Lebensmittel; aber jetzt müßte die Jamswurzel gepflanzt werden und die Felder sind nicht bestellt. Selbst an Pflänzlingen wird es fehlen, da man sie weggestohlen hat.“

Nach den neuesten Briefen ist übrigens der Friede wieder hergestellt „und die Missionäre konnten in ihre Gemeinden zurückkehren, in denen sie aber alles rein ausgeplündert vorfanden.“

Hie und da kommts in der Südsee auch vor, daß Christen und Heiden mit einander Krieg führen. Das neueste Bei-

spiel dieser Art ist auf der zur Gilbert-Gruppe gehörigen Insel Tapiteuea vorgekommen. Die „China Mail“ vom 21. Februar d. J. veröffentlicht darüber eine Mittheilung, die ihr durch den deutschen Schooner Montiara zugekommen war und die ziemlich gehässig lautet. „Die Mörder, heißt's da, waren sogenannte Christen, Bekehrte der amerikanischen Missionare von der hawaiischen evangelischen Gesellschaft, und ihre Opfer waren ihre heidnischen Brüder. 314 Personen, Männer, Weiber und Kinder sollen da in einer Nacht getödtet worden sein, die Leichname noch unbestattet am Seeufer liegen. Die Bevölkerung dieser Insel hat in den letzten Jahren bedeutend abgenommen infolge von Auswanderung nach Samoa und Hawaii; weiße Händler gibt's dort nicht, dagegen wohnen zwei hawaiische Lehrer, die hochwürdigen HH. Kapu und Nalimu, die das Missionsschiff „Morgenstern“ dorthin gebracht hat, unter den Eingebornen. Neuerdings scheinen ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt gewesen zu sein, wenigstens ist's ihnen gelungen einen Stamm, der die nördlicheren Inselchen der Lagune bewohnt, zu bekehren, während der andere auf den südlichen Eilanden heidnisch geblieben ist. Im Jahresbericht der Mission, welche im Juni 1880 in Honolulu gedruckt wurde, findet sich Folgendes über diese Gruppe: ‚Im Juni 1879 wurde der Friede auf Tapiteuea durch einen Zusammenstoß zwischen der heidnischen und der christlichen Partei gestört, wobei 15 Heiden und 1 Christ um's Leben kamen.‘ An einer andern Stelle heißt's: ‚Wir verließen Tapiteuea, wo das Banner des Kreuzes jetzt triumphirend weht; der Same des Himmelreichs ist dort ausgesäet und hat schon tiefe Wurzeln geschlagen‘ ꝛc. Ferner sendet Herr Kapu die frohe Nachricht, daß er ‚79 Flinten und eine Menge Spieße verbrannt, dazu über 300 Schwerter und Schlachtmesser in Stücke zerbrochen habe‘ und daß die Eingebornen den Ausländern verboten haben, Flinten, Schwerter und Rum an's Land zu bringen. Wer einen Mord begeht, soll mit dem Tode bestraft werden, wer einen anderen verwundet oder den Sabbath bricht, soll Strafe zahlen.

„Wenige Wochen nach jener Metzelei wurde die Insel von zwei Schiffen besucht, und die Kapitäne berichten, daß die Leichname noch immer am Ufer liegen, während die Missionare sich rühmen, nun Herren der Insel zu sein, so daß kein Fremder dort ohne ihre Erlaubniß landen dürfe. Der Erfolg der ‚Christen‘ wurde nicht größerer Tapferkeit oder göttlichem Beistand, sondern dem Umstand zugeschrieben,

daß die Missionare, welche zugleich den ganzen Handel inne haben, und die nicht bloß mit Gebetbüchern und Schiefertafeln handeln, zuerst beide Parteien in der oben beschriebenen Weise entwaffneten und dann ihre Anhänger mit Messer und Aexten versahen, die sie vom „Morgenstern“ erhalten hatten. Mit diesen Waffen seien dann die Christen bei Nacht — eine zweite Bartholomäusnacht (!) — hinübergegangen ins Lager der Heiden, die unbewaffnet und ahnungslos eine leichte Beute für die scharfen Messer ihrer fanatischen Angreifer wurden. Es wird von Interesse sein zu sehen, wie man im nächsten Jahresbericht diesen „Erweis des Christenthums“ vor das Publikum bringen wird.“

Vergleicht man diese Darstellung des beklagenswerthen Vorfalls mit einer kurzen Notiz im „Missionary Herald,“ so erscheint sie allerdings übertrieben, und daß die Missionare die Waffen zu jenem Blutbad geliefert, dürfte wohl eine Erfindung sein. Indeß ist weiterer Aufschluß abzuwarten.

Missions-Zeitung.

Indien.

Vom 1. Jan. bis zum 20. Dec. 1880 wurden in und um Ongol wieder 2758 Heiden durch die amerikan. baptist. Missionare getauft. Neben letzteren und ihren ordinirten eingeborenen Gehilfen arbeiten noch 65 Laienprediger, welche durch Halten von Bibelstunden und Sonntagsschule die Lokalprediger ersetzen, wenn diese abwesend sind. Zweimal des Jahres erhalten sie eine Kleidung und viermal eine kleine Reiseverwilligung, um zu den Vierteljahrskonferenzen nach Ongol zu gehn, so daß sie die Mission nur je 30 M. per Jahr kosten. Neuerdings sind 75 weitere Laienprediger dieser Art, die sich zu diesem Dienst angeboten hatten und gut beleumundet waren, mit einer noch geringeren Verwilligung angestellt worden, so daß ihre Gesammtzahl jetzt 140 ist. Einige davon sind keineswegs unbemittelt, andere haben einträglichere Stellen aufgegeben, um ganz der Mission zu dienen. Am 13. Okt. wurden 26 neue Gemeinden mit je einem ordinirten Pastor „organisirt.“

— Am 28. Nov. 1881 wurde in Sibsagor der Assamese Godhula ordinirt um als Missionar unter die Nagas in Merang Kong zu gehn, welche um einen

Lehrer gebeten hatten. Das Dorf hat 300 Häuser und war bisher wegen seiner kriegerischen Thaten berühmt. Jetzt haben die Einwohner erklärt, Frieden halten zu wollen, obgleich sie dadurch als Feiglinge erscheinen.

— Die erste protestant. Gemeinde in Siam wurde 1837 vom Baptisten Dr. Dean gegründet, welcher heute noch derselben vorsteht. 5 andere Gemeinden sind seither noch hinzugekommen. Die jüngste derselben hat gerade einen Zuwachs von 24, die kleinste von 9 Personen gehabt. Im Ganzen sind's 500 Gemeindeglieder.

— Im Dec. v. J. taufte in Kalkutta der schottisch-freikirchliche Pastor Maitra eine aus 9 Personen bestehende Familie, deren Bekehrung den Bemühungen des vor 5 Jahren getauften Babu Uma Tscharan Tschaterdschi zuzuschreiben ist, der jetzt als unbezahlter Evangelist der Mission dient.

— Eine in Benares erscheinende heidnische Zeitung hat unter der Ueberschrift „Vorzeitiger Tod eines berühmten Mannes" dem jüngst verstorbenen Londoner Missionar Sherring einen wortreichen, von Lob, Bewunderung und Dankbarkeit überfließenden Nachruf gewidmet: „Der Schmerz, den sein plötzliches Ende uns, den Bürgern dieser Stadt nicht nur, sondern auch Fremden verursacht hat, ist auch mit vielen Worten nicht auszusprechen. Sollte ein Inventar all' seiner Tugenden gemacht werden, so würden wir nicht Worte genug finden. Seine Gelehrsamkeit, Leutseligkeit, Zuverlässigkeit, Frömmigkeit, sein Wohlwollen, seine Geschäftstüchtigkeit, seine Popularität verdienen alles Lob. Er hatte die seltene Eigenschaft, daß er, obgleich ein Europäer, doch gegen die Hindus nicht weniger Aufmerksamkeit und Liebe an den Tag legte, als gegen seine Landsleute. Das gab ihm aber auch den Schlüssel zu allen Herzen in die Hand und war eine Hauptursache seiner allgemeinen Beliebtheit. Unser eigner Schmerz über sein Hinscheiden ist so groß, daß während wir dies schreiben, unsere Feder von Thränen der Liebe überschwemmt wird. Seine Lehrweise war so ausgezeichnet, daß wer auch nur einen Buchstaben von ihm gelernt hatte, nie wieder von jemand anders unterrichtet sein wollte. Wir bedauern aufs Tiefste, daß wir selbst von diesem Unterricht nur wenig haben genießen dürfen. Aber Gottes Thun läßt sich nicht ändern. Wir beten zu Gott, daß die zwei Söhne des Verstorbenen mit langem Leben gesegnet werden und die Tugenden ihres berühmten Vaters erben möchten."

Und das ist eine Zeitung, in der erst vor kurzem ein Artikel gegen die Gottheit Christi erschien, welcher unter dem Titel „Das Christenthum vernichtet" in Traktatform verbreitet wird und gegen den die Missionsdruckerei in Mirzapur eine Widerlegung veröffentlicht hat.

China.

Der bekannte Jung Wing, obgleich zweiter chinesischer Ge-

sandter in Washington, besitzt und bewohnt doch ein Haus in Hartford, um von hier aus die 100 jungen Chinesen, zu beaufsichtigen, welche dort und in einigen anderen Städten studiren. Diesen jungen Chinesen, sowie den Japanern, welche in den nämlichen Anstalten studiren, wird das Lob ertheilt, daß sie höflich, freundlich, geordnet und fleißig seien. Sie haben ihre Nationaltracht beibehalten, aber nicht vollständig. Sie leben als Pensionäre in amerikanischen Familien und müssen nur zu gewissen Zeiten in Hartford erscheinen, um sich einer Art Visitation und chinesischen Sprachübungen zu unterwerfen. Christliche Gottesdienste dürfen sie besuchen.

— Der neue Vertrag zwischen China und den Ver. Staaten enthält die Bestimmung, daß kein amerikanischer Bürger und kein amerikanisches Schiff sich am chinesischen Opiumhandel betheiligen dürfe.

— In China macht sich eine Sekte bemerklich, die aus lauter Vegetarianern besteht, welche absolut nichts Lebendiges tödten wollen und sogar Thiere kaufen und freilassen, welche zum Schlachten bestimmt waren. Die drei Religionen China's erklären sie für gleichwerthig, Bücher und Traktate über ihre eigenen Grundsätze verbreiten sie im Stillen mit großem Eifer, ja sie senden Missionare aus. Täglich zünden sie ein Weihrauch-Stäbchen an, um dabei Gebete herzusagen. Am ersten uud fünfzehnten jeden Monats sitzen sie stundenlang in andächtigem Schweigen da, um so Leidenschaften zu besiegen und das Herz zu reinigen. Jedes Mitglied muß beim Eintritt eine bedeutende Summe und später monatlich oder jährlich einen Beitrag zahlen. Das Geld wird für Missionszwecke verausgabt. Ihre Führer genießen höheres oder geringeres Ansehen, je nach der Zahl der Bekehrten, die sie für ihre Sekte gewonnen haben. Einige dieser Vegetarianer sind schon Christen geworden.

— Im Tong-Jiang-Thal, 60 Stunden landeinwärts von Ningpo, herrschte vor 3—4 Jahren noch tiefe, heidnische Finsterniß. Da sandten die amerikanischen Presbyterianer einen alten chinesischen Prediger hin, und als Frucht seiner Arbeit sind jetzt schon 33 Erwachsene getauft worden, während 150 Taufkandidaten da sind, von denen freilich nur 50 Hoffnung geben, daß sie etwas Rechtes werden können. Andere hält bisher nur die Furcht vor der bereits ausgebrochenen Verfolgung vom Uebertritt zurück.

Die Christen in Tong-Jiang nämlich hatten Monate lang allerlei Vergewaltigung auszustehn, weil sie zu den Kosten des Götzendienstes beizusteuern sich weigerten. Einigen zerstörte man sogar ihre Häuser, beraubte sie u. s. f. Miss. Butler brachte die Sache vor den amerikanischen Konsul, der sich ihrer aber nicht annahm. Da schrieb er einen höflichen Brief an den betreffenden Oberamtmann, stellte ihm die ganze Sache vor und legte eine Abschrift des Vertrags bei, welcher den eingebornen

Christen Glaubensfreiheit verspricht. Der eingeborne Prediger, der diesen Brief überbrachte, wurde freundlich aufgenommen, mußte mehrere Fragen über die christliche Religion beantworten und durfte dem Oberamtmann sogar eine Bibel und ein anderes christliches Buch überreichen. Die Frucht davon war, daß die Sache untersucht und dann eine Proklamation zum Schutz der unschuldig Leidenden erlassen wurde, in welcher als Zweck des Christenthums angegeben wird: „Die Besserung der Menschen und die Förderung des Friedens.“ Diese Proklamation, die in den verschiedenen Dörfern angeschlagen wurde, hat mehr dazu beigetragen, das Evangelium in dieser Gegend zu empfehlen oder doch zu einem Gegenstand der Aufmerksamkeit zu machen, als alles andere.

An einem andern Ort, Leo-Si-sah, hat die gleiche Missionsgesellschaft eine kleine Gemeinde von 15 Seelen, unter welchen eine ältere Frau, zugleich der Erstling dieses Ortes, hervorragt. Diese hat einen Sohn, Namens Ping-fong, der als kleiner Junge mehrere Tagreisen weit nach Ningpo lief um in der dortigen Missionsschule Aufnahme und Unterricht zu finden. Er wurde wirklich aufgenommen, erhielt später die Taufe und trat nach abgelegtem Examen in den Missionsdienst ein. Diesen verließ er aber bald wieder, studirte Medicin und prakticirte mehrere Jahre lang mit außerordentlichem Erfolg als Arzt. Namentlich gelang es ihm, mehrere Gelähmte zu heilen, an denen europäische Aerzte ihre Kunst umsonst versucht hatten.

Nun hörte der berühmt gewordene Doktor, seine Mutter habe sich auch bekehrt, und alsbald beschloß er, sie zu besuchen. Er fand alles sehr verändert, und zwar zum Guten. Seine Mutter, die ihn früher verstoßen und als Auswürfling behandelt hatte, weil er ein Christ geworden, empfieng ihn jetzt mit offenen Armen; und das machte ihm sein Herz so warm, daß er den schweren Entschluß faßte, sammt seiner aus Ningpo gebürtigen Frau und seinen Kindern wieder in seine alte Heimat zurückzukehren und zugleich seinen eigenwilligen Austritt aus dem Missionsdienst dadurch gut zu machen, daß er nun an seinem Geburtsort selbst ein Prediger des Evangeliums wurde.

Die Reise von Ningpo dauerte zehn Tage. Jetzt wohnt er ein paar Stunden von Leo-Si-sah entfernt und wirkt nun als Arzt und Evangelist in der ganzen Umgegend, namentlich unter den angeseheneren und wohlhabenden Heiden, die ihn schon um seines Vaters willen, der ein bekannter Gelehrter war, und um seines älteren Bruders willen, der ebenfalls mehrere Examina glänzend bestanden hat, achten. Bis jetzt sind acht Personen infolge seiner Wirksamkeit getauft worden, und 25 andere sind innerlich auch schon für Christum gewonnen, lassen sich aber durch äußere Rücksichten noch abhalten. Einer dieser Bekehrten war als Heide fast blind, wurde aber von Ping-fong geheilt,

was er als ein vom Christengott gewirktes Wunder ansieht.

Japan.

In Imabari auf der Insel Schikoku wurde vor einem Jahr eine kleine Gemeinde unter Pastor Ise gegründet. Dieselbe zählt jetzt 40 Mitglieder, während die Zahl der „Gläubigen“ in der 12,000 Seelen starken Stadt auf 300 geschätzt wird. Jetzt sind die jungen Christen im Begriff sich ein eigenes Gotteshaus zu bauen. In 3 Tagen zeichneten sie 650 Dollars für diesen Zweck. Etwa 1000 sind nöthig. Veranlaßt wurde dies kühne Vorgehen dadurch, daß der heidnische Besitzer des bisherigen Versammlungslokals die Miethe kündigte. Ein junges Ehepaar, das noch nicht getauft ist, trug 100 Dollars bei. Ein Schinto-Priester bemerkte: „Als die Schintoisten vor 5 Jahren einen Tempel bauen wollten, kam das Geld nicht so leicht zusammen, wie jetzt für die christliche Kirche!“ Dieser Tempel wurde, bald nachdem Miss. Atkinson seinen ersten Besuch in Imabari gemacht hatte, wirklich errichtet, gleichsam zum Beweis, daß das Heidenthum noch lebe und die Mission gar keine Aussicht habe, hier etwas auszurichten. Um den Tempelhof her läuft eine steinerne Einfassung und jeder Steinpfosten ist mit dem tief eingemeißelten Namen des Stifters bezeichnet. Mehrere dieser Namen stehen aber bereits auf der Mitgliederliste der jungen Christengemeinde.

— Auch auf der Insel Kiuschiu geht es voran. Hier war ja der Sitz einer vor 3 Jahren unterdrückten Revolution. Mehrere der Anführer kamen ins Gefängniß nach Kobe. Der Sprachlehrer des Miss. Atkinson, welcher zugleich mit Strickmaschinen ein kleines Fabrikgeschäft trieb und seine Arbeiter aus dem Gefängniß erhielt, machte diese Leute mit dem Christenthum bekannt, ja ließ ihnen alle Woche einmal eine Art Predigt halten.

Der sie beaufsichtigende Beamte hatte nichts dagegen. Auch ein Theil des N. T. fand seinen Weg ins Gefängniß und wurde bei Mondlicht gelesen, denn Kerzen oder Lampen dürfen die Zuchthäusler in Japan nicht haben. Einige wurden erweckt und nach ihrer Freilassung getauft. Der bedeutendste von ihnen ist aber noch im Gefängniß. Eine weitere Frucht der Bemühungen jenes inzwischen an der Cholera gestorbenen Sprachlehrers ist die, daß jetzt alle Sonntag Nachmittag im Gefängniß zu Kobe eine christliche Predigt gehalten wird. 350 Gefangene mit ihren Wärtern hören auf diese Weise regelmäßig das Evangelium. Neulich besuchte Miss. Atkinson vier Städte auf der Insel Kiuschiu: Fukuoka, Hakata, Kumamoto, Jatsuschiro. In Kumamoto ist eine altjapanische Nationalpartei, deren Mitglieder sich nach der Mode kleiden, welche vor 500 Jahren herrschte, beständig die Schinto-Tempel besuchen, wenn ein Ausländer ihnen begegnet sich die Nase zuhalten und nie unter einem Telegraphendraht durchgehn ohne ihren Fächer

über den Kopf zu halten zur Abwendung böser Einflüsse. Man sagt, daß sie auch kurze Schwerter tragen. Sie sind fanatisch genug irgend ein Unglück anzustiften. Außerdem giebt's mehrere andere Parteien dort. Alle sind aber einig gegen das Christenthum. Die beiden jungen Evangelisten in Kumamoto haben daher einen harten Stand. Auf zwei Außenstationen finden sich aber Häuflein Erweckter.

— Die amerikanische Methodist. Frauenmissionsgesellschaft hat in Tsukidschi, Tokio, eine große Mädchenerziehungsanstalt errichtet.

— Am 25. Jan. wurde Tokio abermals von einer Feuersbrunst heimgesucht: 55 Straßen mit 10,000 Häusern verbrannten. Auch viele Menschen sind umgekommen, darunter manche, die aus Verzweiflung ins Wasser sprangen. Und wieder am 11. Febr. verbrannten 8246 Häuser.

Afrika.

Am 13. Nov. landeten die für Bihe bestimmten amerikan. Miss. Bagster, Sanders und Miller in Benguela.

— Zum Gedächtniß an den verstorbenen Miss. Saker hat König Aqua am Kameruns ein Gesetz gegen die Sonntagsarbeit erlassen.

— Miss. Comber ist von seiner Schußwunde genesen, darauf aber schwer am Typhus erkrankt. Der Stanley-Pfuhl soll jetzt auf einem anderen Wege zu erreichen versucht werden.

— Am 5. Febr. wurden die Basler Miss. Buck und Huppenbauer in Kumase vom König von Asante „wahrhaft fürstlich“ empfangen, „wobei er selbst, seine Mutter und die Mehrzahl der Großen seines Reiches vor ihnen tanzten — in Anwesenheit von mehr als 50,000 Menschen.“ Am 9. Febr. erhielten sie die Erlaubniß zur Straßenpredigt, von der sie reichlichen Gebrauch machten. Am 21. Febr. waren sie wieder wohlbehalten auf ihrer Station Kjebi eingetroffen.

— Aus Uganda schrieb Miss. Pearson am 1. Juni 1880, Mtesa sei krank und stehe weder mit ihm noch mit den 4 katholischen Missionaren auf freundschaftlichem Fuße, so daß diese letzteren daran denken, das Land zu verlassen: „Vor kurzem wurden die Häuser, in welchem sich die Königsgräber befinden, restaurirt, und als das fertig war mehr als 200 Menschen geopfert.“ „Ich habe keine einzige Perle und keine Elle Zeug mehr und lebe von dem, was ich aus dem Verkauf von Kleidern 2c. löse.“ „Niemand darf kommen um lesen zu lernen.“ Einen Monat später: „Gestern (30. Juni) rief Mtesa alle seine Häuptlinge zur Baraza und erzählte einen Traum, den er in der Nacht vorher gehabt; er habe den Mond von 10 anderen Monden umgeben gesehen; der Mond in der Mitte sei immer größer geworden und die anderen hätten sich vor ihm verneigt. Dann seien zwei Engel ihm erschienen, die ihn fragten, warum er aufgehört habe, Allah Akbar zu sagen, er solle das wieder thun! Dann sei er erwacht und habe gemerkt, daß alles ein Traum gewesen. Seine Weiber hätten

erklärt, er sei der Mond und zehn Königreiche würden ihn bitten, sich unter sein mildes Scepter stellen zu dürfen. Darauf befahl Mtesa allen bei Hofe Anwesenden, Allah Akbar zu sagen und bekannte sich wieder als Moslem. In Zukunft soll Sonntags keine Flagge mehr aufgezogen und kein Schuß mehr abgefeuert werden. Das waren ja die 2 Dinge, worin sein Christenthum bestand."

Am 1. Nov. schrieb Miss. Mackay aus Kagei: es seien gerade Boote aus Uganda gekommen, die Verstärkung der katholischen Mission abzuholen, und er, Mackay, habe den Befehlshaber der Boote überredet, auch ihn mitzunehmen. Diese Boote seien 3 Monate lang unterwegs gewesen, und als sie abgiengen habe Mtesa nicht gewußt, daß er, Mackay, in Kagei sei, sonst hätte er wohl ausdrücklich auch ihn abholen lassen. Mit den Booten sei ein Brief Pearson's vom 29. Juni gekommen, wonach die Sachen in Uganda nicht besser standen und er große Mühe hatte, Lebensmittel zu bekommen. Die Araber hatten Mtesa aufgereizt, gegen Mirambo einen Krieg anzufangen — was ein großes Unglück wäre. Von einem Kriegszug gegen Usoga hatten seine Soldaten ihm 300 Weiber, elende, halbtodte Geschöpfe, mitgebracht. Wohl tausend Kriegsgefangene sollen unterwegs gestorben sein.

Erfreulicher ist die Nachricht, daß Mackay eine Uebersetzung des Ev. Matthäi in die Sprache von Uganda vollendet hat und gegenwärtig an einem kleinen Katechismus arbeitet, ferner daß die Gesandten des Königs, welche in England gewesen waren, in Begleitung der Miss. O'Flaherty und Stokes in Uyui angekommen und am 1. Dec. die Weiterreise angetreten haben, alle gesund, und daß Litchfield mit ihnen nach Uganda zurückzukehren sich entschlossen.

— Der Hermannsburger Miss. Hohls schreibt aus Natal, 10. Jan. 1881: „Ich habe den High Commissioner gedrängt, den J. Dunn zu bewegen, uns zu erlauben, unsre alten Stationen in seinem Gebiet wieder in Angriff zu nehmen. Statt eine Antwort zu geben, veröffentlicht der High Comm. zwei Schreiben des Dunn über die Verhältnisse in seinem Lande, in welchen beiden er unsre Missionare als völlig unfähig bezeichnet, etwas für die Civilisation seiner Unterthanen thun zu können, darum er ihnen auch nie erlauben würde, ihre alten Stationen wieder zu bewohnen. Dagegen gebe er, Dunn, den norwegischen Missionaren noch einige Stationen zu ihren alten hinzu, damit es seinem Volk nicht an Missionaren fehle. Daß dieser Hr. Dunn, ein solcher Mann wie er ist, und zwar offenkundig, ein solches Urtheil über unsere Brüder fällt, wirft auf diese gar kein schlechtes Licht, sondern ist im Gegentheil ein gutes Zeugniß für sie. Gleichwohl fällt unsre Hoffnung dahin, unsre Arbeit in jenem Lande wieder aufzunehmen. Das sei Gott geklagt!

— In den Berliner Miss.-Berichten heißt's: „An etlichen Orten

des großen Distrikts Riversdale (Kapland) brennt das Feuer so lichterloh, daß unseren besonnenen Missionaren bange werden will und sie mit Macht Bedacht nehmen etwaigem Einreißen von allzu heftigen Gefühlsausbrüchen durch Ermahnung zur Nüchternheit vorzubeugen. Die Bewegung ist von etlichen durch Br. Heese angeregten Bauern aus ihrer Mitte hervorgegangen und hat Alte und Junge mit solcher Gewalt ergriffen, daß selbst die Kinder unter einander Gebetstunde halten."

— Am 4. Jan. wurde die schottische Missionskirche in Mbulu vom Blitz getroffen und gänzlich verbrannt. Die Christen hielten darauf bei einem der Kraale eine große Versammlung, um Gott zu danken, daß niemand dabei um's Leben gekommen und zugleich um sich gegenseitig anzufeuern zum Bau eines neuen Gotteshauses.

— Der „Record," eine ungefähr auf dem Standpunkt der englisch-kirchlichen Miss. Ges. stehende Londoner Zeitung, bespricht eingehend die traurige Blantyre-Affaire. Der Bericht der Visitatoren, des Geistlichen Dr. Rankin und des Laien Pringle, bestätige die vom Reisenden Chirnside gegen die schottischen Missionare erhobenen Anklagen, widerlege aber dessen Behauptung oder Vorhersagung, daß die Feindschaft der Eingebornen infolge jener Kompetenz-Ueberschreitungen von Seiten der Missionare die Fortführung dieser Mission überhaupt unmöglich machen werde. Daß die drei schuldigen Missionare entlassen sind, billigt der „Record", fügt aber hinzu: „Wir müssen uns in Acht nehmen, diesen unglücklichen Männern nicht Unrecht zu thun. Alles odium und alle Strafe fällt auf sie, aber es kann unmöglich übersehen werden, daß ein sehr bedeutendes Maß von Tadel auch die Missionskommittee der schottischen Kirche trifft. Gewiß, einige Angestellte der Mission haben den Erwartungen nicht entsprochen, die man von ihnen gehegt; zu ihren Verfehlungen haben aber die Umstände, in welche sie sich gestellt sahen, sehr viel beigetragen, und für diese Umstände kann man sie nicht verantwortlich machen. Abgesehen vom Gärtner und Schreiner, die als weniger gebildete Männer der Aufgabe nicht wohl gewachsen sein konnten, unter so völlig ungewohnten Verhältnissen von sich aus die richtigen Entscheidungen und Schritte zu treffen, handelt es sich um einen jungen presbyterianischen Geistlichen und um einen jungen Arzt. Das waren die Leiter der Mission. Es ist kaum glaublich, daß die Gründer der Blantyre-Mission irgendwelche Missionare und noch dazu solche aussenden konnten, ohne ihnen die genauesten und eingehendsten Verhaltungsmaßregeln in Betreff ihrer Beziehungen zu den Eingebornen mitzugeben. Jungen Männern, deren Eifer ja groß sein mag, deren Einsicht aber gewiß gering sein wird, und die noch gar keine Erfahrung haben, kann man es verzeihen, daß sie die Schwierigkeiten und Verwickelungen nicht voraussahen, zu denen ihr Aufenthalt unter ganzen Stäm-

men von unwissenden Heiden führen mußte. Die Heimat-Kommittee aber, welche solchen Fragen ihre Aufmerksamkeit nicht schenkt und ihren Angestellten nicht klare Instruktionen darüber zu ertheilen vermag, was sich für sie als britische Unterthanen und Boten des Evangeliums ziemt, — muß als völlig unfähig bezeichnet werden. Und doch ist's leider eine Thatsache, daß die Missionare in Blantyre nie davor gewarnt worden waren, sich eine Art Jurisdiktion über die Eingebornen anzumaßen. Ja, Dr. Macrae, der Vorsitzende des Ausschusses für die afrikanischen Missionen, von welchem die Missionsangestellten in Blantyre natürlich Rath erwarten durften, ermuthigte sie noch, ‚eine territoriale, civile, kriminelle Jurisdiktion' auszuüben! Und in der Verhandlung, welche neulich vor einem Ausschuß der schottischen Generalsynode geführt wurde, sprach er sich noch dahin aus, daß nach seinem Dafürhalten die Missionare ganz recht daran gethan hätten, ‚selbst einen Mörder mit dem Tode zu bestrafen, was immer irgend ein britisches Parlament sagen möge!' Wenn wir den Stab über jene Missionare in der Ferne brechen, dürfen wir diese Thatsache nicht vergessen. „Ueberdies dient zu ihrer Entschuldigung, daß körperliche Züchtigungen auch in der Mission des sel. Bischof Mackenzie vorgekommen, daß all' jene traurigen Vorgänge in den kurzen Zeitraum von nur drei Monaten fallen (Anfang 1879), daß im Uebrigen die Missionare sich tadellos gehalten und es keineswegs auf immer mit den Eingebornen verdorben hätten. Sehr scharf spricht sich der „Record" auch gegen den Versuch aus, den die schottisch-kirchliche Missionskommittee gemacht hat, einen Theil der Verantwortung für jene Vorgänge auf die Schultern der freikirchlichen Missionare in Livingstonia abzuladen, welche ihren Freunden und Landsleuten in Blantyre allerdings viele Dienste erwiesen, aber sie keineswegs zu jener beklagenswerthen Handlungsweise veranlaßt haben. Ueber diesen Punkt hat die freikirchliche Miss.-Kommittee am 14. März ein eigenes „Statement" veröffentlicht, worin Dr. Stewart, Dr. Laws und der Ingenieur Stewart, die man hatte in die Sache hineinziehen wollen, völlig gerechtfertigt werden.

Amerika.

Der zweite Januar war ein Freudentag für die kleine Indianergemeinde in Odanah im Staate Wisconsin. Sechs neue Mitglieder wurden ihr einverleibt, darunter vier Neubekehrte — durch die h. Taufe.

Einer dieser vier war ein junger Mann von etwa 24 Jahren, der Sohn verstockter heidnischer Eltern. Mehrere Jahre lang hatte er dann und wann, wie die Laune es ihm eingab, christliche Versammlungen besucht, einmal auch schon ernstlich an den Uebertritt gedacht. Aber es war nichts daraus geworden. Nun wurde er krank und lag Monate lang da in einem bedenklichen Zustand. Seine heidnischen Ver-

wandten gaben ihn auf. Christen besuchten ihn. Er selbst hatte keine Hoffnung mehr, wieder gesund zu werden. Da — eines Abends — als der Missionar zufällig an der Hütte des Kranken vorbeigieng, ertönte aus derselben laut die Stimme eines Betenden. Miss. Baird traute seinen Ohren nicht. Die Stimmen der christlichen Indianer waren ihm alle genau bekannt. Das war eine neue Stimme, die er noch nie hatte beten hören. War es am Ende der Kranke selbst? Ja, er war es; die Todesangst hatte ihn endlich zum Heiland getrieben. Ihm gelobte er jetzt den Rest seines Lebens anzuhängen und zu dienen, wenn Er ihn gesund machen wolle. Die anwesenden Heiden freilich lachten und spotteten, seine Mutter suchte ihn zu beruhigen. Von dem Tag an aber nahm's eine Wendung mit der Krankheit, und am 2. Januar wurde der an Leib und Seele Genesene in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen.

Ferner wurde ein Greis getauft, wohl über 90 Jahre alt. Seine Kinder waren alle vor ihm Christen geworden, bis er und sein Weib allein dastanden. Alle Versuche, sie nachzuziehen, waren umsonst gewesen. Endlich, endlich fieng das alte kalte Herz an weich zu werden. Auf einem Schlitten ließ sich der weißhaarige Alte zu seiner Großtochter führen, die in der Nähe der Kirche wohnte, und eines seiner ersten Worte war hier: „Kind, lehre mich beten!" Am Samstag vor der Taufe ließ er sich von seinem Schwiegersohn Joseph Martin aus der Bibel vorlesen, fiel auf seine Kniee, sagte: „Wir wollen versuchen zu beten," und sprach dann ein rührendes, kindliches Gebet, über das sich wohl die Engel im Himmel gefreut haben. Hoffentlich kommt auch sein Weib noch, ehe die eilfte Stunde vorüber ist.

Die übrigen zwei Täuflinge waren ein alter „Medicin-Mann," d. h. ein Zauberer, und dessen Frau, die Eltern eines Predigerseminaristen Moses White, die 40 Jahr lang der Predigt des Evangeliums Widerstand geleistet, endlich aber doch vom Herrn sich hatten heimsuchen lassen. Eins ihrer Großkinder war lange krank gewesen und starb gegen Ende des Jahres. Diese Trübsal bildete den Wendepunkt im Leben der Großeltern. Ueber den kleinen Sarg gebeugt, vom geliebten Kindlein Abschied nehmend, gelobte der greise Zauberer, er wolle ihm, dem Kinde, nachfolgen, wolle ein Christ werden und auch in den Christenhimmel zu kommen trachten. Als er diesen Entschluß dann öffentlich bekannt werden ließ, glaubten nur wenige, daß es ihm Ernst sei. Bald schwanden aber alle Zweifel. Zuerst ließ er sich christlich trauen mit seinem alten Weibe, dann stand er seinen heidnischen Bekannten muthig Rede und Antwort, als sie ihn wieder abwendig zu machen suchten, und endlich kam er zur Taufe, bekannte öffentlich seine lange Verstocktheit, seinen Stolz und seine Einbildung in Betreff des Ansehens, das er als gefürchteter Medicin-Mann genossen, erklärte, daß es bloß

seine Schuld, nicht die des Missionars oder der Christen sei, daß er sich so spät bekehre, denn jene hätten alles gethan ihn zu gewinnen, er aber habe sich verhärtet, bis sein Großtöchterlein gestorben sei und er nun nicht länger habe widerstehen können. Dann kniete er nieder und sprach ein kurzes Bußgebet. Es war ein feierlicher Augenblick. Moses White, der immer und immer wieder seinen alten Vater herumzubringen sich bemüht hatte, die anderen Christen, der eingeborne Pastor und der weiße Missionar, sie alle spürten, daß der Herr bei ihnen eingekehrt sei und dankten ihm für diese Stunde und diesen Tag der Erquickung.

Bücherschau.

Die Zeit Konstantin's des Großen. Von Jak. Burckhardt. Zweite verb. und verm. Auflage. Leipzig. Seemann. 1880.

Dies historische Meisterwerk ist uns besonders als Seitenstück und Ergänzung zu Uhlhorn's „Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum" wichtig. Der Verfasser hat mit eindringendem, auch verschüttete Quellen aufspürendem Forscherfleiß und zugleich in fesselnder Sprache ein Bild von der beispiellosen Religionsmengerei und all den politischen, religiösen, socialen Verhältnissen entworfen, welche zum Sturze des klassischen Heidenthums durch das Christenthum führten. Er wird wohl Recht haben, wenn er in Konstantin den kühlen, gewissenlosen Politiker sieht, der mit scharfem Blick erkannte, daß das sinkende Gebäude durch nichts aufrecht erhalten werden konnte als durch das mit neubelebender und zugleich organisatorischer Kraft ausgerüstete Christenthum, das mehrere seiner Vorgänger vergeblich zu unterdrücken gesucht hatten. Wer die Kirchen- und Missionsgeschichte jener merkwürdigen Zeit einigermaßen verstehen will, für den ist das Studium dieses Buches unentbehrlich. Die Verbindung von weltmännischer Klugheit und pietätsvoller Anerkennung des positiven Christenthums, welche das Ganze charakterisirt, macht diese Lektüre zu einer eigenartig anziehenden.

Dr. G. E. Burkhardt's Kleine Missions-Bibliothek. Zweite Aufl., gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. R. Grundemann. Vierter Band: Ozeanien. I. Der Indische Archipel. II. Polynesien, Neuseeland und Mikronesien. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1880.

Diese beiden ersten Lieferungen des Schlußbandes der kleinen Missions-Bibliothek sind mit großem Fleiß gearbeitet und größtentheils auch in der Darstellung so gehalten, daß sie sich zum Vorlesen wohl eignen. Sehr dankenswerth sind u. A. die Erklärungen, welche der Verfasser von vielen überseeischen Ausdrücken, Pflanzennamen &c.

giebt, die in manchen Missionsberichten als bekannt vorausgesetzt werden, es aber eben doch nicht sind. Auch die Sprachproben, welche je und je gegeben werden, sind dankenswerth. Manche Schilderungen sind wahre Musterstücke kunstvoller Mosaikarbeit. Man spürt überall: der Verfasser weiß mehr als er mittheilt, und „was er weise verschweigt, zeigt dir den Meister des Styls." Die Hauptsache dabei ist die unparteiische, rein nur die Sache im Auge behaltende, ökumenisch-christliche Weise, wie hier alle missionirenden Kirchengesellschaften, ja auch einzelne Personen berücksichtigt und gewürdigt werden. Für den Band über Polynesien rc. sind die bekannten gelehrten Werke von Meinicke und Gerland in popularisirender Weise geschickt benutzt worden. Aber auch von einem Max Buchner hat der Verfasser zu lernen gewußt. Ueberhaupt scheint ihm nur wenig entgangen zu sein, was für den Gegenstand einigermaßen von Bedeutung war.

Bald hoffen wir das Schlußheft des ganzen vortrefflichen uns immer lieber werdenden Werkes anzeigen zu können.

Ursprung und Entwicklung der Kolonieen in Nordamerika 1496—1776. Von H. W. J. Thiersch. Augsburg, Verlag von Richard Preyß. 1880.

Es war uns ein Genuß dies Büchlein zu lesen, das nicht nur reich an Fingerzeigen für das Verständniß Amerika's ist, sondern auch einige bemerkenswerthe Schlaglichter auf die Geschichte Englands und Europa's im Zeitalter der Kolonisation wirft. Das über die Negersklaverei sowie über die Indianer Gesagte ist besonders interessant. Daß Deutschland beim Sklavenhandel unbetheiligt geblieben sei (S. 74) ist wohl nicht richtig. Man denke an das Fort Brandenburg auf der Goldküste. Daß die Päpste den afrikanischen Sklavenhandel nie „sanktionirt" haben, mag sein. Doch haben sie sich je und je Sklaven schenken lassen, wie z. B. Eugen IV. (Vgl. Burkhardt's kleine Missions-Bibliothek, zweite Auflage, II. 1, S. 2).

Seit Januar erscheint in Cleveland, Ohio, ein von den Pastoren Klein, Büßer und Jud herausgegebenes Monatsblatt. „**Evangelischer Missionsfreund.**" Derselbe hält es wohl mit vollem Recht für seine Pflicht die Ev. Synode von Nordamerika, welcher die Herausgeber angehören, vor der Gründung einer eigenen Heidenmission zu warnen und die Unterstützung der alten Miss. Gesellschaften, namentlich der Barmer und der Basler, zu befürworten, während der „Missionar," den wir übrigens noch nicht zu Gesichte bekommen haben, für eben diese Synode ein beständiger Mahner sein will des Rechts und der Pflicht zu gedenken, selbständig Heidenmission zu treiben. Die bisher erschienenen Nummern des Ev. Missionsfreunds haben unseren Beifall. Wir zweifeln nicht daran, daß dieses Blatt zur Belebung und Anregung des Missionssinnes unter unseren deutschen Glaubensgenossen in Nordamerika beitragen wird.





Patagonier.

La Lomo, der Fetisch-Prophet.

Von H. Bohner.

Erster Theil:
Owu als Wongtschä.

6. Auf den Aburi-Plantagen.

Owu's Aufenthalt in Brekuso gieng seinem Ende entgegen. Er hatte während desselben nicht allein mit den dortigen Okomfoi innige Freundschaft geschlossen, sondern auch unter denen in Nsaki mehrere gefunden, die er näher kennen zu lernen wünschte. Es war ihm daher sehr willkommen, als diese ihn am letzten Festtag zu einem Besuch einluden. Nsaki ist ein größeres Plantagendorf. Bauern von Brekuso und Aburi wohnen dort mit vielen Händlern aus Akra und einigen Handwerkern zusammen. Zugleich ist es der Hauptsitz der zu Aburi gehörigen Okomfoi, denen es gelungen ist, ein kleines Wasser daselbst mit einem solchen Heiligenschein zu umgeben, daß nicht allein öfters angesehene Mulattenfamilien dorthin pilgern, um diesem Fetisch ein Opfer zu bringen und sich mit seinem geweihten Wasser zu waschen, sondern sogar der König von ganz Akwapem sich hie und da — natürlich gegen reichliche Opfergaben — von diesem Wasser in seine Residenz Akropong kommen läßt, ähnlich wie auch in europäischen Landen das Wasser von Lourdes und andere „heilige" Dinge versandt und verkauft werden. Es ist aber nicht die Geschichte des Fetisches, welche ich dem Leser vorführen will, sondern zwei andere Vorgänge, in die Owu fast ohne Absicht bei seinem Besuch verwickelt wurde und die ihn nöthigten, längere Zeit dort zu verweilen.

Das erste war das geheimnißvolle Verschwinden eines Frauenzimmers, das aus der Akwapemstadt Mamfe gebürtig und in der

Nähe von Nsaki verpfändet gewesen war. Die Pfandschaft war keine zu harte; nicht jeden Tag, sondern nur von Zeit zu Zeit mußte sie für den Pfandherrn arbeiten, im Uebrigen war sie frei. Daraus erklärt es sich denn auch, daß längere Zeit vergehen konnte, bis man sie vermißte und dann nach längerem Suchen zur Ueberzeugung kam, daß hier ein Unfall oder ein Verbrechen vorliege. Als das festgestellt war, begann die Spionage der Okomfoi, aber Alles war umsonst: nirgends eine Spur von der Vermißten zu entdecken! Welche Verlegenheit für die Okomfoi! zumal da es hieß, die Familie der Verschwundenen bereite sich auf außerordentliche Weise vor, um zu kommen und sich von dem Fetisch in Nsaki ihr verlornes Familienglied suchen zu lassen. So standen die Sachen, als Owu nach Nsaki auf Besuch kam. Man ließ ihn an den Berathungen der Okomfoi theilnehmen, und als diese wieder eines Tages bei einander saßen und sich die Köpfe zerbrachen, fragte plötzlich Owu: „War die Vermißte vielleicht jemandes Kebsweib?" Als das bejaht wurde, fragte er weiter: „Hat dieser Mann das Verschwinden seiner Buhlin zur Anzeige gebracht?" Man konnte sich nicht entsinnen, daß dies der Fall gewesen wäre. „Nun, sagte Owu, dann behaupte ich, daß ihr Mann an dem Verschwinden der Frau schuld ist oder wenigstens genau Bescheid darüber weiß." Man erwog nun die Sache noch einmal und fand schließlich, daß Owu wohl das Rechte werde getroffen haben. So wurde denn beschlossen, alle Schuld diesem Manne in die Schuhe zu schieben und dann zuzusehen, wie die Sache sich weiter entwickeln würde. — Nun war aber noch ein Weg ausfindig zu machen, wie der Verdächtigte, Opare, durch den Fetisch ans Licht zu ziehen sei. Die Sache war nicht leicht, zumal da Opare einer angesehenen Familie in Aburi angehörte. Aber Abudulaso, der (muhammedanische) Okomfo, wußte Rath. Er sagte, er unterwerfe ganz Aburi einem Gottesgericht, dem sich alle erwachsenen Männer zu unterziehen hätten, und es sei nur darauf zu achten, daß Opare nicht das Weite suche. Nachdem Abudulaso die Art und Weise seines Vorgehens den andern dargelegt hatte, stimmten ihm alle bei. Und da er versprach, das was er erhalte mit allen andern, auch mit Owu zu theilen, so sicherten ihm alle ihre Beihülfe zu. Auch waren alle damit einig, daß die Geschichte zu wichtig sei, um in Nsaki abgemacht zu werden; eine Sache von solcher Bedeutung könne nur in Aburi zum Austrag gebracht werden,

wo man den Häuptling und alle Stadtältesten zu Zeugen bezw. zu Vollstreckern eines etwaigen Urtheils zur Hand habe.

Inzwischen war auch das Familienhaupt der Verschwundenen mit zahlreichem Gefolge von Mamfe beim Häuptling in Aburi erschienen und verlangte von diesem die Auslieferung bezw. das Aufsuchen der Verlorenen, worauf König Bosombra erklärte, er könne weiter nichts machen als ihn nach Nsaki begleiten; dort, hoffe er, werde sich die ganze Geschichte aufklären. Nun begab man sich dorthin und fieng an im Stillen bei den Okomfoi der Reihe nach Erkundigungen einzuziehen. Alle wiesen die Sache von sich ab, indem sie meinten, so etwas könne nur der Zauberer (Kramafongo, wie sie die muhammedanisch gefärbten Okomfoi heißen) Abdulaso ausfindig machen. Ihm solle man ein ordentliches Geschenk geben und ihn darüber hören. Nun wußten die Sucher, woran sie waren. Sie meldeten Abdulaso, daß sie ihn nach einigen Tagen wegen einer unbedeutenden Sache befragen würden. Dann sorgten sie für ein Schaf, mehrere Hühner und eine Last Erdfrüchte, die Abdulaso's Fetisch als Geschenk dienen sollten. Abdulaso seinerseits bestellte seine Freunde. Als sich nun an dem bestimmten Tag die Deputation mit den Geschenken eingefunden und dieselben überreicht hatte, zog Abdulaso seinen Talar an und frug feierlich, wie wenn er von nichts wüßte, was man begehre. Das Familienhaupt von Mamfe erzählte nun die Sache ganz umständlich, indem es bei der Geldverlegenheit, die ihn nöthigte, die verloren gegangene Frau zu verpfänden, anfieng, und bis zu dem Augenblick seines gegenwärtigen Erscheinens vor Abdulaso weiter berichtete. Abdulaso und die andern Okomfoi hörten zu, als hätten sie noch nie etwas von dieser Sache vernommen. Dann stand jener auf, kneipte einem der ihm geschenkten Hühner den Kopf ab und sprengte das Blut in seinem eingezäunten Heiligthum auf den Boden. Auch einige Federn rupfte er aus und streute sie, Gebete murmelnd, herum. Dann breitete er ein Schaffell auf den Boden, kniete darauf hin und sprach, das Angesicht gegen Morgen und den Blick gen Himmel gewendet, ein langes Gebet in unverständlicher Sprache. Ob das, was er sprach, gut Arabisch oder nur ein Kauderwelsch war, blieb natürlich allen Anwesenden verborgen. Nachdem das Gebet zu Ende war, erklärte Abdulaso, daß er im Stande sei, die Person ausfindig zu machen. Er könne es aber nur thun unter zwei Bedingungen. Erstens müsse sich die ga

männliche Bevölkerung von Aburi seinen Anordnungen unterwerfen, zweitens müsse ihm für seine Mühe 200 Mark ausbezahlt werden. Eine so hohe Summe konnte nur ein Fremder (das war Abudulaso) verlangen, ein gewöhnlicher Aburi-Okomfo hätte das nie gewagt. Und eben deßwegen hatten wohl die anderen ihn vorgeschoben. Alles Feilschen war umsonst; der selbstbewußte Mann blieb standhaft bei seiner Forderung, und wohl oder übel mußten die armen Leute nachgeben. Der König von Aburi versprach auf den nächsten Dienstag alle erwachsenen Männer nach Aburi zu befehlen und verbürgte sich zudem für die richtige Ausbezahlung der 200 Mark. Der Mann von Mamse dagegen mußte für drei ganz weiße Hühner, einen Topf voll feinen, weißen Sand und für eine ziemliche Quantität Schi-Butter sorgen.

Als der König von Aburi in seine Stadt zurückgekehrt war, sandte er sogleich verschiedene Boten, an die Ortsvorsteher der Plantagendörfer. Alle erhielten die gleiche Weisung, sich mit ihren Mannschaften am Montag Abend in Aburi einzufinden, da eine wichtige Sache vorliege. Diesem Befehl Folge leistend strömte am genannten Abend eine große Menschenmenge Aburi zu. Zug an Zug, das Hauptereigniß des Tages besprechend, kamen sie in langem Gänsemarsch daher. Abudulaso und die Okomfoi von Nsaki trafen aber erst am Dienstag Morgen ein und hielten mit großem Gepränge ihren Einzug in die Stadt. Abudulaso hatte lange, weite Hosen sowie einen Talar an, und einen Turban auf dem Kopf. Als sie über Mittag geruht und dann die Stadtältesten gegrüßt hatten, wurde am Nachmittag große Versammlung in der Hauptstraße von Aburi gehalten. Abudulaso erzählte die Geschichte und erklärte, daß er sicher den am Verschwinden der Person Schuldigen herausfinden werde. Er werde mit den Männern von Nsaki anfangen und jeden ein Stück Eisen aus kochender Schi-Butter holen lassen. Wer unschuldig sei, dem geschehe nichts zu leid, den Schuldigen werde aber die heiße Schi-Butter brennen. Er würde die Prozedur sogleich vornehmen, aber er fürchte, es hätten einige Leute beim Baden Limonen benützt, und in solchem Fall brenne es auch den Unschuldigen. Er verschiebe die Handlung deßhalb auf den nächsten Tag und fordere jeden auf, dafür zu sorgen, daß er nicht mit Limonen in Berührung komme. Natürlich darf niemand eine Einwendung machen, und am folgenden Vormittag versammelt sich

wiederum die ganze Menge. Alles steht gespannt im Kreise um den wichtig thuenden Mann, der nun zwischen drei Steinen ein Feuer anzünden und einen irdenen Topf mit Schi-Butter darauf und in die Nähe desselben einen zweiten Topf setzen läßt, der angeblich mit Wasser gefüllt ist. Dann streut Abudulaso den ihm dargereichten weißen Sand auf dem freien Platz herum, tödtet die weißen Hühner, fällt nieder und spricht ein langes Gebet. Nachdem er sich erhoben, fordert er dann angesichts Himmels und der Erde den Missethäter auf, hervorzutreten und seine Schuld zu bekennen. Aber niemand tritt vor, und nun müssen alle Männer von Njaki, unter ihnen auch Opare, vortreten und Mann um Mann drei Mal um das Feuer herumgehen, schwören, daß sie Nichts von der Sache wissen, dann ihre Hand im Wassertopf waschen und endlich das Eisen aus der Schi-Butter holen. Mit Zittern nahten sie. Der Erste kam glücklich davon, ohne verbrannt zu werden, der Zweite ebenfalls und noch einige andre mehr. Hie und da spritzte Abudulaso etwas in die Schi-Butter hinein, daß dieselbe zischend und flammend in die Höhe fuhr. Das Gleiche hatte er gethan als die Reihe an Opare kam. Aber siehe, dieser weigerte sich, das Gottesurtheil über sich ergehen zu lassen. Vor Angst zitternd, sagte er, es habe ihm jemand in der Nacht Limonen zu seinen Häupten gelegt. Die Menge aber ließ ihn kaum ausreden. „Er lügt! er ist schuldig! bekenne es doch!" so tönte es von allen Seiten. Im Nu hatte man ihn gebunden, und nun bekannte Opare wirklich wie folgt: „Die Adschowa," so hieß die Vermißte, „war, wenn ich vor Eurer Ehre es sagen darf, mein Kebsweib. Seit mehreren Tagen aber mied sie mein Haus. Ich paßte ihr auf, als sie auf die Plantage gieng, und wollte hierüber ein Wort mit ihr sprechen. Da sie mir aber nicht zu Willen war, so schleppte ich sie etwas weiter vom Weg, um dort meinen Zweck zu erreichen. Sie wollte schreien, ich griff sie an der Kehle, um das Schreien zu verhindern. Als ich mich weit genug mit ihr vom Weg entfernt glaubte, fand ich zu meinem Schrecken, daß Adschowa todt war. Alle zu ihrer Belebung angewandten Mittel halfen nichts. So schleppte ich sie noch etwas weiter in den Busch und ließ sie daselbst liegen. Er schloß mit der Bitte, doch barmherzig mit ihm zu verfahren, da er es ja nicht absichtlich gethan habe. Aber schwerlich wäre ihm wohl Barmherzigkeit widerfahren, wenn man nicht die englische Regierung gefürchtet hätte. Gewiß hätte

die aufgeregte Menge, wie oft in früheren Fällen geschehen, den Verbrecher sogleich in Stücke gehauen. So aber befahl zunächst der König seinem ersten Hauptmann, er solle mit einer bedeutenden Eskorte Opare an die Unglücksstätte führen und sehen, ob nicht noch Spuren von der Erwürgten zu finden seien. Die Aufregung war zu groß, als daß nicht sogleich Mannschaft genug bereit gewesen wäre, dem Hauptmann zu folgen. Sie giengen und suchten, und siehe, da lag richtig noch das Skelett der Unglücklichen. Man holte eine Kiste aus dem nahen Nsaki, that die Gebeine hinein, und nöthigte Opare sie zu tragen. In später Mitternachtsstunde erreichten sie damit Aburi, wo am nächsten Tage die Aufstellung des Skelettes nicht geringe Sensation machte und Jedermann über die Allwissenheit des Fetisches sich wunderte.

Hiemit wäre unsere Geschichte, soweit es den Fetisch betrifft, zu Ende. Der Leser wird aber noch gern den weitern Verlauf der Sache erfahren wollen. Derselbe ist kurz folgender: Da man, wie schon oben erwähnt, den Unglücklichen nicht mehr lebendig niederhauen durfte, so übersandte ihn der Häuptling von Aburi dem englischen Kommandanten in Akra, wo er durch eine gnädige Zuchthausstrafe seine Schuld abbüßen mußte. Seine Familie hingegen hatte in aller Stille sich mit der Familie der Vermißten abzufinden. Sie mußte, außer allen Unkosten, der letztern zwei Sklaven oder deren Kaufsumme bezahlen. — Endlich wird der Leser auch noch wissen wollen, woher es denn kam, daß so viele Männer unbeschadet das Eisen aus der heißen Pflanzenbutter holen konnten? Das Geheimniß lag im obenerwähnten Topf. Dort befand sich nämlich nicht Wasser, wenigstens kein reines Wasser, sondern Saft des Seidenbaumwollenbaumes, wie er durch Klopfen der grünen Zweige des Baumes gewonnen wird. Dieser überzog die Haut mit einem klebrigen Stoff, der den Zudrang der Hitze auf ein Minimum reducirte, und so den Leuten es ermöglichte das heiße Eisen einige Augenblicke in der Hand zu halten. Aber wie wäre es gegangen, wenn Opare den Muth gehabt hätte die Probe zu machen? Antwort: Es hätte ihn gewiß schwer verbrannt! Warum? Weil das, was Abudulaso, ehe Opare das Eisen holen sollte, in die heiße Schi-Butter hineinsprengte, nicht wie vorher unschuldiges Wasser war, sondern ein Mittel, das die Wirkung des vorhin genannten Baumsaftes wieder aufhob. Die Allwissenheit des Fetisches wäre dadurch nur noch mehr ins Licht gestellt worden.

Von Aburi wenden wir uns an den Fluß Denso oder Humo. An dessen östlichem Ufer liegen gerade westlich von Nsaki mehrere Dörflein, von denen zwei unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das eine ist von Nsaki, das andere von Akra aus gegründet. Dem ersteren gegenüber liegt auf dem westlichen Ufer des Flußes ein sehr hoher Bergkegel, von den Engländern Akem-Peak, von den Eingebornen Njanao genannt. Der Ort ist historisch; denn unten am Berg hauste früher ein Asantestamm, der für die Akraer und andre Küsten-Stämme eine wahre Gottesgeißel war, bis sich alle vereinigten und mit Hülfe der Akemer die Akwamuer, wie dieser Stamm hieß, vertrieb. Er ließ sich dann oberhalb Odumase am Wolta nieder, seine frühern Sitze liegen aber heute noch wüste. Wahrscheinlich ist diese historische Thatsache der Grund, warum Njanao weit und breit als Fetisch gefürchtet und verehrt wird, oder vielmehr: der Grund auf dem der Fetischpriesterklubb fußte, um den Berg zu einem solchen Gegenstand zu machen. Es war aber ganz besonders sein Sprecher Bodsche Aschong, der im Namen dieses Fetisches ganz tyrannisch weit und breit das Regiment führte. Er ließ sich aber auch keine Mühe verdrießen, das Ansehen seines Fetisches zu erhöhen. So saß er z. B. eines schönen Tages vor seiner Hütte, als er einen reichen, angesehenen Mann in einer Weise sich nahen sah, die ihm keinen Zweifel ließ, derselbe komme in einer wichtigen Angelegenheit den Fetisch zu fragen. Sogleich war Bodsche verschwunden, und als der Fremde mit seinen Begleitern ankam, hieß es: „Unser Vater ist ein wenig auf die Plantage gegangen.“ Man bewirthete sie und frug sie endlich, ob sie nicht ein wenig ausruhen, d. h. schlafen wollten. Sie nahmen's an. Als sie erwachten, hieß es, der Alte sei gekommen, aber soeben auf ein benachbartes Dorf gerufen worden. Bodsche Aschong war aber weder auf die Plantage noch in ein benachbartes Dorf gegangen, sondern in die Heimat des Fremden geeilt, und hatte dort bei den Okomfoi genaue Kunde eingezogen, warum derselbe zu ihm komme. Er erfuhr nicht allein den richtigen Grund, sondern auch die richtige Antwort, die er zu geben hatte. Die Okomfoi wußten nicht daß Adschabeng, wie der Mann hieß, gegangen sei, um Bodsche zu fragen, sonst hätten sie ihm einen geheimen Boten vorausgesandt, der den nöthigen Aufschluß ertheilt hätte. Als Adschabeng am nächsten Morgen aufstand, fand er Bodsche Aschong zu Haus. Wie wunderte er sich aber, als dieser nicht allein

ganz genau die Ursache seines Kommens wußte, sondern ihm auch ansagen konnte, wo das gestohlene Geld sei und wie er es anzugreifen habe, daß er wieder zu seinem Eigenthum komme. Durch solche weit und breit bekannt gewordene Erfahrungen stieg natürlich das Ansehen des Fetisches immer mehr und mehr, Bodsche Aschong duldete schließlich nicht mehr, daß jemand mit dem Finger nach dem Berg deutete, geschweige, daß man seinen Namen unehrerbietig aussprach. Da sollte ihm unversehens das Handwerk ein wenig gelegt werden. Bodsche Aschong verlangte nämlich von Jedermann Gehorsam, und als ihm dieser von einem Händler nicht geleistet wurde, that er ihn in den Bann. Damit war er aber an den unrechten Mann gekommen, denn der Betreffende stand in Dienst bei einer freisinnigen Mulattin, deren Mann Uebersetzer beim englischen Gericht war. Es wurde geklagt und Bodsche vorgeladen. Er erklärte aber, er könne nicht kommen, sein Fetisch verbiete ihm den Anblick der See, an welcher der Sitz des Gerichtes war. Ueber diese Antwort erzürnt, ließ der englische Civilcommandant plötzlich in aller Frühe Bodsche Aschong in seinem Gehöfte abfassen. Er wurde nach Akra gebracht, wo man ihn längere Zeit einsperrte, dann an der See durch Polizisten waschen ließ und ihn endlich nöthigte, nach Landessitte auf einem Messingbecken trommelnd, in den Straßen der Stadt auszurufen, daß er gelogen habe.

Es war aber nicht Bodsche Aschong, mit dem Owu von Nsaki aus bekannt wurde, sondern dessen Nachfolger, der indessen nicht weniger herrschsüchtig als jener war. Als Owu mit ihm zusammentraf, war er gerade besonders neidisch auf den Eigenthümer des nächsten Dorfes. Kwabla, so hieß derselbe, war ein angesehener, reicher und verständiger Mann, der sich nicht gern von dem benachbarten Fetischpriester unter'm Pantoffel halten ließ. Als er dann auch noch Miene machte, der Predigt der Missionare Gehör zu schenken, wurde die Fetisch-Sippschaft spinneböse auf ihn und beschloß, daß er in jeder Beziehung gebüßt werden müsse. Hiezu kam die erste Gelegenheit, als Kwabla's Nichte schwer erkrankte. Man holte einen Arzt, allein dieser erklärte bald, die Frau müsse sich am Njanao versündigt haben, denn dieser wirke der angewandten Medizin entgegen. Kwabla erklärte diese Aussage für Unsinn und ließ nach einem zweiten Arzt suchen. Als der sein Haftgeld sich hatte zahlen lassen und eine Weile gedoktert hatte, rückte er mit der gleichen Be-

merkung heraus und rieth, Njanao wieder zu versöhnen. Einige weitere Heilkünstler thaten das Gleiche. Nun wollte es Kwabla noch mit Owu versuchen, weil er dachte, er als Fremder sei nicht von Njanao's Sprecher inspirirt, aber siehe da, auch dieser erklärte als Grund des Nichterfolges seiner Mittel die Gegenwirkung von Njanao. Auch jetzt noch wäre Kwabla standhaft geblieben, allein der ganze weibliche Theil seiner Familie stand gegen ihn auf. Diese Weiber hätten gern schon auf die erste Erklärung hin den Fetischpriester holen lassen, wie viel mehr jetzt, nachdem eine ganze Reihe von Aerzten das Gleiche ausgesagt hatten. Man warf Kwabla vor, „er hasse die Kranke und wünsche ihren Tod, deßhalb höre er auf Niemandes Rath u. s. w." Endlich gab Kwabla nach und sandte ein kleines Geschenk an den Wolomo von Njanao mit der Bitte zu kommen und seine Nichte aus dem Bann zu thun. Dieser setzte den Sprecher und die Sprecherin von dieser Sendung in Kenntniß, worauf alle versprachen, am nächsten Tag in Kwabla's Dorf zu kommen und die Handlung zu vollziehen.

Der nächste Tag kam, und die genannten Drei machten sich auf den Weg. Aber wie erschraken sie, als sie plötzlich zwei Missionaren und einem eingebornen Evangelisten begegneten, der selbst früher Fetischpriester gewesen war. Die Frau, welche vorne an gieng, wollte die Flucht ergreifen, wurde aber von den ebenfalls am ganzen Körper zitternden Männern daran verhindert. Man kannte ihre Abzeichen, ließ sie aber nach einigen warnenden Worten weiterziehen! Daß die beiden Missionare in der Heimat dieser Leute für die Predigt des Evangeliums fast nur taube Ohren fanden, war nicht zum Verwundern. Als sie wieder zu Kwabla's Dorf zurückkehrten, fanden sie zu ihrem Erstaunen das saubere Kleeblatt hier ihr Handwerk treiben, und zwar spielte die Frau die Hauptrolle. Bei ihr traf das „je krummer desto schlimmer" im vollen Sinn des Wortes zu. Sie hatte nämlich nur Einen Arm, da man das, was an ihrer rechten Schulter herabhing, nicht wohl einen Arm nennen konnte, auch war sie an einem Fuß gebrechlich, und doch gab es keine verschmitztere Lügnerin als sie in der ganzen Umgegend, von andern Lastern zu schweigen. Sie hatte gerade ihre Lügenpredigt vollendet, als die Missionare mit ihrem Begleiter ankamen. Sie sollte nun von ihrem Treiben Rechenschaft ablegen. Es blieb ihnen Nichts übrig als zu bekennen, daß die ganze Geschichte eine Lüge sei. „Aber," sagte das

Weib, „man hat mich hieher gerufen, daß ich lügen soll." — Es liegt in diesen Worten einige Wahrheit. Das arme Menschenherz sucht in seiner Gottverlassenheit, besonders wenn die Noth kommt, nach einem Halt, und da es den wahren Halt und Ruhepunkt nicht kennt, so ergreift es irgend etwas, das ihm dargeboten wird, obgleich es im Innersten oft von der Lüge und dem Trug des ihm Dargebotenen überzeugt ist. Wenn man dieses bedenkt, dann ist es begreiflich, warum sich auch viele verständige Leute von dem Klubb der Fetischpriester in's Schlepptau nehmen lassen, obgleich sie von den Betrügereien derselben so völlig überzeugt sind, als Schreiber dieses. — Nachdem man den Dreien Buße gepredigt und dem weiblichen Theil ihren Aberglauben vorgehalten hatte, bat Kwabla die Missionare, sie möchten um seines Hausfriedens willen erlauben, die Hebung des Bannes zu bewerkstelligen, was mit Gewalt zu verhindern diesen ja überhaupt nicht eingefallen wäre.

Worin bestand denn eigentlich das Vergehen gegen den Fetisch Njanao? Man höre und staune: Die Kranke habe sich beim Fetisch Njanao verschworen, nicht zu sagen, wer der Vater ihres jüngsten Kindes sei, und nun habe sie es doch ausgesagt! Dafür räche sich jetzt der Fetisch. Und wie sollte nun der Bann gehoben werden? Durch Bekennen und Bereuen der Schuld? Ach, dieses sich freimachen lassen durch die Wahrheit ist dem Fetischdiener eine unbekannte Sache. Bezahlen, dem Fetischpriester die Taschen füllen — darauf läuft alles hinaus. So sollte denn Kwabla bringen: 1 Schaf, $4^1/_2$ Mark Silber und gerade so viel Muschelgeld, 1 Huhn und 1 Flasche Rum. Dann versammelten sich alle Dorfbewohner auf einem freien Platz, und ihnen gegenüber die Repräsentanten des Fetisches. In der Mitte des Kreises saß die Kranke auf einer Matte. Neben ihr lagen das Silber- und Muschelgeld sowie das an den Füßen zusammengebundene Huhn. Das Schaf war etwas abseits angebunden. Nun hielt, wie schon oben berichtet, die Sprecherin ihre Lügenrede, und als dann der durch die beiden Missionare verursachte Zwischenfall zu Ende war, begann der eigentliche Akt. Das Huhn wurde unter Anrufung des Fetisches von dem Wolomo getödtet und sein Blut in einem Teller aufgefangen. Dann goß er etwas von dem ihm dargebrachten Rum hinzu und tauchte in diese Mischung zwei gleiche Messer ein. Mit diesen bestrich er nun dreimal die Kranke vom Scheitel bis zu den Zehen. Jedesmal tauchte er die Mes-

ser aufs neue ins Blut. Hierauf benetzte er mit diesem Stirne, Brust, Arme und Beine der Kranken, und goß dann den Rest für den Fetisch auf den Boden. Damit war die Frau von diesem gerechtfertigt und erhielt schließlich noch vom Wolomo das Siegel dieser Rechtfertigung, indem sie an Stirne, Brust, Armen und Beinen mit weißer Erde bestrichen wurde. Damit war die Sache zu Ende. Der Wolomo warf nur noch als Segensspende einige Hände voll Muschelgeld — vielleicht 30 Pfennig — in die Höhe, um dasselbe von den herbeispringenden Kindern auflesen zu lassen. Dann nahm er das übrige Geld sowie die anderen Sachen zu sich, sagte mit seinen beiden Kollegen Kwabla Lebewohl und machte sich aus dem Staube.

Das indische Schulwesen.

Von W. Schmolck.

(Schluß.)

Seit Jahren haben es alle Missionen mehr oder weniger als einen sehr beklagenswerthen Uebelstand empfunden, daß sie sowohl ihre heidnischen als auch ihre christlichen Schüler, welche akademische Studien verfolgen wollten, der völlig religionslosen Universität oft für 3—4 Jahre anvertrauen mußten. Mit Freuden wurde daher (1874) der aus der Mitte der Missionare selbst hervorgegangene Vorschlag begrüßt, das von Missionar Anderson im Jahr 1837 begründete Centralinstitut der Freischottischen Mission in Madras zu einer gemeinsamen Hochschule (College) für alle protestantischen Missionen Südindiens zu erheben und so den Abiturienten der Mittelklaßschulen der verschiedenen Missionen Gelegenheit zu verschaffen, ihre Studien auf einer christlichen Akademie zu vollenden. Es wurde von einer Anzahl Missionare an ihre Mitarbeiter und an die einzelnen protestantischen Missionsgesellschaften ein Aufruf erlassen, in welchem es u. A. heißt: „Wir alle „(d. h. sämmtliche Missionare) sind in Bezug auf die große Wichtig„keit der christlichen Erziehung einig. In mancher Beziehung aber „hat das höhere Erziehungswesen noch besondern Anspruch auf

„unsere volle Berücksichtigung. Die gebildeten (educated) Klassen „nehmen nun jeglichen Posten von Bedeutung, sowohl im Regierungs„dienst, als auch anderswo, ein. Wir können uns aber kein größeres „Unglück denken für ein Land, als das, daß das ganze höhere Er„ziehungswesen des Landes Instituten überlassen bleibt, von welchen „systematisch alle Religion ausgeschlossen ist. Es bedarf keines „Beweises, daß es für die religiöse Ueberzeugung junger Leute, die „für mehrere Jahre und zwar gerade in der kritischen Periode des „Lebens, unter ein völlig weltliches Erziehungssystem gestellt werden, „eine sehr nachtheilige Wirkung haben muß, und daß sie auf den „Glauben kommen müssen, die Religion sei eine Erfindung des Pfaffen„thums. — Der Werth eines christlichen Collegiums beschränkt sich „aber nicht bloß auf heidnische Studenten, sondern ist ebenso wichtig „für die Interessen der christlichen Nationalkirche. Die letzten stati„stischen Erhebungen haben gezeigt, wie sehr die Zahl der christlichen „Convertiten, besonders in unserer Madras-Präsidentschaft gewachsen „ist. Schlimme Erfahrungen haben gelehrt, wie gefährlich es ist, „christliche Studenten dem verweltlichenden Einfluß der Regierungs„kollegien auszusetzen. Während es uns alle mit der größten Freude „erfüllen muß, Glieder der Missionskirche in höhern und einfluß„reicheren Stellungen des öffentlichen Dienstes zu sehen, wäre es „auf's Tiefste zu beklagen, wenn dieselben entweder ganz davon aus„geschlossen wären, oder durch ihre weltliche Erziehung (in Regie„rungsinstituten mit Indifferenz gegen das Christenthum erfüllt „würden, oder gar dasselbe von sich würfen."

Auf die Frage, welche Mission am besten mit der Leitung einer solchen allgemeinen Missionsakademie betraut werden könnte, waren so ziemlich alle einig, daß die Freischottische Mission in Madras, die schon seit Jahren mit ihren Schulen die erste Stelle in der Präsidentschaft einnahm, hiefür vorzüglich den Beruf habe. — Im Jahr 1875 entschlossen sich die Englisch-Kirchliche und die Wesleyanische Missionsgesellschaft jährlich je £ 300 zum Unterhalt des Kollegiums beizutragen. 1876 bildete sich ex officio ein förmliches Komite aus Repräsentanten verschiedener Gesellschaften und der Kirche Südindiens, welches dieses Collegium überwacht. Um seine Katholicität anzuzeigen, erhielt es den Namen: „Christliches Kollegium von Madras (Madras Christian College)" und es wurden als Professoren tüchtige Männer aus verschiedenen christlichen Deno-

minationen berufen. Das Kollegium zerfällt in 2 Abtheilungen und zählte 1878 in der untern Abtheilung 820 Schüler (73 Christen, 99 Muhammedaner und 648 Hindus), unter 30 Lehrern, wovon 9 Christen sind. In der akademischen Abtheilung sind 205 Studenten (worunter 32 Christen) unter 6 europäischen und 2 eingebornen Professoren nebst 6 Panditen (eingeborne Sprachgelehrte). Als Direktor fungirt seit Jahren der gelehrte und erfahrene Missionar W. Miller von der schottischen Freikirche. Neuerdings hat man durch Stiftung von Stipendien. auch einer gewissen Anzahl von armen christlichen Jünglingen das akademische Studium ermöglicht. Von Jahr zu Jahr wächst der Kredit dieser Anstalt, jährlich besteht eine bedeutende Anzahl Schüler die akademischen Examina, und die bis jetzt aus dem Kollegium hervorgegangenen Beamten und Lehrer genießen allgemeine Achtung wegen ihrer Tüchtigkeit.

Für die Erziehung des weiblichen Geschlechts, namentlich auch in den höhern Ständen, geschieht neuerdings sehr viel von Seiten aller Missionsgesellschaften. Theils durch sogenannte Kostschulen (Boarding-Schools), theils durch Tagschulen (Day-Schools), und in Verbindung damit durch die Zenana-Mission. Um für alle diese Schulen tüchtig vorgebildete Lehrerinnen zu erhalten, entstanden theils selbständig, theils in Verbindung mit Kostschulen, christliche Lehrerinnenseminare. Es ist oben schon angedeutet worden, wie sich nach und nach, wenn auch unter manchem Widerspruch, da und dort unter dem Volke die Ueberzeugung Bahn bricht, daß für die Erziehung des weiblichen Geschlechts mehr geschehen müsse. — Es haben uns etliche junge heidnische Beamte gesagt, daß sie keine Frau wollten, die nicht eine ordentliche Schulbildung besitze. Damit stimmen die Erfahrungen der Missionare in Tinneweli überein. Miss. Lash sagt darüber: „Die „zunehmende Bildung und die Ausbreitung der englischen Sprache „unter den jungen Männern ist eine Ursache des steigenden Be„dürfnisses nach Erziehung des weiblichen Geschlechts. Bei mehr als „einer Gelegenheit wurden junge Mädchen in die Schule gesandt, weil „ihre künftigen Gatten darauf bestanden."

Bereits haben die Municipalitäten mancher Städte eigene Mädchenschulen eröffnet. Die Regierung sah sich genöthigt in Madras ein Lehrerinnenseminar zu gründen, um der steigenden Nachfrage nach

Lehrerinnen entsprechen zu können. Es war daher für die Mission eine wichtige Sache, auch auf diesem Felde nicht unthätig zu bleiben. — Bereits seit dem Jahr 1870 besteht in Verbindung mit der Mädchenschule der Freischotten in Madras ein Lehrerinnenseminar, und dieses hat schon eine schöne Anzahl Lehrerinnen herangebildet. Eine derselben, Fräulein Radschagopal, befindet sich gegenwärtig in England, um sich für das höchste Lehrerinnenexamen vorzubereiten. Zu großem Segen für die Sache der weiblichen Erziehung ist auch das große Sarah Tucker-Institut in Palamcottah geworden. Aus demselben sind im Laufe der letzten Jahre sehr viele und recht tüchtige Lehrerinnen hervorgegangen, so daß nicht bloß sämmtliche Heidenmädchenschulen in Tinneweli (über 40) mit christlichen Lehrerinnen versehen sind, sondern solche auch anderwärts sehr gesucht sind. Die Zahl der Lehrerinnen aus diesem Institut zählt bereits nach Hunderten. In Verbindung mit der Mädchenanstalt der Basler Mission in Kalikut besteht seit einem Jahrzehnt ein kleines Seminar, das auch schon manche Lehrerinnen herangebildet hat, die zum Theil an Mädchenanstalten, zum Theil an Heidenmädchenschulen thätig sind. — Da fast alle diese Lehrerinnen das Staatsexamen passirt haben, so stehen sie den vom Staat gebildeten ebenbürtig zur Seite.

Groß ist der Segen, den diese Schulen theils für die christlichen Gemeinden selbst, indem sie tüchtige christliche Hausfrauen heranbilden, theils aber auch für die heidnischen Familien stiften. Es wurde schon des bedeutenden Einflusses gedacht, den in Indien das Weib, trotz seiner sonst so verachteten Stellung, in der Familie ausübt. Je tiefere Wurzeln die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien schlägt, um so näher rückt die Mission ihrem endlichen Ziel, der Christianisirung des ganzen Hinduvolkes. Die Hindufrau hat aber nicht bloß den bedeutendsten Einfluß in der Familie, sie ist auch die eigentliche Trägerin und Stütze, ja wir möchten fast sagen eine Verkörperung des heidnischen Aberglaubens. Sie lehrt das kleine Kind, noch ehe es recht zum Selbstbewußtsein gekommen ist, die Götzen verehren, und wo man z. B. in Malabar in der Abenddämmerung zwischen den Palmgärten umhergeht, tönt einem aus allen Wohnungen, während die Mutter die 6strahlige, messingene Lampe anzündet, aus Kindermund das «Rama, Rama, Rama!» entgegen. Wo eine abergläubische Ceremonie in Feld und Haus stattfindet, darf man darauf rechnen, daß die Mutter des Hauses bei

ihrer Veranstaltung die Hand im Spiele hat. Auf die Götzenfeste zieht die Mutter mit allen ihren Kindern bis herab zum Säugling an ihrer Brust, dem sie während des feierlichen Umzugs der Götzen die Händchen faltet und der ebenfalls sein «Swami, Swami!» lallen muß. Bei der Verheirathung junger Töchter von 8 bis 12 Jahren hat die Mutter das letzte Wort und so durch alles hindurch. Es ist daher kaum zu viel behauptet, wenn man sagt, daß der Aberglaube und die tiefe Unwissenheit des weiblichen Geschlechts in Indien, verbunden mit seiner hervorragenden Stellung in der Familie, ein Bollwerk gegen die Mission bildet, das vielleicht noch stärker sein dürfte als die Kaste. Die Schwierigkeit, dieser Festung beizukommen aber liegt in der Abgeschlossenheit des Weibes vom öffentlichen Leben. Da sollen nun die Mädchenschule und die Zenana-Mission, geleitet von Europäerinnen, ergänzend eintreten.

Wohl kaum ein Zweig der Missionsarbeit hatte in seiner Begründung und in seinem Fortgang mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, als gerade das Mädchenschulwesen. — Die frühesten Versuche, in dieser Richtung etwas zu thun, wurden vor mehr als 100 Jahren gemacht; denn schon die Dänisch-Hallischen Missionare errichteten Kost- und Tagschulen für Mädchen auf ihren bedeutendsten Stationen. Allein das Vorurtheil war in jener Zeit noch so stark, daß die Schulen eben nur von *christlichen* Mädchen besucht wurden. Die spätern Missionen ohne Ausnahme machten die gleichen Anstrengungen; und namentlich Missionar Anderson in Madras und sein Freund Major Jamieson bemühten sich jahrelang; letzterer schrieb sogar Preise aus für den besten Aufsatz über diese Frage; doch vergeblich. Es entstanden wohl überall sogenannte Kostschulen, aber sie waren eben nur von Christenmädchen besucht. Erst im Jahr 1841 gelang es Missionar Braidwood und seiner Gattin die *erste Heidenmädchenschule* mit 5 Schülerinnen zu eröffnen, und die Zahl stieg auf 25; aber schon im folgenden Jahr gieng dieselbe wieder ein, konnte jedoch mit Unterstützung des Edinburger Frauenvereins auf's Neue eröffnet werden, und nach 6 Monaten waren 45 Zöglinge auf der Liste. — Der schöne Erfolg veranlaßte die Gründung einer weiteren Schule. Da kam die Taufe eines Dschain und eines Brahmanen in Madras, was solches Aufsehen erregte, daß plötzlich beide Schulen wieder leer standen; aber schon im Dezember desselben Jahres waren die beiden Institute wieder von 253 und Ende

1845 sogar von 405 Hindumädchen besucht, und das erste öffentliche Examen unter dem Vorsitz des Gouverneurs von Madras ergab ein überraschend günstiges Resultat und mußte auch den verstocktesten Widersacher überzeugen, daß das weibliche Geschlecht in Indien ebenso bildungsfähig ist als anderwärts. — Noch waren es aber meistens Kinder armer Leute; während die Reichen sich nicht entschließen konnten, ihre Töchter zu senden. Um die Schülerinnen zusammenhalten zu können, bediente man sich eines eigenthümlichen Mittels. Jedes Mädchen erhielt täglich 1 Pfennig und jährlich zwei Kleidungen, nebst Tafel und Büchern. — Andere Missionen folgten diesem Vorgang, aber schon 1847 erhoben sich neue Schwierigkeiten. Fünf Mädchen, von der Wahrheit des göttlichen Wortes überzeugt, baten um die Taufe, die ihnen von den Missionaren nicht verweigert werden konnte. Das Aufsehen in Madras und Umgegend war ungeheuer; Schrecken ergriff die Leute und der Bestand der Schulen war für längere Zeit auf's Aeußerste gefährdet; die Reaktion war so gewaltig, daß selbst von Heiden geleitete Mädchenschulen in's Stocken geriethen. Es dauerte jahrelang, bis auch nur eine Schule sich wieder einigermaßen erholte.

Erst im Jahr 1856 trat eine Wendung zum Bessern ein. Es entstanden durch die vereinten Anstrengungen der Missionare neue Schulen und die alten füllten sich wieder; aber 1858 wurde die bedeutendste dieser Schulen durch den Uebertritt von zwei Mädchen auf's Neue gesprengt. Dennoch konnten es die Missionare wagen im J. 1861 das bisher übliche Geschenkegeben an die Schülerinnen einzustellen und im folgenden Jahr sogar Schulgelder zu erheben und zwar mit Erfolg. Welch' ein tiefgehender Umschwung in der öffentlichen Meinung mußte aber vorhergehen, ehe man dies wagen konnte! Nun folgte die Gründung von Mädchenschulen Schlag auf Schlag. 1862 eröffnete die Londoner, 1864 die Kirchliche Mission eine Anzahl solcher Schulen; ja selbst der heidnische Radscha von Widschajanagaram stiftete 4 solcher Anstalten, und 1870 sah sich die Regierung durch Mangel an weiblichen Lehrkräften veranlaßt, ein Lehrerinnenseminar in Madras zu eröffnen.

Schon im Jahr 1871 sandte die freischottische Mädchenschule 4 Lehramtskandidatinnen mit gutem Erfolg zum Regierungsexamen. Das war ein unerhörtes Schauspiel, 4 Mädchen sich an einem öffentlichen Examen betheiligen zu sehen! Jetzt ist dies bereits etwas All-

tägliches geworden; ja etliche vornehme Hindus in Madras gehen jetzt sogar so weit, daß sie jedem Mädchen, Christin oder Heidin, welches das Examen erster Klasse besteht, eine werthvolle goldene Medaille verehren.

Besondere Erwähnung unter den die Madras-Präsidentschaft wie ein Netz überspannenden und stets sich mehrenden Heidenmädchenschulen, verdient die Tschetty-Mädchenschule des eingebornen Geistlichen Radschagopal in Madras, welche derselbe 1877 eröffnete. Die Tschetties sind ein Klasse reicher Hindukaufleute, die sich bisher dem Christentum gegenüber sehr abweisend, ja oft feindselig stellten. Mit Hilfe seiner begabten Töchter sammelte Hr. Radschagopal durch Kollektiren unter den Tschetties und Europäern einen so bedeutenden Fond, daß er eine große, auf's Beste eingerichtete Mädchenschule erbauen konnte und zwar mitten im Stadttheil dieser Kaufleute, und eine seiner Töchter ist mit der Oberleitung derselben betraut. Noch hat er zwar zu kämpfen gegen allerlei Feindseligkeiten: einige Tschetties errichteten eine heidnische Oppositionsschule und manche Mädchen, die bisher die christliche Schule besuchten, wurden von ihren Eltern in die heidnische gesandt. Da gab es viele Thränen und viel Wehklagen. Einzelne Schülerinnen bestürmten ihre Eltern so lange mit Bitten und Schmeicheleien, bis sie wieder zu ihrem alten, geliebten Lehrer zurückkehren durften. Die uns von Hrn. Radschagopal mündlich mitgetheilten Erfahrungen in dieser Schule haben etwas wahrhaft Rührendes; doch darf er aus naheliegenden Gründen nicht damit an die Oeffentlichkeit treten.

Ohne Zweifel ist die Mission mit der neuerdings von den Hindus selbst anerkannten Nothwendigkeit der weiblichen Erziehung auch in ein neues, hoffnungsvolles Stadium eingetreten. Die 30,000 Mädchen, welche im gegenwärtigen Augenblick in Südindien in Missionsschulen eine christliche Erziehung erhalten, die vielen Tausende, die ihn schon genossen haben und mit Gottes Hilfe in Zukunft noch genießen werden, sind ein immenser Segen für Südindien. Wer in Indien die Frau auf seiner Seite hat, der hat gewonnenes Spiel, das können alle diejenigen bezeugen, welche einmal einen Blick in das indische Familienleben gethan haben. Ein eingeborner Mädchenschulmeister in Tinneweli redet deßhalb ganz aus der Erfahrung, wenn er sagt: „Ich hätte viel lieber die Frauen des Hauses auf meiner Seite als die Männer. Wie sehr ein Vater wünschen mag,

seine Tochter in die Schule zu schicken, so wird doch nichts daraus, wenn die Mutter nicht will. Und umgekehrt: Wenn die Mutter ihre Tochter etwas lernen lassen will, so kommt letztere in die Schule, so sehr sich der Vater dagegen sträuben mag."

So erfreulich die nicht unbedeutende Zahl von Einzelbekehrungen und Taufen von ehemaligen Missionsschülerinnen ist, so freuen wir uns doch noch viel mehr über den Einfluß, den christlich geschulte Heidenmädchen in der Stille auf ihre Familien ausüben. Wir erwarten Massenbekehrungen als das endliche Resultat und Ziel der Missionsarbeit und betrachten hauptsächlich diese stille Frauenarbeit als einen der wichtigsten Faktoren, die dazu führen werden. — Die Hindufrau ist für diese Arbeit ebenso sehr, gewissermaßen noch besser ausgerüstet als ihre europäische Schwester und ist ebenso geduldig und schweigsam, als auch beharrlich in Verfolgung ihrer Ziele.

In England und Amerika schenkt man mit Recht in den letzten Jahren diesem wichtigen Zweig der Missionsarbeit große Aufmerksamkeit und es senden theils die Missionsgesellschaften, theils Hilfsgesellschaften ältere und jüngere Damen nach Indien, die sich die Arbeit an Mädchenschulen und in Familien (Zenanas) zum Ziel setzen.

Es möchte nach den bisherigen Ausführungen kaum noch nöthig sein, etwas über die Wichtigkeit und den Einfluß der Schule auf's ganze Missionswerk zu sagen. Vielfach aber begegnet man unter den Missionsfreunden, namentlich deutscher Zunge, gar sonderbaren Fragen über die Erfolge der Mission auf dem Boden der Schule. Da kann ein Missionar gefragt werden: „Wie viele Ihrer Schüler sind Christen geworden!" oder es kann heißen: „Nicht wahr, es treten nicht viele Schüler über?" Man erwartet also, daß mehr Einzelbekehrungen der Schularbeit auf dem Fuße folgen sollten, und schüttelt, da dies nicht der Fall ist, bedenklich den Kopf über die kostspielige Schularbeit. Dies scheint uns ein Mangel an allseitiger Auffassung und Würdigung der Aufgaben der Mission zu sein. Man denkt oft viel zu kleinlich von den weitgehenden Aufgaben der Missionsschule. Was unsere Freude und Begeisterung für dieselbe immer wieder anfacht ist hauptsächlich der Gedanke, daß wir durch dieselbe in ganz besonderm Sinne an der Bekehrung und Neugeburt eines ganzen Volkes

mitarbeiten dürfen. In dieser Richtung kann man den Einfluß der Missionsschule nicht hoch genug anschlagen. — Ist es nicht ein erhebender Gedanke, daß die Missionsschule in Indien Jahr aus Jahr ein den bildsamsten Theil des Volkes unter ihrem Einfluß hat, christliche Anschauungen und Ideen in die Leute einpflanzt und großzieht! Die Schularbeit hat vorzüglich eine sauerteigartige Wirkung. Langsam aber sicher vollzieht sich der Prozeß der Umgestaltung des heidnischen Volkslebens zu einem christlichen, und schon jetzt treten einem Spuren dieser Veränderung allenthalben entgegen. Die Schule hat hauptsächlich dazu beigetragen, die Vorurtheile der Hindus gegen das Christenthum zu zerstören. An die Stelle der früheren tiefen Abneigung gegen die Mission ist fast überall Liebe und Achtung zu derselben getreten. Ein erfahrener alter Beamter in Maisur bemerkte vor nicht langer Zeit, daß ihm besonders die treue Anhänglichkeit ehemaliger Missionsschüler an ihre früheren Schulen aufgefallen sei. Bedenkt man, daß unsere Schulerinnerungen ihr Licht und ihre Schatten in's ganze spätere Leben werfen, so kann man diese allgemeine Anhänglichkeit, von der wir die zahlreichsten Proben haben, nur als ein sehr hoffnungsreiches Zeichen betrachten. Der tiefgehende Einfluß der Missionsschule auf den sittlichen Stand des Volkes läßt sich nicht verkennen. Ein junger heidnischer Mann sagte in Bezug hierauf zu einem Missionar das merkwürdige Wort: „Oft, wenn ich einer Versuchung ausgesetzt bin, wünsche ich, ich wäre nie in einer Missionsschule gewesen.“ — Viele Hindus, die in der Schule mit der Bibel bekannt geworden sind, haben in ihrem Herzen mit dem Hinduismus gebrochen; ja Tausende sind in ihrem Herzen Anhänger Christi, und wir wissen aus eigener Erfahrung, daß in manchen äußerlich noch heidnischen Familien täglich Gebete zum Throne der Gnade aufsteigen und daß die Bibel in ihnen fleißig und mit Andacht gelesen wird.

Der Einfluß solcher von der christlichen Wahrheit überzeugter Männer auf ihre Landsleute ist oft ein sehr bedeutender. In Malabar z. B. finden die Missionare fast überall unter dem Volke achtungsvolle Aufnahme, die Leute hören das Wort Gottes mit Respekt an, und man kann fast überall mit Sicherheit darauf rechnen, daß es meist ehemalige Missionsschüler sind, die die Zuhörerschaft so beeinflussen, daß selbst die Störenfriede während der Predigt schweigen müssen. Im ganzen Lande treffen die Reiseprediger auf erfreuliche

Spuren der Schularbeit. Steinwürfe und Schimpfreden sind sehr selten geworden. — In Mahe und in Talatscheri besteht seit mehreren Jahren ein Werk des Herrn unter den Heiden, die einander selbst gegenseitig in der Wahrheit unterrichten und von welchen in den letzten Jahren Manche übergetreten sind, und es besteht kein Zweifel darüber, daß dies Nachwirkungen des Besuchs der Basler Missionsschulen sind.

Missions-Zeitung.

Oceanien.

In der „Deutschen Rundschau" (Jahrg. V, Heft 10)* hat der Marine-Stabsarzt Dr. Böhr, der 1875 auf der Arcona nach Hawaii kam, sich über dieses kleine Inselreich, das ihm über die Maßen gut gefallen hat, ausgesprochen. Er nennt es ein kleines politisches Utopien. Den kolossalen Umschwung aber, welcher in weniger als 60 Jahren aus den wilden Kanakas ein gebildetes Völkchen mit musterhaften Einrichtungen gemacht hat, führt er nicht auf die Mission zurück, sondern lediglich auf zwei Umstände: 1) die günstige Lage der hawaiischen Inseln mitten zwischen Ostasien, Australien und Amerika, die ein massenhaftes Anlaufen seitens der Schiffe der verschiedensten Nationen herbeiführte und 2) daß eine thatkräftige und begabte Dynastie von Herrschern hier waltete, die das Volk erst aus der Zersplitterung eines kleinen Häuptlingthums erlöste und dann mit richtigem Blick den immensen Vortheil des Verkehrs mit den Fremden erkannte, die rohe Masse des Volkes für einen solchen vorbereitete und endlich in der Person Kamehameha's III. ein modernes Staatsleben schuf, welches das Volk alsbald auf die Höhe civilisirter Nationen erhob. „Weit entfernt, den Missionaren ihre großen Verdienste, namentlich um Hebung des gesammten Volksunterrichts und die dadurch veranlaßte Erziehung der jetzigen, durchaus kultivirten Generation absprechen zu wollen, muß man doch jede weitergehende Behauptung, als ob sie allein es gewesen, denen Hawaii seine jetzige Kultur und Bildung verdankt, entschieden zurückweisen. Vielmehr hat der Weltverkehr, hier wie überall(?), seine mächtig civilisatorische Thätigkeit vor den Missionaren entfaltet und Hawaii in einen civilisirten Staat umgewandelt. Missionare allein, ohne Weltverkehr, werden nie civilisiren. (Allerdings! ebensowenig als sie ohne Schiffe über's Meer fahren können! Was ist denn damit gesagt? Red.) Man muß dies auch in Hawaii

um so mehr betonen, als die amerikanischen Missionare es verstanden haben, eine vollkommene Priesterhierarchie (!) dort einzuführen und jetzt noch Regierung und Volk so gänzlich beherrschen, daß ihr Wille in dem kleinen Staat immer noch fast allmächtig ist (Unsinn! Red.) und sie sich aufs Hartnäckigste allen wesentlichen Neuerungen (welchen z. B.?) widersetzen. Es ist das zu bedauern, und Hawaii wird gut thun, sich der herrschsüchtigen Kaste (!) möglichst bald zu entledigen, die auf Verdienste um das Land pocht, die ihr nicht zukommen. Unsere dortigen Landsleute klagen bitter über die bestehende geistliche Tyrannei. Es empört einen Deutschen geradezu, wenn man eine statistische Zusammenstellung der in einem Jahr in Hawaii begangenen Verbrechen ansieht und dort als gleichwerthige (?) Rechtsverletzungen nebeneinander aufgestellt findet: Mord, Raub, Ehebruch, Brandstiftung und — Sabbathschändung! Letzteres, wenn ein Arbeiter oder Matrose, der die ganze Woche schwer gearbeitet hat, sich am Sabbath etwas zu Gute thut und dann etwa auf der Straße singt, oder wenn er eine Partie Billard spielt und dergl. Zu solchen Ungeheuerlichkeiten führt der immer noch ungebrochene Einfluß der bibelfesten, im Uebrigen aber gänzlich ungebildeten Beglücker des hawaiischen Volkes."

Natürlich gehört der Verfasser zu denjenigen Reisenden, welche sich von den weiblichen Schönheiten Hawaii's „ungemein gefesselt" fühlten und es bedauern, daß die Missionare den Eingebornen ihre alten „allerdings nach unseren Anstandsbegriffen etwas sehr gewagten" Nationaltänze „geraubt" oder doch den hübschen Kanakamädchen für diese Tänze „nur zu entstellende Kostüme aufgezwungen" haben. Es hat uns wirklich sehr gefreut zu hören, daß der Einfluß der Missionare wenigstens im Jahr 1875 noch ein so großer war. Hoffentlich lassen die „wesentlichen Neuerungen" noch lange auf sich warten.

— Am 31. Jan. giengen von Boston nach Hawaii ab: Herr und Frau Woodwell, Frl. Small und Frl. Loveland. Hr. Woodwell ist für eine kleine englisch sprechende Gemeinde in Kau bestimmt, will sich aber auch der aus Hawaiiern, Chinesen und Gilbertinsulanern gemischten Plantagenarbeiter-Bevölkerung annehmen. Die beiden Fräulein sind für eine Mädchenanstalt in Kohala bestimmt. Nicht lange vorher waren zwei andere Damen, darunter Frl. Payson, die schon 10 Jahre in China gearbeitet hatte, ans Kawaiohao-Seminar in Honolulu abgegangen. Das macht mit Dr. Hyde und einigen anderen, die in den letzten Jahren nach Hawaii gegangen sind, 12 christliche Arbeiter, deren Hauptaufgabe die Hebung des höheren Unterrichtswesens ist. Nur zwei von diesen allen sind von der Bostoner Miss.-Ges. ausgesandt.

— Am 2. Jan. wurde in Honolulu eine neue chinesische Kirche

eingeweiht, welche sammt dem Grundstück 10,700 Doll. gekostet hat, wovon die Chinesen selbst bereits 4,470, die Europäer und Amerikaner beinah ebensoviel gezahlt haben. Der König und der Staatsanwalt wohnten der Feierlichkeit bei.

— Am 20. Jan. hat König **Kalakaua** von Hawaii seine Reise um die Welt angetreten, begleitet von einem Adjutanten, Oberkammerherrn und dem zum Einwanderungskommissär ernannten Justizminister Armstrong. Der Hauptzweck der Reise ist nämlich der: in Ostindien und dem malaiischen Archipel eine zahlreiche Auswanderung nach Hawaii zu veranlassen, um die aussterbende Bevölkerung des Inselreiches zu ersetzen und dem drohenden Uebergewicht der Chinesen entgegenzuarbeiten.

„Mittlerweile fährt die unbeschränkte Einwanderung der Chinesen nach Hawaii fort Dimensionen anzunehmen, welche binnen kurzem eine Katastrophe herbeiführen müssen. Im Jahr 1870 befanden sich nur 1500 Chinesen auf dem Archipel, bei der letzten Zählung, Ende 1878, war ihre Zahl auf fast 6000 gestiegen; im Jahr 1879 wanderten 4000 und im folgenden gegen 3000 ein. Da nun während dieser Zeit kaum 1000 fortgiengen und nur wenige starben, so befanden sich am Anfang dieses Jahres mindestens 12,000 Chinesen auf Hawaii, darunter aber kaum 500 Frauen. Da nun die Zahl der Eingebornen bereits auf 40,000 gesunken, wobei ebenfalls die Disproportion der Geschlechter sehr groß ist, so ist leicht vorauszusehen, welche Folgen dieses ungehinderte Einströmen der männlichen Chinesen nach sich ziehen muß, vor allem jedenfalls den baldigen völligen Untergang der Eingebornen. (Die Zahl der auf Hawaii ansässigen Amerikaner und Europäer beträgt gegen 5000). Nun sind seit dem 1. Januar bereits vier Dampfer, darunter drei deutsche, aus Canton mit zusammen 2500 neuen Einwanderern eingetroffen, und zwei andere mit 1000 Mann an Bord sind schon unterwegs. Der größte Theil der Chinesen wird als Kulis auf den Zuckerpflanzungen, deren es jetzt 62 gibt, beschäftigt. — Dazu kommt, daß unter den chinesischen Passagieren der „Quinta," welche am 12. Januar aus Canton eintraf, die Blattern ausgebrochen waren und trotz aller Maßregeln der Behörden diese schreckliche Krankheit in Honolulu eingeschleppt worden ist! Da bei früheren Ausbrüchen dieser Epidemie, besonders im Jahre 1853, die eingeborne Bevölkerung stets decimirt wurde, steht das Schlimmste zu befürchten. Unter diesen Umständen ist die Lage jedenfalls sehr kritisch, die feindselige Stimmung gegen die Chinesen ist auf den höchsten Punkt gestiegen, und sollte dieselbe zwischen ihnen und den Eingebornen zum Ausbruche kommen, so besitzt die Regierung keine hinreichend organisirte Macht, ihre Autorität aufrecht zu erhalten." (Allg. Zeitung.)

— Von den **Samoa-Inseln** wird bestätigt, daß der von

den fremden Mächten anerkannte König Malietoa am 8. November im Alter von 65 Jahren auf der Insel Sawaii starb. Sein Nachfolger ist sein Neffe Laupepa als Malietoa II.

— Ein Maori, der eine Frl. Dobin ermordet hatte und neulich hingerichtet wurde, schrieb vor seinem Ende noch einen Brief an den Gouverneur, in welchem er den dringenden Wunsch aussprach, daß doch der Branntwein, der ihn zu diesem Verbrechen getrieben habe, „mit ihm abgethan" werden möchte, damit nicht noch andre dadurch zu Grunde gerichtet werden.

— Die vor einigen Jahren gegründete lutherische Missions-Station Bethesda in Australien hat jetzt 16 Getaufte, darunter 4 im letzten Jahr Bekehrte. Sechs Weitere stehen im Taufunterricht. Am 31. Okt. weihte Miss. Meyer ein neues aus Lehm und Gras gebautes, theils mit Binsen, theils mit Eisen gedecktes Kirchlein ein, das 50 Fuß lang und 15 breit ist. Außer dieser Kirche sind noch 9 Gebäude da: 2 Wohnhäuser, 2 Schulgebäude, 1 Schlafraum für die Schüler, 1 Schmiede, 1 Wagenschuppen, 1 Magazin und 1 Backhaus. Der Viehstand zählt 4700 Schafe, 50 Pferde, 60 Stück Rindvieh und 150 Ziegen. Die Hitze und Dürre sind zuweilen sehr drückend.

— In Opoa auf der Insel Rajatea wurde am 13. Mai 1880 eine neue Kirche eingeweiht, welche 1100 Personen faßt und 35,000 M. gekostet hat.

— Auf der Norfolk-Insel wurde neulich eine Kirche eingeweiht, die zum Gedächtniß von Bischof Patteson errichtet worden ist und 100,000 M. gekostet hat.

Indien.

In Rangun wurde am 1. Jan. 1881 die Tamil-Missionskirche zu St. Gabriel eingeweiht. Bischof Titcomb, der jetzt den Geistlichen Blyth als Archidiakonus angestellt hat, ordinirte am 6. Febr. zwei neue Missionare und am 13. drei karenische Geistliche in Taungu. St. John's College blüht mit seinen 500 Zöglingen. Der Vorsteher, Dr. Marks, leitet auch eine Mission unter den Chinesen in Rangun, von denen 25 getauft werden konnten. Nach allen Richtungen dehnt sich die Arbeit aus.

— Frl. Anstey, die energische Dame, welche früher in Bangalur eine große Mädchenschule leitete und dann in Kolar, ebenfalls im Königreich Maisur, ein Waisenhaus gegründet hat, befolgt den Grundsatz Georg Müller's, bloß Gott, keinen Menschen um die Mittel zur Weiterführung ihres Werkes zu bitten. Und ohne darum eingekommen zu sein, hat sie vom ‚Mansion-House fund' 22,000, vom Tschitur Hungerfond 10,000 Mark erhalten. Jedes Kind kostet etwa 60 Mark per Jahr. Sie hat zwei landwirthschaftliche Niederlassungen für die Knaben gegründet: Bethanien und Nazareth. Jeden Monat braucht sie 2000 M. für ihr Waisenhaus. Vielen Kindern sieht man die Folgen des

Hungerleidens noch deutlich an, und ein erfahrener Arzt kann von den meisten sagen, ob sie auch noch sterben oder mit dem Leben davon kommen werden. Viele von ihnen sind schon getauft auf ihren eigenen Wunsch.

— Von 490 Hungerwaisen, welche Miss. Riddett in Hassan, Maisur, aufgenommen, sind in 2 Jahren 340 gestorben. Haben diese armen Geschöpfe sich einmal an das Essen von Wurzeln, Erde und allerlei Abfall gewöhnt, so kann selbst die beste Pflege ihre ruinirten Verdauungsorgane nicht mehr in Ordnung bringen. Von 1400 Kindern, die sie in Kolar aufgenommen, hat Fräulein Anstey 1000 durch den Tod, andere durch Weglaufen und dgl. verloren, so daß ihre Anstalt nur noch 330 Zöglinge zählt.

— Bischof Sargent von Tinneweli wurde vor Jahren bei der Heidenpredigt einmal von einem Brahmanen unterbrochen. „Haben Sie einen Munschi?" fragte er ihn. „Ja!" „Ist derselbe bekehrt?" „Nein." „Nun wenn dieser Munschi, der monatelang mit Ihnen die Bibel gelesen hat und täglich mit Ihnen umgeht, nicht bekehrt ist, wie können Sie dann erwarten, uns durch Eine Ansprache zu bekehren, die zehn Minuten dauert?" — Seither sind schon 7—8 Munschis dieser Mission der Reihe nach bekehrt worden, so daß die Kirche in Tinneweli einige der tüchtigsten Tamilgelehrten in ihrer Mitte hat.

— Im »Friend of Missions,« einem quäkerischen Monatsblatt, beschreibt ein Hr. Newman die blühenden industriellen Etablissements der Basler Mission in Kalikut und schließt mit den Worten: „Diese Deutschen sind umtriebige Leute und lehren auch Andere arbeiten, und in der ganzen Provinz weiß man: was die Deutschen machen, das machen sie recht, so daß alle ihre Artikel stark begehrt werden."

China.

Der amerikan.-methodistische Miss.-Arzt Dr. Lambuth hat 6000 Dollars zur Errichtung eines Spitals für die Chinesen in Sutschau geschenkt bekommen und befindet sich jetzt in Amerika, um dort die nöthigen Anschaffungen zu machen. „Wir können nicht begreifen, warum nicht jede größere Stadt, die zugleich Missionsstation ist, so schnell als irgend möglich mit einem Spital versehen wird. Langjährige Erfahrung beweist ja den großen Nutzen solcher Anstalten."

(Temperance Union.)

— Am 13. März wurde in Hongkong die neue deutsche Findelhaus-Kapelle (Bethesda) von Pastor Klitzke, Miss. Lechler und Louis eingeweiht unter Mitwirkung der Hongkonger „Liedertafel."

— Am 5. Febr. wurden neun Chinesen im Dorf Liau Hoa, welche vor einem Jahr Christen geworden und die amerikanische Missionskapelle in Tschiang-tschiu bei Amoy zu besuchen pflegten, gewaltsam aus ihren Häusern vertrieben, weil sie sich weigerten zu den Kosten einer Götzenprozession beizutragen. Einer von

den fremden Mächten anerkannte König Malietoa am 8. November im Alter von 65 Jahren auf der Insel Sawaii starb. Sein Nachfolger ist sein Neffe Laupepa als Malietoa II.

— Ein Maori, der eine Frl. Dobin ermordet hatte und neulich hingerichtet wurde, schrieb vor seinem Ende noch einen Brief an den Gouverneur, in welchem er den dringenden Wunsch aussprach, daß doch der Branntwein, der ihn zu diesem Verbrechen getrieben habe, „mit ihm abgethan" werden möchte, damit nicht noch andre dadurch zu Grunde gerichtet werden.

— Die vor einigen Jahren gegründete lutherische Missions-Station Bethesda in Australien hat jetzt 16 Getaufte, darunter 4 im letzten Jahr Bekehrte. Sechs Weitere stehen im Taufunterricht. Am 31. Okt. weihte Miss. Meyer ein neues aus Lehm und Gras gebautes, theils mit Binsen, theils mit Eisen gedecktes Kirchlein ein, das 50 Fuß lang und 15 breit ist. Außer dieser Kirche sind noch 9 Gebäude da: 2 Wohnhäuser, 2 Schulgebäude, 1 Schlafraum für die Schüler, 1 Schmiede, 1 Wagenschuppen, 1 Magazin und 1 Backhaus. Der Viehstand zählt 4700 Schafe, 50 Pferde, 60 Stück Rindvieh und 150 Ziegen. Die Hitze und Dürre sind zuweilen sehr drückend.

— In Opoa auf der Insel Rajatea wurde am 13. Mai 1880 eine neue Kirche eingeweiht, welche 1100 Personen faßt und 35,000 M. gekostet hat.

— Auf der Norfolk-Insel wurde neulich eine Kirche eingeweiht, die zum Gedächtniß von Bischof Patteson errichtet worden ist und 100,000 M. gekostet hat.

Indien.

In Rangun wurde am 1. Jan. 1881 die Tamil-Missionskirche zu St. Gabriel eingeweiht. Bischof Titcomb, der jetzt den Geistlichen Blyth als Archidiakonus angestellt hat, ordinirte am 6. Febr. zwei neue Missionare und am 13. drei karenische Geistliche in Taungu. St. John's College blüht mit seinen 500 Zöglingen. Der Vorsteher, Dr. Marks, leitet auch eine Mission unter den Chinesen in Rangun, von denen 25 getauft werden konnten. Nach allen Richtungen dehnt sich die Arbeit aus.

— Frl. Anstey, die energische Dame, welche früher in Bangalur eine große Mädchenschule leitete und dann in Kolar, ebenfalls im Königreich Maisur, ein Waisenhaus gegründet hat, befolgt den Grundsatz Georg Müller's, bloß Gott, keinen Menschen um die Mittel zur Weiterführung ihres Werkes zu bitten. Und ohne darum eingekommen zu sein, hat sie vom ‚Mansion-House fund' 22,000, vom Tschittur Hungerfond 10,000 Mark erhalten. Jedes Kind kostet etwa 60 Mark per Jahr. Sie hat zwei landwirthschaftliche Niederlassungen für die Knaben gegründet: Bethanien und Nazareth. Jeden Monat braucht sie 2000 M. für ihr Waisenhaus. Vielen Kindern sieht man die Folgen des

Hungerleidens noch deutlich an, und ein erfahrener Arzt kann von den meisten sagen, ob sie auch noch sterben oder mit dem Leben davon kommen werden. Viele von ihnen sind schon getauft auf ihren eigenen Wunsch.

— Von 490 Hungerwaisen, welche Miss. Riddett in Hassan, Maisur, aufgenommen, sind in 2 Jahren 340 gestorben. Haben diese armen Geschöpfe sich einmal an das Essen von Wurzeln, Erde und allerlei Abfall gewöhnt, so kann selbst die beste Pflege ihre ruinirten Verdauungsorgane nicht mehr in Ordnung bringen. Von 1400 Kindern, die sie in Kolar aufgenommen, hat Fräulein Anstey 1000 durch den Tod, andere durch Weglaufen und dgl. verloren, so daß ihre Anstalt nur noch 330 Zöglinge zählt.

— Bischof Sargent von Tinneweli wurde vor Jahren bei der Heidenpredigt einmal von einem Brahmanen unterbrochen. „Haben Sie einen Munschi?" fragte er ihn. „Ja!" „Ist derselbe bekehrt?" „Nein." „Nun wenn dieser Munschi, der monatelang mit Ihnen die Bibel gelesen hat und täglich mit Ihnen umgeht, nicht bekehrt ist, wie können Sie dann erwarten, uns durch Eine Ansprache zu bekehren, die zehn Minuten dauert?" — Seither sind schon 7—8 Munschis dieser Mission der Reihe nach bekehrt worden, so daß die Kirche in Tinneweli einige der tüchtigsten Tamilgelehrten in ihrer Mitte hat.

— Im »Friend of Missions,« einem quäkerischen Monatsblatt, beschreibt ein Hr. Newman die blühenden industriellen Etablissements der Basler Mission in Kalikut und schließt mit den Worten: „Diese Deutschen sind umtriebige Leute und lehren auch Andere arbeiten, und in der ganzen Provinz weiß man: was die Deutschen machen, das machen sie recht, so daß alle ihre Artikel stark begehrt werden."

China.

Der amerikan.-methodistische Miss.-Arzt Dr. Lambuth hat 6000 Dollars zur Errichtung eines Spitals für die Chinesen in Sutschau geschenkt bekommen und befindet sich jetzt in Amerika, um dort die nöthigen Anschaffungen zu machen. „Wir können nicht begreifen, warum nicht jede größere Stadt, die zugleich Missionsstation ist, so schnell als irgend möglich mit einem Spital versehen wird. Langjährige Erfahrung beweist ja den großen Nutzen solcher Anstalten."

(Temperance Union.)

— Am 13. März wurde in Hongkong die neue deutsche Findelhaus-Kapelle (Bethesda) von Pastor Klitzke, Miss. Lechler und Louis eingeweiht unter Mitwirkung der Hongkonger „Liedertafel."

— Am 5. Febr. wurden neun Chinesen im Dorf Lian Hoa, welche vor einem Jahr Christen geworden und die amerikanische Missionskapelle in Tschiang-tschiu bei Amoy zu besuchen pflegten, gewaltsam aus ihren Häusern vertrieben, weil sie sich weigerten zu den Kosten einer Götzenprozession beizutragen. Einer von

ihnen starb infolge der erhaltenen Mißhandlung am 28. Februar. Inzwischen hatten die chinesischen Beamten nichts für die Verfolgten gethan. Erst nach dem Tode des einen derselben fiengen sie an die Sache zu untersuchen.

— Die Zahl der abendmahlsfähigen, evang. Christen in China wird jetzt auf 18,516 angegeben, ein Zuwachs von 42 Procent in 3 Jahren.

Afrika.

Die „Amerik. Miss.-Association" hat im Febr. Miss. Ladd und Kemp für die Mendi-Mission nach Afrika ausgesandt, ersteren als Superintendenten ihrer ganzen afrikanischen Mission. Wenn Herr Ladd die Mendi-Mission visitirt hat, soll er an den oberen Nil gehn um die von Hr. Arthington vorgeschlagene Mission daselbst zu gründen.

— Am 14. März 1879 stiftete Major Malan in London einen Verein zur Unterstützung solcher afrikanischer Missionen, in denen Eingeborne an der Bekehrung ihrer Landsleute arbeiten. Der Verein nennt sich „Native African Missions Aid Association" und hat bis jetzt die Mission der Basuto-Christen in Selekas sowie Miss. Coillard's Expedition an den Sambesi, die vom Krieg betroffenen Basuto-Gemeinden, die amerikan. Expedition nach Bihe und die Kaffer-Evangelisten in Livingstonia am Nyassa-See unterstützt. Major Malan giebt auch ein viermal jährlich erscheinendes Miss.-Blatt „Afrika" heraus.

— Das „Ausland" theilt einiges aus einem Artikel der «Revue politique et litéraire» über „die ehemalige französische Missionskolonie in Südafrika, d. h. das Lesuto-Land mit. Den Leistungen der Missionare wird darin glänzende Anerkennung zu theil, das Land als ein fast ganz der Civilisation und dem Christenthum erobertes bezeichnet. „Man kann sagen, daß jetzt das Heidenthum sich nur noch durch den Nymbus einzelner Nationalgebräuche erhält, und wenn diese einmal verschwunden sein werden, wird auch seine Niederlage vollständig sein. Alles ist gründlich verändert. Selbst das äußere Aussehen des Landes erinnert kaum mehr an die Zeit, wo die ersten Franzosen, als sie nach Lesuto kamen, des Nachts große Feuer anzünden mußten, um sich gegen die Ueberfälle der Löwen zu schützen, die ihnen ihre Pferde auf wenige Schritte vom Lagerplatz raubten. Nunmehr sind die kleinen Bäumchen, welche die Missionare damals setzten, hochstämmige Gewächse geworden, die die Behausungen der Eingebornen weithin beschatten und unwillkürlich an die schönsten Obstgärten der Normandie erinnern. Die die hohen Bäume überragende Kirche ist gleichsam der Mittelpunkt der kleinen afrikanischen Stadt (Morija). Wirft man einen Blick in die Entfernung, so erkennt man sofort an den sorgfältig gepflegten Feldern, daß die Kultur sich dieses Landes bemächtigt hat. Die Umwandlung des letzteren ist eine so vollständige, daß die Basuto im Jahr

1877 eine erste landwirthschaftliche Ausstellung zu veranstalten vermochten, die deutlich darthat, daß ihr Land die Kornkammer der Kapkolonie ist .... Schon jetzt sind die Missionäre den heftigsten Angriffe seitens der kolonialen Presse, die laut deren Ausweisung verlangt, ausgesetzt. Kommt es wie voraussichtlich zur Annexirung Lesutos durch die Kapregierung, so ist der Untergang der franz. Mission besiegelt. Als einziger Trost bleibt die ungetheilte Anerkennung, welche dem franz. Missionswerk von deutscher, amerikanischer und sogar englischer Seite zu theil wird. Alle erkennen darin einen der bedeutendsten Triumphe unserer europäischen Civilisation über das afrikanische Heidenthum." Was die Basutos selbst betrifft, so scheinen sie mit dem Muthe der Verzweiflung für ihre Freiheit zu kämpfen.

— Die Londoner Mission, einschließlich die im Anschluß an sie arbeitende Quäkermission, zählte 1880 in Madagaskar 1142 Gemeinden, 604 eingeborne Pastoren, 122 Evangelisten, 4134 Laienprediger, 71,585 volle Gemeindeglieder, 244,197 Namenchristen, 26,217 Erwachsene, welche zu lesen verstehn und 38,090 Bibeln und Testamente in Händen haben, 862 Schulen, 43,904 Schüler und Schülerinnen, 25,586 Kinder, die lesen können. Die Londoner zählten 20 männliche und 17 weibliche, die Quäker 4 männliche und 4 weibliche Missionsarbeiter. Allgemein wird über die stets zunehmende Trunksucht geklagt, besonders unter den Sakalawa und Sihanaka. In Imerina wird von der Regierung ernstlich dagegen gekämpft. Weitere Schoßsünden der Madagassen sind das Lügen und die Unzucht. „Dabei sind sie Meister im Verdecken der Sünde; eine regsame Gemeinde kann wohl mit Eifer den Branntwein bekriegen, wie es aber mit dem Kampf gegen die Unzucht bestellt ist, darüber wagt der Missionar kaum sich eine Ansicht zu bilden." Sie sind eben fleischlich, trotz allen Anfängen von Geistesleben. Die Norweger zählen 2000 Getaufte und 3200 Schüler.

Zu Anfang dieses Jahres wurden in Antananariwo eine Woche lang täglich Erweckungsversammlungen gehalten „um in den Herzen der Leute ein wenig das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit gegen Gott aufzufrischen und zu treuerem Gehorsam im neuen Jahr zu führen." Veranstaltet waren diese Versammlungen vom Jünglingsverein in Verbindung mit einem kleinen „Verein zu gegenseitiger Förderung," einer Art christlichem Fortbildungsverein. Ein neues „College" der Londoner Mission wurde im Januar durch den Premier-Minister eröffnet.

— Ein wesleyan. Missionar in Porto Novo, Westafrika, fragte einen Heiden, warum er nicht Sonntags in die Kapelle komme, worauf derselbe erwiderte: „Glauben Sie denn, daß die paar Leute, welche die Kapelle besuchen, die einzige Frucht Ihrer Arbeit sind?

Nein, es sind mehr als 4000 Privat-Christen, Männer und Frauen, in Porto Novo, welche heimlich die christliche Religion angenommen haben, keine Götzen mehr anbeten und nur zum wahren Gott, dem Gott der Christen, beten . . . . . Sie kennen und sehen diese Leute nicht, aber ich bin einer davon, obgleich ich nie in Ihre Kirche gehe. Mein Herr, wir alle glauben, daß Ihre Religion, d. h. die protestantische, die wahre und besser ist, als das Heidenthum, als der Islam und der unsrem einheimischen Götzendienst verschwisterte Katholicismus."

— Der wesleyan. Miss.-Superintendent J. Milum, der von Porto Novo bis Port Segura eine Kette von Stationen anzulegen beabsichtigt, hat auf einer Rundreise Ende vorigen und Anfang dieses Jahres auch Weidah und Abome besucht und eine Audienz bei Gedele, König von Dahome, gehabt. Während seiner Anwesenheit fanden die jährlichen Kostüme statt, wobei hunderte von Menschen geschlachtet wurden.

— Aus San Salvador kommt die Nachricht, daß ein portugiesisches Kanonenboot mit mehreren Jesuiten und Offizieren an Bord, den Kongo hinaufgefahren, und die Priester unter militärischer Bedeckung und mit schönen Geschenken, darunter eine goldene Krone vom portugiesischen an den Kongo-König, in der Hauptstadt des letzteren angekommen seien. Der Zweck dieser Expedition ist natürlich die Bekämpfung und Zerstörung der baptistischen Mission in San Salvador. Wohin übrigens eine derartige Missionsmethode führt, das lehren wohl die zahlreichen Kirchen- und Klosterruinen, denen man im Kongo-Reich hie und da begegnet und die ihren Ursprung ganz der gleichen Politik verdanken.

— Aus Makuta hört man, daß die dortigen Eingebornen, wegen ihrer an den beiden baptist. Missionaren verübten Gewaltthat, in großer Furcht sind und daß, wenn jene es noch einmal in jener Gegend versuchen wollten, sie wohl kaum auf Widerstand stoßen würden.

Türkei.

So traurig das Loos der Christen in der Türkei immer noch sein mag, so sehr hat sich dasselbe doch im Lauf des Jahrh. gebessert. Jetzt dürfen z. B. die Christen ihre Todten ohne Weiteres begraben, während früher kein Armenier begraben werden durfte, ohne eine besondere Erlaubniß aus Konstantinopel. Miss. Knapp hat einen solchen vor 170 Jahren dem armenischen Bischof ausgestellten Erlaubnißschein aufgefunden. Derselbe lautet also: „Dem Träger der Satanskrone und der pechschwarzen Gewänder, dem von der Thür des Himmels Verstoßenen: Du ungläubiger Lehrer! einer deiner Volksgenossen ist gestorben. Du hast um Erlaubniß gebeten ihn zu beerdigen. Nach dem Koran ists nicht nöthig, diesen Leichnam zur Erde zu bestatten, um jedoch den Fäulnißgeruch zu beseitigen, grabe man

ein tiefes Grab, fülle es über dem Leichnam mit Erde und stampfe es fest."!!

— Einige Tage vor dem schrecklichen Erdbeben in Chios gelang es dem auf dieser Insel in der Verbannung und unter strenger Bewachung lebenden Ahmed Tewfik, dem türkischen Gelehrten, der Dr. Kölle bei seinen Uebersetzungsarbeiten half und deßwegen verfolgt wurde, zu entfliehen. Er ist jetzt in England, von christlichen Freunden aufgenommen, verpflegt und hoffentlich nicht allzusehr bewundert und verwöhnt.

Allerlei.

Der Goßnerische Miss.-Verein hatte 1880 eine Jahreseinnahme von 114,064 und eine Mehrausgabe von 7804 M., also wieder, wie in den letzten 14 Jahren 12 mal, ein Deficit. Die Goßner. Mission hat viele einzelne Freunde, aber wenig Hilfsvereine. Auf die Gründung solcher will man auch in Zukunft verzichten.

— Am 27. April traf Insp. Schott nach Vollendung seiner indischen Visitationsreise wieder in Basel ein, noch leidend infolge der schweren Ischias-Schmerzen, die er in Indien auszustehen gehabt, aber frisch im Geist und voll Freude über alles, was Gott ihm hat gelingen lassen.

— Beim Jahresfest der Südamerikanischen Miss.-Ges. in London, theilte Admiral Sulivan einen brieflichen Ausspruch des berühmten Darwin über die Mission im Feuerland mit. Derselbe habe ihm geschrieben: er hätte es für unmöglich gehalten, daß alle Missionare der Welt jemals aus einem Feuerländer einen ehrlichen Menschen machen könnten, er müsse aber gestehen, daß er sich geirrt; und weiter: „Ich war immer der Meinung, die Civilisation Japans sei die wunderbarste geschichtliche Erscheinung, jetzt bin ich aber überzeugt, daß was die Missionare in Feuerland zur Civilisirung der Eingebornen gethan haben, wenigstens ebenso wunderbar ist!" Das bezieht sich natürlich nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität der dortigen Missionserfolge. Erst 60 Feuerländer haben lesen gelernt. — Bei diesem Jahresfest wurde auch der armen Patagonier (siehe das Bild) gedacht, denen durch Handelsschiffe aus Chili wohl Branntwein gebracht wird, unter denen aber so gut wie noch gar keine Mission besteht.

— Die Basler Missionsgemeinden hatten im Jahr 1880 einen Gesammtzuwachs von 824 Getauften, davon kommen auf Afrika 403, auf Indien 286, auf China 135.

— Eine Dame in New Albany hat der Presbyterian. Miss.-Ges. beinah 300,000 Dollar vermacht.

— In Peru, wo theilweise anarchische Zustände herrschen, wurden neulich im Thal von Cañete 2000 Chinesen von den Negern und Cholos (Mischlingen von Weißen und Indianern) niedergemacht.

Bücherschau.

Beschreibung der Missionsfeste und Missionsgottesdienste, die in Polen und Litthauen im Sommer 1880 abgehalten worden sind. Von Pastor P. Dworkowicz. Riga, 1881.

Was kann aus Rußland Gutes kommen? Nun, man nehme dies von Pastor J. v. Holst bevorwortete, nur 10 Kopeken kostende Schriftchen und freue sich, daß dergleichen im unglücklichen „Nihilistenlande“ möglich ist. Der Verfasser ist ein alter Basler Missionszögling.

Skizzen aus dem religiösen Leben in England. Von Miß Whately, übers. von E. von Bunsen. Gütersloh. Bertelsmann 1880.

Es ist merkwürdig, wie wenig Kenntniß und Verständniß des englischen Christenthums sich noch immer bei uns findet, obgleich wir doch so manches dem Beispiel der Engländer oder gar der direkten Anregung durch sie verdanken, namentlich auf dem Gebiet der äußeren und inneren Mission, wie überhaupt des Vereinslebens. Vorliegendes Buch ist geeignet, einen richtigen Begriff von der großartigen Thätigkeit der Engländer auf diesen Gebieten zu geben und zugleich das Vorurtheil zu widerlegen, als fehle es ihnen an Selbstkritik und wirklich geistlichem Sinn, als sei alles nur äußere Vielgeschäftigkeit und Werkgerechtigkeit. Frl. Whately kämpft gerade gegen die Gefahr der Großthuerei und Veräußerlichung, welche allerdings dem praktischen Christenthum der Engländer — nicht auch dem unseren? — stets droht.

Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der königl. preuß. Regierung dargestellt von J. J. Rein, Prof. der Geographie in Marburg. I. Natur und Volk des Mikadoreiches. Leipzig. Verlag von Wilh. Engelmann 1881.

In den Jahren 1874 und 1875 hat der Verfasser ausgedehnte Reisen in Japan gemacht, um im Auftrag des preußischen Handelsministeriums die eigenartigen und auf hoher Stufe der Vollkommenheit stehenden Industriezweige, sowie den Handel Japans zu studiren und darüber zu berichten. Nebenbei hat er aber auch Land und Leute im Allgemeinen, insbesondere die Geographie und Pflanzengeographie des merkwürdigen Inselreiches gründlich studirt und das alltägliche Treiben des munteren Völkleins aufmerksam beobachtet. Die Resultate dieser letzteren Studien und Beobachtungen sind im vorliegenden Bande niedergelegt. Von der Industrie und dem Handel Japans wird der zweite Band handeln.

Ueberall hat sich der Verfasser bestrebt, „gründlich, klar und wahr“ zu sein. Was er geliefert, ist denn auch in der That eine ehrliche, deutsche Arbeit, ein Werk über Japan, wie es bis jetzt noch nicht dagewesen, ein Werk, dem man die Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit auf jeder Seite anmerkt, auch wenn man nicht im Stande

ist, den Verfasser im Einzelnen zu kontrolliren. Das gilt aber nicht nur vom Text des Buches, sondern auch von den vorzüglichen Bildern (5 in Lichtdruck und 12 Holzschnitte), lithographischen Tafeln und Karten, welche demselben beigegeben sind. Die beiden großen Karten (eine oro- und hydrographische und eine topographische) sind entschieden das Beste, was wir über Japan gesehen haben. Es war uns eine Freude, manche uns nur aus Missionsberichten bekannt gewordene Ortschaften hier verzeichnet zu finden. Am meisten hat uns natürlich der ethnographische und religionsgeschichtliche Theil interessirt. Der letztere bietet zwar nicht gerade viel Neues, entwirft aber ein deutliches Bild von den religiösen Zuständen vor und nach der Restauration. Wir können uns nicht enthalten, den interessanten Schluß dieses Abschnitts — zumal da derselbe auch ein unparteiisches Urtheil über die Mission enthält — unsern Lesern hier mitzutheilen. Möchten viele sich dadurch zum Studium des ganzen Buches anregen lassen.

Nachdem der Verfasser geschildert, wie Jahrhunderte lang der Schintoismus und der Buddhismus friedlich neben einander bestanden, fährt er fort: „Die Neuzeit hat, wie so manches Andere, auch das religiöse Leben tief erschüttert, aber nicht wie in politischen und socialen Dingen neue Normen geschaffen . . . . . Das Jahr 1868 war auch für den Buddhismus verhängnißvoll.

„Nachdem man die Reduction der früheren Einkünfte der alten Feudalherren und ihrer Vasallen, der Samurai, glücklich durchgeführt hatte, wandte man sich in gleicher Weise gegen viele buddhistische Tempel und Klöster und reducirte die Einkünfte derselben auf Sporteln und milde Gaben. Es geschah dies zum Theil auch in dem Bestreben, das Ansehen des Mikado zu fördern und dem Kamidienst neuen Aufschwung zu geben, denn das Ziel des letzteren und seiner eifrigsten Vertreter ist doch immer nur die Erreichung politischer Zwecke gewesen. Besondere Beamte hatten zu untersuchen, wo ein alter Schintôtempel allmählich der Verehrung Buddha's eingeräumt worden war, und wo nur ein Schein von Recht vorlag, wurde der Kami wieder in seine Halle eingeführt. Selbst von den höheren Bergen, wie Tateyama, Haku-san und anderen holte man 1873 und 1874 die Statuen Buddha's aus dem Tempelchen und ersetzte sie durch Spiegel und Gôhei. Bei dem berühmten Tempel Kompira, jetzt Kotohira genannt, in Sanuki war 1875 auf einem Brett angezeigt, daß wieder das gewöhnliche Schintôgebet statt der Adresse an Buddha gesprochen werden müsse. Im Uebrigen sind die Erscheinungen dort wohl wesentlich dieselben geblieben. Nach wie vor strömen Pilger und Bettler in Menge herbei; nur sitzen dort statt der Bonzen jetzt Kanushi und verkaufen für Geld und gute Worte die Ofuda oder Ablaßkarten. Das gemeine Volk, dem Buddhismus zugethan, sah die Entfernung seiner Götter mit Bedauern, fügte sich aber, Jahrhunderte lang an sklavische Unterwürfigkeit gewöhnt, überall

dem höhern Befehl. Den Bonzen gieng die Sache natürlich weit mehr zu Herzen und es heißt, daß sie in einigen Fällen ihren Tempel lieber Nirwâna als den Händen der Schintôpriester übergaben. So sah ich in der Neujahrsnacht 1874 den schönsten Tempel von Tôkio, den von Iyeyasu erbauten Zôzôji in Shiba mit manchen alten Kunstwerken in Flammen aufgehen, nachdem er kurz zuvor zu einer Miya bestimmt worden war.

„Dieses Bestreben der Regierung, den Buddhismus durch den Kamidienst zu verdrängen, hat glücklicherweise bedeutend nachgelassen. Es war auch ein sehr kurzsichtiges, eitles Bemühen, da es kaum eine Religion gibt, die hohler wäre und weniger befriedigen könnte als der Schintôismus. Ihr gegenüber steht der Buddhismus, wenn wir seinen groben Bilderdienst abstreifen, erhaben da. Er appellirt an die religiöse Empfänglichkeit, an das Herz des Menschen, und vermochte deßhalb so tiefe Wurzeln zu schlagen im besten Theile des japanischen Volkes. Aber noch aus einem andern Grunde ist die Wiederbelebung des Schintôismus unmöglich. So lange nämlich das japanische Volk, den fremden Einflüssen entzogen, in sklavischer Unterwürfigkeit gehalten wurde und der Mikado in solcher Abgeschiedenheit lebte, daß nur wenige seiner Unterthanen ihn zu sehen bekamen, ließ sich der alte Mythus seiner göttlichen Abstammung mit allen seinen Consequenzen aufrecht erhalten, doch mußte dieser Glaube mehr und mehr schwinden, als derselbe den Schleier zerriß und sich gab wie andere Menschen. Seitdem wandelt sich die ehrfurchtsvolle Scheu, welche früher nicht einmal den Namen des Herrschers auszusprechen wagte, allmählich in einfache Loyalität um, die dem Landesherrn gegenüber alle Pflichten eines guten Bürgers kennt und übt, aber weit entfernt ist ihn zu vergöttern.

„Von den gebildeteren Ständen der Japaner läßt sich der bessere Theil von der Ethik, der andere vom Skepticismus des Kôshi (Confucius) und seiner Schüler leiten. Weit verbreitete religiöse Indifferenz und förmlicher Atheismus sind die Folgen. Dem Christenthume stehen die meisten jetzt gleichgültig gegenüber. Die philosophischen Köpfe erkennen die Schönheiten der christlichen Sittenlehre an, betrachten aber die Ueberlegenheit der christlichen Völker als die Folge von Ursachen, die außerhalb der Religion liegen. Sie vergleichen die Moralität der Fremden in den Vertragshäfen und sonst mit der des japanischen Volkes und sagen mit Recht: „Ihr Fremden könnt gewiß nicht behaupten, daß die Bibel viel Einfluß auf euch hat. Ihr werdet darin ermahnt, friedfertig, nüchtern und keusch zu sein, Jedem das Seine zu geben, keinen Haß zu hegen, kein falsches Zeugniß abzulegen, nicht zu verleumden, bescheiden einherzugehen 2c. und thut von dem Allen das gerade Gegentheil."

„Wenige unter den Bonzen der verschiedenen Secten verstehen die Geschichte und Dogmen ihrer Religion. Aeußerlichkeiten sind es,

an denen sie hängen, wegen deren sie sich gegenseitig hassen und verachten, ohne darüber öffentlich oder in Schriften zu streiten. Die ascetische Richtung im Buddhismus fand bei den lebenslustigen, vergnügungssüchtigen Japanern nie großen Anklang; auch wirkte die Praxis und Lehre vom Ahnenkultus stets mächtig dagegen. Statt die klaren und ernsten Mahnungen Çâkyamuni's zur Selbsterkenntniß und zu einem sittenreinen Leben zu befolgen, begnügen sich die meisten buddhistischen Priester heutiges Tages mit zum Theil lächerlichen äußerlichen Observanzen und bekunden eine erstaunliche Ignoranz, wenn man sie um Auskunft über ihren Kultus fragt. Die ebenfalls in religiösen Dingen höchst unwissende, abergläubische Menge des Volkes aber fesselt der äußere Pomp und die vielen Ceremonieen, mit welchen die gedankenarme Feier der Heiligen von den Priestern geleitet wird.

„Eine Reform und Neubelebung des Buddhismus scheint denen, welche die Verhältnisse näher kennen und darüber nachgedacht haben, ebenso unmöglich, wie die versuchte des Ahnenkultus. Das Christenthum allein ist geeignet, den tiefen religiösen Zug, der im besseren Theile, im Kern des Volkes, bei verschiedenen Gelegenheiten sich noch kund gibt, völlig zu befriedigen und ihm bei seinem geistigen Erwachen ein treuer und sicherer Leitstern zu sein. Die gegenwärtigen Verhältnisse liegen wesentlich anders als vor 300 Jahren und die Zunahme der Convertiten ist eine ungleich schwächere. Nur wenige Samurai haben sich bis jetzt offen zum Christenthume bekannt, darunter aber solche, die wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihres reinen Lebens bei ihren Standesgenossen in hoher Achtung stehen. Unter dem Volke aber haben die Missionare, welche redegewandt und der Sprache mächtig sind, stets eine große Zahl aufmerksamer Zuhörer, und bilden Gemeinden, die zu den besten Hoffnungen berechtigen.

„Die größten Hindernisse, welche der Verkündigung des Evangeliums entgegenstanden, sind gefallen; mehr und mehr nähert sich das Land völliger Religionsfreiheit. Dennoch fehlt es den Missionaren nicht an Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen haben; darunter dürfte als größte und beklagenswertheste nicht sowohl die Indifferenz der heidnischen Japaner, sowie die Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse, als vielmehr die Gleichgültigkeit, ja Feindschaft gegen das Christenthum seitens mancher Fremden dastehen, welche dieser Gesinnung in Wort und Wandel Ausdruck geben. Der Japaner wird jedoch allmählich unterscheiden lernen zwischen denen, welche blos den christlichen Namen tragen und solchen, deren Denken und Handeln durch die christliche Lehre geleitet und veredelt wird, und den Werth des Christenthums nach ersteren nicht weiter abschätzen.“



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1881.

Inhalt:

Die evangelische Bibelgesellschaft in Russland.

1831—1881.

Vor vier Jahren (Bibelbl. 1877 Nr. 1) haben wir unseren Lesern die Geschichte der 1863 gegründeten „Russischen Bibelgesellschaft“ erzählt. Es geziemt sich, daß wir uns nun auch mit der „Evangelischen Bibelgesellschaft in Rußland“ bekannt machen. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist hiezu besonders geeignet. Denn am 14. (28.) März dieses Jahres hat die genannte Gesellschaft ihr 50-jähriges Jubiläum gefeiert und bei dieser Gelegenheit einen von Pastor H. Dalton, einem ihrer derzeitigen „Direktoren,“ verfaßten Bericht erscheinen lassen, der so interessant ist, daß wir das Wichtigste daraus unseren Lesern im Folgenden mitzutheilen keinen Anstand nehmen.

1. Die alte „Petersburger Bibelgesellschaft.“

Es war am 6. Dezember 1812 — an dem Tage, an welchem Napoleon die unglückseligen Trümmerreste seiner stolzen Armee in Wilna im Stiche ließ und aus dem Land seines furchtbaren Sturzes entwich —, daß Kaiser Alexander sein „So sei es“ unter das

Papier setzte, das der „Petersburger Bibelgesellschaft“ das Recht der Gründung verlieh. Von dem gewaltigen Feuerbrand in Moskau war ein Funke auch in das Gebiet gefallen, das seit den Tagen Voltaire's nun auch in der Residenz der Kaiserin Katharina in tiefes Dunkel gehüllet war und hatte hier ein Feuer angezündet, das bald wie überall, wo die Völker sich wider die corsische Gottesgeißel erhoben, hell und weite Gebiete erleuchtend aufloderte. Wie eine Fackel, an der heiligen Flamme angezündet, war diese russische Bibelgesellschaft anzuschauen, und ihre eifrigen Träger durcheilten bald die weiten Gebiete des unermeßlichen Reiches, dem Wunsche auch des frommen Kaisers entsprechend, auf das feste, prophetische Wort als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunklen Orte, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in den Herzen, die aufmerksam lauschenden Völker achten zu lehren. Es ist staunenerregend zu sehen, wie rasch da und dort an den entlegensten Orten diese Fackelträger auftauchen und überall die Leute herbeieilen, an dem Lichte des Wortes Gottes sich zu laben. Hier findet es seinen Weg nach den eisumstarrten Ufern der Lena und gleichzeitig ist es auf dem Markte in Kiachta anzutreffen, wo der Russe und Chinese ihre Waaren austauschen. Da dringt es zum Verbannten in die Bergwerke bei Nertschinsk und wird es in den Karavansereien in Astrachan gefunden. Vom weißen bis zum schwarzen Meere wandern die Bibelboten, von der Ostsee bis an die fernen Gestade des stillen Oceans zieht das heilige Buch, oft auf so unbegreiflichen Wegen, daß man glauben sollte, die Engel des Himmels selbst seien seine unsichtbaren Träger gewesen. Fast in allen Schichten der Gesellschaft, vom Bewohner des Winterpalastes an bis zu den geringen Leuten in der armseligen Bauernhütte: überall begegnete man den emsigen Förderern des schönen Werkes.

Von England war die Anregung zur Gründung dieser Gesellschaft ausgegangen. Vor kaum einem Jahrzehnt war die „britische und ausländische Bibelgesellschaft“ in London in's Leben getreten; ihre Sendboten durchzogen die evangelischen Länder, überall Schößlinge des segenverheißenden Baumes einzupflanzen. Als begeisterter Herold des Werkes war Paterson auf seinen Reisen durch den Norden Europas auch nach Rußland gekommen, nach menschlichem Urtheil in der allerungünstigsten Zeit, denn in den furchtbaren Kriegswirren, während die Armee Napoleons einer Lawine gleich sich

gegen Moskau heranwälzte, wer denkt daran und hat Lust dazu, eine Friedenspalme in den durchwühlten Boden zu pflanzen? Aber Gottes Wege sind eben nicht unsre Wege! Fast wie ein Zufall erscheint es, daß Paterson denn doch die kühne, aussichtslose That wagt; am letzten Tage, ehe der Kaiser Petersburg verläßt, den Reichsfeind bis in sein eignes Land zu verfolgen und als Sieger in Paris einzuziehen, wird das zarte Pfropfreis mit Bewilligung des Kaisers eingepflanzt, und nirgends fast sonst ist die Entwicklung des Reises in jenen Tagen eine so staunenswerth großartige gewesen, wie in Rußland. Was ein Schmerzenskind zu sein bestimmt schien, ward bald ein Herzenskind, von aller Welt mit Lust betrachtet; die russische Bibelgesellschaft erwies sich schon nach wenig Jahren als die Lieblingstochter der englischen Mutterstiftung.

Aber der so verheißungsvoll und kräftig erblühenden Pflanzung war keine lange Lebensdauer bestimmt. Es kam über sie wie ein Nachtfrost in der Maienzeit, und die hochgeschwellten Knospen sanken dahin, ehe sie zur vollen Blüthe sich entwickelt hatten.

Schon im Jahre 1824 wird das Rad der eifrigen Bewegung der Bibelgesellschaft gestellt. Es macht noch einige Umdrehungen in gewohnter Weise, aber mit merklich abnehmender Schwungkraft. Dem warmen Freunde des Werkes, Fürsten Galizin, wird die Leitung genommen; den Stuhl eines Vorsitzenden der Gesellschaft besteigt der Metropolit von Petersburg, Serafim; die Sitzungen werden fortan im Newski-Kloster gehalten. Auch sie nehmen bald ein Ende. Am 12. April 1826 erschien ein Befehl, in Folge dessen die weiteren Arbeiten der Gesellschaft eingestellt wurden; am 15. August desselben Jahres wurde durch einen weitern Befehl der Kreis der Thätigkeit der Bibel-Gesellschaft als besondere Abtheilung dem Synod untergeordnet und in sein weites Amtsgebiet eingegliedert. Die verschiedenen Sectionen hatten ein genaues Inventar ihres Vermögens an Geld und Bibeln einzureichen.

Damit war die gemeinsame Thätigkeit der Bibelgesellschaft für alle Bewohner des Reiches aufgehoben. Auf der einen Seite steht fortan, was der Synod für die seiner geistlichen Obhut anvertrauten Gemeindeglieder von der ihm zugewiesenen Aufgabe in Verbreitung der Bibel gethan, auf der anderen, was die evangelische Kirche des Reiches auf diesem Gebiete für ihre Gemeindegenossen zu thun sich bemüht hat.

2. Die Entstehung der evangelischen Bibelgesellschaft.

Der Schlag, der durch die Einstellung der Arbeit der Bibelgesellschaft auch die evangelische Kirche getroffen, war ein schwerer! es vergieng eine Weile, bis sie sich von dem Schrecken erholt und den ersten Schmerz verwunden. Es ergab sich, daß es nicht der Wille des Kaisers sei, die ganze Thätigkeit der Bibelverbreitung im Reiche auch unter den Protestanten der Aufsicht und Leitung des Synods zu unterstellen. Die protestantischen Sectionen reichten eine Eingabe um Fortbestand ihrer Thätigkeit auf dem engeren Gebiete ihrer Kirche ein; der Bitte wurde insofern willfahrt, als eine „Allerhöchst verordnete Comität zur Organisirung der protestantischen Bibelangelegenheiten“ zusammentrat, Statuten für eine evangelische Bibelgesellschaft auszuarbeiten. Das Komite bestand aus Männern, die ihre Liebe und Treue für das schöne Werk bereits bewähret und eine segensreiche Thätigkeit auf diesem Gebiete schon entfaltet hatten. An der Spitze stand der Curator des Dörpt'schen Lehrbezirks, der fromme Fürst Karl Lieven, dessen Andenken auf verschiedenen Gebieten reich gesegneter Berufsthätigkeit auch nach fast einem halben Jahrhundert unvergessen ist, ihm zur Seite der protestantische Bischof Cygnaeus, Pastor Volborth von der Petrikirche, weil. Staatsrath Peucker, weil. Staatsrath v. Pesarovius, John Venning und als Geschäftsführer der unermüdliche Karl v. Poll, damals Sektionschef der protestantischen Angelegenheiten im Departement der fremden Confessionen.

Die Arbeiten schritten nur sehr langsam vorwärts. Am 22. November 1827 war die erste Sitzung und erst im Herbst 1830 konnte Fürst Lieven einen Statutenentwurf zur allerhöchsten Bestätigung einreichen. Diese selbst wurde am 14. März 1831 von Sr. Majestät dem Kaiser ertheilt und somit der neuen Gesellschaft die erwünschte und nothwendige Rechtsunterlage gegeben. An der Spitze der Gesellschaft sollte ein in St. Petersburg tagendes Hauptkomite mit einem vom Kaiser zu ernennenden „Vorsitzenden,“ 6—12 „Direktoren,“ einem Rechnungsführer und einem Geschäftsführer stehen. Und so ist es bis heute geblieben.

3. Aus der bisherigen Geschichte der Gesellschaft.

Seit ihrer Gründung hat die Ev. Bibelgesellschaft erst drei „Vorsitzende" des Komite's gehabt, und zwar lauter Generale: zuerst den Fürsten Karl Lieven (1831—45), dann den Baron Georg von Meyendorf (1845—78) und seit dem J. 1878 den Bergingenieur und Akademiker Gregor von Helmersen, alle drei ausgezeichnet nicht nur durch hervorragende Geistesgaben und hohe Lebensstellung, sondern vor allem durch ihre entschieden evangelisch-christliche Gesinnung. Nicht minder glücklich ist die Gesellschaft in der Wahl ihrer Geschäftsführer gewesen. Der gegenwärtige, Contre-Admiral Baron von Mirbach, ist erst der vierte in der Reihe, der gegenwärtige Rechner, Hr. Kaufmann Cattley, sogar erst der zweite. Auch die bisher gewählten Direktoren (38) haben meist viele Jahre lang an der Arbeit des Komite theilgenommen, und wir irren wohl nicht, wenn wir darin ein gutes Zeichen zu erkennen glauben.

Was nun diese Arbeit selbst betrifft, so besteht sie statutengemäß darin, „die Bibel unter sämmtlichen im Umfang des russischen Kaiserreiches wohnenden Protestanten möglichst auszubreiten." Wie ist das Hauptkomite in dem verflossenen halben Jahrhundert dieser Aufgabe nachgekommen?

Mit der Aufhebung der russischen Bibelgesellschaft war an den dirigirenden Synod die Weisung ergangen, von dem bei dem Synod sowohl als auch in den verschiedenen Sektionen der Bibelgesellschaft befindlichen Vorrath von heiligen Schriften die für Protestanten verwendbaren Bestände an die General-Direktion der geistlichen Angelegenheiten fremder Confessionen auszuhändigen. In elf verschiedenen Sprachen (deutsch, finnisch, reval-estnisch, dörpt-estnisch, lettisch, lateinisch, englisch, holländisch, dänisch, schwedisch, französisch) wurden 39,495 Bücher hlg. Schrift (theils Bibeln, theils Testamente) abgeliefert. Von ein paar Sektionen war bis 1831 kein Bescheid eingetroffen und auch später finden wir von da keine Nachträge in den Büchern verzeichnet, so daß es scheint, als ob die Sache sich schweigend verjähret habe; aber was erlangt wurde, war immerhin eine dankenswerthe Morgengabe, als die junge Stiftung in's Leben trat, und sie konnte mit ihr eine Weile haushalten, bis in langsamer Entwicklung und Pflege der Schaden jenes unholden nächtlichen Frostes von der so verheißungsvoll erblühten Pflanzung verwunden war.

Abgesetzt wurden in dem abgelaufenen halben Jahrhundert eine Million Bibeln und Theile der heiligen Schrift (genau, so weit sich ermitteln läßt: 945,683); eine bescheidene Ziffer, wenn man sie mit den 704,831 Exemplaren vergleicht, die die russische Bibelgesellschaft vom 1. Januar 1813 bis 31. Dezember 1822 zu verbreiten im Stande war. Unserer Bibelgesellschaft ist ja nur ein sehr, sehr beschränktes Arbeitsfeld in dem unermeßlichen Reich geöffnet. Aber auch in der engeren Umgrenzung dünkt uns doch die Thätigkeit eine gar bescheidene, als ob auch die Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit durch den unholden Beschluß von 1826 geschwächt worden wäre. Denn der jährliche Absatz entspricht etwa 1 % der Bevölkerung des Absatzgebietes, einem 1/4 % gar nur, wenn nur die ganzen Bibeln in Anschlag kommen.

Das Hauptkomite bezog seine Bibelvorräthe aus dem Auslande, soweit dasselbe sie zu liefern vermochte, meist aus der Cansteiner Bibelgesellschaft. Nicht deßhalb, weil sie etwa nur Ausgaben mit Apokryphen vertheilen wollte. Der erbitterte Kampf, der in der britisch-ausländischen Bibelgesellschaft zwei Jahre lang (1825—27) hin- und herwogte, warf die letzten, harmlosen Ringe der Bewegung erst nach zwei Jahrzehnten an die fernen Gestade unsrer Gesellschaft. In friedfertiger Debatte beschloß man, „daß die heilige Schrift auch ohne Apokrypha und Parallelstellen von der Gesellschaft verbreitet werden könne, da weder die apokryphischen Bücher noch die Parallelstellen von irgend einer protestantischen Kirchenabtheilung als nothwendiger Bestandtheil des geoffenbarten Wortes Gottes angesehen werden, wobei das Hauptkomite jedoch den Wunsch aussprach, daß, da die lutherische Kirche die Apokrypha als nützlich zu lesen erachtet, dieselben auch von jeher sammt den Parallelstellen allen anerkannten lutherischen Ausgaben der heiligen Schrift beigedruckt gewesen, den Lutheranern die heilige Schrift vorzugsweise mit Apokryphen und Parallelstellen verabreicht werde."

Für die Ausgaben in reval-estnischer und dörpt-estnischer, sowie in lettischer Sprache, neben der deutschen Sprache das stärkste Contingent seines Arbeitsgebiets, war das Komite auf sich selbst angewiesen. Anfangs der zwanziger Jahre hatte die britisch-ausländische Gesellschaft Stereotypplatten des neuen Testamentes in diesen drei Sprachen anfertigen lassen und dieselben der russischen Bibelgesellschaft zum Geschenke gemacht. Sie gehörten zu dem Bestande, den

der Synod der evangelischen Bibelgesellschaft auszuliefern angewiesen war. Die Platten waren zwar durch den langen Gebrauch stellenweise schadhaft geworden, doch fanden sich noch zwei Buchdrucker im Lande, die noch eine Reihe von Jahren hindurch von den ausgebesserten Platten die gewünschte Anzahl Abdrücke herstellten. Erst Ausgangs der fünfziger Jahre wurden die abgearbeiteten Platten in die wohlverdiente Schmelze gethan und seitdem werden unsere Bedürfnisse in diesen Sprachen durch verschiedene, im Lande angefertigte Druckausgaben befriedigt.

Aber es galt nicht nur die Wiedergabe vorhandener Uebersetzungen. Im dorpat-estnischen Dialekt gab es bei Gründung der Gesellschaft noch kein A. Testament. So machte man sich denn an die Herstellung eines solchen; mit dem Psalter fieng man an, und jetzt ist das Ganze längst im Gebrauch. Andere ältere Uebersetzungen, wie z. B. die lettische, wurden einer sehr sorgfältigen Durchsicht und Umarbeitung unterzogen. Ein verdienstliches Werk ist auch die Herausgabe eines Prachtwerkes mit dem Titel: „Das Gebet des Herrn in den Sprachen Rußlands," enthaltend das Vaterunser in 108 unter Rußlands Völkern und Ansiedlern vertretenen Sprachen und Dialekten, mit beigefügten Erläuterungen. Auch die von 1831 bis 78 erschienenen 13 „Berichte" enthalten manch' werthvolle Beiträge zur Geschichte des evangelischen Lebens in Rußland. Eine 1862 zur Erinnerung an die 50 Jahre vorher gegründete erste russische Bibelgesellschaft herausgegebene Festschrift durfte leider nur in 100 Exemplaren gedruckt werden und ist daher fast spurlos verschollen.

Was die Finanzen der Gesellschaft betrifft, so standen dieselben vom ersten Augenblicke an wahrhaft glänzend, wurden ihr doch als Antheil an dem einstigen Vermögen der nunmehr aufgelösten Petersburger Bibelgesellschaft 15,146 Rubel ausgezahlt, eine Summe, die sich nach Ablauf des ersten Jahres fast verdoppelt hatte. Der Verkauf der ihr aus gleicher Quelle zugewiesenen Bibeln, größere Beiträge als Dankopfer der Bibelfreunde dafür, daß nun doch wenigstens dem evangelischen Theile der Fortbestand gesichert war, hatten einen Gesammtüberschuß von 33,230 Rubel ergeben. Zum Glück hielt dieses gefährliche Wachsthum nicht an. Eine Bibelgesellschaft ist denn doch nicht eine Sparkasse für ein alters- resp. glaubensschwaches Geschlecht; ihr allein vollgültiges Vermögen sind die verbreiteten Bibeln mit dem aus ihrer Benutzung triefenden Segen. Die magern Jahre

Abgesetzt wurden in dem abgelaufenen halben Jahrhundert eine Million Bibeln und Theile der heiligen Schrift (genau, so weit sich ermitteln läßt: 945,683); eine bescheidene Ziffer, wenn man sie mit den 704,831 Exemplaren vergleicht, die die russische Bibelgesellschaft vom 1. Januar 1813 bis 31. Dezember 1822 zu verbreiten im Stande war. Unserer Bibelgesellschaft ist ja nur ein sehr, sehr beschränktes Arbeitsfeld in dem unermeßlichen Reich geöffnet. Aber auch in der engeren Umgrenzung dünkt uns doch die Thätigkeit eine gar bescheidene, als ob auch die Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit durch den unholden Beschluß von 1826 geschwächt worden wäre. Denn der jährliche Absatz entspricht etwa 1 % der Bevölkerung des Absatzgebietes, einem $^1/_4$ % gar nur, wenn nur die ganzen Bibeln in Anschlag kommen.

Das Hauptkomite bezog seine Bibelvorräthe aus dem Auslande, soweit dasselbe sie zu liefern vermochte, meist aus der Cansteiner Bibelgesellschaft. Nicht deßhalb, weil sie etwa nur Ausgaben mit Apokryphen vertheilen wollte. Der erbitterte Kampf, der in der britisch-ausländischen Bibelgesellschaft zwei Jahre lang (1825—27) hin- und herwogte, warf die letzten, harmlosen Ringe der Bewegung erst nach zwei Jahrzehnten an die fernen Gestade unsrer Gesellschaft. In friedfertiger Debatte beschloß man, „daß die heilige Schrift auch ohne Apokrypha und Parallelstellen von der Gesellschaft verbreitet werden könne, da weder die apokryphischen Bücher noch die Parallelstellen von irgend einer protestantischen Kirchenabtheilung als nothwendiger Bestandtheil des geoffenbarten Wortes Gottes angesehen werden, wobei das Hauptkomite jedoch den Wunsch aussprach, daß, da die lutherische Kirche die Apokrypha als nützlich zu lesen erachtet, dieselben auch von jeher sammt den Parallelstellen allen anerkannten lutherischen Ausgaben der heiligen Schrift beigedruckt gewesen, den Lutheranern die heilige Schrift vorzugsweise mit Apokryphen und Parallelstellen verabreicht werde."

Für die Ausgaben in reval-estnischer und dörpt-estnischer, sowie in lettischer Sprache, neben der deutschen Sprache das stärkste Contingent seines Arbeitsgebiets, war das Komite auf sich selbst angewiesen. Anfangs der zwanziger Jahre hatte die britisch-ausländische Gesellschaft Stereotypplatten des neuen Testamentes in diesen drei Sprachen anfertigen lassen und dieselben der russischen Bibelgesellschaft zum Geschenke gemacht. Sie gehörten zu dem Bestande, den

der Synod der evangelischen Bibelgesellschaft auszuliefern angewiesen war. Die Platten waren zwar durch den langen Gebrauch stellenweise schadhaft geworden, doch fanden sich noch zwei Buchdrucker im Lande, die noch eine Reihe von Jahren hindurch von den ausgebesserten Platten die gewünschte Anzahl Abdrücke herstellten. Erst Ausgangs der fünfziger Jahre wurden die abgearbeiteten Platten in die wohlverdiente Schmelze gethan und seitdem werden unsere Bedürfnisse in diesen Sprachen durch verschiedene, im Lande angefertigte Druckausgaben befriedigt.

Aber es galt nicht nur die Wiedergabe vorhandener Uebersetzungen. Im dorpat-estnischen Dialekt gab es bei Gründung der Gesellschaft noch kein A. Testament. So machte man sich denn an die Herstellung eines solchen; mit dem Psalter fieng man an, und jetzt ist das Ganze längst im Gebrauch. Andere ältere Uebersetzungen, wie z. B. die lettische, wurden einer sehr sorgfältigen Durchsicht und Umarbeitung unterzogen. Ein verdienstliches Werk ist auch die Herausgabe eines Prachtwerkes mit dem Titel: „Das Gebet des Herrn in den Sprachen Rußlands,“ enthaltend das Vaterunser in 108 unter Rußlands Völkern und Ansiedlern vertretenen Sprachen und Dialekten, mit beigefügten Erläuterungen. Auch die von 1831 bis 78 erschienenen 13 „Berichte“ enthalten manch' werthvolle Beiträge zur Geschichte des evangelischen Lebens in Rußland. Eine 1862 zur Erinnerung an die 50 Jahre vorher gegründete erste russische Bibelgesellschaft herausgegebene Festschrift durfte leider nur in 100 Exemplaren gedruckt werden und ist daher fast spurlos verschollen.

Was die Finanzen der Gesellschaft betrifft, so standen dieselben vom ersten Augenblicke an wahrhaft glänzend, wurden ihr doch als Antheil an dem einstigen Vermögen der nunmehr aufgelösten Petersburger Bibelgesellschaft 15,146 Rubel ausgezahlt, eine Summe, die sich nach Ablauf des ersten Jahres fast verdoppelt hatte. Der Verkauf der ihr aus gleicher Quelle zugewiesenen Bibeln, größere Beiträge als Dankopfer der Bibelfreunde dafür, daß nun doch wenigstens dem evangelischen Theile der Fortbestand gesichert war, hatten einen Gesammtüberschuß von 33,230 Rubel ergeben. Zum Glück hielt dieses gefährliche Wachsthum nicht an. Eine Bibelgesellschaft ist denn doch nicht eine Sparkasse für ein alters- resp. glaubensschwaches Geschlecht; ihr allein vollgültiges Vermögen sind die verbreiteten Bibeln mit dem aus ihrer Benutzung triefenden Segen. Die magern Jahre

kamen auch bald. Der erhaltene Bibelvorrath gieng zur Neige; die freiwilligen Beiträge flossen spärlicher, vielleicht weil die Geber nicht Lust hatten, das müssig daliegende Vermögen weiter anschwellen zu sehen; die Ausgaben überstiegen die Einnahmen. Der Höhepunkt des Vermögens bezifferte sich am 1. Mai 1837 auf 51,163 Rubel. Der niedrigste Vermögensstand war am 15. April 1848: 6137 Rubel. Von da dann wieder ein langsames Emporsteigen in ziemlich gleichem Tempo, so daß nach 32-jährigem Wachsthum jetzt die Gesellschaft auf einen Kapitalbestand von 31,442 Rubel 84 Kop. blicken kann, eine Summe, die sie hoffentlich nicht weiter anwachsen läßt, denn es winken im beginnenden anderen halben Jahrhundert ihrer Thätigkeit viel schönere, gesegnetere Aufgaben, als solches Schätze-Sammeln. Wir müssen viel mehr auszugeben uns bemühen, dadurch werden sicherlich unsere Einnahmen wachsen; gesegnet aber ist einem Geschlechte nur die Arbeit, die es selbst thut, nicht die müssige, die es von dem Zins und Erwerb einer vergangenen Zeit theilnahmlos und ohne eigenes Opfer sich vollziehen läßt.

Unterstützt wird das Hauptkomite durch eine Reihe von (26) Sektions-Komites in den verschiedenen Provinzen, und diesen wieder untergeordnet arbeiten eine reiche Zahl von Hilfsgesellschaften, die meist auf die einzelnen Parochien des Bezirkes in ihrem Sektionsgebiet begrenzt sind. Ihre Zahl ist nicht genau aus den vorliegenden Berichten zu ermitteln, größer wenn die Sektion unter einer starken protestantischen Bevölkerung mit vielen Kirchspielen arbeitet, geringer in Diasporagegenden mit nur dünner evangelischer Bevölkerung. So finden wir bei der Rigaschen Sektion 63 Hülfsgesellschaften, darunter einige in ununterbrochener Thätigkeit seit 1817, über die die Stürme der zwanziger Jahre nicht gefahrbringend vorübergezogen sind, bei der Kurländischen 49 Hülfsgesellschaften, bei der estländischen 47, bei der moskauischen 15.

Die Thätigkeit des Hauptkomites ist mehr eine organisatorisch-administrative, die Sektionskomites stehen mitten im Leben drin, bemüht, die geplanten Unternehmungen ihrer Verwirklichung entgegenzuführen. Auch hier macht der Arbeiter die Arbeit. Von seiner Tüchtigkeit, von seiner freudigen Hingabe, von seiner selbstlosen Willigkeit und Treue hängt wesentlich der Erfolg der Thätigkeit ab, noch in höherem Grade als im Hauptkomite, wo der Einfluß der einzelnen Persönlichkeit mehr zurücktritt. Wer aufmerksam das Leben

dieser Sektionskomites während des abgelaufenen halben Jahrhunderts verfolgt, findet für die bekannte Wahrheit wiederholt zutreffende Belege. Hier steht eine Sektion in voller Blüthe; der Absatz der Schrift wächst von Jahr zu Jahr; der ausgestreute Same des Wortes tritt in dem Leben der Gemeinde in ergreifender Weise zu Tage; die Opfer für das gesegnete Werk nehmen zu in dem Verhältniß der zunehmenden Zahl der durch das Werk Gesegneten, da mit einem Male ein Stillstand, nach einer kurzen Weile ein Rückgang. Woher? Es ist ein Wechsel in der Leitung eingetreten! Dort siecht die Arbeit merklich hin; Klagen über die Theilnahmlosigkeit der Leute verlauten in den Berichten oder man sucht sich zu trösten, als ob nach jahrzehntelanger Arbeit alle Häuser des Bezirkes mit dem Worte Gottes versehen seien, darum die mangelnde Nachfrage, darum das schier beschämende Ergebniß in dem Absatz des Wortes Gottes. Aber siehe, ohne daß das Gebiet erweitert oder verändert worden wäre, regt es sich mit einem Male, die Nachfrage wächst, der Absatz steigt in erfreulichem Maße, es geht ein Frühlingswehen durch die Thätigkeit der Sektion. Es sind neue Kräfte gewonnen, die sich nicht von dem Schlepptau der Routine fortziehen lassen, sondern in frischer, fröhlicher Schaffenslust selbst eingreifen und unwiderstehlich die Andern fortreißen. Ach, aber wie Wenige doch sind der Arbeiter, und die Arbeit dabei so groß!

Die Art und Weise der Thätigkeit ist in den verschiedenen Sektionen eine verschiedene. Eine andere Arbeit fällt denen zu, die in enggeschlossenen, dichten protestantischen Gebieten thätig sind, wie die Sektionen in den Ostseeprovinzen, in den Kolonieen des Südens und an der Wolga; eine wesentlich andere Arbeit wieder in Diasporagebieten, wo hie und da unter anderen Kirchen zerstreut einzelne kleine protestantische Häuflein leben, die kaum der Prediger bei seinen oft so unverhältnißmäßig ausgereckten Parochien näher kennen lernen kann, geschweige denn, daß die Sektionsmitglieder die zu einem gesegneten Erfolge nothwendige Fühlung gewinnen. Es sind das Schwierigkeiten, die außerhalb Rußlands schwerlich völlig begriffen werden; wer sie aus eigener Anschauung erfahren, weiß, daß sie kaum auf Missionsgebieten in fremden Landen angetroffen werden.

Als wirksames Mittel die Theilnahme rege zu erhalten, hat sich in manchen Gegenden das jährliche „Bibelfest“ eingebürgert und theilweise zu einem rechten Volksfeste gestaltet. Wo das der Fall

ist, fließen natürlich auch die Beiträge reichlicher. Manche Sektionen scheinen in diesem Punkt übrigens sehr weit hinter anderen zurückgeblieben zu sein. Am opferfreudigsten hat sich allezeit die Molotschna-Sektion gezeigt, die unter den Mennoniten des Südens ihr reichgesegnetes Arbeitsfeld hat. Da durchdringt ganze Gemeinden das Bewußtsein einer Schuld, ihr Scherflein zur Ausbreitung des Wortes Gottes willig und mit Freuden beizusteuern.

---

4. Was hat weiter zu geschehen?

Schon im Dezember 1879 beantragte der Direktor, Pastor Dalton, aus Anlaß des 1881 zu feiernden Jubiläums, die Statuten der Gesellschaft einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen und wenn nöthig ein neues Statut auszuarbeiten. Der Antrag wurde einstimmig angenommen und es scheint nun eine Reorganisation der Gesellschaft, verbunden mit einer Erweiterung ihrer Thätigkeit, bevorzustehen. In welcher Richtung diese Erweiterung vorgenommen werden dürfte, das geht aus dem zweiten Theil von Pastor Daltons Bericht hervor, in welchem er zuerst zeigt, wie die evangelische Bibelgesellschaft einerseits von der russischen, andererseits von der britischen und amerikanischen Bibelgesellschaft, welche auch in Rußland arbeiten, überflügelt wird, und dann fortfährt:

„Es liegt in der That etwas Beschämendes darin, im eigenen Lande von fremden Brüdern überholt worden zu sein, und wir stehen nicht an, an dem heutigen Festtage offen uns der Saumseligkeit zu zeihen. Bekenntniß der Schuld ist immer schon ein Anfang der Besserung. Ist das Bekenntniß aufrichtig, dann liegt verjüngende Kraft in ihm. Man sagt, jenen Gesellschaften ständen ganz andere Mittel zur Verfügung. Hinter solcher Rede darf nicht Schutz suchen, wer in der Zeit, wo er hinter dem muthiger Voraneilenden zurückgeblieben, sein Vermögen vermehrt und Rubel um Rubel in die Truhe gelegt hat. Auch die Meinung ist aufgetaucht, als ob es im Grunde einerlei sei, von wem die Sache der Bibelverbreitung getrieben wird, ob von den Deutschen im Lande oder von den Engländern oder den Amerikanern aus der Ferne. Für das Reich Gottes ist gewiß die Hauptsache, daß die ernste, wichtige Angelegenheit überhaupt nur gefördert werde, einerlei von wem; aber dem Haushalter darf es

nicht zur Beruhigung dienen, daß sein Nebenmann mit den ihm anvertrauten zehn Pfunden wuchert, sondern es fragt sich, ob er selbst, wenn der Herr des Hauses Rechenschaft verlangt, zu den anvertrauten drei Pfunden drei weitere hinzufügen kann als Erwerb treuer, unermüdlicher Arbeit. Mit so herzlicher Dankbarkeit wir auch auf das kluge, rastlose und gesegnete Thun unserer Brüder wahrhaftig neidlos und als Reichsgenossen unseres Heilandes mit inniger Freude hinschauen, es ist uns doch ein Stachel der Anklage. Wir sollen nicht Anderen in saumseliger Ruhe zu thun überlassen, was uns selbst von unserm Herrn und Heiland zu thun geboten ist.

„Es bleiben uns große Aufgaben in der beginnenden anderen Hälfte des Jahrhunderts zu lösen übrig und es gilt, ungesäumt Hand an's Werk zu legen. Wir deuten in den folgenden Zeilen nur die hervorragendsten an, die wie eine Lebensfrage für einen gedeihlichen Fortbestand unserer Gesellschaft dringend ihrer Lösung harren. Es ist die Erweiterung des Arbeitsgebietes auf Grundlage veränderter Statuten; es ist die Aussendung von Bibelboten; es ist die Inangriffnahme neuer Bibelübersetzungen, beziehungsweise neuer Bibelausgaben in schon vorhandenen Uebertragungen; es ist endlich eine kräftige Anregung für das uns aufgetragene Werk durch Wort und Schrift in den weitesten Kreisen unserer Glaubensgenossen.

„In erster Linie haben wir, wie eben erwähnt, danach zu streben, daß der heimischen Bibelgesellschaft von Seiten der Obrigkeit die Rechte gewährt werden, die man unter der Regierung unseres Kaisers ausländischen Gesellschaften seit Jahren schon eingeräumt hat. Fünfzig Jahre haben wir uns schweigend in die engeren Schranken gefügt: das gibt uns wohl ein Recht, um die gleichen Lebensbedingungen zu bitten, die man den anderen Vereinen bewilligt. Auf der Unterlage eines den gegenwärtigen von 1830 so wesentlich verschiedenen Verhältnissen entsprechenden neuen Statuts muß dann eine andere Geschäftsordnung die Verbindung zwischen dem Hauptkomite und den verschiedenen Sektionen des Reiches auf neuer Grundlage regeln. Es darf nicht mehr geschehen, wie es vorgekommen ist, daß jahrelang jeder Verkehr mit dieser oder jener Sektion ruht, daß das Hauptkomite oft nach Jahren erst und zufällig von dem Eingehen einer Sektion erfährt und sich dann selbst an dem betreffenden Orte Niemand findet, der im Stande wäre, der vielleicht längst entschlafenen

Sektion einen legalen Todesschein auszustellen. Wir wollen hier nicht in unliebsamer Weise Namen nennen.

„Ferner muß in der Folgezeit die Anstellung tüchtiger Bibelboten ein Hauptaugenmerk der Gesellschaft sein; auch große Auslagen zur Förderung dieser Art des Betriebes dürfen nicht gescheut werden. Wir haben, zumal im Innern von Rußland, und wenn auch unsere Thätigkeit nur auf unsere evangelischen Glaubensgenossen beschränkt bliebe, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die man in den dichtbevölkerten Gegenden Westeuropas kaum kennt, sicherlich aber nicht in ihrer ganzen Wucht zu schätzen vermag. Auf weite, unendlich weite Strecken hin sind vereinzelte Protestanten zerstreut, dieser in einer einsamen Fabrik, jener in der einen oder anderen bescheidenen Stellung als Verwalter, Gärtner, Pächter ꝛc. ꝛc. weit im Lande drin; der Zusammenhang mit der evangelischen Kirche ist nur noch ein ganz loser, oft nur noch an dem dünnen Fädchen einer Taufe, Trauung, Beerdigung hangend, weil die nächste protestantische Kirche, zu der der Vereinsamte eingepfarrt ist, mehr wie hundert Werst von seinem Aufenthaltsort sich befindet. Nach ein paar Jahren der Abgeschiedenheit von seinen Landsleuten und Glaubensgenossen fängt die Muttersprache, fast immer die Kirchensprache, an zu wanken und damit wird die Entfremdung von der Kirche, in den meisten Fällen gleichzeitig von dem Evangelium, noch stärker, bald schon unheilbar. Der arme Pastor, dessen Parochialkreis ganze Gouvernements umfaßt, ist nicht im Stande einen seelsorgerlichen Verkehr mit diesen zerstreuten Gliedern der ihm anvertrauten Heerde anzubahnen und zu unterhalten. Da muß helfend ein treuer Bibelbote eintreten, der auf die Straßen und in die entlegenen Gassen im Innern des Landes geht und mit den zerstreuten Glaubensgenossen Verkehr anknüpft und ihnen den besten Freund und Tröster, das heilige Bibelbuch, bringt, er selbst der freundliche Bote, der den Gruß der evangelischen Mutterkirche dem fernen, fremdgewordenen Kinde übermittelt. Es ist dann doch wieder eine Anknüpfung angebahnt mit dem Buche und seinem Ueberbringer, eine leise Verbindung mit der Kirche wiederhergestellt.“

Soweit Pastor Dalton, dem wir herzlich danken für die mühevolle Arbeit, der er sich, bei Abfassung dieses Berichtes unterzogen, wie für das muthige Voranschreiten zu neuen Unternehmungen. Die evangelische Bibelgesellschaft in Rußland aber, welche am Tage der Beisetzung Alexanders II. ihr fünfzigjähriges

Jubiläum gefeiert hat, wolle Gott ausrüsten mit immer neuen Geisteskräften, damit sie mit ihren wachsenden Aufgaben selbst auch wachse und immer zunehme in dem Werke des Herrn.

Auch ein Bibelübersetzer.

Jüngst starb auf der Indianerreserve bei Montreal in Kanada, im Alter von 35 Jahren der Häuptling der Oka-Indianer, Joseph Onasakenrat mit Namen. Ein merkwürdiger Mann: Häuptling, Civilisator und Pastor seines Volkes in einer Person! Sein Vater, wie er ein Vollblutindianer, war schon ziemlich civilisirt und lebte als Landmann auf seiner Farm, die er selbst bewirthschaftete. Die Okas gehören zum Stamm der Irokesen. Sie haben sich an feste Wohnsitze gewöhnt, schmelzen aber leider immer mehr zusammen. Als Joseph 14 Jahre alt war, trat er in Montreal in eine höhere katholische Schule ein, wo er sich als einen gelehrigen, fleißigen und strebsamen Jüngling bewies. Katholische Priester waren seine Lehrer. Sie hofften später durch ihn den ganzen Stamm der Okas zu gewinnen. Joseph erwarb sich eine vortreffliche Bildung, die er später zu Gunsten seiner Okas geltend machte. Im Jahr 1868, als Joseph kaum 23 Jahr alt war, wählten ihn die Okas zu ihrem Häuptling. Jetzt wollten seine katholischen Lehrer die Frucht ihrer Aussaat ernten. Sie bauten auf der Ansiedlung der Okas eine Kirche und hatten bald den ganzen Stamm unter ihrer Botmäßigkeit. Aber Rom will nicht blos Seelen, es will auch irdisches Gut. Es hat ja einen kolossalen Magen, der alles verdauen kann. Nach den schönsten Ländereien streckten die Priester ihre Hände aus.

Joseph sah die Wölfe unter ihren Schafspelzen und vertheidigte wacker die Rechte und Freiheiten seines Volks. Er wollte dasselbe nicht von den Priestern ausplündern lassen. Der Streit ums Besitzrecht auf Ländereien führte zu offenen Feindseligkeiten, die Joseph beim besten Willen nicht verhindern konnte. Doch rettete er, als seine Okas, über das Treiben der habgierigen Römlinge erbittert, die katholische Kirche in ihrem Gebiet niederbrannten, den Priestern

das Leben. Ohne seinen Schutz hätten die Okas sie in Stücke gehauen. Natürlich klagten die Priester bei Gericht über Gewaltthat. Joseph selbst mußte ins Gefängniß wandern. Hier aber machte ers wie Luther auf der Wartburg: er übersetzte seinem Volke das Neue Testament. Mit dieser Uebersetzung in der Hand verließ er den Kerker. Das Neue Testament hatte ihm vollends über römisches Wesen die Augen geöffnet. Und er öffnete sie nun auch seinen Okas. Die Uebersetzung ward gedruckt, das Volk las das Evangelium in seiner Muttersprache und — war für Rom verloren. Mit seinem ganzen Stamm sagte sich Joseph von der Papstkirche los und schloß sich der Methodistenkirche an. Er selbst ward seines Volkes Pastor und Seelsorger und waltete unter ihnen wie ein Patriarch. Schade, daß er so früh abgerufen wurde! Sein ganzes Volk trauert um ihn, wie um einen Vater. (Deutscher Volksfreund, New-York.)

Bibelzeitung.

Vor einigen Jahren stellte die Britische Bibelgesellschaft allen Missionaren in Südindien eine Anzahl Exemplare des N.-T. in den dortigen Sprachen zur Verfügung, und zwar zum Besten solcher heidnischer Schulmeister, die willig sein würden das N.-T. anzunehmen und zu lesen. Ein Tamil-Geistlicher in Tinneweli, namens Vedanajagam Viravagu, gab u. A. auch dem Schulmeister von Kalugumalei („Adlerberg") ein Neues Testament. Dieser ernste Mann hatte schon lange alles Mögliche gelesen, um die Wahrheit zu finden. Nun las er auch das Neue Testament und zwar wiederholt. Es wurde ihm je länger je lieber. Und wie man einen neugefundenen Schatz gern auch Andern mittheilt, so lud nun der Schulmeister einen ihm befreundeten Brahmanen ein, mit ihm das schöne Buch zu lesen. Der Brahmane, der dazu noch als eine Art Hauspriester bei einem reichen Gutsbesitzer angestellt war, schämte sich nicht, die Einladung des nach Kastenbegriffen weit unter ihm stehenden Schulmeisters anzunehmen, und so saßen denn die beiden zusammen, um in Gottes Wort zu forschen. Schließlich wurden sie beide getauft, zuerst der Schulmeister, ein Jahr darauf auch der Brahmane, der infolge dieses Schrittes alles

aufgeben mußte: Haus und Hof, Weib und Kind, Ansehen und Einkommen, während jener ruhig an seinem alten Platz bleiben und nach wie vor durch Schulehalten sein Brod verdienen konnte. Darum schätzte er aber das Evangelium nicht weniger. Bei seiner Taufe erklärte er vor 300 eingebornen Christen, dasselbe sei ihm was eine zärtliche Mutter ihrem hiflosen Kind, was der Regen den verdorrenden Gewächsen, was das Rettungsboot dem armen Schiffbrüchigen u. s. w. Vier Jahre stand der getaufte Brahmane allein da, bis endlich sein kleiner Sohn Krischna sich bewegen ließ zu ihm zu ziehen. Seine Frau kam einmal, sein ältester Sohn mehrmal, aber nur um ihn zum Rücktritt zu drängen. Er blieb jedoch fest, und jetzt hat er die Freude, daß sie alle getauft und wieder mit ihm vereinigt sind. Der älteste Sohn freilich ist schwindsüchtig und ein Todeskandidat, dabei aber in lieblicher Herzensverfassung.

— Die Frau des Agenten der Br. Bib.-Ges. in Madrid erzählt: Vor etwas mehr als einem Jahr gab eine hiesige Bibelfrau einem armen, jungen Rekruten, namens Adolfo, der im Begriff war nach Havannah abzugehen, ihre eigene Bibel mit. Durch das Lesen dieser Bibel wurde unterwegs der junge Mann bekehrt und sammelte nun eine Anzahl seiner Kameraden zum Gebet und Schriftstudium um sich, trotz des Spottes der Mehrzahl. An seinem Bestimmungsort angekommen, wurde Adolfo bald zum Officier avancirt und mit einigen seiner Betbrüder auf eine »Pueblo« geschickt, wo sie nun regelmäßig — 7 an der Zahl — zusammenkommen. Das Neueste ist, daß sie dringend um weitere Bibeln und Gesangbücher bitten.

— Die britische Bibelgesellschaft hat von einem Ungenannten 30,000 M. „für Kolportage in China" erhalten.

Bücherschau.

Betrachtungen über die Predigtweise und geistliche Amtsführung unserer Zeit. Von Th. Weber, weil. Pastor in Barmen. Zweite Auflage. Barmen. Verlag von Hugo Klein.

Wir wünschten Raum zu haben für das vortreffliche Vorwort, in welchem Dr. Fabri dies merkwürdige Buch und dessen Verfasser

kurz charakterisirt. Es sind geistvolle, nicht blos „wetterleuchtende,“ sondern hie und da auch mit Blitz und Donner dreinfahrende, öfter aber noch im sanften Sausen einhergehende Aphorismen, die wir nicht nur den Pfarrern, sondern insbesondre auch den Missionaren empfehlen möchten, welch letztere sehr dankenswerthe Winke über die pädagogische Weisheit darin finden werden, welche Heiden und jungen Heidenchristen gegenüber natürlich noch unerläßlicher ist, als in der alten Christenheit. Prediger sollen nicht als Samenkorn ausstreuen, was erst als eine Blüte und Frucht des gereiften Glaubens seinen Werth hat, also nicht mit dogmatischen Schlagwörtern um sich werfen und mit der Forderung anfangen: Glaube das, thue das u. s. f. „Warum schildern und beschreiben wir nicht lieber die Herrlichkeit, die sittliche Herrlichkeit des Christenthums oder, da das Christenthum nichts Anderes ist als Christus selbst, warum malen wir nicht Ihn der Gemeinde vor die Augen, wie Er gewesen ist, wie Er auf Erden unter uns gewandelt hat, mit allen seinen Tugenden in seiner heiligen Schönheit?“ Auf keine Autorität pochen, auch nicht auf die der Bibel: „Wir glauben an die Bibel um Christi willen, nicht an Christum um der Bibel willen.“ Als höchster Zweck aller Theologie und Predigt gilt dem Verfasser: „die noch Fernestehenden zu gewinnen,“ aber eben um diesen Zweck zu erreichen müssen wir „auf den letzten Rest jenes Gebrauches verzichten, den die Scholastik von der h. Schrift gemacht hat, d. h. wir müssen Gottes Wort nicht anwenden, um irgend etwas im voraus, sei es auch in unsrer eignen, auf diesem Worte ruhenden Ueberzeugung, Feststehendes zu beweisen. Lassen wir die Schrift selbst reden und sich selbst bezeugen.“ Es muß ein „barmherzig sich herablassender Vermittlungsweg“ eingeschlagen und nach dem Vorbild Pauli und der alten Apologeten auch im Heiden immer an die »anima naturaliter christiana« appellirt werden.

Was S. 25 über die „methodistische Weise der Bußpredigt“ gesagt wird, beruht, wie manches Andere, was deutsche Theologen über die Methodisten zu sagen pflegen, auf Unkenntniß oder Vorurtheil. Im Uebrigen ist das Urtheil des Verfassers meist ein gerechtes, an das Wort des Herrn „Richtet nicht!“ sich haltendes. Die Abschnitte über die sakramentale und über die schriftmäßige Anschauung von der Wirksamkeit der Gnadenmittel sind mindestens sehr beachtenswerth.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.





Li Hang Tschang, der „chinesische Bismarck“.

Die Schleswig-Holsteinische Missionsanstalt in Breklum.

Von Wilh. Grönning, Inspector.

1. Einleitendes.

Der bekannte Christenfeind Celsus (150 n. Chr.) rechnete es einst dem Christenthum zum Schimpfe an, daß „Wollarbeiter, Schuster, Gerber, die ungebildetsten und bäurischsten Menschen, Verkündiger dieser Religion" waren. Seither hat die Geschichte bewiesen, daß gerade was Celsus der Kirche vorwirft, ihr nicht zum Schimpf, sondern zum höchsten Ruhm und Segen gereichte. Was ist denn das Christenthum? Doch nicht eine theoretische Weltanschauung, welche nur von Gelehrten und Weisen ergründet werden kann! Doch nicht eine Geheimlehre, die nur das Vorrecht einzelner Klassen wäre! Ebenso wenig aber nur ein Kulturmittel für Wilde, ein Erziehungsmittel für Kinder, ein Beruhigungsmittel für trostlose Menschen, ein Zaum für rohe Massen. Das Christenthum ist vielmehr das von Christo in die ganze Welt ausgegangene und für alle Menschen bestimmte Leben, das vom Vater kommt und zum Vater führt. Und die Mission ist nichts anderes, als die Verbreitung dieses Lebens unter alle, die Christo und seinem Heile ferne stehen. Wollte man der christlichen Kirche verbieten, Mission zu treiben, so könnte man ebenso gut einem gesunden Baume verbieten zu wachsen. Was einmal einen lebenskräftigen Trieb in sich hat, das muß wachsen. Wächst es nicht mehr, dann ist es eben todt.

Nun sehe man die christliche Kirche der ersten Zeiten an. Wie einfach und stille, aber wie erfolgreich und wirksam vollzog die Mission ihre tiefgehende, weltumwälzende Arbeit. Der Soldat im Zelt des Lagers, der Handwerker in der Werkstätte, das Weib am

häuslichen Herde, der Sklave, der sich die Freiheit in Christo errungen, der Kaufmann, der über Geld und Gut die Eine köstliche Perle schätzte, — sie alle wurden Boten des Heils, sie alle gründeten größere oder kleinere Gemeindlein, aus denen bald Kirchen erwuchsen. Bald wurden die Herzen der Kinder zu den Vätern, bald die Herzen der Väter zu den Kindern bekehrt. Männer und Weiber, Jünglinge und Greise, Herren und Knechte, Sklavinnen und Jungfrauen predigten Christum durch Wort und Wandel. Weil sie im Leben standen, weckten sie Leben. In kurzer Zeit brach das stolze Gebäude des feinen Griechenthums, des staatsgewaltigen Römerthums, des naturwüchsigen Germanenthums zusammen, und an seiner Stelle stand die hl. Kirche Christi, ein Brunnen des Lebens aus Gott.

Mission treiben heißt: das Leben aus Christo zu den Todten tragen.

Wo immer die Kirche wahrhaftes Leben hatte, missionirte sie auch. Zu Anfang dieses Jahrhunderts erwachte in Deutschland ein neues Leben und damit ein neuer Missionseifer. Als die wilden Wogen der Revolution und des Unglaubens, welche von Frankreich her ganz Europa zu überfluthen drohten, durch Gottes mächtige Hilfe eingedämmt waren, besann sich Deutschland auf Gott und sein Wort. Wie gleichzeitig mit der Entthronung Gottes in Frankreich die großen Werke der Bibelverbreitung und religiösen Belebung in England begannen, so giengen auch in Deutschland krasser, frivoler Unglaube und biblischer, werkthätiger Glaube neben einander her. Die deutschen Missionen sind, mit Ausnahme der Brüdergemeinde-Mission, welche schon länger blühte, in diesem Jahrhundert in's Leben getreten. Die Entstehungsgeschichten der einzelnen Anstalten sind überall mehr oder weniger gleich. Erweckte, glaubenseifrige Männer warfen den Missionsgedanken wie einen zündenden Funken in größere Kreise. Man besann sich auf den Befehl des Herrn und auf die Pflicht zur Arbeit in seinem Weinberg. Gaben flossen von allen Seiten. Gott der Herr gab seinen Segen dazu. So blühten die einzelnen Anstalten auf in Berlin, Basel, Barmen, Leipzig, Bremen, Hermannsburg. In Deutschland erwuchs aus einem Senfkorn ein großer, starker Baum, der seine Aeste nach den verschiedensten Seiten ausstreckte und mit der Zeit immer neue Zweige entfaltete.

Man hat schon gesagt, wir brauchten nicht so viele Anstalten. Jetzt hätten wir genug. Es komme nur darauf an, die bestehenden

zu erhalten und zu erweitern. Wer aber die deutsche Art der individuellen Sonderbestrebungen kennt, wer da weiß, in welchem Grade das Interesse für eine Sache wächst, wenn man sie vor sich hat, mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Händen pflegt, wer da weiß, wie verschwindend klein der Procentsatz der in den einzelnen Gebieten unsers gemeinsamen Vaterlandes gespendeten Liebesgaben ist, — der wird begreiflich finden, daß man hie und da lieber ein eigenes Haus gründet und eine selbständige Mission einrichtet, statt sich fernen Gesellschaften und Anstalten anzuschließen, welche man selten oder nie näher kennen zu lernen Gelegenheit hat.

In vielen Gegenden kommen nachweislich auf den Kopf der Bevölkerung nur 1 oder 2 Pfennig jährlich für die Mission. Wo jeder 10 oder 20 Pfennig gäbe (eine Last, welche niemand zu schwer fallen dürfte), müßte man nach einfacher Rechnung die zehnfache Zahl von Anstalten halten oder auch die bestehenden zu zehnfachen Leistungen befähigen können. Voraussichtlich werden im Laufe der Jahrzehnte noch mehr Anstalten erwachsen. Möge nur vor allem die Liebe zu dem Heiland und der Eifer für das Haus Gottes wachsen. Sie sind die treibende Kraft der Mission.

Die bisherige Geschichte der Mission in Deutschland hat bewiesen, daß mehr, viel mehr geschehen kann und muß.

---

2. Anfänge des Missionslebens in Schleswig-Holstein.

Seitdem im Jahre 1817, dem 300jährigen Jubiläumsjahre der Reformation durch Luther, Claus Harms in Kiel das Licht des Evangeliums, welches lange unter dem rationalistischen Scheffel gestanden, wieder auf den Leuchter gerückt hatte und in Schleswig-Holstein ein „neuer“ Glaube erwachte, wuchs auch die Theilnahme am Werk der Heidenbekehrung. Freilich wurde dies Werk noch sehr mit der Schmach Christi belegt, und was dafür geschah, geschah still und verborgen. Am meisten that man in der Herrnhuter Gemeinde Christiansfeld, im Norden Schleswigs, nicht weit von der dänischen Gränze. Durch die Leitung der damaligen dänischen Regierung wurden Gaben und Kräfte meist für die grönländische

Mission verwandt. In den dreißiger Jahren wandte sich indessen, nach der Gründung der norddeutschen Gesellschaft, deren damaliger Sitz in Hamburg war, das Interesse mehr nach dem Süden. Einzelne Vereine entstanden, besonders um Hamburg und Lübeck her. Der deutschredende Theil von Schleswig-Holstein setzte sich mehr mit Hamburg und Hermannsburg, später mit Basel und Barmen in Verbindung, während der dänischredende sich an Christiansfeld hielt.

Während dieser ganzen Zeit, schon vor derselben und bis in unsere Tage stellten sich manche junge Männer in den Dienst der verschiedenen Missionen. Wir erinnern an die wichtigsten. Peter Dame aus Flensburg (Schleswig) war einer der ersten; er starb am 6. Mai 1766 als treuer Gehülfe des gesegneten Chr. Fr. Schwartz in Trankebar nach elfjähriger Wirksamkeit. Andreas Riis aus Lygumkloster (Schleswig) diente der Basler Mission an der Goldküste Afrikas, im heißen Fieberlande, 14 Jahre lang (von 1831 bis 1845) mit großer Treue und Geduld und legte den Keim zu dem nachher so herrlich aufblühenden Akropong. (Sein gleichzeitiger Mitarbeiter Peter Petersen Jäger aus Loit in Schleswig starb schon nach einem Jahre in Akwapem.) Rasmus Schmidt aus Wilstrup (Schleswig) arbeitete im Dienste der Brüdergemeinde als „Knecht des Herrn unter den Buschnegern" und starb daselbst am 12. April 1845. Johann Nikolaysen aus Lygumkloster (Schleswig) wurde der erste Judenmissionar in Jerusalem und der Erbauer der dortigen Christuskirche († 6. October 1856). Aus neuerer Zeit erinnern wir an die Barmer Missionare Chr. Wilh. Louis aus Dithmarschen (Holstein), jetzt in Fukwing (China); Ingwer Ludwig Rommensen aus Nordstrand (Schleswig), jetzt in Silindong (Sumatra); Peter Heinrich Johannsen aus Weddingstedt (Holstein), jetzt in Pansur na pitu (Sumatra); Jul. F. L. Christiansen aus Nordstrandischmoor (Schleswig), jetzt in Sigompulan (Sumatra); — an den Goßner'schen Missionar Voß aus Uetersen (Holstein), jetzt in Tschota Nagpur (Indien); an den Hermannsburger Missionar Petersen aus der Nähe von Apenrade (Schleswig), jetzt in Indien.

Unter Bischof Koopmann (in Holstein seit 1854, † 1871) wurde für die ganze holsteinische lutherische Kirche ein Missionssonntag (V. p. trin.) angeordnet, welcher später auch in Schleswig

eingeführt wurde. Die Kirchenkollecte dieses Sonntags kam der Mission zu Gute. Immer mehr Propsteimissionsfeste, auch Feste in einzelnen Gemeinden wurden gefeiert, zu welchen man die Festredner von auswärts einlud. So wuchs das Interesse für das Werk der Mission sichtlich.

Neben Bischof Koopmann war es besonders der im Jahre 1873 verstorbene Konsistorialrath Versmann in Holstein, der in seinem „Sonntagsboten" nachdrücklich auf die Pflicht zur Missionsarbeit hinwies, auch Gaben in reicher Menge sammelte, jedoch nicht wagte, auf die Gründung eines eigenen Missionshauses hinzuwirken. Die Gaben und Gelder wurden vielmehr zur Unterstützung von bereits in der Heidenwelt arbeitenden Missionaren aus Schleswig-Holstein verwendet (für die Barmer Missionare Johannsen und Nommensen, für welche noch heute als für „unsere Missionare" Gaben einlaufen). In Nordschleswig dagegen bildete sich ein Verein, der sich besonders an Hermannsburg anschloß und die Unterhaltung des Miss. Petersen in Indien übernahm.

Dies sind im ganzen die Bestrebungen, aus welchen im Jahre 1877 die Schleswig-Holsteinische Missionsanstalt erwuchs. **Diese geschichtlichen Vorbedingungen allein geben, wie für alle Anstalten im Reiche Gottes, so auch für die Schleswig-Holsteinische Missionsanstalt, die Gewähr eines gesegneten Bestandes und einer gedeihlichen Entwickelung.**

---

3. Entstehung der Schleswig-Holsteinischen Missionsanstalt.

Jesus nimmt die Sünder an. Er giebt allen denen, die ihn im Glauben annehmen, die Macht, Gottes Kinder zu werden. Das ist eine tröstliche, aber auch eine zermalmende Wahrheit. Tröstlich ist sie für diejenigen, welche Jesum im Glauben angenommen haben. Zermalmend ist sie für alle, welche in der Finsterniß des Todes sitzen und nichts wissen von dem Mann am Kreuz, der auch für sie sein Leben gelassen. Das waren die Gedanken, die dem Gründer der Anstalt, Christian Jensen, damaligem Pastor zu Uelvesbüll, jetzigem Pastor zu Breclum, 2 Meilen nördlich von Husum, einer

Mission verwandt. In den dreißiger Jahren wandte sich indessen, nach der Gründung der norddeutschen Gesellschaft, deren damaliger Sitz in Hamburg war, das Interesse mehr nach dem Süden. Einzelne Vereine entstanden, besonders um Hamburg und Lübeck her. Der deutschredende Theil von Schleswig-Holstein setzte sich mehr mit Hamburg und Hermannsburg, später mit Basel und Barmen in Verbindung, während der dänischredende sich an Christiansfeld hielt.

Während dieser ganzen Zeit, schon vor derselben und bis in unsere Tage stellten sich manche junge Männer in den Dienst der verschiedenen Missionen. Wir erinnern an die wichtigsten. Peter Dame aus Flensburg (Schleswig) war einer der ersten; er starb am 6. Mai 1766 als treuer Gehülfe des gesegneten Chr. Fr. Schwartz in Trankebar nach elfjähriger Wirksamkeit. Andreas Riis aus Lygumkloster (Schleswig) diente der Basler Mission an der Goldküste Afrikas, im heißen Fieberlande, 14 Jahre lang (von 1831 bis 1845) mit großer Treue und Geduld und legte den Keim zu dem nachher so herrlich aufblühenden Akropong. (Sein gleichzeitiger Mitarbeiter Peter Petersen Jäger aus Loit in Schleswig starb schon nach einem Jahre in Akwapem.) Rasmus Schmidt aus Wilstrup (Schleswig) arbeitete im Dienste der Brüdergemeinde als „Knecht des Herrn unter den Buschnegern“ und starb daselbst am 12. April 1845. Johann Nikolaysen aus Lygumkloster (Schleswig) wurde der erste Judenmissionar in Jerusalem und der Erbauer der dortigen Christuskirche († 6. October 1856). Aus neuerer Zeit erinnern wir an die Barmer Missionare Chr. Wilh. Louis aus Dithmarschen (Holstein), jetzt in Fukwing (China); Ingwer Ludwig Nommensen aus Nordstrand (Schleswig), jetzt in Silindong (Sumatra); Peter Heinrich Johannsen aus Weddingstedt (Holstein), jetzt in Pansur na pitu (Sumatra); Jul. F. L. Christiansen aus Nordstrandischmoor (Schleswig), jetzt in Sigompulan (Sumatra); — an den Goßner'schen Missionar Voß aus Uetersen (Holstein), jetzt in Tschota Nagpur (Indien); an den Hermannsburger Missionar Petersen aus der Nähe von Apenrade (Schleswig), jetzt in Indien.

Unter Bischof Koopmann (in Holstein seit 1854, † 1871) wurde für die ganze holsteinische lutherische Kirche ein Missionssonntag (V. p. trin.) angeordnet, welcher später auch in Schleswig

eingeführt wurde. Die Kirchenkollecte dieses Sonntags kam der Mission zu Gute. Immer mehr Propsteimissionsfeste, auch Feste in einzelnen Gemeinden wurden gefeiert, zu welchen man die Festredner von auswärts einlud. So wuchs das Interesse für das Werk der Mission sichtlich.

Neben Bischof Koopmann war es besonders der im Jahre 1873 verstorbene Konsistorialrath Versmann in Holstein, der in seinem „Sonntagsboten" nachdrücklich auf die Pflicht zur Missionsarbeit hinwies, auch Gaben in reicher Menge sammelte, jedoch nicht wagte, auf die Gründung eines eigenen Missionshauses hinzuwirken. Die Gaben und Gelder wurden vielmehr zur Unterstützung von bereits in der Heidenwelt arbeitenden Missionaren aus Schleswig-Holstein verwendet (für die Barmer Missionare Johannsen und Rommensen, für welche noch heute als für „unsere Missionare" Gaben einlaufen). In Nordschleswig dagegen bildete sich ein Verein, der sich besonders an Hermannsburg anschloß und die Unterhaltung des Miss. Petersen in Indien übernahm.

Dies sind im ganzen die Bestrebungen, aus welchen im Jahre 1877 die Schleswig-Holsteinische Missionsanstalt erwuchs. Diese geschichtlichen Vorbedingungen allein geben, wie für alle Anstalten im Reiche Gottes, so auch für die Schleswig-Holsteinische Missionsanstalt, die Gewähr eines gesegneten Bestandes und einer gedeihlichen Entwickelung.

---

3. Entstehung der Schleswig-Holsteinischen Missionsanstalt.

Jesus nimmt die Sünder an. Er giebt allen denen, die ihn im Glauben annehmen, die Macht, Gottes Kinder zu werden. Das ist eine tröstliche, aber auch eine zermalmende Wahrheit. Tröstlich ist sie für diejenigen, welche Jesum im Glauben angenommen haben. Zermalmend ist sie für alle, welche in der Finsterniß des Todes sitzen und nichts wissen von dem Mann am Kreuz, der auch für sie sein Leben gelassen. Das waren die Gedanken, die dem Gründer der Anstalt, Christian Jensen, damaligem Pastor zu Uelvesbüll, jetzigem Pastor zu Breklum, 2 Meilen nördlich von Husum, einer

Stadt im südwestlichen Schleswig, durch die Seele giengen. Was ihn zur Gründung einer Anstalt trieb, das war der Gedanke an die „Noth der jesuslosen Seelen" und die Erwägung, daß eine Provinz wie Schleswig-Holstein leicht die Summen für die Erhaltung eines eigenen Hauses werde auftreiben können. Er hoffte dabei einen doppelten Segen und Nutzen zu erzielen. Einmal würden von der Missionsanstalt über die Heimatkirche Lebensströme sich ergießen; sodann würden manche Heidenseelen draußen der Gewalt des Todes entrissen werden.

Diese seine Gedanken theilte er denen mit, von denen er hilfreichen Beistand zur Instandsetzung seines Werkes erwartete. Aber wo er sich auch hinwandte, rieth man ihm ab, weil man meinte, die Zeit zur Gründung eines eigenen Hauses sei noch nicht gekommen. Das trieb ihn immer mehr in's Gebet. Er glaubte sogar zeitweilig ohne alle Menschenhilfe fertig werden zu müssen. Allein wie sollte ein einziger Mann, der sein festes Amt und seine bestimmten Berufsaufgaben hatte, allein die vielen äußeren Arbeiten, die mit einer Missionsanstalt verbunden sind, bewältigen? Wollte der Herr es, daß ein Haus entstehen sollte (und auf des Herrn Willen kommt es in solchen Dingen doch vor allem an), so mußte Er die Herzen und die Hände Vieler in Bewegung setzen. Das geschah auch. Am 19. Sept. 1876 trat im Hause des P. Jensen eine berathende Versammlung zusammen. Man beschloß eine Anstalt nur für die äußere Mission zu errichten und zwar auf Grund des lutherischen Bekenntnisses. Haus und Grundstück wurden erworben, Statuten entworfen, ein weiterer und engerer Vorstand eingesetzt, die schwierige Frage nach dem Inspektor nach längeren Verhandlungen durch die Berufung des P. Höber (in Eckernförde) gelöst, ein zweiter Lehrer gewonnen, 12 Zöglinge zum Anfange aufgenommen. So war denn alles zur Einweihung fertig.

Diese vollzog der Generalsuperintendent D. Godt am 10. April 1877. Am Vormittag um 10 Uhr hatte sich im Betsaal des Missionshauses eine drängende Menschenmenge eingefunden, wo die Einweihungsrede vom Generalsuperintendenten und eine Ansprache vom Inspektor gehalten wurden. Den Schluß dieser Feier bildete ein Gebet von P. Jensen. Am Nachmittag fand die eigentliche Festfeier in der Breklumer Kirche statt. Die Festpredigt hielt der Vorsitzende des weiteren Vorstandes P. Decker (aus Thumbye) über das Wort

der Schrift: „Ich bin das Licht der Welt.“ Nach ihm gab der Vorsitzende des engeren Vorstandes, P. Jensen, den Festbericht, dem er den Text: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden“ (Matth. 28, 18) zu Grunde legte.

Da diese Predigt manche sehr interessante Einblicke in die Entstehungsgeschichte der Anstalt thun läßt, so mögen hier die wichtigsten und interessantesten Gedanken derselben folgen.

„Mir ist gegeben alle Gewalt — sehen wir denn diese Wahrheit in der Errichtung der Missionsanstalt. Zunächst waren viele gegen die Gründung derselben. Nicht bloß Weltleute, die das Kommen des Reiches Gottes nicht ohne Zittern sehen können, sondern auch Missionsfreunde. Manches Wort ist dagegen geredet und geschrieben worden. Nur auf Menschen gesehen, so hatten sie Recht. Aber Jesus ist hier; er sagt: Mir ist gegeben alle Gewalt. Er kann machen, was er will. Ueber alle Hindernisse, über alle übel und gut gemeinten Rathschläge ist er hinweggegangen. Niemand hat's hindern können. Er gebeut, und es steht da. Schauen wir unsern allmächtigen Jesus, ihm ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben.

„Wir kommen zu einem andern Punkt, zu dem Kostenpunkt. Die Welt sagte, so viele Tausende kommen nie zusammen. Und selbst die Freunde des Reiches Gottes hatten ihre stillen Bedenken. Mancher sagte: „Man weiß nur nicht, woher all das Geld kommen soll!“ Aber Jesus hat alle Gewalt, ihm gehört Gold und Silber. Er hat das bewiesen. Von den täglichen Gnadenerweisungen und wunderbaren Durchhilfen will ich schweigen, nur ein paar Einzelheiten noch erzählen zum Preise seines herrlichen Namens und zur Stärkung unsers Glaubens und zur Danksagung unsrer Seele.

„Als die Arbeiter erst einige Wochen gearbeitet, da kam die Zeit, wo die eingehenden kleineren Summen nicht reichten. In ca. 4 Wochen sollten größere Summen bezahlt werden. Da ging ich nicht zu Menschen und sagte ihnen: nach 3 Wochen soll ich so viel Geld gebrauchen, könnt ihr mir helfen? nein, ich wandte mich an den für uns gekreuzigten und auferstandenen Jesus, stellte ihm die Sache bittend dar, bat ihn, er möchte mir vor der Zeit eine größere Summe geben; ich solle, wie er sähe, sie gebrauchen. Siehe, es kommen auf einmal 2000 Mark und mehrere kleine Posten. Die übernommenen Verpflichtungen konnten pünktlichst erfüllt werden. —

Ein ander mal, es war im November, fehlten mir für eine Rechnung, die am andern Mittag bezahlt werden sollte, ca. 50 Mark. Ich verreiste und bat Jesum, morgen Vormittag, wenn ich zurückkomme, möge er mich auf der Post 50 Mark vorfinden lassen. Die 50 Mark, und zwar reichlich, waren da. Ich war fröhlich in meinem Herrn. Zu Hause angekommen, ist da aber ein Mensch, der wünscht 100 Mark. Ich falle wieder aus meiner Veste; nun fehlten mir noch mehr als die 50 Mark und der Mittag war nahe gerückt. Der Mann steht noch, mit mir zu sprechen, die 5 Goldstücke liegen noch auf dem Tisch, da klopft es an die Thür. Ich denke sofort: das ist der Herr, der einen mit Geld schickt, — und so war's, ich hatte Geld genug, ich konnte die Rechnung bezahlen. Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

„Am Martini-Tage v. J. durfte ich auch die gnädige Fürsorge unseres Herrn erfahren. An dem Tage sollte ich große Summen gebrauchen. Der Herr hat sie gegeben. Ich war dankbar. Am Morgen des Tages läuft noch mehr Geld ein, einige 100 Mark; es war mir das auffallend, denn es ist nie des Herrn Weise, in Ueberfluß zu geben, immer genug und weiter nichts. Des Mittags trete ich in die Stube und ein Mann, der zu Neujahr große Forderungen hatte, bittet mich um eine Abschlagszahlung, da er eine größere Summe zu bezahlen habe. Ich gebe ihm ca. 700 Mark; er ist sichtbar sehr glücklich und dankbar. Ich aber mußte beten und danken: Was ist das doch für ein wunderbarer fürsorgender Herr!

„Und ich muß noch einen Fall erzählen. Es rückte der December-Monat heran. Ich wußte, da würden wieder große Summen nöthig sein. Ich also gehe zu Jesu, erzähle ihm, wie es steht, bitte ihn wieder um eine größere, ähnliche Summe Geld, wie er mir früher gegeben. Siehe, eben vor dem December werden mir auf einmal wieder 2000 Mark übergeben und bald noch verschiedene kleinere Gaben. — Sehet des Herrn Wort: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. — Ich könnte noch hinweisen auf vieles, auf die ersten und letzten Tage: überall ist die allmächtige Hand Jesu offenbar geworden. Wahrlich manchmal, wenn die Gaben, die gesandt und gebracht wurden, als so sichtbare Gebetserhörungen vor mir standen, da hätte ich mich vor dem Herrn in die Erde verbergen mögen. Man verstand Petri Worte: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch.

„Mancher wird fragen, ob denn die Gründung des Hauses nicht sehr schwer gewesen, d. h. mit vielen Sorgen verbunden gewesen sei. Nein, der Herr hat gesorgt. Doch eins von der Sorge. Einmal ging ich von der Kirche nach meinem Hause, ich meine, es war im Januar. Auf dem Wege legte sich plötzlich ein schwerer Sorgenstein auf mein Herz nieder um Bezahlung u. s. w. Es ward mir auf einmal so schwer um's Herz. Ich weiß nicht — ich werde wohl hinauf geblickt haben zu den Bergen, von welchen Hilfe kommt; nur das weiß ich, plötzlich war es, als wenn eine unsichtbare Hand die Sorge hinwegnahm. Es war, als wenn der hl. Geist meinem Geiste sagte: Es ist alles bereit vom Herrn! und ich wußte es felsengewiß; es überkam mich eine solch' unnennbare Wonne, eine solche Seligkeit, die man nicht beschreiben kann. Und siehe, wie hat er geholfen! Große Summen hat der Herr gegeben und die noch fehlenden Gelder wird er seiner Zeit auch schenken.*)

„Auch in Bezug auf anderes könnte ich ein Lied singen. Doch manche Verhältnisse sind einem selbst zu zart, als daß man sie öffentlich mittheilen könnte. Persönliche Beziehungen lassen mich schweigen, aber in Betreff der Zöglinge muß ich doch ein Wort mittheilen.

„Ein lieber Freund sagte einmal das sehr richtige Wort: ein Haus könnte man wohl bauen mit Geld; aber Zöglinge ließen sich nicht mit Geld herbeischaffen. Er hatte ganz recht. Auch anderweitig wurden mehrfach Stimmen laut: es seien keine Zöglinge da, warum und wozu ein Missionshaus bauen? Und gewiß, die Leute hatten Recht, wenn sie auf Menschen sahen. Aber Jesus sagt: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er kann die steinharten Herzen zu seinen willigen Werkzeugen machen. Im Laufe der Zeit hatten sich nun etliche Zöglinge gemeldet. Aber als der Bau seiner Vollendung entgegengieng, da schien es an Zöglingen zu fehlen. Einer meldete sich ab; ein zweiter, ein dritter, ein vierter sah sich genöthigt zurückzutreten. So waren eigentlich nur 2 übrig. Da mußte man denn wieder zu Jesu, um mit ihm über die Zöglinge zu reden. Wenn er das Haus, die Zimmer gegeben, so möchte

*) ca. 36,000 Mark waren eingegangen; die fehlende Summe für die Häuser und namentlich für die Ausstattung und Einrichtung des Hauses betrug wohl ca. 10—12,000 Mark.

er sie auch füllen; er möchte so viele geben, daß die Welt nicht spotten könne über seine Zöglinge, sondern daß seine und Gottes Ehre gewahrt bleibe. Siehe, nun haben sich 12 gemeldet, darunter 2 Brüderpaare! Ich frage euch, hat er seine Ehre nicht gewahrt? Siehst du nicht die Worte Jesu: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden?"

Und aus dem Schlußtheil möge noch Folgendes hier stehen: „So suchen wir denn Jesu Hilfe; denn wir müssen sie haben für das Missionshaus. — Da liegt nun das Missionshaus; es gehört etwas dazu, die täglichen Kosten und leiblichen Bedürfnisse zu bestreiten; es gehört viel dazu, daß die Arbeit des Hauses im Geiste Gottes fortgehe. Satan gehet umher wie ein brüllender Löwe zu suchen, wen er verschlinge. Auf alle Weise wird er versuchen, in das Haus einzubrechen. — Die Missionsleute halten ihn mit ihrer Macht nicht draußen, aber Jesus hat alle Gewalt. Er ist stärker als Satan. Er hat ihn überwunden. Wo Jesus ist, da muß der Satan fliehen. So fliehet denn, ihr lieben Missionsleute, auch zu Jesu; betet zu ihm in den Morgen- und Abendandachten; wenn ihr zwei oder drei auf einer Kammer seid, so fallet nieder mit einander und rufet zu Jesu; wenn ihr zu zweien oder dreien vor einer offenen Thür stehet, so tretet mal hinein, schließet die Thür hinter euch zu und betet zu eurem Gott und Heiland im Verborgenen. Solche Gebetsarbeit hält die bösen Geister fern und bringt Liebe und Friede, Herzlichkeit und Innigkeit in eure Mitte.

„Ich komme zu euch Missionsfreunden. Ihr wisset wohl, eine Burg, die von Feinden umlagert ist, birgt nicht nur Soldaten in sich, sondern sie ist auch umgeben von einer Ringmauer. Unsere Gebete sind die heilige Ringmauer um das Missionshaus. — An die einzelnen unter euch darf ich mich wenden. Liebe Amtsbrüder! In euren stillen Stunden, wenn ihr da auf den Knieen liegt vor dem Herrn, gedenket dieses Hauses und seiner Bewohner; in der Kirche bei den gottesdienstlichen Versammlungen betet für dasselbe. Ich komme zu den Hausvätern. In euren Morgen- und Abendandachten vergesset das Haus nicht; aus je mehr Häusern Gebete und Segnungen auf dieses Haus niederfallen, desto gesegneter wird sein Werk sein.

„Ich komme zu euch Müttern. Lehret eure Kinder früh für unser Missionshaus beten. Die Gebete der Kinder haben eine große

Kraft. Ich schlief diesen Sommer einmal mit einem Kinde zusammen. Des Abends beteten wir zusammen. Das Kind betete so einfach, schlicht, natürlich, aber eben deßhalb so dringend und gewaltig, daß ich nach dem Amen unwillkürlich ausbrechen mußte in das verborgene Geschrei: Mein Gott, lieber Vater, lieber Jesus, könnte ich so beten! Solche Gebete mußt du erhören. Darum, liebe Mütter, lasset eure kleinen Kinder für die Missionsanstalt beten. Ist es denn ein so schweres Opfer, was hier verlangt wird? O, liebe Mütter, es bringt euch und euren Kindern selbst Segen.

„Ich komme zu euch lieben Lehrern. Wollet doch der euch anvertrauten Jugend erzählen von dem Missionshause und sie immer wieder ermahnen zum Gebet für dasselbe. Diese unsere Gebete sind die feurige Ringmauer um das Haus, die Satan mit seinem ganzen Höllenheer nicht durchbrechen kann."

Mit dieser Predigt schloß die erhebende Feier in der Kirche. Am Abend desselben Tages war Sitzung des Vorstandes. Bei der Abendandacht im Missionshause gab es viel zu danken. Das vereinte Gebet aber aller Missionsfreunde ist und bleibt auch für dies neue Haus: „Ach bleib mit Deiner Gnade bei uns Herr Jesu Christ, Daß uns hinfort nicht schade des bösen Feindes List."

---

4. Das Missionshaus in Breklum.

Das Dorf Brecklum liegt, wie gesagt, 2 Meilen nördlich von Husum, einer Stadt im Südwesten Schleswigs. Es ist nicht, wie Hermannsburg, ein Haidedorf. Der Boden ist Geest (hohe und trockene Gegend), welche nach Westen, dem Meere zu, in Marschland übergeht. Die ganze Westgegend von Schleswig ist im allgemeinen flach und kahl, während die Ostseite hügelig, bewaldet, bewässert und von den romantischen Buchten der Ostsee eingefaßt ist. Kommt man mit der Eisenbahn von Hamburg aus über die Ost- oder Westbahn nach Husum, so empfängt einen am Bahnhof der gelbe „Kaiserliche" Postwagen oder ein „Wochenwagen" (=Omnibus) von Bredstedt, einem Flecken, eine Viertelstunde nördlich von Brecklum. Auf der herrlichen, mit Pappelbäumen gezierten Chaussee fährt man $1^1/_2$ oder 2 Stunden nach Brecklum. Von der Chaussee aus erreicht man

das Missionshaus in 2 Minuten. Es liegt hinter Büschen langgedehnt da, äußerlich von einem Bauernhof nicht zu unterscheiden.

Sähe man das Missionshaus aus der Vogelschau an, so würde man ein weites, niedriges, polypenartig nach allen Seiten seine Arme ausstreckendes Gebäude erblicken. Dies Gebäude hat nicht immer diese Form gehabt. Ursprünglich war es ein Bauernhaus in Form eines länglichen Baues mit einem Seitenbau, der als Stall diente. Natürlich ist es einstöckig und noch immer mit Stroh gedeckt. Strohdächer sind sehr gemüthlich; sie halten im Winter die strenge Kälte, im Sommer die sengende Hitze besser ab, als Ziegel- und Schieferdächer. Ein Uebelstand ist nur, daß die Stuben durchgängig sehr niedrig sind. Die Gemüthlichkeit und Wohnlichkeit wird dadurch zwar nicht beeinträchtigt, wohl aber, wie es scheint, die Gesundheit. Darum sind überall, wo es nöthig war, Ventilationsklappen an den oberen Fenstern angebracht, so daß jeder Zeit einem frischen Luftstrom Zutritt verschafft werden kann.

Das ursprüngliche Gebäude erstreckte sich von Ost nach West mit etwa 11—12 Zimmern und Kammern. Am Westende wurden nun, nach Ankauf des Hauses, ein Anbau in nördlicher Richtung gemacht mit hohen geräumigen Zimmern. Dieser Anbau enthält zwei Stuben für den zweiten Lehrer, nämlich eine Wohn- und eine Schlafstube. Die Wohnstube hat die helle Südsonne und die Schlafstube die freundlichen Strahlen der Abendsonne, welche hinter Bäumen und Büschen untergeht. An diese beiden Stuben reihen sich nach Norden 2 Lehrzimmer, ein kleineres für die 2te Klasse, ein größeres für die erste. Daran stößt der Betsaal, ein Raum, der etwa 2—300 Zuhörer faßt und durch das Lehrzimmer der ersten Klasse um ein weniges erweitert werden kann. Hier werden jeden Morgen um 7 und jeden Abend um $^1/_2$8 die Andachten gehalten. Es werden einige Verse aus dem „unverfälschten Liedersegen"*) gesungen und vom Inspektor ein Abschnitt aus der Bibel verlesen und ein Gebet gesprochen; des Morgens kommt dazu das gemeinsame Bekenntniß des apostolischen Glaubens. Ferner werden im Betsaale Sonntags Nachmittags um

*) Wir haben in Schleswig-Holstein noch immer ein Gesangbuch aus der rationalistischen Zeit, welches jetzt übrigens auf Beschluß der Generalsynode durch ein besseres ersetzt werden soll. Bis dies erscheint, muß man sich einstweilen durch andere Gesang- und Liederbücher helfen.

½3 Uhr Kindergottesdienst („Sonntagsschule") und vom Inspektor oder zweiten Lehrer oder sonst einem Gastredner um 6 Uhr Bibelstunde für die Erwachsenen gehalten. Unter den Bibelstunden pflegt jede erste im Monat eine Missionsstunde zu sein. Der Betsaal ist geschmückt mit Stahlstichen (Christus in der Dornenkrone und Jesus mit Petrus auf dem Meer), Oeldrucken (der segnende Christus und „Simon Johanna hast du mich lieb?") und einem Oelgemälde des ersten, schon nach zweijähriger Thätigkeit im Missionshause am 22. März 1878 verstorbenen Inspektors Pastor Höber. Der Betsaal besitzt außerdem ein sehr gutes Harmonium aus Stuttgart und einen kleinen Altar mit schöner rother Sonntagsdecke, in welche ein griechisches Kreuz mit Gold kunstvoll hineingestickt ist. An Stelle des Altarblattes hängt an der Wand ein einfaches Krucifix aus Oberammergau. Der Redende steht vor einem Pult. Die Bänke sind bequem und zum knieenden Gebet eingerichtet. Kindergottesdienst wie Bibelstunde werden gut besucht.

Wollen wir das Haus weiter in Augenschein nehmen, so müssen wir vom Betsaale aus durch den Korridor etwa ein Viertel der Länge in das ursprüngliche Gebäude zurück. Hier zweigt sich nach Süden der frühere Stall, der jetzige sog. Zöglingsflügel ab. Es ist ein langer schmaler Gang, zu dessen beiden Seiten kleine Zöglingszimmer liegen. Es wohnen in einem Stübchen 2 oder 3 zusammen. Die Stuben sind recht niedlich ausgeschmückt. Bilder, Photographien, Schnitzereien, Sinn- und Bibelsprüche zieren die Wände. Kleine Pulte und Tische sind aufgerichtet. Die Fensterbänke sind mit rankenden oder blühenden Gewächsen besetzt. Hier sieht man ein Harmonium, dort Geigen, dort die unvermeidliche Zieh-Harmonika oder auch — eine lange Pfeife. Das Rauchen ist übrigens nur in gewissen Stuben und im Freien erlaubt. In demselben Flügel ist auch der lange Eßsaal. Er besteht aus einem langen, blau angestrichenen Zimmer ohne Wandschmuck. Nur an dem einen Ende hängt ein gestickter Spruch unter Glas: „Einer ist Euer Meister, Christus; Ihr aber seid Brüder."

Am Ende des Zöglingsflügels gehen 2 Ausgänge, der eine nach rechts aufs Feld, der andere nach links in den Garten. Die Fortsetzung dieses Baues in derselben Richtung bilden die Waschküche, 2 größere Räume mit den nöthigen Waschkesseln und Maschinen. Dann folgt ein großer Raum, der Torfraum, in welchem der große

Torfvorrath*) abgelagert und aufbewahrt wird. Von diesem Raume dehnt sich nach Westen die Scheune aus mit einer kleinen Diele und der Stall, in welchem gegenwärtig circa 20 Hühner, 2 Schweine und 4 Kühe sich zusammenfinden. Hier haben wir wieder das Ende des Hauses erreicht.

Ueber den Zöglingszimmern liegen die Schlafkammern und eine Krankenstube. Auch findet sich da ein Raum mit einer Hobelbank, an welcher von den Zöglingen selbst die nothdürftigsten Arbeiten gemacht werden. Wenn man von da, wo der Zöglingsflügel in das Hauptgebäude mündet, rechts einbiegt, kommt man in die Wohnung des Inspektors. Diese ist durch eine Korridor-Thür von dem übrigen Theil des Hauses abgetrennt. Auf der Mitte beider Gebiete liegt zur Seite die Küche mit dem Vorrathszimmer; darunter der Heizungsraum. Hier münden alle Wasserröhren, welche mit Koaks erhitzt werden und ihre Wärme in alle Zöglings- und Lehrzimmer senden. Der Knecht besorgt die Wasserheizung, über welche Jedermann sich freut, wenn im Winter die oft grimmige Kälte mit schneidendem Nord oder Ost oder auch das naßkalte Wetter mit brausendem West beginnt. Endlich sind noch das Fremdenzimmer und das Liebesgabenzimmer zu erwähnen, in welch letzterem alle Liebesgaben an Zeug, Strümpfen, Kleidern 2c. aufbewahrt werden. Die Inspektors-Wohnung enthält 7 freundliche Zimmer und Kammern, von denen 4 oder 5 nach Süden liegen. Unter der Wohnung liegt der Keller.

Daß zum Hause auch Land gehört, versteht sich. Zunächst der Garten. Er wird augenblicklich von 20 Zöglingen besorgt. Der Garten liegt im Süden des Hauses und im Osten des Zöglingsflügels und ist des Windes wegen rings umher mit Pappeln, Dornen und Tannen dicht eingehegt. Unmittelbar am Hause ist der Garten mehr Ziergarten, weiter nach unten mehr Nutzgarten. Im ersten sind Rasenplätze angelegt mit einigen Obstbäumen und Ziersträuchern: Cypressen, Tannen, Mais, Ricinus, Malven u. dgl. In der Mitte des ganzen Gartens steht ein kleiner, von Tannen und Cypressen umgebener Pavillon, von den Seiten und von oben mit Stroh gedeckt, mit einem Eingang von der Nordseite. Hier wird im Sommer, wenn's heiß ist, hin und wieder Kaffee getrunken oder auch, wenn

*) Torf bekanntlich im Norden ein beliebtes Heizungsmittel. Er wird in Sümpfen „gestochen", in „Soden" geschichtet und tausendweise verkauft.

die Luft im Klassenzimmer nicht zu ertragen, eine Unterrichtsstunde ertheilt. Hinter diesem Pavillon, neben dem sich einige mächtige Birnbäume erheben, beginnt der Nutzgarten mit einem Bleich- und Wäscherasen und dem nöthigen Land für die in der Wirthschaft nöthigen Dinge, als Erbsen, Bohnen, Rüben, Petersilie u. a. Die Beete sind mit Johannis- und Stachelbeerbüschen eingefaßt. Den Abschluß des Gartens bildet eine geräumige von dichten Büschen umzogene Rotunde, in deren Mitte ein Kirschbaum sich erhebt, mit einer langen, runden, gewiß 30 Personen fassenden, bequem mit Rücklehne versehenen, grünen Bank, wo die Zöglinge zusammen sitzen und plaudern können, besonders an Sommerabenden. Hier wird auch wohl des Sonntag Morgens von den Zöglingen ein Choral oder ein geistliches Lied auf Posaunen geblasen, oder auch an warmen Sommer-Wochentagen eine Unterrichtsstunde im Schatten der kühlen Buschlinden und flüsternden Pappeln gegeben. Noch zu erwähnen ist eine Steingruppe mit kleiner runder Bank für etwa 6 bis 10 Personen unter einer Eiche; da athmet man besonders in den Morgenstunden des Juli und August kühle, frische Luft.

Gehen wir nun vom Garten aus durch die Südpforte hinaus, so gelangen wir auf eine W i e s e, die nach Süden ihren Abschluß findet durch einen mit Pappeln und Buchen umzäunten Graben. An diese Wiese reiht sich nach Osten, nur durch einen Wall mit Buchenhecke abgetrennt, eine andere Wiese, die sog. „Festwiese", wo alljährlich im Juni die stark besuchten Missionsfeste gehalten werden. Unter einer kühlen Eiche wird eine Rednerbühne aufgeschlagen und mit Guirlanden und Kränzen geschmückt. Davor werden auf rohen Pfählen unbehobelte Bretter festgenagelt, welche für den einen Tag des Festes als nothdürftige Sitze gelten müssen. So werden etwa für 700—1000 Mann Sitzplätze geschafft; die übrigen müssen stehen. Wie nun diese Festwiese im Osten, so liegt auch im Westen hinter einer hohen Dornenhecke eine Wiese, welche aber viel größer und weiter ist. Alle 3 Wiesen dienen den Kühen als Weideland und sind durch Eingänge mit einander verbunden. Daneben dehnt sich nach Westen ein langer Acker aus, dessen Nord- und Westgrenze von einem munteren, klaren Bächlein auf hellem, sandigem Bette umspühlt wird. In das Gemurmel des Wassers mischt sich das Rauschen der herabneigenden Weiden, Pappeln und Ellern. Nicht zu vergessen ist ein auf diesem Grundstück belegener, mit hohen Bäumen um-

Torfvorrath*) abgelagert und aufbewahrt wird. Von diesem Raume dehnt sich nach Westen die Scheune aus mit einer kleinen Diele und der Stall, in welchem gegenwärtig circa 20 Hühner, 2 Schweine und 4 Kühe sich zusammenfinden. Hier haben wir wieder das Ende des Hauses erreicht.

Ueber den Zöglingszimmern liegen die Schlafkammern und eine Krankenstube. Auch findet sich da ein Raum mit einer Hobelbank, an welcher von den Zöglingen selbst die nothdürftigsten Arbeiten gemacht werden. Wenn man von da, wo der Zöglingsflügel in das Hauptgebäude mündet, rechts einbiegt, kommt man in die Wohnung des Inspektors. Diese ist durch eine Korridor-Thür von dem übrigen Theil des Hauses abgetrennt. Auf der Mitte beider Gebiete liegt zur Seite die Küche mit dem Vorrathszimmer; darunter der Heizungsraum. Hier münden alle Wasserröhren, welche mit Koaks erhitzt werden und ihre Wärme in alle Zöglings- und Lehrzimmer senden. Der Knecht besorgt die Wasserheizung, über welche Jedermann sich freut, wenn im Winter die oft grimmige Kälte mit schneidendem Nord oder Ost oder auch das naßkalte Wetter mit brausendem West beginnt. Endlich sind noch das Fremdenzimmer und das Liebesgabenzimmer zu erwähnen, in welch letzterem alle Liebesgaben an Zeug, Strümpfen, Kleidern 2c. aufbewahrt werden. Die Inspektors-Wohnung enthält 7 freundliche Zimmer und Kammern, von denen 4 oder 5 nach Süden liegen. Unter der Wohnung liegt der Keller.

Daß zum Hause auch Land gehört, versteht sich. Zunächst der Garten. Er wird augenblicklich von 20 Zöglingen besorgt. Der Garten liegt im Süden des Hauses und im Osten des Zöglingsflügels und ist des Windes wegen rings umher mit Pappeln, Dornen und Tannen dicht eingehegt. Unmittelbar am Hause ist der Garten mehr Ziergarten, weiter nach unten mehr Nutzgarten. Im ersten sind Rasenplätze angelegt mit einigen Obstbäumen und Ziersträuchern: Cypressen, Tannen, Mais, Ricinus, Malven u. dgl. In der Mitte des ganzen Gartens steht ein kleiner, von Tannen und Cypressen umgebener Pavillon, von den Seiten und von oben mit Stroh gedeckt, mit einem Eingang von der Nordseite. Hier wird im Sommer, wenn's heiß ist, hin und wieder Kaffee getrunken oder auch, wenn

*) Torf bekanntlich im Norden ein beliebtes Heizungsmittel. Er wird in Sümpfen „gestochen", in „Soden" geschichtet und tausendweise verkauft.

die Luft im Klassenzimmer nicht zu ertragen, eine Unterrichtsstunde ertheilt. Hinter diesem Pavillon, neben dem sich einige mächtige Birnbäume erheben, beginnt der Nutzgarten mit einem Bleich- und Wäscherasen und dem nöthigen Land für die in der Wirthschaft nöthigen Dinge, als Erbsen, Bohnen, Rüben, Petersilie u. a. Die Beete sind mit Johannis- und Stachelbeerbüschen eingefaßt. Den Abschluß des Gartens bildet eine geräumige von dichten Büschen umzogene Rotunde, in deren Mitte ein Kirschbaum sich erhebt, mit einer langen, runden, gewiß 30 Personen fassenden, bequem mit Rücklehne versehenen, grünen Bank, wo die Zöglinge zusammen sitzen und plaudern können, besonders an Sommerabenden. Hier wird auch wohl des Sonntag Morgens von den Zöglingen ein Choral oder ein geistliches Lied auf Posaunen geblasen, oder auch an warmen Sommer-Wochentagen eine Unterrichtsstunde im Schatten der kühlen Buschlinden und flüsternden Pappeln gegeben. Noch zu erwähnen ist eine Steingruppe mit kleiner runder Bank für etwa 6 bis 10 Personen unter einer Eiche; da athmet man besonders in den Morgenstunden des Juli und August kühle, frische Luft.

Gehen wir nun vom Garten aus durch die Südpforte hinaus, so gelangen wir auf eine Wiese, die nach Süden ihren Abschluß findet durch einen mit Pappeln und Buchen umzäunten Graben. An diese Wiese reiht sich nach Osten, nur durch einen Wall mit Buchenhecke abgetrennt, eine andere Wiese, die sog. „Festwiese“, wo alljährlich im Juni die stark besuchten Missionsfeste gehalten werden. Unter einer kühlen Eiche wird eine Rednerbühne aufgeschlagen und mit Guirlanden und Kränzen geschmückt. Davor werden auf rohen Pfählen unbehobelte Bretter festgenagelt, welche für den einen Tag des Festes als nothdürftige Sitze gelten müssen. So werden etwa für 700—1000 Mann Sitzplätze geschafft; die übrigen müssen stehen. Wie nun diese Festwiese im Osten, so liegt auch im Westen hinter einer hohen Dornenhecke eine Wiese, welche aber viel größer und weiter ist. Alle 3 Wiesen dienen den Kühen als Weideland und sind durch Eingänge mit einander verbunden. Daneben dehnt sich nach Westen ein langer Acker aus, dessen Nord- und Westgrenze von einem munteren, klaren Bächlein auf hellem, sandigem Bette umspühlt wird. In das Gemurmel des Wassers mischt sich das Rauschen der herabneigenden Weiden, Pappeln und Ellern. Nicht zu vergessen ist ein auf diesem Grundstück belegener, mit hohen Bäumen um-

pflanzter Teich, der in früherer Zeit als „Brandteich", d. h. zur Darbietung des nöthigen Löschwassers bei Brandunfällen diente, jetzt aber zum Tränken des Viehes und zum Bewässern des Gartens gebraucht wird. Das Trinkwasser für Menschen bieten 2 Pumpen dar, von denen eine im Garten, die andere vor dem Hause.

Vor dem Hause, d. h. im Norden desselben, befindet sich ein kleiner runder Rasen mit einer hohen Flaggenstange, welche von Tannen umgeben ist. An besonderen Festtagen flottert oben hell im Winde eine weiße Fahne mit einem einfachen blauen Kreuz, dem bekannten Schmach-, Ehren- und Siegeszeichen. Außerdem liegt vor dem Hause eine Arena mit Turnapparaten: Barren, Reck, Leiter, Stangen, Seilen. Der Platz ist durch Wall und Gehege begrenzt und mit Büschen und Tannen umpflanzt. Hier ist auch ein Schuppen zur Aufbewahrung von Kohlen. Von hier aus, zugleich vom Ostende des Hauses und Gartens, dehnt sich ein weites Ackerfeld aus, welches alljährlich mit Kartoffeln oder Korn u. drgl. besäet wird, und fruchtbar, wie es ist, im Herbst reiche Ernte liefert, bei welcher alle Hände sich fleißig regen müssen. Hier, auf diesem Feld, einige Schritte vom Missionshause, liegt die Wohnung des dritten Lehrers, der den Elementarunterricht der Zöglinge leitet. Die Ackerwirthschaft wird durch den Knecht des Hauses, und wo der Mann nicht ausreicht, durch gemiethete Kräfte betrieben.

---

5. Die Zöglinge und ihre Arbeit.

Gegenwärtig sind 20 Zöglinge im Hause. Die Maximumszahl ist auf 16 angesetzt, weil das Haus in seiner jetzigen Gestalt und Größe keinen rechten Raum für mehr hat. Bei der Aufnahme ist wohl von vornherein nicht scharf genug gesichtet worden. Manche mußten wieder ausscheiden. Auch in Zukunft wird noch manches Lehrgeld bezahlt werden müssen.

Die Aufnahme-Bedingungen sind bis auf einen Punkt die gewöhnlichen. Es wird wie überall gefordert ein Alter von 18—25 Jahren, eine feste Gesundheit zur Ertragung der Strapazen des Missionslebens, die gründliche Erlernung eines Gewerbes, das Versprechen, während der Vorbereitungszeit unverlobt zu bleiben, die nöthigen Papiere und Scheine, ein unbescholtener Wandel und vor

allen Dingen eine aufrichtige Liebe zum Herrn Jesu, eine angemessene christliche Reife und Festigkeit und endlich eine klare Gewißheit der göttlichen Berufung zum Missionsdienst. Zu dem allen kommt aber noch eine enge Pforte hinsichtlich einer gewissen wissenschaftlichen Vorbildung, welche sonst wohl nicht überall gefordert wird. Es heißt nämlich in § 3 der Aufnahme-Bedingungen: „Er muß diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen, welche in einer guten Volksschule erworben werden können." Dies wird in 6 Punkten näher erklärt: a) Der Stoff der biblischen Geschichte muß fest eingeprägt, die Kernsprüche der Bibel müssen sicher gewußt sein. b) Der kleine Katechismus Luthers mit Erklärung, sowie die Kernlieder der evangelisch-lutherischen Kirche müssen sicheres Eigenthum sein. c) Der Aufzunehmende muß durchweg richtig sprechen und lesen und schnell und sicher schreiben können. d) Die 4 Species müssen geläufig sein. e) Die Elemente der Geographie müssen eingeprägt sein. f) Die Grundzüge und Grunddaten der Weltgeschichte müssen angeeignet sein.

Diese Bestimmungen sind ohne Frage eine ziemlich enge Pforte für diejenigen, welche vom Lande oder aus den niedersten Ständen herkommen. Dennoch scheint sie nicht zu eng. Die Erfahrung hat bekanntlich bewiesen, daß oft gerade die tüchtigsten Missionare aus den untersten Schichten der Bevölkerung kommen. Wer da nun wirklich tüchtig ist, dem wird diese Forderung nicht zu hoch sein. Andererseits wird gegen diejenigen, welchen es ihren Umständen nach unmöglich ist, sich das Erforderliche anzueignen, welche aber sonst sich als tüchtig und hoffnungsvoll erweisen, der gedachte Paragraph nicht in seiner vollen Schärfe angewandt. So lange bei uns die Einrichtung nicht möglich (wie in Hermannsburg, Barmen, Berlin 2c.), daß die Aspiranten erst ein oder zwei Jahre in der Nähe der Anstalt sich aufhalten, um sich in ihrem Beruf zu bewähren, ehe sie in die Anstalt aufgenommen werden, scheint jener Paragraph nothwendig zu sein. Auch hat die Anstalt den großen Vortheil davon, daß sie sich mit der ersten, gewöhnlich viel Zeit raubenden Ausbildung nicht zu befassen braucht.

Der eigentliche Unterricht verläuft in fünf Jahren und vertheilt sich auf zwei Klassen. Jede Klasse oder Kursus ist $2^1/_2$ Jahre zu besuchen. In jeder Klasse werden wöchentlich durchschnittlich 30 Stunden gegeben. Die Fächer sind: Bibellektüre mit Einleitung, Katechismus und Kirchenlied, Deutsch, Rechnen und Mathematik,

Geographie und Geschichte, Kirchengeschichte, Latein, Griechisch, Englisch, Singen, praktische Theologie, Missionsgeschichte und Hebräisch (fakultativ). Dieser Unterricht wird geleitet von drei Lehrern. Der erste Lehrer, zugleich Inspektor, hat besonders die theologische Ausbildung der I. Klasse; der zweite Lehrer besonders die theologische Ausbildung der II. Klasse. Der dritte Lehrer leitet in beiden Klassen die Elementar- und Realfächer. Der Plan ist ein sehr einfacher. Früher war ein viel komplizierterer Lehrplan angelegt, berechnet auf 6 Klassen. Vielleicht muß im Laufe der Zeit auch der jetzige Lehrplan wieder geändert werden. Wie überall, wird auch hier so lange probiert, bis man die beste Weise herausgefunden.

Vor 5 Uhr morgens dürfen die Zöglinge nicht aufstehen und in der Regel nicht nach 10 Uhr abends zu Bette gehen. Wenn die Zöglinge morgens durch eine Schelle geweckt sind, erheben sie sich schnell. Die Schlafstuben werden möglichst bald gereinigt und hergestellt. Unten im Eßsaal wird um 6 Uhr der Kaffee eingenommen. Bis 7 Uhr wird privatim in der Bibel gelesen und so der Tag dem Herrn geweiht. Um 7 ist die gemeinsame öffentliche Andacht im Betsaal. Um 8 Uhr beginnt der Unterricht und dauert in beiden Klassen jeden Tag bis 12 Uhr. Um 12 wird gemeinsam gegessen. Von 1—3 Uhr arbeiten die Zöglinge im Freien, im Garten oder auf dem Feld. Im Winter, wo es nichts zu arbeiten gibt, wird in dieser Zeit spazieren gegangen. Von 3—4 ist noch eine Unterrichtsstunde, mitunter sogar bis 5 Uhr. Von da bis zum Abend ist die Zeit volles Eigenthum der Zöglinge und wird verwendet zu Präparation und Schularbeiten. Um 7 Uhr abends wird gegessen und gleich darauf die Andacht im Betsaal verrichtet. Ein Viertel vor 10 mahnen 4 Schläge der Glocke zum Zubettgehen. Eine kurze Andacht in den Zöglingsstuben macht den Schluß des Tages, und der Regel nach müssen um 10 Uhr alle Lichter erlöschen.

Jede Arbeitsstunde wird abgekündigt und überhaupt jeder Ruf zu einem bestimmten Zwecke ergeht durch das Schlagen einer Glocke. Es wurde dem Hause von einem Freunde desselben eine $1\frac{1}{2}$—3 Fuß hohe chinesische Glocke zu diesem Zwecke geschenkt.

Am Sonntag ist selbstverständlich die Ordnung etwas anders, als die wochentägliche. Des Vormittags wird die Kirche besucht. Des Nachmittags halten einige in den benachbarten Dörfern Andachtsstunden; da lesen sie entweder eine gute Predigt vor, oder sie

halten zur Uebung einen selbstgearbeiteten und durchgesehenen Vortrag. Andere helfen in dem Kindergottesdienst („Sonntagsschule"), welcher im Betsaal mit durchschnittlich 100—150 Kindern sonntäglich stattfindet.

Die Arbeit der Zöglinge ist etwas anstrengend. Nur wenige machen sie ganz gesund durch. Viele nehmen dabei ab. Das ist ja auch begreiflich. Wenn die jungen Leute früher meist in der frischen Luft arbeiteten und nun auf einmal an die Stubenluft und an die sitzende Lebensweise sich gewöhnen sollen, so fällt das manchem etwas schwer. Es gehört nicht nur Geduld der Seele, sondern auch Kraft des Leibes dazu. Darum ist auch bei der Aufnahme eine gute körperliche Gesundheit zur Bedingung gemacht.

---

6. Die Leitung und Verwaltung.

Die äußere Verwaltung des Hauses liegt den beiden Vorständen ob, dem engeren und weiteren, welche zusammen mit den beiden Generalsuperintendenten von Schleswig und Holstein den Gesammtvorstand oder die Generalversammlung ausmachen. Der engere, bestehend aus 4 Personen (gegenwärtig Pastor Jensen, der Inspektor und zwei Gemeindeglieder aus Breclum), hat die laufenden Geschäfte der inneren Verwaltung, die geschäftliche Vertretung und unmittelbare Leitung aller Arbeiten, welche ein geordneter Betrieb der Missionsanstalt nach innen und außen nothwendig macht. Dahin gehört die Berufung der Lehrer der Anstalt mit Ausnahme des Missions-Inspektors, der vom Gesammtvorstand berufen wird, die Aufnahme der Zöglinge, wobei indeß die Lehrer der Anstalt hinzugezogen werden, die Ueberwachung von Unterricht und Beschäftigung, Zucht und Wandel der Missionszöglinge, die Verwendung der ausgebildeten Zöglinge auf den betreffenden Missionsarbeitsfeldern, die Entlassung von Zöglingen, die Leitung der ganzen Oekonomie der Anstalt, die bauliche Instandhaltung und Unterhaltung des Inventars, die Vermittelung des Verkehrs mit den auswärtigen Stationen, die gesammte Rechnungsführung. Nur in 3 Punkten hat der engere Vorstand für seine Beschlüsse die Genehmigung des weiteren Vorstandes einzuholen, nämlich zur definitiven Berufung oder Entlassung von Lehrern und ausgesandten Missionaren, zur Erweiterung oder bedeutenden Veränderung der Baulichkeit, sowie Ankauf und Verkauf von Grund-

stücken, und zur Negociirung größerer Geldgeschäfte, Kontrahirung größerer Anleihen, Kündigung von Kapitalien, Abtretung von Schulden.

Der Gesammtvorstand hat die oberste Leitung der Missionsanstalt und gehört zum Geschäftskreise desselben die Berufung des Missions-Inspektors, die Feststellung der Instruktionen für die im Dienste der Mission Angestellten, die Bestimmung über die Anlegung und Uebernahme auswärtiger Stationen, die Entgegennahme des Jahresberichts, die Feststellung und Aenderung des Lehrplanes, die Regelung des Verhältnisses zu den Hilfs- und Zweigvereinen, die Wahlen der Vorstandsmitglieder und jede Aenderung des Statuts. Die Sitzungen des engeren Vorstandes sind monatlich, die des weiteren jährlich wenigstens einmal.

Die Anstalt ist von Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm von Preußen insofern staatlich anerkannt, als durch ihn der Anstalt die Rechte einer juristischen Person ertheilt worden sind. Auch hat Se. Majestät huldreichst geruht, der Anstalt die Vergünstigung zu verleihen, daß ihre Zöglinge bei guter Führung den Militärdienst mit Einem Jahre absolviren.

Die Anstalt wird, wie jede andere, unterhalten durch private Liebesthätigkeit der Gläubigen Schleswig-Holsteins. Die Gaben belaufen sich jährlich rund auf 30,000 Mark, was freilich nicht viel, aber doch immerhin für den Anfang genügend erscheint. Das Interesse für die Sache der Mission kann ja nicht wie ein Pilz aus der Erde schießen, sondern entwickelt sich, wie der Herr sagt, senfkornartig, also von kleinen Anfängen aus. Hin und her bilden sich schon im Lande einzelne Vereine, die nicht nur in Geldern, sondern auch in Sachen ihre Gaben einsenden. Gewiß wäre es für die Breckluner Anstalt von großer Bedeutung und Wirkung, wenn, wie in Basel, eigene Missionsprediger angestellt würden, die eben weiter keinen Beruf haben, als den, durch die Predigt des Worts für die hl. Sache der Mission zu begeistern. Dies könnte hier doppelt nöthig erscheinen, wenn man den schleswig-holsteinischen Charaktertypus der stabilen, etwas langsamen schwerfälligen, phlegmatischen Lebensweise in Betracht zieht.

Wohin wird die Breckluner Anstalt ihre Zöglinge senden? Diese Frage bewegte die hiesigen Kreise oft und lange. Bald faßte man

Madagaskar, bald Japan, bald die Neu-Hebriden ins Auge. Dann wurde wieder gesagt, Grönland liege näher. Ein Schleswig-Holsteiner, Namens Schmidt, der als Missionar im Dienste der amerikanischen lutherischen Gesellschaft zu Philadelphia (General Council) schon 14 Jahre in Indien steht, richtete die Blicke der Brecklumer auf das Bustar-Gebiet in Indien, nödlich von Godavery, wo bisher sehr wenig, fast nichts für die Ausbreitung des Ewangeliums geschehen sein soll. Die Verhandlungen hierüber sind noch nicht zum Abschluß gebracht. Es ist auch noch Zeit, diese Frage zu erwägen, da die Aussendung vor Michaelis dieses Jahres oder Ostern nächsten Jahres nicht wird erfolgen können.

Zu erwähnen aber ist, daß die holländische lutherische Gesellschaft, die »Nederlandsch Luthersch Genootschap voor In- un Uitwendige zending« (Niederl. Luther. Genossenschaft für in- und auswärtige Mission), mit der Brecklumer Anstalt einen Vertrag geschlossen hat, durch welchen ihr vorläufig 2 der ersten 4 auszusendenden Zöglinge abgetreten werden. Die 2 holländischen Missionare sollen nach Engano, einer kleinen Insel am Südwestende Sumatras, gesendet werden. Ist das Inselchen christianisirt, so soll von da aus Süd-Sumatra in Angriff genommen werden.

Von der Goßnerschen Mission ist zur Uebernahme einiger Goßnerschen Stationen im Kohlsgebiet aufgefordert worden. Aber in Anbetracht der schwierigen Verhältnisse gerade auf diesem Gebiet glaubte man auf dies freundliche Anerbieten nicht eingehen zu können. Kommt Zeit, kommt Rath. Der Herr wird schon die rechten Wege weisen und uns zeigen, wo wir wandeln sollen. Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht; sein Thun ist lauter Segen, sein Gang ist lauter Licht. Möge er auf der Brecklumer Anstalt seinen Segen ruhen lassen, daß auch durch die Arbeit dieses Hauses unter immer mehr Heiden sein Licht aufgehe, daß sein Wort laufe und gepriesen werde und die Welt voll werde seiner Erkenntniß und Herrlichkeit, wie der Grund des Meeres mit Wasser bedeckt ist.

Der Herr erbarme sich in Gnaden aller Arbeiter am hl. Werke der Mission. Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände; ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.

Katholisches.

Fast überall, wo überhaupt missionirt wird, stoßen Katholiken und Protestanten auf einander. Wie manche schön aufblühende Evangelisationsarbeit ist schon durch das bald rücksichtslose, bald intriguirende, immer aber herrschsüchtige Auftreten jesuitischer Eindringlinge gehindert oder gar zerstört worden. Unzufriedene, anspruchsvolle Katechisten, sowie ausgeschlossene Gemeindemitglieder protestantischer Missionen finden stets freundliche Aufnahme bei den Katholiken. Die Kirchenzucht wird dadurch sehr erschwert. Je und je kommt es auch zu öffentlichen Streitereien und anderen ärgerlichen Auftritten, über welche natürlich die Heiden sich freuen. Selbst an blutigen Zusammenstößen hat es nicht gefehlt, und wenn nicht zurückhaltende Mächte da wären, würden wir bald wieder von Inquisition, Scheiterhaufen und Ketzerverfolgungen zu hören bekommen. So sehr wir Gott danken dürfen für die Fortschritte der evangelischen Mission innerhalb der letzten 80 Jahre, so sehr müssen wir uns hüten, unsere Leistungen zu überschätzen. Der Aufschwung, den das katholische Missionswesen in den letzten Jahren genommen hat, ist mindestens ebenso großartig als das, was von uns und bei uns geschehen ist. Es ist daher nicht am Platz, wenn in manchen Kreisen verächtlich von der katholischen Mission gesprochen oder versucht wird, dieselbe zu ignoriren. Es geziemt sich, daß wir den Feind kennen lernen, nicht um uns vor ihm zu fürchten, sondern um uns recht zu rüsten für den Streit und um wo möglich ihm zuvorzukommen, von ihm zu lernen, seine Fehler zu vermeiden, seine Tugenden zu übertreffen.

Der gegenwärtige Papst scheint durchdrungen zu sein von der Wichtigkeit des Missionswerkes. Zur Unterstützung desselben hat er durch ein Rundschreiben an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt alle „in der Gnade und Vereinigung des apostolischen Stuhles lebenden“ Christen aufgerufen. Wie Se. Heiligkeit von der protestantischen Mission denkt, kann man aus folgender Stelle schließen: „Trügerische Männer, Verbreiter von

Irrthümern geben sich oft den Anschein, als seien sie Apostel Christi, und treten mit menschlichen Hilfsmitteln reichlich versehen, dem Wirken katholischer Priester hinderlich in den Weg oder schleichen sich insgeheim an die Stelle der Abwesenden oder errichten im Gegensatz zu ihnen Lehrstühle, wobei sie es schon als einen Erfolg ansehen, wenn sie den Leuten, die alsdann das Wort Gottes verschieden ausgelegt sehen, den Weg zum Heile überhaupt zweifelhaft machen. Und wenn sie nur durch ihre Ränke nichts weiter erreichten! Gewiß ist aber zu beklagen, daß sogar die, welche solche Lehrmeister verabscheuen oder sie gar nicht kennen und sich nach dem reinen Licht der Wahrheit sehnen, oft niemanden haben, der sie in der Heilslehre unterrichten und dem Schooße der Kirche zuführen könnte. Wahrlich, die Kleinen rufen nach Brod und niemand bricht es ihnen: das Getreide ist reif zur Ernte und diese ist groß, allein der Arbeiter sind nur wenige und ihre Zahl wird vielleicht mit jedem Tage noch geringer." In wirklich eindringlicher Weise werden dann alle Leser der Encyklika ermahnt, „sowohl durch Gebete als auch durch Almosen das heilige Missionswerk zu befördern." Zum Schluß aber kommt noch ein Donnerkeil, der gegen die evangelischen Missionen geschleudert wird: „Wir hegen das feste Vertrauen, daß alle, die sich des katholischen Namens rühmen, diese unsere Worte beherzigen und sich an diesem frommen Werke, das uns so sehr am Herzen liegt, betheiligen und nicht zulassen werden, daß ihre Bemühungen um die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi durch den Eifer und die Anstrengungen jener zu schanden werden, welche die Herrschaft des Fürsten der Finsterniß (!) auszubreiten trachten." Also Teufelsdiener sind die evangelischen Missionare sammt denen, von welchen sie unterstützt werden!! Ohne Zweifel wird dieser Aufruf eine bedeutende Wirkung haben. Katholische Missionsblätter haben denselben mit Freuden begrüßt, und schlagen nun einen noch triumphirenderen Ton an als zuvor. Der Einbruch der katholischen Missionare in Uganda und ihr „Triumph über die protestantische Gesellschaft" wird mit dem Ausrufe begrüßt: „Welch' tröstlicher Anblick!" Das vom Oberhäuptling begünstigte Eindringen eines Priesters in Abeokuta und dessen Sieg über die „Intriguen" des protestantischen Miss. Faulkner wird bezeichnet als das „ausschließliche Werk der Güte Gottes und des hl. Petrus, unter dessen Schutz wir diese neue Mission gestellt haben". Auf Afrika ist besonders abgesehen.

Immer neue Schaaren von Vorkämpfern des Katholicismus werden dahin ausgesandt. Und daß es an Männern wie an Mitteln hiezu nicht fehlt, gereicht gewiß den Katholiken zur Ehre.

Besonders merkwürdig ist die Geschichte einer solchen Missionsexpedition nach Inner-Südafrika, welche am 2. Jan. 1879 von Southampton abgieng. Am 24. Juli hatte dieselbe Schoschong, die Hauptstadt der Caneaugwatos, bei denen sie eine erste Station gründen wollten, erreicht. „Aber der König Khame, der seit langem in die Sekte der Wesleyaner (Londoner Mission!) verstrickt war, verweigerte den Missionaren die Erlaubniß, sich auf seinem Gebiete niederzulassen" (s. Miss.-Mag. 1880, S. 7 ff.). Hierauf wandte sich Pater Depelchin, Superior dieser Mission, an Lo Bengula, den König der Matebelen, der ihn gut aufnahm. Um 500 Pf. St. wurde ein treffliches Grundstück gekauft und die neue Station „auf der Hochebene von Gubulawayo in der reizendsten Lage der Welt" angelegt. „Wir werden so zu sagen überschwemmt, schreibt der Pater, mit der gesunden Luft der Berge von Matoppo, deren Höhe 1415 m. beträgt, und gegenwärtig auch von den sündflutartigen Strömen der Regenzeit. Aber diese Wasser fließen schnell ab und unsere Wohnung ist sehr gesund." Bald waren die Missionare „die Lieblinge des Königs der Könige", den sie übrigens als einen Nero schildern. Wodurch? „Wir trachten allen alles zu werden, um alle für Christus zu gewinnen. Unsere Brüder sind Sattler, Schreiner und Maurer; ich bin Maler und Arzt." Eine Nähmaschine erregte die Bewunderung des Königs, ein „prachtvoller Revolver", den er als Weihnachtsgeschenk erhielt, entzückte ihn, und als der Pater ihn von seinen rheumatischen Schmerzen geheilt hatte, war er vollends dankbar. Auch die europäischen Ansiedler zeigten sich entgegenkommend. „Im Ganzen genommen verstehen wir Protestanten und Katholiken, Jesuiten und Laien uns immer so gut als möglich, an der Hand der Höflichkeit und der gegenseitigen Rücksicht, ohne indessen von unseren Ueberzeugungen und unseren Pflichten etwas dranzugeben. Wir stehen selbst mit den protestantischen Predigern in den besten gesellschaftlichen und bürgerlichen Beziehungen. Als wir näher mit einander bekannt wurden, fielen viele Vorurtheile dahin und schwanden viele Mißverständnisse." Die meisten Europäer sind Elephantenjäger. „Seltsam! die alten Pfade, auf welchen einst nur die wilden Dickhäuter durch die Wälder streiften, werden jetzt allmählich zur

Straße, auf welcher zuerst der Jäger, hierauf der Wagen, dann die Post und endlich die Eisenbahn hinziehen wird." Die Eingebornen sind sehr abergläubisch und diebisch. Von einer Gruppe heißt's einmal: „Sie hätten uns zweifelsohne alles geraubt, wenn unsere furchtbaren Reitpeitschen aus Rhinocerosleder und die Hufe unserer Thiere sie nicht zurückgehalten hätten. Vor dem König fallen die Missionare auf die Kniee; er aber fängt an einzusehen, daß sie nicht sind wie die Boers" (selbstsüchtige Lügner). Seine erste und zugleich jüngste Frau ist Kalina, eine Tochter Umsila's.

Von eigentlicher Missionsarbeit ist noch keine Rede. „Wann werden wir das Werk der Bekehrung und sittlichen Besserung dieses armen Volkes unmittelbar beginnen können? Das weiß nur Gott.... Unsere Arbeit wird zweifelsohne lange fruchtlos sein; vielleicht werden wir als Opfer des Klimas (das aber an einer anderen Stelle als „ewiger Frühling" bezeichnet wird!) oder des Schwertes der Verfolgung fallen. Doch was liegt daran? Sollten wir auch vergrabenen Bausteinen gleichen, die vergessen in den Fundamenten der Kirche dieser Schwarzen liegen bleiben. Unsere Nachfolger werden alsdann fortbauen ... 2c." (Jahrbücher d. V. d. G.)

In's Land des oben erwähnten Umsila wollten Mitte v. J. die Patres Law und Wehl eindringen. Letzterer verirrte sich aber unterwegs und mußte umkehren, ersterer erreichte nach unsäglichen Mühen und allerhand Abenteuern am 20. Aug. Umsila's Kraal und wurde freundlich empfangen. Seine Gesundheit ist aber sehr erschüttert. Ueberdies ist Pater Terorde im Februar d. J. gestorben.

Aber die Katholiken lassen sich nicht abschrecken. „Glücklicherweise," heißt's in den ‚Katholischen Missionen', „fehlt es nicht an opferwilligen Herzen. 60 Jesuiten sind bereits für diese überaus schwierige Mission — am obern Sambesi — bestimmt. 22 Priester haben sich für das Unternehmen geopfert und 15 Laienbrüder stehen ihnen hilfreich zur Seite. Außerdem bereiten sich 23 junge Ordensleute in den Noviziaten der Gesellschaft Jesu zu Roehampton, Trouchiennes und Arlon auf die Priesterweihe und das Apostolat unter den Schwarzen vor. Nach einigen Monaten werden sie nach dem Kap unter Segel gehen, um in dem neuerrichteten Studienseminar zu Grahamstown ihre Ausbildung zu vollenden und zugleich Sprache und Sitten der benachbarten Kaffernstämme kennen zu lernen."

Sehr charakteristisch für die Anmaßung und Rücksichtslosigkeit

der meisten römischen Sendlinge ist das Auftreten derselben im Herero-Lande unmittelbar vor der Thür der dort seit Jahrzehnten arbeitenden Rheinischen Missionare, ein Auftreten, das selbst die Heiden mit Abscheu erfüllt. Miss. Viehe schreibt darüber aus Okozondye: „Pater Duparquet ist schon seit längerer Zeit auf einer Reise nach dem Norden. Zwei Priester und ein Laienbruder sind hier auf der Station zurückgeblieben. Diese haben nun seit einiger Zeit ihre Weise ganz geändert. Während sie sich früher sehr zurückhaltend zeigten, nur englische Schule hielten und hie und da ein Kind tauften, verkehrt Pater Hogan jetzt sehr viel auf den Herero-Werften und sucht Kinder und Erwachsene an sich zu locken. Auch meine Gemeindeglieder hält er, wo er nur kann, auf offener Straße an oder besucht sie auch in den Häusern und sucht ihnen einzureden, daß unsere Lehre und Kirche falsch sei. Besonders gegen Frauen und Mädchen ist er im hohen Grade zudringlich, während er sich an die Männer doch nur ausnahmsweise heranmacht. Ich sah mich dadurch veranlaßt, am Sonntag, den 8. August, meine Gemeindeglieder dringend vor den Römischen zu warnen, und sie zu bitten, daß sie dem Pater Hogan aus dem Wege gehen möchten, nicht auf ihn hören und auch nicht zu ihm sprechen.

„Einige Tage später machte der andere der beiden Patres, Griffin, wieder lange Besuche bei mehreren Häusern meiner Gemeindeglieder, obwohl die Leute ihm erklärten, sie wollten ihn gar nicht anhören. Weil er auch diesmal sich sehr aufdringlich zeigte, so gieng zuletzt einer der Männer hin und befahl ihm auf das Bestimmteste, sich zu entfernen. Ebenso hat man ihnen auf der heidnischen Häuptlingswerft dieser Tage ihre Besuche untersagt, wie denn überhaupt unter den Hereros eine große Abneigung gegen sie herrscht."

Drei Tage später schreibt dann derselbe noch weiter: „Am 18. August erhielt ich beifolgendes Schreiben von Pater Hogan. Die darin enthaltenen Anschuldigungen sind so grundlos, daß sie nur dazu erfunden zu sein scheinen, um gegen uns veröffentlicht zu werden. Die in diesem Schreiben enthaltene Behauptung, sie hätten die feierliche und öffentliche Erlaubniß der Häuptlinge von Omaruru, die im Herzen ihre Freunde seien, sich in diesem Theil des Landes niederzulassen, veranlaßte mich, bei dem Häuptling Tjaherani anzufragen, ob dem wirklich so sei, wobei ich ausdrücklich bemerkte, ich

wolle ihn in dieser Angelegenheit nicht beeinflussen, müsse aber verlangen, daß er mir, seinem Lehrer, die Wahrheit sage. Darauf nun berief der Häuptling gestern mich, die Römlinge und alle hiesigen bedeutenden Männer unter den Herero zu einer öffentlichen Versammlung, da er vor vielen Zeugen auf diese Frage eine klare Antwort geben wollte. Auch 6 Europäer waren dabei zugegen. Pater Hogan hielt seine Behauptung aufrecht und ein Europäer stimmte ihm bei, Tjaherani und alle Herero dagegen behaupteten, das sei eine Unwahrheit, die Römlinge hätten nur Erlaubniß, sich hier eine Zeitlang aufzuhalten, bis sie dann weiter reisen würden. Es gab nun einen heißen Wortkampf zwischen den Herero und den Römlingen. Die letzteren drohten mit Intervention der kapischen, englischen und französischen Regierung, wenn man sie hier nicht dulden würde; Tjaherani entgegnete nur immer wieder: „Hier bin ich Häuptling; ich habe einen Lehrer, Viehe, und will keinen andern. Den Römischen haben wir keine Erlaubniß zur Niederlassung gegeben und werden dieselbe auch nie geben.“ Er befahl den Römischen, sofort den Platz zu verlassen. Pater Hogan antwortete: Wir weichen nur der Gewalt. Da gab Tjaherani Befehl, sie sammt ihren Sachen sofort aus dem Hause zu entfernen und wenn ich nicht dazwischen getreten wäre, so hätte er seine Hand an den Pater gelegt. Nachher wurde er von Gliedern der Gemeinde, aber nur mit vieler Mühe, bewogen, jenen Befehl wieder zurückzunehmen. Diese sehr peinliche Versammlung hat Jedermann davon überzeugen können, daß die heidnischen Herero weit ärger gegen die Römlinge eingenommen sind, als die christlichen, und die Römlinge keine Erlaubniß haben, hier zu bleiben, und dieselbe ohne bedeutenden Druck von Seiten der Europäer auch wohl nicht erhalten werden. Ein solcher Druck wird nun wohl allerdings versucht werden. Die Europäer sollen sich schon an den englischen Residenten um Intervention gewandt haben. Sie behaupten, sie seien nur deßwegen auf Seite der Römlinge, weil grundsätzlich jede Religion geduldet werden sollte.“

Unter dem 16. Okt. berichtet dann Bruder Viehe weiter: „Bald nach den schon neulich berichteten Begebenheiten kam der Superior Pater Duparquet von seiner langen Reise zurück und machte mir gleich am Tage seiner Ankunft mit Pater Hogan zusammen einen Besuch, um sein tiefes Bedauern über das Vorgehen besonders des Pater Griffin während seiner Abwesenheit auszudrücken. Dasselbe

sei durchaus gegen seine Vorschriften gewesen, dagegen verstehe er mein Verhalten dem gegenüber ganz gut. Dasselbe sei ja durchaus pflichtgemäß gewesen, weil Griffin eben öffentlich versucht hätte, meine Gemeindeglieder von unserer Kirche abwendig zu machen. Daran knüpfte sich dann noch eine lange Unterredung, die aber zu keinem Resultat führte, zumal Pater Hogan schließlich ausdrücklich bemerkte, sie seien allerdings völlig berechtigt, in derselben Weise, wie es geschehen, zu versuchen, auch unsere Gemeindeglieder für die allein seligmachende Kirche zu gewinnen, wollten sich dessen aber aus freien Stücken enthalten. Darauf glaubte ich denn doch entgegnen zu müssen: dieses Enthalten geschehe doch wohl weniger aus freien Stücken, als vielmehr deßwegen, weil seit meiner öffentlichen Warnung keiner meiner Leute mehr sich auf ein Gespräch mit ihnen einlasse."

„Was nun weiter wird? Gott weiß es. Unser Häuptling Tjaherani hat den Römlingen erklärt, sie müßten die Station verlassen, und Kamaherero, der bereits vor einigen Monaten ihm den mündlichen Befehl hatte zugehen lassen, die Römlinge von hier zu entfernen, hat unlängst den schriftlichen Befehl gesandt, dieselben müßten innerhalb zwei Monaten von hier fort sein. Aber auch diesem Befehl des Oberhäuptlings werden die Römlinge voraussichtlich nicht weichen, und ob die Herero trotz der Weißen, die zum Theil entschieden Partei für die Römlinge nehmen, Gewalt gebrauchen werden, das ist mindestens fraglich. Jedenfalls werde ich nicht dazu rathen."

Natürlich fragt man: Wodurch glauben denn diese Fanatiker sich berechtigt, alles das für nichts zu halten, was protestantische Missionare durch Predigen, Schulehalten, Bibelverbreitung, Erziehung zur Arbeit, strenge Kirchenzucht u. s. f. an den Eingebornen zu thun pflegen? Die Antwort lautet einfach: Ihr habt „die heiligende Gnade" nicht; eure Sakramente sind wirkungslos, eure Ordination ungültig; daher kann eure wenn auch noch so angestrengte Arbeit von keinem Segen sein. Prüft man nun aber die Resultate der katholischen Missionen, so findet man zwar hie und da nette Erfolge auf dem Gebiet der äußeren Kultur, von jener heiligenden Gnade, welche durch die bischöflich geweihten Priester vermöge der von ihnen gespendeten Sakramente unfehlbar soll mitgetheilt werden können, spürt man gar wenig. Hie und da legt ein Aufrichtiger unter ihnen selbst hiefür Zeugniß ab. So z. B. ein Pater Deltour, der es

offenbar ernst mit seiner Aufgabe nimmt und dem wir unsere Sympathie nicht versagen können. Derselbe schreibt*) aus Natal: „Diese armen Kaffern sind Sklaven aller Laster, verlogen, träge, diebisch und voller List, gierig bis zur Gefräßigkeit . . . Um den Umfang ihrer Laster einzusehen genügt es, einerseits die allen Menschen gemeinsame Verderbniß der Natur zu kennen, andererseits zu bedenken, daß es hier in diesen Finsternissen des Heidenthums und unter einem brennend heißen Himmel keine natürliche Schamhaftigkeit noch öffentliche Ehrbarkeit gibt, welche den Leidenschaften das Gegengewicht halten . . . Rechnen Sie zu all dem einen übermäßigen Stolz, so haben Sie zwar kein schmeichelhaftes, aber ein getreues Bild jenes thierischen Menschen, den wir hier auf allen Wegen treffen und bekehren, d. h. Gott und den Menschen ergeben, demüthig, mäßig, keusch, dankbar, arbeitsam und wahrheitliebend machen sollen.

„Das ist gewiß ein sehr undankbares Feld. Die Saat geht allzu oft wegen der Gründe, die Jesus Christus selbst im Gleichnisse anführt, nicht auf. Nur einige Körner fallen auf gutes Erdreich und auch diese geben nicht immer das Hundertfache. Das Werk ist, um aufrichtig zu sprechen, schwierig, die Aufgabe derart, daß sie denjenigen, der nicht sehr erhabene und zugleich vom Erfolg unabhängige übernatürliche Absichten hat und der in allen Unternehmungen seines Eifers nicht einzig von der Liebe Gottes geleitet wird, entmuthigen müßte.

„Der Kaffer, welcher in materiellen Dingen sehr gescheidt ist, begreift die geistigen nur schwer; er ist immer geneigt, grobe und unzuläßige Vergleichungen zu machen. Die Gnade arbeitet sichtlich in einigen Seelen, aber sie siegt erst nach langer Zeit ob. Statt massenhaften Bekehrungen haben wir nur vereinzelte und leider ziemlich seltene; die Zahl der Katholiken mehrt sich daher nur sehr langsam. Die Erstgetauften befestigen sich allerdings im Glauben und haben katholische Familien gegründet: das allein bildet einen unleugbaren Fortschritt; aber sie besitzen bei weitem nicht jenen gründlichen christlichen Geist, der aus dem Menschen ein wahrhaft neues Wesen macht, jenen lebendigen Glauben, welcher die Furcht und Liebe Gottes einflößt.

„Das Heidenthum ist in diesen tiefgesunkenen Naturen äußerst

*) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens.

schwer zu entwurzeln. Die ganze Macht des Wortes, des Beispiels und sogar der geistigen Wiedergeburt durch die Taufe reicht nicht hin, um dasselbe gänzlich auszutilgen. Ein Kaffer bleibt fast immer Heide durch irgend eine geheime Seite seines Herzens, durch irgend einen tief verborgenen, vielleicht unbekannten Götzen im Innersten seines Herzens. Diese schlimme Anlage giebt sich gelegentlich immer wieder kund. In den christlichen Ländern erscheinen die Kinder bei der Geburt mit dem Charakter der Vorherbestimmung zum übernatürlichen Leben bezeichnet; Erben des Glaubens ihrer Eltern und bald im Wasser der Taufe wiedergeboren, scheinen sie nur zum Dasein zu gelangen, um Kinder Gottes zu werden; für sie ist das Christenthum gleichsam eine zweite Natur. Das nämliche Erbschaftsgesetz bringt in der Kafferfamilie aber unter ganz entgegengesetzten Bedingungen bedauerliche Wirkungen hervor. Ich sah Kinder, welche noch unfähig sind, das Gute vom Bösen, ihre rechte Hand von der linken zu unterscheiden, heidnische Tänze mit einer teuflischen Kunst ausführen, welche der Nachahmungsgeist nicht hinlänglich zu erklären vermöchte, wenn nicht eine Art satanische Besessenheit, welche die Fähigkeiten und Neigungen zum Bösen steigert, dabei im Spiele wäre. Eine christliche Erziehung bringt es allerdings, wenn sie das Kind von frühester Jugend an leitet, noch leicht dazu, diese abscheulichen Keime zu ersticken; es ist aber gewiß, daß das Uebel gleichsam als Gift in das Blut eingepfropft und das beste Mittel zur Heilung und Ausrottung desselben eben die religiöse Erziehung ist."

Pater Deltour erzählt dann von einem Häuptling, der zugleich als Arzt und Zauberer in hohem Ruf gestanden und trotz aller Ermahnungen sich nicht hatte bekehren wollen, auch nicht, als eine seiner zwei Frauen gestorben und somit ein Hinderniß seines Uebertritts beseitigt war. „Es bedurfte eines Beweggrunds, dessen Wirksamkeit sich einzig durch den leichtsinnigen Charakter dieses Volkes erklären läßt. Der gute Mann hatte unter seinem zahlreichen Vieh eine schöne Stute, welche — ein Füllen mit drei Beinen warf. Das war für ihn entscheidender Grund! Er kam in die Mission (Station) und sagte, Gott habe ein Wunder gewirkt, um ihn zu mahnen und zu uns zu führen. Er trat in Verkehr mit den Missionaren, wurde in das Katechumenat zugelassen, erhielt den nothwendigen Unterricht und wurde endlich getauft. Jetzt ist er ein guter Christ ... So scheint Gott unserer Weisheit zu spotten, erstlich um unserer Muth-

losigkeit zuvorzukommen, weil selbst die hoffnungsloseste Hartnäckigkeit im Augenblick, da man am wenigsten daran denkt, aufhören kann, und sodann um uns zu lehren, auf seine Gnade und nicht auf unsere Ueberredungskunst zu rechnen."

Und wie steht es mit den Getauften, deren die katholische Mission in Roma, St. Michael und St. Joseph von Korokoro ungefähr 700 hat? Auf diese Frage antwortet Pater Deltour: „Der Kaffer ist ein eigenes Wesen: eine Kleinigkeit schlägt ihn nieder, eine Kleinigkeit hebt ihn wieder empor. Unbeständig und leichtsinnig wie er ist, täuscht er alle Berechnungen, die man machen mag. Doch kann ich mit Zuversicht behaupten, daß unsere Christen den Glauben besitzen und daß sie denselben im Allgemeinen auch in Werken üben. Nun muß aber der werkthätige Glaube hier in strengerem Sinne genommen werden, als in Frankreich. Ein Kaffer muß mehr als ein Europäer thun, um sich auf dem guten Wege zu erhalten: er muß beichten, beten, oft communiciren. Deßhalb betrachten wir auch nur diejenigen als gute Christen, welche an Sonntagen den öffentlichen Gebeten beiwohnen, jeden Monat beichten und zum Tisch des Herrn gehen. Nun thut dies aber durch Gottes Gnade die große Mehrheit: mehrere beichten sogar alle 14 Tage; jeden Sonntag treten einige, Männer und Frauen, zum h. Tisch. Endlich sind unsere Hauptfeste wahrhaft schön und erbaulich.

„Um zu diesem tröstlichen obgleich immerhin noch beschränkten Erfolge zu gelangen, bedarf es freilich nicht wenig. Man muß die Leute oft zurechtweisen, und zwar immer namentlich, sonst würden sie nicht zur Selbsterkenntniß kommen; man muß zahllose Vergleiche aus ihren Sitten, Gebräuchen oder aus der Natur anwenden: das allein leuchtet ihnen ein und das rührt sie; man muß dem Heidenthum und seinen Gebräuchen den Krieg erklären, den erbittertsten, täglichen und bis in's Einzelne gehenden Krieg. Würden wir nicht auch auf die geringsten Eigenheiten eingehen, so müßten wir uns gefallen lassen, daß selbst unsere Katholiken — in voller Gewissensruhe — die verwerflichsten Gebräuche (z. B. die mit der Arzneikunde untrennbar verbundene Zauberei u. dergl.) beibehalten."

Nun auch eine Probe aus Ostindien und zwar aus dem Gebiete unserer Basler Mission.

Seit Anfang 1879 ist die katholische Mission in Mangalur in den Händen der Jesuiten. Ueber die Basler Mission daselbst

schreibt einer derselben, Pater Pagani: „Die deutschen Protestanten arbeiten aus allen Kräften, den Fortschritt des Katholicismus in diesen Provinzen zu hemmen. Sie zählen in Mangalur (sollte heißen: in Kanara, Südmahratta, Malabar und auf den Nilagiris zusammen! und auch so ist die Zahl noch übertrieben) 67 Pastoren, von denen etwa 10 in der Stadt selbst wohnen. Sie sind sehr reich und geben alljährlich 20,000 Rup., also 40—50,000 Fr., um die Indier zu ihrer Lehre zu bekehren. Die Presse, die Schule und die Waisenhäuser, welche fast alle in ihren Händen liegen, sind ebenso viele Mittel, deren sie sich bedienen, um ihre Zwecke zu erreichen. Die katholische Jugend selbst ist genöthigt, ihren Unterricht oder den der Heiden zu besuchen; denn wir besitzen weder eine Oberschule, noch ein Waisenhaus für die Knaben, noch ein Spital.

„Ein Umstand tröstet uns indessen sehr und wir können Gott nicht genug dafür danken. (!) Es ist dies die Fruchtlosigkeit der Bemühungen des Protestantismus. Die Apostel der sog. Reformation entfalteten seit den 50 Jahren ihrer hiesigen Niederlassung ihre ganze Macht und Streitkraft; aber sie gewannen für ihre Partei nur 6000 Personen aus der verachtetsten Kaste (!), nämlich der Tulus. Zudem verdanken sie ihre Proselyten allein (!) ihren reichen Geldspenden (!), keineswegs aber der aufrichtigen Ueberzeugung. Es läßt sich demnach leicht begreifen, daß wir uns beeilen müssen, um den Anstalten der Protestanten wenn möglich ebenso viele von unserer Seite entgegenzusetzen, sonst wird die Kirche von Mangalur und besonders unsere Jugend in einigen Jahren den verderblichen Einfluß des Irrthums verspüren.

„. . . Die Protestanten führen indessen ihre erbitterten (?) Angriffe (?) fort. Dieses Jahr (1879) eröffneten sie eine Volksbibliothek. Die ungeheuren (!) Geldsummen, über welche sie verfügen, liefern ihnen die Mittel, ihrem Unternehmen sehr verderbliche Eindrücke und Folgen zu verschaffen. Katholiken sogar ließen sich durch den Reiz der Neugierde hinreißen und unterstützten durch ihre Mitwirkung die Bemühungen der Protestanten. Was ist einer solchen Gefahr gegenüber zu thun? Um ihr einen haltbaren Damm entgegenzusetzen, ist es unumgänglich nothwendig, eine katholische Bibliothek zu gründen. Wir begannen mit einer kleinen Sammlung, welche wir in England um 7000 Fr. (!) kauften . . . . Schon haben alle Katholiken die Bibliothek der Protestanten verlassen."

Die Zahl der Katholiken im Vikariat Mangalur beträgt 53,000. Das ist gegenüber unseren 6000 natürlich sehr viel. Wie aber sind sie beschaffen? Ueber die 800 Katholiken des Dorfes Kulur heißt's im nämlichen Bericht: „Sie hatten schon seit 6 oder 7 Jahren nicht gebeichtet; zudem gaben sie sich teuflischem Aberglauben hin und hatten kaum noch etwas Christliches als den bloßen Namen!" Hoffentlich sind die anderen besser! Die schlechten Christen in Kulur zu bessern, hat der Pater ihnen „Weihwasser" statt ihrer abergläubischen Gebräuche empfohlen, ihnen „eine schöne Statue der allerseligsten Jungfrau" für die auszuliefernden Götzen versprochen, ein lärmendes Kirchenfest gefeiert und in der „Predigt über den h. Antonius" von dessen „Macht, Güte und Barmherzigkeit", ja von seiner ganz besonderen Liebe zum Volk von Kulur geredet. Das ist römisch-katholische Missionsmethode! Das sind Kräfte, die uns armen Protestanten allerdings nicht zu Gebote stehen.

Aus Arkot berichtet ein Missionar: „Der römische Priester hat sich sehr angestrengt, die Leute in Tschennatur und Ladapuram zum Katholicismus hinüberzuziehen. Er schlug ein Zelt zwischen diesen beiden Dörfern auf — bei Nacht —, feuerte einige Raketen und anderes Feuerwerk ab, um so die Leute anzulocken. Im Innern des Zeltes waren kleine Heiligenbilder aufgestellt, wurde Weihrauch gebrannt und die Messe gelesen. Den Leuten wurde versprochen: Wenn ihr zu uns kommt, dürft ihr euren Kudumi (Zopf) wieder tragen, ebenso die heilige Schnur und dürft die Kaste halten. In den Häusern derer, die sich ihm anschlossen, sprengte der Priester heiliges Wasser und malte mit Kreide das Zeichen des Kreuzes auf die Wände und Fußböden. Die Leute ließen sich durch die verführerischen Reden irre machen. Einer sagte: ‚Wenn wir zu den Katholiken gehen, dürfen wir unsere alten Gebräuche beibehalten; wir brauchen nur unsere Kastenzeichen abzuwischen, wenn wir die Kirche betreten;' ein Anderer: ‚Wir können uns mit Asche ein Kreuz auf die Stirn machen, dann kann niemand sagen, daß wir mit bloßer Stirn einhergehen.' Wieder ein Anderer: ‚Wir wollen den Götzenwagen herausholen, das Bild der h. Jungfrau darauf setzen, es herumziehen und so ein heiliges Fest feiern.' So redeten die armen schwachen Christen unter einander. Dazu imponirte ihnen der äußere Glanz des römischen Rituals. ‚Wenn der römische Swami (Priester) seine seidenen Kleider anzieht, so erscheinen auf seiner Brust und

seinem Rücken glänzende goldene Kreuze. Warum kleidet Ihr Euch nicht so? Wenn wir den Priester ansehen, kommt er uns wie Gott vor!' Im Lauf des Jahres 1879 wurden auf diese Weise viele verführt. Dann aber gieng der Mann, welcher die Hauptstütze des Priesters gewesen war und von ihm 400 M. erhalten hatte, davon — nach Mauritius. Damit war alles aus und es wurde wieder ruhig in den Dörfern."

Was den Katholicismus in Indien überhaupt betrifft, so rühmen katholische Blätter den wohlthätigen Einfluß, welchen die Regierung Lord Ripons, des Vicekönigs von Indien, auf die Ausbreitung des (römisch-katholischen) Christenthums ausübt. Lord Ripon besucht nicht nur regelmäßig die Messe, sondern unterstützt auch durch Wort und That die katholischen Missionen. Leider fehlt es nicht an Protestanten, die um seinetwillen nun auch in die Messe gehen oder an anderen katholischen Feiern theilnehmen. Mehrere „Schwestern", die zu einem protestantischen Orden gehörten, der der Brüderschaft der „Cowley Fathers" entspricht, sind katholisch geworden. Viele Protestanten schicken ihre Töchter in katholische Klosterschulen. Eins dieser jungen Mädchen, Kate Bain, die von ihrer Mutter wieder aus dem Kloster genommen werden sollte, verschwand plötzlich spurlos. Es heißt, daß sie in die Nähe von Goa gebracht worden und dort festgehalten wird. Protestantische Stimmen werden laut: Zu solchen Kühnheiten würden die Katholiken unter einem evangelischen Generalgouverneur wohl kaum sich versteigen; es sei eine Schmach für England, daß dergleichen in Indien möglich sei und daß die evangelische Königin dort durch einen Römling vertreten werde. Wir glauben nicht, daß es damit so schlimm ist, als einige Heißsporne meinen, schlimm aber ist es immerhin.

Nicht minder eifrig als in Afrika und Indien machen die Katholiken uns in der Südsee Konkurrenz. Ja, auf diesem romantischen Gebiet hat neuerdings der legitimistische Marquis de Reys, ein treuer Schüler und Anhänger der Jesuiten, etwas noch nicht Dagewesenes in's Werk gesetzt. Von der gegenwärtigen Verfassung seines Vaterlandes nicht befriedigt und entrüstet über alle dem Papst und der heiligen römischen Kirche in Europa angethane Schmach, beschloß er am entgegengesetzten Ende der Welt, unter den Papuas von Neu-Irland, Neubritannien und Neuguinea ein neues Frankreich, einen Garten Eden, ein jesuitisches Paradies zu gründen. Er

Missions-Zeitung.

Die norwegische Missionsgesellschaft

hat im vorigen Jahre 9 neue Missionare ausgesandt. Am 29. Mai segelten dieselben auf dem „Elieser" von Fredrikstad ab und langten nach 73-tägiger Fahrt in Durban (Natal, Südafrika) an. Hier wurden drei Brüder: Berge, Erikssen und Nordgaard, die für die Zulumission bestimmt waren, abgesetzt, sowie der verheirathete Br. Braadtvedt, der sofort auf Umpumulo in Natal als Lehrer und Hausvater für die Kinder der Missionare zu wirken begann und bald durch seine Tüchtigkeit und sein liebreiches Wesen aller Herzen gewann. Der jugendkräftige, energische Nordgaard hat schon in Ekjowe, wo er dem alten Oftebro treu zur Seite steht, unter den Schülern einen vierstimmigen Sängerchor zu Stande gebracht, und die schönen mit Lust und Leben gesungenen Choräle werden sicherlich nicht verfehlen, auf die Heiden einen gesegneten Eindruck zu machen. Das neuerbaute Schulgebäude ist voll von lernbegierigen Schülern, und 35 Heiden stehen im Taufunterricht. So geht's auf dieser Station erfreulich voran.

Mit Emzinjati dagegen ist es so gegangen, wie wir (s. Miss. Mag. 1880, S. 239) fürchteten. Die Station ist aufgegeben und statt ihrer eine neue Station in Dunnsland: Ekombe (oder Equdeni) angelegt worden. John Dunn zeigt sich den norwegischen Missionaren gegenüber sehr freundlich. Wie der Häuptling Hlubi in seinem Distrikte nur anglikanische, so will Dunn nur norwegische Missionare, von den Herrmansburgern dagegen will er nichts wissen. Aber während Hlubis Verhalten durch den Einfluß des anglikanischen Bischof's Macrorie bedingt ist, ist hier die Ausschließung der deutschen Missionare dem Willen der Norweger gerade zuwider. Sie haben wiederholt Dunn gesagt, daß sie die Herrmansburger gerne wieder im Lande sehen würden, und Oftebro bezweifelt nicht, daß Dunn schließlich einsehen wird, daß er am klügsten handeln würde, wenn er ihnen gestattete, ihre verwüsteten Stationen wieder aufzunehmen. In dem Distrikte, wo die neue Station liegt, hat Dunn Martin Oftebro, einen Sohn des Missionars, als Magistrat*) eingesetzt; auch hat er seinen Freunden erlaubt, noch eine neue Station, wo sie selbst wollen, zu gründen, und die Direktion in Stavanger wird wohl die Anlegung derselben gutheißen. Hr. Kilner, der erfahrene Sekretär der Wesleyaner, der 30 Jahre in Indien gewirkt und vom Cap alle Missionsstationen im südlichen Afrika be-

*) Er hat deren drei in seinem Lande eingesetzt, und das Volk muß Hüttensteuer zahlen, 5 sh. für jede Hütte.

seinem Rücken glänzende goldene Kreuze. Warum kleidet Ihr Euch nicht so? Wenn wir den Priester ansehen, kommt er uns wie Gott vor!' Im Lauf des Jahres 1879 wurden auf diese Weise viele verführt. Dann aber gieng der Mann, welcher die Hauptstütze des Priesters gewesen war und von ihm 400 M. erhalten hatte, davon — nach Mauritius. Damit war alles aus und es wurde wieder ruhig in den Dörfern."

Was den Katholicismus in Indien überhaupt betrifft, so rühmen katholische Blätter den wohlthätigen Einfluß, welchen die Regierung Lord Ripons, des Vicekönigs von Indien, auf die Ausbreitung des (römisch-katholischen) Christenthums ausübt. Lord Ripon besucht nicht nur regelmäßig die Messe, sondern unterstützt auch durch Wort und That die katholischen Missionen. Leider fehlt es nicht an Protestanten, die um seinetwillen nun auch in die Messe gehen oder an anderen katholischen Feiern theilnehmen. Mehrere „Schwestern", die zu einem protestantischen Orden gehörten, der der Brüderschaft der „Cowley Fathers" entspricht, sind katholisch geworden. Viele Protestanten schicken ihre Töchter in katholische Klosterschulen. Eins dieser jungen Mädchen, Kate Bain, die von ihrer Mutter wieder aus dem Kloster genommen werden sollte, verschwand plötzlich spurlos. Es heißt, daß sie in die Nähe von Goa gebracht worden und dort festgehalten wird. Protestantische Stimmen werden laut: Zu solchen Kühnheiten würden die Katholiken unter einem evangelischen Generalgouverneur wohl kaum sich versteigen; es sei eine Schmach für England, daß dergleichen in Indien möglich sei und daß die evangelische Königin dort durch einen Römling vertreten werde. Wir glauben nicht, daß es damit so schlimm ist, als einige Heißsporne meinen, schlimm aber ist es immerhin.

Nicht minder eifrig als in Afrika und Indien machen die Katholiken uns in der Südsee Konkurrenz. Ja, auf diesem romantischen Gebiet hat neuerdings der legitimistische Marquis de Reys, ein treuer Schüler und Anhänger der Jesuiten, etwas noch nicht Dagewesenes in's Werk gesetzt. Von der gegenwärtigen Verfassung seines Vaterlandes nicht befriedigt und entrüstet über alle dem Papst und der heiligen römischen Kirche in Europa angethane Schmach, beschloß er am entgegengesetzten Ende der Welt, unter den Papuas von Neu-Irland, Neubritannien und Neuguinea ein neues Frankreich, einen Garten Eden, ein jesuitisches Paradies zu gründen. Er

gründete eine Kompagnie, gab eine Karte von Neu-Irland und einen Plan der dort zu erbauenden Stadt, welche der Jungfrau Maria geweiht werden und wo nur Katholiken geduldet werden sollen, heraus, sammelte ungeheure Geldsummen namentlich unter der abergläubischen Landbevölkerung Südfrankreichs und — stürzte eine ganze Menge armer Menschen in's Unglück. Zunächst sollte in Port Breton auf Neu-Irland eine „Colonie Libre“ angelegt werden. Allerlei Schwierigkeiten stellten sich natürlich in den Weg. Sie wurden jedoch überwunden und im Jahre 1879 gieng endlich das erste Schiff Chandernagor und zwar unter der Flagge von Liberia (!) von Antwerpen in die Südsee ab. Die Auswanderer, 90 an der Zahl, waren größtentheils belgisches, französisches und deutsches Gesindel, ohne Beruf und ohne Lust zur Arbeit. Diese wurden nun Anfang 1880 in Neu-Irland, am alleruntauglichsten Ort, den man sich denken kann, abgesetzt, errichteten mit Hilfe der Eingebornen ein eisernes Vorrathshaus und ein paar Zelte und strolchten nun, jeder mit einem Hinterlader bewaffnet und mit einer Karte von „La Nouvelle France“ ausgestattet, in der ungesunden Gegend herum. Ihre erste Aufgabe sollte die Anlegung einer Hauptstadt dieses neuen Reiches am Süd-Kap von Neu-Irland sein, wofür der Marquis genaue Instruktionen ausgearbeitet hatte, namentlich auch über die Abtheilung der Stadt in ein Adligen-, ein Bürger- und ein Arbeiter-Quartier, sowie über die Breite der Straßen in jedem derselben. Ferner sollten Bergwerksarbeiten in Angriff genommen und das Schiff Chandernagor für die Rückreise mit Kupfer und Zinn, wo nicht mit Gold und Silber, mindestens aber mit Sandelholz befrachtet werden. Alle diese Instruktionen waren in gutem Glauben gegeben und angenommen worden. Zur Ausführung hätte aber etwas mehr gehört als guter Glaube.

Die faulen Auswanderer hatten sich schon ein bequemes Leben mit zahlreicher eingeborner Dienerschaft, mit unerschöpflichen Mengen tropischer Früchte 2c. vorgeträumt. Die Enttäuschung war furchtbar, als nichts der Art ihnen zu theil wurde, vielmehr das Fieberklima und der unvorsichtige Genuß unreifer Bananen, wilder Aepfel 2c. fast alle gar schnell krank und völlig arbeitsunfähig machte. In der Hoffnung, einen bessern Platz für ihre Ansiedlung zu finden, zogen sie nun nach Liki-Liki auf die Ostküste der Insel, fanden das Klima dort aber nicht besser als in Port Praslin. Dazu brachen

Streitigkeiten aus, und endlich machte sich bei Nacht und Nebel einer der drei Kapitäne, von einigen Anhängern begleitet, mit dem Schiff nach Sydney davon. Im Mai waren von den 86 Kolonisten, welche im Februar angekommen waren, nur noch 29 übrig, und diese hatten sich größtentheils auf die Duke-of-York-Insel geflüchtet, um sich von den wesleyanischen Missionaren daselbst pflegen zu lassen.

Jetzt kam ein zweites Schiff an mit Maschinen und Vorräthen, sowie mit dem Versprechen, daß bald 500 Carlisten nachfolgen sollten und daß aus den Eingebornen eine Armee von 5—10,000 Mann organisirt werden solle. Diese Aussichten, besonders aber die neuen Vorräthe, bewogen die Flüchtlinge, nun nach Liki-Liki zurückzukehren, zumal da die Missionare in Duke-of-York jetzt selbst nichts mehr übrig hatten, was sie ferner mit der hungrigen Schaar hätten theilen können. Ein deutsches Schiff, Pacific, unter Kapt. Sachse, brachte sie nach Liki-Liki zurück, wo sie alsbald über die europäischen Eßwaaren herfielen. Bis August waren 6 weitere Kolonisten gestorben und die übrigen lebten in den elendesten Hütten im jämmerlichsten Zustand, ohne daß einer dem andern auch nur die geringsten Dienste erwiesen hätte, so daß ihr Anführer alles von Eingebornen besorgen lassen mußte und seine Untergebenen nur mit Waffengewalt in Ordnung halten konnte.

Am 28. August endlich kam das versprochene dritte Schiff des Marquis an, als die Gesellschaft eben im Begriff war, auf einem um den Preis der nutzlos daliegenden Maschinen gedungenen Schiff nach Sydney aufzubrechen. Der Kapitän dieses neuangekommenen Schiffes konnte denn auch diesen Aufbruch der 19 noch Ueberlebenden nicht verhindern, sondern ließ sie ziehen, während er selbst nach einem bessern Platz für die Ansiedlung von 700 neuen Auswanderern sich umsah, die bald nachkommen sollten.

Dieser ganze Unsinn soll den verrückten Marquis oder vielmehr das arme leichtgläubige Volk schon mehrere Millionen gekostet haben.

Missions-Zeitung.

Die norwegische Missionsgesellschaft

hat im vorigen Jahre 9 neue Missionare ausgesandt. Am 29. Mai segelten dieselben auf dem „Elieser“ von Fredrikstad ab und langten nach 73-tägiger Fahrt in Durban (Natal, Südafrika) an. Hier wurden drei Brüder: Berge, Erikssen und Nordgaard, die für die Zulumission bestimmt waren, abgesetzt, sowie der verheirathete Br. Braadtvedt, der sofort auf Umpumulo in Natal als Lehrer und Hausvater für die Kinder der Missionare zu wirken begann und bald durch seine Tüchtigkeit und sein liebreiches Wesen aller Herzen gewann. Der jugendkräftige, energische Nordgaard hat schon in Ekjowe, wo er dem alten Oftebro treu zur Seite steht, unter den Schülern einen vierstimmigen Sängerchor zu Stande gebracht, und die schönen mit Lust und Leben gesungenen Choräle werden sicherlich nicht verfehlen, auf die Heiden einen gesegneten Eindruck zu machen. Das neuerbaute Schulgebäude ist voll von lernbegierigen Schülern, und 35 Heiden stehen im Taufunterricht. So geht's auf dieser Station erfreulich voran.

Mit Emzinjati dagegen ist es so gegangen, wie wir (s. Miss. Mag. 1880, S. 239) fürchteten. Die Station ist aufgegeben und statt ihrer eine neue Station in Dunnsland: Ekombe (oder Equdeni) angelegt worden. John Dunn zeigt sich den norwegischen Missionaren gegenüber sehr freundlich. Wie der Häuptling Hlubi in seinem Distrikte nur anglikanische, so will Dunn nur norwegische Missionare, von den Herrmansburgern dagegen will er nichts wissen. Aber während Hlubis Verhalten durch den Einfluß des anglikanischen Bischof's Macrorie bedingt ist, ist hier die Ausschließung der deutschen Missionare dem Willen der Norweger gerade zuwider. Sie haben wiederholt Dunn gesagt, daß sie die Herrmansburger gerne wieder im Lande sehen würden, und Oftebro bezweifelt nicht, daß Dunn schließlich einsehen wird, daß er am klügsten handeln würde, wenn er ihnen gestattete, ihre verwüsteten Stationen wieder aufzunehmen. In dem Distrikte, wo die neue Station liegt, hat Dunn Martin Oftebro, einen Sohn des Missionars, als Magistrat*) eingesetzt; auch hat er seinen Freunden erlaubt, noch eine neue Station, wo sie selbst wollen, zu gründen, und die Direktion in Stavanger wird wohl die Anlegung derselben gutheißen. Hr. Kilner, der erfahrene Sekretär der Wesleyaner, der 30 Jahre in Indien gewirkt und vom Cap alle Missionsstationen im südlichen Afrika be-

*) Er hat deren drei in seinem Lande eingesetzt, und das Volk muß Hüttensteuer zahlen, 5 sh. für jede Hütte.

sucht hat, hat sich auch bei den Norwegern eingestellt, um ihre Arbeitsweise und deren Erfolge kennen zu lernen. Er meinte, jetzt sei die Zeit gekommen, im Zululande zu missioniren; vor der Hand wolle er aber davon abstehen, seine Gesellschaft zur Arbeit dort aufzufordern, da er hoffe, die Norweger würden mit Kraft weiter machen.

Von Durban, wo das Missionsschiff (Eliezer) 4 Wochen lang liegen blieb und ein Sammlungsort für alle Freunde des göttlichen Wortes war, gieng das Schiff*) nach Tamatave, wo die für das Innere Madagaskars bestimmten Missionare Svendsen, Nielsen und Meeg an's Land stiegen. Die Arbeit dort entwickelt sich in erfreulicher Weise. Auf 13 Stationen (von den übrigen 4 fehlen die Angaben) haben im Jahre 1879 369 Heidentaufen stattgefunden. Es sind mehrere Annexgemeinden gegründet, in denen auch kleine Kirchen (à ca. 70 Dollar per Stück) aufgeführt worden sind. Die Schulen werden immer fleißiger besucht und die Liebe und das Zutrauen der Leute zu den Missionaren nehmen in dem Maße zu, als sie dieselben näher kennen lernen. Jedoch gibt es auch Feinde und Gegner, die durch Ueberredungen und Drohungen, ja sogar durch Gewalt die Heiden von der Annahme des Evangeliums, sowie von der Sendung ihrer Kinder in die Missionsschule abzuhalten suchen. Namentlich sind von der Station Soatanana Klagen dieser Art laut geworden; aber den Widersachern zum Trotz hat sich dennoch die Zahl der Schüler, sowie die der Kirchenbesucher, in den ersten 6 Monaten des vorigen Jahres verdoppelt. Die Londoner in Nord-Betsiléo haben endlich die Untauglichkeit und zum Theil auch die Gewissenlosigkeit ihrer eingebornen Lehrer eingesehen und infolge dessen dieselben wieder entfernt und ihre Gemeinden den Norwegern übergeben. Hierdurch fallen dem Betafo-Distrikte wenigstens 6000 Seelen zu, von denen 300 getauft und 60—70 abendmahlsberechtigt sein sollen. Missionar Engh's Bezirk umfaßt also jetzt, diese 4 neuen Gemeinden mit eingeschlossen, im Ganzen 18 Gemeinden mit einer Bevölkerung von 20,000 Seelen. Engh setzt seine Hoffnung auf die Hilfe der Eingeborenen — und die thut hier auch wahrlich recht noth. Drei Zöglinge der Lehrerschule stehen ihm zwar als tüchtig ausgebildete Schulmeister zur Seite, aber was ist das unter so viele!

Zwei Verluste hatte die norwegische Miss.-Ges. im vorigen Jahre auf diesem Arbeitsfelde zu beklagen, den einen durch den am 10. März erfolgten Tod des Miss. Pedersen, dessen letzte Worte waren: „Meine Arbeit ist vollbracht. Ich gehe zu Jesus.— Gott sei gelobet.“ Er ist der erste norwegische Missionar, der in madagassischer Erde ruht. Der zweite ist der Austritt des Miss. Bekker, — eines von jenen traurigen,

*) Kapitän Svensen kann von seiner Mannschaft sagen: „Alle meine Leute suchen den Herrn“. In jedem Hafen hißt er die Bethelflagge auf.

in der Mission sich leider hie und und da wiederholenden Ereignissen, vor denen die norwegische Gesellschaft bisher glücklich bewahrt geblieben war. Durch eine Frage des Superintendenten bei der Visitation (in Bezug auf die Rechenschaftsablegung) und zwar ohne jeden triftigen Grund sich beleidigt fühlend, kündigte Bekker seine Stellung und verließ die Station! — Von Tamatave gieng das Missionsschiff nach Tullear und Morondava an der Westküste von Madagaskar. Am ersten Orte erhielt Miss. Röstvig in Br. Bertelsen die lang ersehnte Hilfe für seine schwere Arbeit. Das von Norwegen mitgebrachte Haus, vor dem die Sakalaven eine abergläubische Furcht hatten und welches im Lande aufzurichten der König verbot, durfte doch, nachdem die Häuptlinge die Sache gründlich überlegt, ins Land getragen werden. Die Häuptlinge erklärten nämlich, dies sei ihr bestimmter Wille und falls der König anders wolle, so werde ers mit ihnen zu thun haben. Auf der sandigen Rhede bei Morondava verließ der letzte von den neuen Missionaren, Aas, das freundliche Schiff, welches von da nach Mauritius gieng, um eine Ladung Zucker einzunehmen. Gleich am ersten Sonntag erlebte Aas die Freude, den Miss. Jacobsen einen Heiden taufen zu sehen. Es war dies auch ein „Makoa“ (früherer Sklave), Malainkira (der Gesang verschmähet) mit Namen, der 4 Jahre lang die Schule besucht und zuerst sehr stumpf und wenig hoffnungserweckend gewesen war. Sowie er es aber soweit gebracht hatte, daß er lesen konnte, fieng er an einen erstaunlichen Fleiß an den Tag zu legen und große Fortschritte zu machen. Auch während der Abwesenheit Jacobsens (zur Erholung in Natal), wo er doch nur auf Selbststudium angewiesen war, gieng er nicht zurück, sondern eignete sich immer mehr Kenntnisse an, so daß er bald getauft werden konnte. Er heißt jetzt Samuel und scheint mit dem Christenthum Ernst zu machen.

(Mitgetheilt von P. v. Möller.)

Afrika.

In Kimberley, der theuersten Stadt der Welt, auf den Diamantfeldern, arbeitet der Berliner Miss. Meyer an Kaffern und an Deutschen, ja auch an Holländern. An manchen Sonntagen hat er 5 Predigten zu halten. Die Art dieser Arbeit unter einer flottirenden, nach Geldgewinn jagenden Bevölkerung „würde eine ermüdende, wenig befriedigende sein, wenn nicht das Uebermaß der ihm obliegenden Arbeit ihm die Zeit benähme, über Befriedigung in seiner Arbeit nachzudenken . . . . . Er hält unter seinem Gemeindlein solche Zucht, daß er eine Kafferfrau, die es durchaus nicht lassen wollte, in prächtigen seidenen Kleidern umherzustolziren, nach wiederholter Warnung einfach vom Taufunterricht ausschloß, weil dem überhandnehmenden Luxus der Kaffern gegenüber in der That große Energie christlicher Zucht geübt werden

muß ... Eine unerwartete aber sehr erwünschte Erweiterung hat die Arbeit auf den Diamantfeldern dadurch gefunden, daß ein Mosuto, Philipp Botha, sich der Berliner Mission zum Dienst anbot. Derselbe, von den Wesleyanern getauft, hatte unsere lutherische Lehre kennen gelernt und mit Begierde ergriffen ... Er unterrichtet jetzt 20 erwachsene Schüler, von deren Beiträgen er seinen bescheidenen Lebensunterhalt findet. Er hat sich mit ihrer Hilfe nicht bloß ein Häuschen erbaut, sondern auch eine Kirche von 30 Fuß Länge, 20 Fuß Breite, 11 Fuß Mauer- und 18 Fuß Giebelhöhe, welche Br. Meyer am 31. Oktober einweihen konnte." In Kimberley selbst hat Meyer eine schöne Kirche gebaut. Ein zu diesem Zweck veranstalteter Bazar brachte 10,000 M. ein!

— Aus Tsakoma schreibt Frau Schwelnuß: „Unsere kleine Gemeinde entwickelt sich mehr und mehr. Unbekleidet geht niemand mehr, sie arbeiten und verdienen sich ihre Kleidung. Jeden Nachmittag habe ich meine Nähschüler: Frauen, Mädchen und auch Jungens; zuweilen kommen auch die Männer und nähen sich selbst ihre Beinkleider und Röcke, wobei ich helfen muß. Unter den mehr als 50 Gemeindegliedern ist nur ein alter Greis, der ohne Kleider nur mit seiner Decke geht. Da müssen denn alle nähen, und ich habe bis jetzt gefunden, daß die Eingebornen Kleider, die sie sich selbst mit Mühe genäht haben, viel ehrenwerther halten." Früher wurden ganze Vorräthe an fertigen Kleidern aus Berlin für diese Schwarzen geschickt. Das hört jetzt immer mehr auf.

— Das Traurigste beim Krieg der Herero und Nama ist, daß namentlich auf Seite jener unverhältnißmäßig viel Christen gefallen sind, darunter mehrere Lehrer und der sehr hoffnungsvolle Sohn des Oberhäuptlings Willem Maharero. Die Stationen Windhoek, Gobabis, Otyizewa und Otyosazu und Otyozondyupa sind von den Barmer Missionaren verlassen und zum Theil völlig zerstört. Die meisten Missionare haben ihr Vieh verloren und sonst großen Schaden erlitten. Außerdem herrscht im Westen des Landes entsetzliche Dürre. Die Namas haben zwei ihrer Führer, die christlichen Häuptlinge von Bethanien und von Hoachanas verloren. Der englische Beamte Major Musgrave, der früher als Resident unter der Herero stationirt war, aber beim Ausbruch des Kriegs sich schleunig an die Walfischbai, d. h. auf das von den Engländern annektirte Gebiet zurückzog, hat in der schmählichsten Weise gegen die Herero Partei genommen, indem er die Namas mit Munition versehen.

— Während seiner Anwesenheit in Blantyre taufte der als Visitator dorthin gesandte Dr. Rankin die drei Erstlinge dieser Missionsstation: Joseph Bismarck, Georg Tschokabwino und David. Einige junge Eingeborne hat er nach Schottland zu ihrer Ausbildung mitgebracht. Von den 110 Schülern in Blantyre sind 22 Söhne der Makololo Häupt-



chen. Die Mutter, welche ihren Töchtern schon manches Opfer gebracht und sie sehr lieb hatte, wollte sich von der einen so wenig als von der andern trennen. Sie erschien mit beiden vor dem Kadi. „Bist Du mündig?“ fragte dieser die jüngere. Ja, erwiderte sie, denn nach ägyptischem Recht war sie es wirklich, und fügte dann ebenso fest als ehrerbietig hinzu: ihren Vater habe sie nie gesehn, auch habe er nie einen Pfennig für sie ausgegeben; sie kenne keine Verwandten außer ihre Mutter und die Schule. „Was für eine Schule?“ „Die englische Schule unter Sitt Mariam (d. h. Frl. Whateley)“, sagte nun die Mutter. Und nun wandte sich der Richter an den Vater mit der Scheltrede: „Du Schwein! ist das die Schule, gegen welche Du etwas hast, dieser Juwel unsres Landes, die Schule, die gegründet ist von einer jungfräulichen Dame, die nun 70 Jahr alt ist (— stark übertrieben —)? Du wagst es, gegen diese Schule zu reden, die wir alle so schätzen? Geh! Wir haben hier nichts für Dich.“ Fröhlich gieng die Mutter heim. Die ältere Tochter aber — obgleich tief verschleiert — hatte durch ihre anmuthige Erscheinung das Herz eines anwesenden jungen Witwers gewonnen, der bald darauf um ihre Hand warb und sie auch erhielt. Wie er sagt, hat er sie gewählt, weil sie in dieser ausgezeichneten Schule erzogen worden. Er soll auch sehr zufrieden mit seiner jungen Frau sein und ihr alle Freiheit lassen, ebenso seine Mutter. Frl. Whateley hofft, daß das N. T., das sie ihrem Schützling zur Hochzeit geschenkt hat, immer ihr Lieblingsbuch bleiben wird.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß in dem Streit mit Hrn. Wild (s. Miss.-Mag. 1879, S. 458) Frl. Whateley schließlich doch hat nachgeben und das betreffende Mädchen ihm ausliefern müssen.

Indien.

In Indien giebt's eine eigene Missionsgesellschaft für die Aussätzigen. Dieselbe hat in Tschamba ein Asyl, wo 48 Aussätzige gepflegt werden, und unterstützt außerdem die Asyle in Sabathu, Umbala und Almora. Voriges Jahr wurden 28 Aussätzige in diesen Anstalten getauft; z. B. am 17. September in Almora allein 19 durch Miss. Budden. In Sabathu setzt jetzt die Witwe des v. J. gestorbenen Dr. Newton die Arbeit fort.

— Die irisch-presbyter. Mission in Gudscharat hat ein neues Christendorf bei Borsad gegründet und bereitet die Gründung einer weiteren christlichen Niederlassung bei Dakor vor. Letztes Jahr wurden 42 Erwachsene in dieser Mission getauft.

— Eine indische Zeitung macht den Vorschlag, daß doch das berühmte Cook'sche Reisegeschäft die Beförderung der vielen tausend Wallfahrer in Indien, die jährlich nach Puri, Haridwar u. s. w. pilgern, in die Hand nehmen möchte.

— Einer Deputation der Londoner und Wesleyanischen Mis-

sionare hat neulich der junge König von Maisur (geb. 1863), dem am 25. März die Landesregierung von den Engländern übertragen worden, geantwortet: es sei ihm bewußt, wie viel Gutes ihre Arbeit zu Stande gebracht, besonders die Erziehung des weiblichen Geschlechtes habe seinen vollen Beifall, in den gerechten Grundsätzen ihrer Religion sehe er eine Stütze der Regierung; sie könnten sich auf seine Unterstützung verlassen. „Ich brauche kaum zu erwähnen, daß einer, der wie ich das Glück gehabt hat, nach englischen Grundsätzen erzogen zu werden und zu erfahren, wie viel das Land der englischen Toleranz und Unparteilichkeit zu verdanken hat, nicht daran erinnert zu werden braucht, daß es seine Pflicht ist, allen Religionen volle Freiheit und allen Unterthanen, welchen Bekenntnisses sie sein mögen, gleiches Recht widerfahren zu lassen. Ich wünsche Ihnen allen Erfolg in Ihrem selbstlosen, heiligen Werk."

— Am 26. December 1880 taufte Imam Schah in Peschawar eine afghanische Familie, deren Haupt Munschi Hamid Ullah viele Jahre lang als Dorfschulmeister der Regierung gedient hat. Ihm zu Gevatter stand einer seiner früheren Schüler, der vor 4 Jahren getaufte Yusab Ali.

— Sir Richard Temple, früher Gouverneur von Bombay, hat unter'm Titel „Indien im Jahr 1880" ein Werk herausgegeben, das für längere Zeit allen möglichen Leuten als Nachschlagebuch über die Verwaltung, die Justiz, die Finanzen, den Handel und Ackerbau, die Wissenschaft und Kunst, die Statistik 2c. Indiens dienen wird. Um so mehr freut es uns, daß ein Kapitel dieses bedeutenden Werkes von den religiösen Einrichtungen und der Mission handelt und daß der letzteren volle Gerechtigkeit darin zu Theil wird. Der Einfluß der Missionare auf Indien wird als ein wirklich ausgezeichneter gepriesen und besonders darauf Gewicht gelegt, daß dieselben in wohlthätigster Weise die Vermittler zwischen der herrschenden Rasse und den beherrschten Völkern machen und ein Gegengewicht gegen den Eigennutz, die Weltlichkeit und das hochfahrende Wesen der meisten anderen Europäer bilden. „Das gute Beispiel, das die Missionare geben, wirft sein helles Licht auch zurück auf die Nation, welcher sie angehören. In jeder Hauptstadt, ja in fast allen größeren Städten kann man sie predigen hören. Zuhörer und Frager werden auf's freundlichste von ihnen behandelt. Dazu gelten sie für die besten Schulmeister und Erzieher im Lande, trotz des musterhaft eingerichteten Regierungsschulwesens. Sie nehmen heidnische Kinder in ihre Schulen und unterrichten dieselben im Christenthum, ohne dadurch das Vertrauen der Eltern dieser Kinder im mindesten einzubüßen. Die Eingebornen suchen ihren wohlmeinenden Rath und wenden sich in allerlei Noth und Verlegenheit an sie, und man weiß, daß sie bereit sind, für die Unterdrückten einzutreten und ge-

gen Unrecht zu protestiren, wenn auch stets mit Mäßigung. In Seuchen und Hungersnöthen sind sie hilfreich zur Hand und mit Wachsamkeit bemüht, weiterem Elend vorzubeugen. Wenn freiwillige Noth- und Unterstützungskommittees gebildet wurden, waren sie immer unter den ersten. Oft haben sie der Regierung Nachrichten oder Aufschlüsse verschafft, die so gut auf keine andre Weise zu erlangen gewesen wären. Sie haben viel gethan, die Sitten, Einrichtungen und das Geistesleben der Eingebornen den Europäern verständlich zu machen. Sie haben viel für die Pflege der einheimischen Mundarten gethan. Viele von ihnen haben als Gelehrte, Geschichtsschreiber, Lexikographen u. dergl. auf dem Gebiet der orientalischen Wissenschaften sich ausgezeichnet und berühmte Werke von dauerndem Werth geliefert. Von ihren Frauen und Töchtern unterstützt, haben sie auf dem Gebiet der weiblichen Erziehung Großes geleistet und den Eingebornen vor Augen gestellt, welch nützliche Wirksamkeit gebildeten Frauen möglich ist u. s. f."

China.

Es freut uns, unseren Lesern in dieser Nummer das nach einer Photographie gemachte Porträt des berühmten Vicekönigs von Petschili und chinesischen Reichskanzlers **Li Hang Tschang** vorführen zu können, welcher in neuerer Zeit auf so merkwürdige Weise zur Mission in ein freundschaftliches Verhältniß gebracht worden ist. In der Residenz des großen Mannes, **Tientsin**, besteht nämlich eine ärztliche Mission unter Dr. **Mackenzie**. Dieselbe fristete aber bis August 1879 ein ziemlich kümmerliches Dasein, hauptsächlich wegen Geldmangel. Es wurde fleißig gebetet. Die Erhörung blieb nicht aus. Die Gemahlin des Vicekönigs war todtkrank; die eingebornen Aerzte hatten sich vergeblich bemüht; da ließ der seine Gattin zärtlich liebende Li Hang Tschang allen Vorurtheilen zum Trotz zwei europäische Aerzte, Dr. Irwin und unseren Dr. Mackenzie, rufen. Die Kranke wurde gerettet, zu ihrer völligen Heilung bedurfte es aber einer Behandlung, welche nach chinesischen Begriffen durchaus nicht von männlichen Aerzten ausgeführt werden konnte. So wurde denn Frl. Dr. Howard von der amerikanisch-methodistischen Mission in Peking eingeladen, nahm im viceköniglichen Amthause Wohnung und pflegte die hohe Kranke bis zu deren Genesung. Die Folge hievon war, daß Li Hang Tschang ein warmer Freund der ärztlichen Mission wurde. Nachdem er mehrere gelungene Operationen an allerlei Kranken mit angesehen, war er vollends von der Vortrefflichkeit dieses Instituts überzeugt, ließ nun einen Theil des schönen erst kürzlich erbauten Ta Wangmiao-Tempels in Tientsin, zur Freiapotheke (dispensary) einrichten und unterstellte dasselbe der alleinigen Leitung des Missionsdoktors! An Arbeit fehlt es nun nicht; an Einem Tage

sionare hat neulich der junge König von Maisur (geb. 1863), dem am 25. März die Landesregierung von den Engländern übertragen worden, geantwortet: es sei ihm bewußt, wie viel Gutes ihre Arbeit zu Stande gebracht, besonders die Erziehung des weiblichen Geschlechtes habe seinen vollen Beifall, in den gerechten Grundsätzen ihrer Religion sehe er eine Stütze der Regierung; sie könnten sich auf seine Unterstützung verlassen. „Ich brauche kaum zu erwähnen, daß einer, der wie ich das Glück gehabt hat, nach englischen Grundsätzen erzogen zu werden und zu erfahren, wie viel das Land der englischen Toleranz und Unparteilichkeit zu verdanken hat, nicht daran erinnert zu werden braucht, daß es seine Pflicht ist, allen Religionen volle Freiheit und allen Unterthanen, welchen Bekenntnisses sie sein mögen, gleiches Recht widerfahren zu lassen. Ich wünsche Ihnen allen Erfolg in Ihrem selbstlosen, heiligen Werk."

— Am 26. December 1880 taufte Imam Schah in Peschawar eine afghanische Familie, deren Haupt Munschi Hamid Ullah viele Jahre lang als Dorfschulmeister der Regierung gedient hat. Ihm zu Gevatter stand einer seiner früheren Schüler, der vor 4 Jahren getaufte Yusab Ali.

— Sir Richard Temple, früher Gouverneur von Bombay, hat unter'm Titel „Indien im Jahr 1880" ein Werk herausgegeben, das für längere Zeit allen möglichen Leuten als Nachschlagebuch über die Verwaltung, die Justiz, die Finanzen, den Handel und Ackerbau, die Wissenschaft und Kunst, die Statistik rc. Indiens dienen wird. Um so mehr freut es uns, daß ein Kapitel dieses bedeutenden Werkes von den religiösen Einrichtungen und der Mission handelt und daß der letzteren volle Gerechtigkeit darin zu Theil wird. Der Einfluß der Missionare auf Indien wird als ein wirklich ausgezeichneter gepriesen und besonders darauf Gewicht gelegt, daß dieselben in wohlthätigster Weise die Vermittler zwischen der herrschenden Rasse und den beherrschten Völkern machen und ein Gegengewicht gegen den Eigennutz, die Weltlichkeit und das hochfahrende Wesen der meisten anderen Europäer bilden. „Das gute Beispiel, das die Missionare geben, wirft sein helles Licht auch zurück auf die Nation, welcher sie angehören. In jeder Hauptstadt, ja in fast allen größeren Städten kann man sie predigen hören. Zuhörer und Frager werden auf's freundlichste von ihnen behandelt. Dazu gelten sie für die besten Schulmeister und Erzieher im Lande, trotz des musterhaft eingerichteten Regierungsschulwesens. Sie nehmen heidnische Kinder in ihre Schulen und unterrichten dieselben im Christenthum, ohne dadurch das Vertrauen der Eltern dieser Kinder im mindesten einzubüßen. Die Eingebornen suchen ihren wohlmeinenden Rath und wenden sich in allerlei Noth und Verlegenheit an sie, und man weiß, daß sie bereit sind, für die Unterdrückten einzutreten und ge-

ich aus Herzensgrund ein hoc erat in votis anstimmen und freudig vollends bis zum Ende von Gnade und Barmherzigkeit singen und rühmen." Daß er, der vielseitig und hoch Begabte, seit seiner merkwürdigen Bekehrung zuerst vor seinen Alters- und Studiengenossen, dann auch vor Professoren und Brahmanen, wie vor armen Heiden und ungelehrten Christen durch Reden und Schweigen, durch Handeln und Unterlassen unausgesetzt diese „Gnade und Barmherzigkeit" gerühmt hat, — das ist uns das Größte an diesem in seiner Demuth, Friedfertigkeit und Selbsthingabe wahrhaft großen Manne. Näheres über sein Leben und Wirken findet sich im Heidenboten, sowie im Calwer Missionsblatt.

— Am 8. December 1880 starb in Madras der amerik. baptist. Miss. S. W. Nichols, 34 Jahr alt, seit Ende 1878 Gehilfe seines Schwiegervaters Dr. Jewett in Rojapuram, Madras.

— Am 29. Januar 1881 starb der alte wesleyanische Miss. John Thomas, der vor 55 Jahren seine Arbeit in Tongatabu begann.

— Am 17. Mai starb am Lippenkrebs Major Malan, der bekannte Missionsfreund, der selbst ein paar Jahre lang als Missionar in Südafrika zugebracht.

— Am 30. April starb im französischen Spital zu Suez Gessi Pascha, der treue Freund und Gehilfe Gordon Pascha's. Man kann wohl sagen, daß er der Ausrottung des Sklavenhandels im Sudan und überhaupt der Sache der Menschlichkeit sein Leben zum Opfer gebracht hat. Im November und December v. J. hatte er — im Schilf des Gazellenflusses stecken geblieben — 400 seiner Leute durch den Hungertod verloren und war selbst nur mit Mühe dem gleichen Schicksal entgangen. Reuf Pascha, der unwürdige Nachfolger Oberst Gordon's, hat nun freie Hand, nach alter muhammedanischer Art im Sudan zu schalten und zu walten.

— Aus Melbourne kommt die Nachricht, daß 4 Lehrer, 2 Lehrerfrauen, 4 Kinder und 2 Dienstboten der Londoner Mission bei Port Moresby in Neuguinea von den Eingebornen getödtet worden — ohne jegliche Veranlassung, bloß weil frühere Greuelthaten dieser Art ungestraft geblieben waren und die Uebelthäter sich groß machen wollten. Miss. Beswick gelang es zu fliehen. Am 7. März kam er in Melbourne an.

Bücherschau.

Outline Missionary Series. John Snow and Co. London 1881.

Unter obigem Gesamttitel sind bis jetzt drei nette Büchlein à 50 Pf. über Madagaskar, vom bekannten Miss. Sibree, über

wurden 250 Kranke berathen und behandelt. Bald stellte sich das Bedürfniß nach einem eigentlichen Spital ein. Ein Mandarin, den Dr. Mackenzie gerade in Behandlung hatte, gab die ersten 3000 M. dazu, andere Heiden folgten seinem Beispiel und es dauerte nicht lang, so waren 20,000 M. beisammen, die 24,000 M. nicht gerechnet, die der Vicekönig im Lauf von 16 Monaten für die Freiapotheke und ähnliche Zwecke dem Missionsarzt zur Verfügung stellte. Dieser selbst nimmt übrigens für seine Person nichts vom Vicekönig an, sondern lebt nach wie vor von seiner Besoldung als Angestellter der Londoner Missionsgesellschaft. Auf dem Compound (Grundstück) dieser letzteren ist denn auch das neue Krankenhaus errichtet worden. Am 2. Dezember 1880 konnte dasselbe unter dem Vorsitz Li Hang Tschangs feierlich eröffnet werden, und nun ist Dr. Mackenzie erst recht in seinem Element. Jener Tempel ist eine Wegstunde von der Missionsstation entfernt, die Thätigkeit in demselben war daher mit großen Unzuträglichkeiten verbunden. Die Freigebigkeit seines hohen Gönners hat ihn in den Stand gesetzt, das neue Spital auf's Beste auszustatten, die vorzüglichsten chirurgischen Instrumente, die besten Arzneien ꝛc. anzuschaffen. Bei der Eröffnung des Spitals lastete noch eine Bauschuld auf demselben, jetzt ist diese aber bereits getilgt. Im Ganzen haben die Chinesen 60,000 M. für dasselbe beigesteuert! Wie reichlich sind also Dr. Mackenzie's Gebete erhört worden! Was für ein epochemachendes Ereigniß für die chinesische Mission ist die Errichtung dieses Hospitals! Und auch der geistliche Segen wird nicht ausbleiben. „Kein schöneres Feld für christliche Missionsthätigkeit, als so ein Krankenhaus in China" — schreibt Dr. Mackenzie. Bereits ist einer der Patienten nach glücklich überstandener Operation getauft worden. Derselbe war ein schlechter Mensch, der von Wucher und anderem schändlichem Erwerb lebte. Jetzt aber hat er einen ehrlichen Beruf, und seine Bekehrung ist eine offenkundige.

Todesfälle.

Am 10. Mai starb in Eßlingen Dr. H. Fr. **Mögling**, geb. 29. Mai 1811, ins Basler Missionshaus eingetreten 9. Juni 1835, in Tübingen ordinirt 6. Januar 1836, nach Ostindien erstmalig abgereist 3. März 1836, mit zwei kurzen Unterbrechungen dort thätig bis Ende 1860, dann 1861—62 Missionsreiseprediger in Frankfurt a. M., 1862—69 Pfarrer in Gruppenbach, endlich bis zu seinem Tode in Eßlingen, hauptsächlich mit der Ausarbeitung einer kanaresischen Bibelerklärung beschäftigt. Vor seiner zweiten Reise nach Indien (1846) schrieb der Selige: „So Gott will, komme ich im Jahr 1846 so gesund nach Indien als im Jahr 1836, jetzt als Missionsgeselle, wie damals als Missionsjunge. Und wenn es Ihm gefällt, darf ich wohl auch einmal in die Meisterjahre eintreten. Dann will

gewiß, daß auch in dieser neuen Gestalt das längst bewährte Werk viel Segen stiften wird.

Madagaskar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Von James Sibree. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Titelbild und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Es freut uns, dies tüchtige Buch eines englischen Missionars, das s. Z. z. B. in der Augsburger Allgemeinen Zeitung sehr anerkennend besprochen wurde, durch den verdienten Brockhaus'schen Verlag nun auch dem deutschen Publikum dargeboten zu sehen. Ueber Madagaskar wissen auch die „Gebildeten" Deutschlands herzlich wenig. Durch vorliegendes Buch ist's ihnen leicht gemacht, sich über die Natur, das Volk und die Geschichte dieser merkwürdigen Insel Aufschluß zu verschaffen. Der Verfasser hat aus vielen zerstreuten, zum Theil schwer zugänglichen Büchern, Pamphleten, Zeitschriften und dergl. das Wichtigste zusammengetragen, durch eigene Beobachtungen und Forschungen ergänzt, das Ganze in leicht übersehbare Gruppen getheilt und seinen Lesern eine ebenso unterhaltende als belehrende Lektüre geboten. Besonders werthvoll ist der ethnographische und sittengeschichtliche Theil. Für Bibelfreunde bietet das 16. Kapitel „Neues Licht über alte Texte," in welchem der Verfasser eine ganze Menge biblischer Redewendungen, Anspielungen ꝛc. durch madagassische Sitten beleuchtet, viel Interessantes. Am wichtigsten sind uns aber die beiden Schlußkapitel über das kirchliche Leben der christianisirten Madagassen und über den Fortschritt derselben auf sozialem und religiösem Gebiet infolge ihrer Bekehrung zum Christenthum. Zwischen Sibree's Darstellung und den neulich von uns besprochenen Urtheilen des Norwegers Dahle findet im Wesentlichen Uebereinstimmung statt. Vielfach ergänzen beide einander. Vielleicht wäre es kein Ueberfluß, wenn die gleiche Verlagshandlung uns auch eine Uebersetzung des schon 1877 erschienenen Dahle'schen Werkes bringen würde.

Blätter und Blüthen vom Lebensbaume. Gedichte von Chr. Fr. Eppler. Bern. K. J. Wyß. 1881.

Aufs Beste seien diese aus warmem Herzen geflossenen Lieder und Gedichte des alten Missionssängers unseren Lesern empfohlen. Dieselben sind in fünf Gruppen geordnet: „Zeiten und Tage"; „Nach der Schrift"; „In der Stille"; „Aus Kirche und Welt"; „Zur Mission", und enthalten neben manchem weniger Bedeutenden oder Gelungenen eine reiche Fülle dessen, was den Namen „Blätter und Blüthen" gar wohl verdient hat.



gewiß, daß auch in dieser neuen Gestalt das längst bewährte Werk viel Segen stiften wird.

Madagaskar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Von James Sibree. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Titelbild und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Es freut uns, dies tüchtige Buch eines englischen Missionars, das s. Z. z. B. in der Augsburger Allgemeinen Zeitung sehr anerkennend besprochen wurde, durch den verdienten Brockhaus'schen Verlag nun auch dem deutschen Publikum dargeboten zu sehen. Ueber Madagaskar wissen auch die „Gebildeten" Deutschlands herzlich wenig. Durch vorliegendes Buch ist's ihnen leicht gemacht, sich über die Natur, das Volk und die Geschichte dieser merkwürdigen Insel Aufschluß zu verschaffen. Der Verfasser hat aus vielen zerstreuten, zum Theil schwer zugänglichen Büchern, Pamphleten, Zeitschriften und dergl. das Wichtigste zusammengetragen, durch eigene Beobachtungen und Forschungen ergänzt, das Ganze in leicht übersehbare Gruppen getheilt und seinen Lesern eine ebenso unterhaltende als belehrende Lektüre geboten. Besonders werthvoll ist der ethnographische und sittengeschichtliche Theil. Für Bibelfreunde bietet das 16. Kapitel „Neues Licht über alte Texte," in welchem der Verfasser eine ganze Menge biblischer Redewendungen, Anspielungen 2c. durch madagassische Sitten beleuchtet, viel Interessantes. Am wichtigsten sind uns aber die beiden Schlußkapitel über das kirchliche Leben der christianisirten Madagassen und über den Fortschritt derselben auf sozialem und religiösem Gebiet infolge ihrer Bekehrung zum Christenthum. Zwischen Sibree's Darstellung und den neulich von uns besprochenen Urtheilen des Norwegers Dahle findet im Wesentlichen Uebereinstimmung statt. Vielfach ergänzen beide einander. Vielleicht wäre es kein Ueberfluß, wenn die gleiche Verlagshandlung uns auch eine Uebersetzung des schon 1877 erschienenen Dahle'schen Werkes bringen würde.

Blätter und Blüthen vom Lebensbaume. Gedichte von Chr. Fr. Eppler. Bern. K. J. Wyß. 1881.

Aufs Beste seien diese aus warmem Herzen geflossenen Lieder und Gedichte des alten Missionsfängers unseren Lesern empfohlen. Dieselben sind in fünf Gruppen geordnet: „Zeiten und Tage"; „Nach der Schrift"; „In der Stille"; „Aus Kirche und Welt"; „Zur Mission", und enthalten neben manchem weniger Bedeutenden oder Gelungenen eine reiche Fülle dessen, was den Namen „Blätter und Blüthen" gar wohl verdient hat.



Mehr Licht über Madagaskar.

Ohne Zweifel sind durch die in der April-Nummer mitgetheilte „Kritik der madagassischen Märtyrergeschichte" manche unserer Leser einigermaßen überrascht und vielleicht betrübt worden. Auch an solchen fehlt es wohl nicht, die unserem Gewährsmann Dahle weniger zu trauen geneigt sind, als einem Ellis und dessen Nachtretern. Unter diesen Umständen halten wir es für ein dankenswerthes Zusammentreffen, daß gleichzeitig mit jener „Kritik" ein neueres englisches Werk über Madagaskar in deutscher Uebersetzung erschienen ist, das denjenigen, die wirklich über diese Sache ins Klare zu kommen bemüht sind, manch weitere Aufschlüsse darbietet. Wir meinen das bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene Buch: „Madagaskar", auf das wir bereits in der vorigen Nummer empfehlend hingewiesen haben.

Der Verfasser dieses Buches, der Londoner Missionar Sibree, theilt die Geschichte des Christenthums in Madagaskar in drei Perioden: 1) die Pflanzung desselben 1818—1836; 2) die Verfolgung 1836—1861; 3) der Umschwung und Fortschritt 1862—1881.*) Was die erste dieser Perioden betrifft, so stimmt er mit unserem Kritiker Dahle darin überein, daß die „Väter und Gründer" der madagassischen Mission mit mehr als gewöhnlichem Takt, Fleiß und Eifer ihre Arbeit gethan und damit ein solides Fundament gelegt haben für den späteren Bau. In Betreff der Verfolgung geht Sibree freilich mit den ziemlich sagenhaften Ueberlieferungen, die sich leider bei uns eingebürgert haben, viel schonender um, als der norwegische Geschichtsforscher; doch spricht auch er nicht von tausenden, sondern nur von „ungefähr 200 Männern und Frauen, welche ihr

*) Vergl. hiezu: „Outline Missionary Series: Madagascar". John Snow and Co. London.

Leben freudig um Christi willen zum Opfer darbrachten," Dahle von „höchstens 100." In der Beurtheilung des großen Umschwungs ist Sibree mindestens ebenso nüchtern als Dahle, wenn er z. B. schreibt: „Die Rathgeber der Königin hatten schon seit einiger Zeit deutlich erkannt, welchen Lauf die Dinge eigentlich nahmen und daß das Christenthum sich zu einem Elemente im Leben des Volkes gestaltete, das nicht wohl länger ignorirt werden konnte. Um nun die Entwickelung einer so einflußreichen Macht nicht unabhängig vom Staat vor sich gehen zu lassen, beschlossen sie, sich selber an die Spitze der neuen Bewegung zu stellen. So fand denn bei Gelegenheit der Krönung der neuen Königin (Ranawalona II., 3. Sept. 1868) eine Art öffentlicher Anerkennung des Christenthums statt ... Alles zeigte an, daß mit diesem Tage eine neue Aera beginnen sollte."

Es folgte die Taufe der Königin und des Premierministers, die Verbrennung der königlichen und dann auch aller anderen Götzen in den Centralprovinzen, die Entstehung einer großen Zahl neuer Gemeinden u. s. f. Daß der geistliche Charakter dieser Ereignisse von den Missionsfreunden in England (und überhaupt in Europa) weit überschätzt wurde, erkennt auch Sibree ausdrücklich an. „Die Nachricht von dieser wunderbaren Bewegung," schreibt er, „wurde in England mit größter Begeisterung aufgenommen und ließ dort in Bezug auf den Charakter und die wirkliche Bedeutung der großen Veränderungen im madagassischen Volke bald die übertriebensten und unrichtigsten Begriffe entstehen. Mit einigem Nachdenken hätte man auch damals schon zu dem richtigen Schlusse gelangen können, daß ein sehr großer Theil dieser Neubekehrten nur Christen geworden waren, weil die Regierung eben das Christenthum begünstigte, und daß sie wahrscheinlich ebenso bereit gewesen sein würden, römische Katholiken oder Muhammedaner zu werden, wenn ihre Herrscher zufällig diese Religionsform bevorzugt hätten. Daneben vergaß man in England auch, welch eine ungeheuere Ausdehnung Madagaskar hat und daß die Umwandlung sich nur in zweien oder dreien seiner vielen verschiedenen Stämme vollzogen hatte, während die Mehrzahl des Volkes, wahrscheinlich mindestens drei Viertel der ganzen Bevölkerung der Insel, kaum von dem Christenthum berührt worden war.

„Man hatte ja allerdings Grund genug, dankbar zu sein dafür, daß in den Centralprovinzen alle äußern Hindernisse der Aus-

breitung des Evangeliums fortgefallen waren; aber jetzt war gerade dieser Erfolg zur Schwierigkeit geworden, und es war nur zu wahrscheinlich, daß der Triumph der guten Sache ihr noch selber die größten Verlegenheiten bereiten würde. Die kleine Schaar von protestantischen Missionaren (es waren ihrer nur zehn), die gegen Ende des Jahres 1869 in der Hauptstadt ansässig waren, war durchaus unzureichend, um die fast heidnischen Volksmassen zu leiten und zu beaufsichtigen, welche in den Kapellen zusammenströmten und sich in die Kirchengemeinschaft drängten. Bildet doch bis auf den heutigen Tag noch die Anwesenheit solcher nomineller Christen in den Kirchen eine der größten Schwierigkeiten und Verlegenheiten, mit denen die Missionare zu kämpfen haben."

Soviel über die Vergangenheit, für welche Gott von Herzen zu danken sicherlich noch Grund genug vorhanden ist, selbst wenn man die Zahl der Märtyrer und die Motive der sich Bekehrenden noch so niedrig schätzt.

Nun aber fragt sich's: Wie steht es jetzt in Madagaskar, d. h. zunächst in den Centralprovinzen? Was ist als Frucht für die Gegenwart und Zukunft bei dem allen herausgekommen? Auf diese wichtige Frage kann man aus Sibree's Buch etwa folgende drei Antworten herauslesen: 1) Die äußeren Segnungen, welche Madagaskar der Einführung des Christenthums zu verdanken hat, sind noch größer, als wir uns leicht vorstellen können; 2) Fälle von eigentlicher Herzensbekehrung, tieferer Sünden- und Heilserfahrung dagegen sind sehr selten; 3) der Zustand der Gemeinden ist daher ein gemischter, in vielen Stücken höchst unbefriedigender, übrigens dem der nach-apostolischen und früh-katholischen Kirche theilweise ganz entsprechender. Die folgenden Ausführungen Sibree's mögen als Belege hiezu dienen.

---

1. Fortschritt in äußeren Dingen.

„Fragt man, was die Resultate der Missionsarbeit gewesen sind und in welchem Maße der Einfluß des Christenthums sich heute in den Centralprovinzen bemerkbar macht, so können wir mit gutem Gewissen antworten, daß gar viele unleugbare Thatsachen vorhanden sind, die zur Genüge beweisen, daß das Evangelium

in Madagaskar zu einer wirklichen Macht geworden ist. Und diese Thatsachen sind nicht nur für den christlichen Missionar bemerkbar, sie müssen es auch für jeden ehrlichen, vorurtheilsfreien Reisenden sein, der da weiß, was das Land noch vor wenigen Jahren war und was es heute ist. Da ist zunächst die Kleidung, die ja überall in enger Beziehung steht zu dem sittlichen Standpunkte eines Volkes. Im heidnischen Zustande begnügen sich die meisten Madagassen mit einem schmutzigen Lamba aus Hanf- oder Rofiastoff als hauptsächlichem Kleidungsstück; sobald sich aber eine christliche Gemeinde gebildet hat, tritt eine wesentliche Veränderung in der äußeren Erscheinung ihrer Mitglieder ein. Jede Frau muß ihre saubere Jacke und einen Rock aus Kattun oder anderem Stoffe, jeder Mann Hemd und Hosen, sowie auch das (von beiden Geschlechtern getragene) weite Obergewand oder Lamba aus europäischem Baumwollstoffe haben. Ueberall, wo das Christenthum hinkommt, macht sich auch augenblicklich ein Begehr nach ausländischen Manufacturwaaren geltend, und der Kaufmann folgt dem Missionar auf dem Fuße. Im Jahre 1868 war in der großen Stadt Antananarivo noch kein englisches Handelshaus vertreten; heute betreiben schon mehrere Firmen hier ein einträgliches Geschäft, und daneben wird auch noch eine bedeutende Menge fremder Waaren durch einheimische Händler von der Küste ins Land gebracht.

„Die Erbauung besserer Wohnhäuser führt ebenfalls allmählich zu größerer Verfeinerung und Verbesserung der Sitten. Anstatt des einen gemeinsamen Raumes, aus dem jedes Haus früher allein bestand, besitzt jetzt manche Familie schon zwei oder drei gesonderte Schlafräume; doch ist gerade in Bezug auf diese Einrichtungen hier noch ein ebenso weites Feld für Verbesserungen aller Art, wie in den Hütten der europäischen Landarbeiter und Handwerker. Die Aufhebung des alten Gesetzes, nach welchem in der Hauptstadt und den andern alten Städten nur Holz- oder Binsenhäuser gebaut werden durften, hat den fast vollständig neuen Aufbau von Antananarivo während der letzten Jahre zur Folge gehabt; als Material für Häuser- und Kirchenbauten werden jetzt vielfach Luftziegel verwendet; die alten hölzernen Häuser mit ihren hohen, steilen Binsen- oder Grasdächern sind fast gänzlich verschwunden und haben zahlreichen zweistöckigen und mit Veranden versehenen bequemen Häusern Platz gemacht, von denen viele auch Ziegeldächer aufzu-

weisen haben. Die Erbauung der Märtyrer-Gedächtniß-Kirchen (1864–74) hat die Baukunst bedeutend gefördert; die Leute lernten dabei die Schätze des Landes an Steinen und Lehm, Holz und Metall verwenden, und gar viele intelligente Eingeborne haben sich seit dem zu geschickten Arbeitern herausgebildet.

„Einen der entscheidendsten Beweise für einen sittlichen Fortschritt aber finden wir in den höhern Anschauungen des Volkes in Bezug auf Polygamie und Ehescheidung, sowie über die Ehe im allgemeinen. Im heidnischen Zustande zeichneten sich die Howa durch die größte Unsittlichkeit aus; Keuschheit und Reinheit waren fast unbekannt, und ein landläufiges Sprüchwort verglich die Ehe mit einem Knoten, der durch die leiseste Berührung gelöst werden kann; die Polygamie war allgemein verbreitet, und Ehescheidungen gehörten zu den alltäglichen Vorkommnissen. Von Jahr zu Jahr klären sich jetzt die Begriffe über diesen Gegenstand, wächst und erstarkt das christliche Gewissen des Volkes; so ist die Polygamie heute in Imerina vollständig beseitigt, und auch Ehescheidungen kommen bei weitem nicht mehr so häufig vor wie früher. Die Heiligkeit der Ehe wird von dem Volke immer mehr und mehr anerkannt und jede Verletzung der durch sie übernommenen Pflichten strenger verdammt, während andererseits auch die Kirchenstrafe sich als ein wirksames Mittel gegen alle Sünden auf diesem Gebiete erwiesen hat.

„Was die Sonntagsheiligung betrifft, so unterscheiden sich die in Bezug auf dieselbe in der Hauptstadt und überhaupt in den Centralprovinzen herrschenden Zustände vortheilhaft von denen der meisten europäischen Städte. In anerkennenswerthester Weise hat die Regierung unmittelbar nach ihrer Annahme des Christenthums für den Sonntag alle öffentliche Arbeit untersagt, alle Märkte geschlossen und dadurch dem Volke einen gesetzlichen Ruhetag gegeben. Nicht selten ist es sogar vorgekommen, daß die Regierung den Vertretern der sogenannten christlichen Mächte Verwarnungen ertheilt hat, weil jene am Tage des Herrn öffentliche Geschäfte betreiben lassen wollten.

„Die lobende Anerkennung aller rechtlich Denkenden verdienen die madagassischen Behörden auch für ihr unausgesetztes Bemühen, das Volk vor den Versuchungen des Trunkes zu bewahren. Mit Ausnahme der Provinz Imerina zeigt sich in allen andern

Theilen Madagaskars die Trunksucht als schreckliche Quelle der Verderbniß des Volkes, als Fluch, durch den die Existenz vieler Küstenstämme gefährdet erscheint; in Folge der strengen Gesetze aber, welche in den Centralprovinzen sowohl die Fabrikation als auch die Einführung von Spirituosen verbieten, sieht man hier nur höchst selten einen Betrunkenen und gehört Imerina so zu den mäßigsten Ländern der Erde. Es wäre wohl zu wünschen, daß die Regierung dieselben Gesetze auch an der Ostküste einführen und aufrecht erhalten könnte, wo — zur Schande der beiden Nationen sei es gesagt — englische und französische Kaufleute alljährlich viele tausend Gallonen Rum in das Land bringen und dadurch den unvermeidlichen Ruin der schwachen und unwissenden Küstenbewohner herbeiführen. Für diese Unglücklichen, die noch durch keine christliche Unterweisung gegen die Versuchung stark gemacht worden sind, bedeutet die Civilisation ohne Religion nichts anderes, als die Einführung von Rum, Schießgewehren und den Lastern der Europäer, durch die sie oft hinweggerafft werden, ehe sich ihnen noch die Möglichkeit geboten hat, wahre Civilisation kennen zu lernen.

„Der Einfluß des Christenthums auf das sittliche Gefühl des Volkes von Madagaskar zeigt sich in auffälligster Weise auch in der Abschaffung oder dem allmählichen Abkommen der grausamen Strafen, durch welche früher politische und andere Verbrechen geahndet zu werden pflegten. Bis vor kurzer Zeit noch wurden gewisse militärische Verbrechen, auf denen jetzt nur noch Geldbußen und Degradation stehen, mit dem Feuertode bestraft. Während seines ersten Aufenthalts in Madagaskar (1863—1867) mußte der Verfasser oft mit Schrecken und Betrübniß wahrnehmen, welch unendlich geringen Werth Leben und Leiden ihrer Mitmenschen in den Augen der Madagassen hatten, und mehr als einmal hat er selbst mitgeholfen, Leute, die wegen geringfügiger Diebstähle von dem Volke getödtet werden sollten, aus den Händen desselben zu befreien. Unter den frühern Herrschern wurden viele politische und andere Verbrechen nicht nur mit dem Tode des Schuldigen bestraft: Weib und Kinder desselben wurden außerdem noch als Sklaven verkauft — diese grausamen und ungerechten Gesetze sind jetzt abgeschafft worden. Man darf natürlich nicht glauben, daß nicht auf diesem Gebiete auch noch Raum genug wäre für zahllose Verbesserungen; immerhin aber übt der dem Evangelium innewohnende

Geist der Liebe, des Erbarmens und der Güte schon einen mächtigen Einfluß aus, der sich von Jahr zu Jahr sichtbarer macht. Während der Regierung der jetzigen Herrscherin, die wegen ihrer Herzensgüte und menschenfreundlichen Gesinnung von dem ganzen Volke geliebt wird, ist die Todesstrafe nur noch in ganz vereinzelten Fällen überhaupt zur Anwendung gekommen."

Ganz besonders rühmt Sibree in diesem Zusammenhang die verbesserte Kriegführung, welche von der früheren Grausamkeit und Härte sich unterscheide, wie das Licht von der Finsterniß. Da wir vor einigen Jahren (Miss.-Mag. 1876, S. 485 f.) schon hievon gesprochen, halten wir uns nicht länger dabei auf, sondern fragen nun nach den mehr innerlichen Wirkungen des Christenthums auf seine Bekenner in Madagaskar.

---

2. Das geistliche Leben der madagassischen Christen.

„Welcher Art ist nun der Einfluß, den das Christenthum auf das innere, geistige Leben seiner zahlreichen Bekenner im Volke von Madagaskar ausübt?

„Es hält ungemein schwer, diese allerdings naheliegende Frage in einigermaßen bestimmter und zuverlässiger Weise zu beantworten. Wie jeder Kundige weiß, sind die Bedingungen für die Ausbildung der solidern und nachhaltigen Eigenschaften des christlichen Charakters hier so ungünstig als nur möglich; alles ist dazu angethan, ein oberflächliches Scheinwesen hervorzubringen. Unzählig viele unter den heutigen „Christen", besonders in den unwissenden Landdistrikten, sind dies nur dem Namen nach; und sollte es sich einmal ereignen, daß die Regierung ihr Verhalten gegen die heute begünstigte Religionsform änderte, so würde wahrscheinlich nur ein sehr kleiner Theil dieser „pagani" dem jetzigen Bekenntnisse treu bleiben. Wir durften allerdings kaum andere, bessere Erfolge erwarten; eine Zeit von acht oder neun Jahren, während deren gar viele Distrikte überdies nur die dürftigste Unterweisung erhalten konnten, genügt bei weitem nicht zur Christianisirung eines Volkes. Mehr als einmal, wenn unbegründete Gerüchte in den Dörfern den Glauben verbreitet hatten, die Königin habe dem Christenthum ihre Gunst entzogen, ist

es vorgekommen, daß da, wo sonst stets eine Versammlung von 3—400 Andächtigen sich zusammen gefunden hatte, sich wochenlang nur eine Handvoll Leute zu den Gottesdiensten einstellte.

„In der Hauptstadt freilich und in vielen größeren Dörfern, wo die Gemeinden mehrere Jahre hindurch fortgesetzte Unterweisung erhalten haben, würde ein bei weitem größerer Theil des Volkes auch unter veränderten Umständen seinem Glauben treu bleiben; und die Erfahrungen aus der Zeit der Verfolgung beweisen überdies, daß in dem Charakter der Eingebornen ein Element der Beharrlichkeit vorhanden ist, welches sie immer von neuem dazu befähigen würde, um Christi willen allen Leiden und dem Tode muthig Trotz zu bieten.

„Es sei hier noch erwähnt, daß selbst diejenigen Eingeborenen, die wir für durchaus aufrichtige Christen halten müssen, nur auffallend wenig von einer gewissen Tiefe des Gefühls und Ergebenheit des Gemüths zu besitzen scheinen, die sich etwa in einem lebhaften Bewußtsein ihrer Schuld vor Gott, in Reue über ihre Sünden, in ernsthaftem Suchen nach dem Heil oder auch in erkennbarer Freude über die Vergebung der Sünden und den Glauben an Christum offenbaren könnte. In jedem Falle trifft man nur äußerst selten einmal auf eine Aeußerung oder Kundgebung solcher Gefühle bei einem Eingebornen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Grund dieser auffallenden Erscheinung zum Theil in dem passiven Charakter der malayisch-polynesischen Rasse zu suchen ist, zu welcher die Madagassen ja gehören. Trotzdem aber haben wir, nach dem Urtheile des göttlichen Wortes: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," allen Grund zu der Annahme, daß zu gar vielen von ihnen das Evangelium gekommen ist nicht im Worte allein, sondern in der Kraft. Und wenn wir sehen, wie die christlichen Tugenden sich ausbilden und das Böse abnimmt, wie Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit, Großmuth und Keuschheit an die Stelle der entgegengesetzten Eigenschaften treten; wenn wir sehen, wie alljährlich größere Summen zu religiösen Zwecken beigesteuert werden und wie Männer und Frauen sich christlichen Werken widmen, so können wir nicht im Zweifel darüber sein, daß der Geist Gottes hier wirklich thätig ist, wenn auch vielleicht in etwas anderer Weise, als wir erwartet hatten."

---

3. Der Zustand der Gemeinden.

Unter dieser Rubrik wollen wir zum Schluß einige Züge aus Sibree's Schilderungen zusammenstellen, welche deutlich erkennen lassen, wie oberflächlich, zu Aberglauben und äußerem Formenwesen geneigt das madagassische Christenthum einerseits ist, wie man aber angesichts ähnlicher Erscheinungen in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche überhaupt keinen Grund hat, mit Enttäuschung oder Entmuthigung auf die madagassischen Gemeindezustände zu blicken.

„Die öffentlichen Gottesdienste in der ersten Periode unserer Missionsgeschichte (1862—70) waren sehr formlos und ungeordnet; fast jedes Gemeindeglied hielt sich für berechtigt, sich vom Platze zu erheben und nach Belieben ein Lied anzustimmen, ein Gebet zu sprechen und eine ermahnende Rede zu halten. So hatten unsere Gottesdienste während jener Zeit oft eine übertrieben lange Dauer; die Versammlung blieb vom frühen Morgen bis weit in den Vormittag hinein beisammen, und manchmal wurden vier Predigten (oder was für solche gelten sollte) gehalten, jede mit dem dazu gehörigen Gesange, Gebete und Bibellesen. Diese Reden waren meist nur ein sehr schwacher Ersatz für das, was wir eine Predigt zu nennen pflegen, doch waren sie in jenem Stadium der religiösen Entwickelung des Volkes die beste Art der Unterweisung für viele Gemeinden. Die Predigten, die man heute in fast allen unsern größern Kirchen hört, sind von jenen ersten freilich sehr verschieden, und es hält jetzt viel schwerer, unsere madagassischen Freunde zum Predigen zu bewegen, als dies früher der Fall war; sie fangen an einzusehen, wie unzulänglich ihr Wissen noch ist, und verlangen deshalb gewöhnlich lange Zeit zu gründlicher Vorbereitung, ehe sie es wagen, vor der Gemeinde zu reden."

„...In allen gebildeteren Gemeinden wird der sonntägliche Gottesdienst heute in durchaus angemessener, würdiger Form abgehalten. Einige Gemeinden haben die englische Sitte angenommen, sich während des Gesanges von den Plätzen zu erheben; im Allgemeinen sind aber nur schwache und vielleicht nur zu schwache Versuche gemacht worden, die schönen und schicklichen äußeren Formen der Gottesverehrung, die den meisten europäischen Kirchen gemein sind, hier einzuführen; und so ist denn die lässige Sitte der

Eingebornen, während des ganzen Gottesdienstes auf dem Boden zu kauern, noch entschieden vorherrschend und noch Raum genug vorhanden für zahlreiche Verbesserungen auch auf diesem Gebiet.

„In unseren weniger intelligenten Landgemeinden, wo viele aus dem Volke noch wie die Kinder unterwiesen werden müssen, wie sie sich während des Gottesdienstes schicklich zu betragen haben, übernehmen die eingeborenen Diakonen gewöhnlich die Leitung der Versammlungen. Während des Gebetes stellen sie sich in verschiedenen Theilen des Hauses auf und halten ein wachsames Auge auf das Volk, damit niemand sich umsehen oder sich sonst unpassend benehmen möge. Sobald der Pastor oder Missionar sagt: „Laßt uns beten," rufen die Diakonen mit Stentorstimme: „Mivávaka!" („Betet!") bis jedes Haupt gebeugt ist. Ich habe oft daran denken müssen, daß wir in diesem Gebrauche das „Oremus" der ersten Kirchendiakonen haben, mit welchen sie die Versammlungen aufforderten, sich an dem Gebete zu betheiligen. Und wieder, wenn der Segen ausgesprochen ist, rufen unsere madagassischen Kirchendiener ebenso eifrig dem Volke zu: „Miráva!" („Brecht auf!" oder „Zerstreut euch!"), was nur eine andere Form des „Ite missa est" der alten Diakonen ist, das sie auch nach dem Morgengebete zu rufen pflegten, wenn die Katechumenen sich vor der Austheilung des Abendmahles zu entfernen hatten."

Was den Gemeindegesang betrifft, so sei hier aus anderer Quelle eingeschaltet, daß die alten Missionare auf diesem Gebiet entweder kein Glück oder kein Geschick hatten. Nach dem Urtheil eines jüngeren ermangelten ihre madagassischen geistlichen Lieder „jeder Poesie und alles Christenthums!" (?) Die Eingebornen lernten mit der Zeit europäische Militär- und sonstige weltliche Musik kennen und waren leidenschaftlich darauf aus, etwas Aehnliches in die Kirchen einzuführen. Beim Singen schlugen sie den Takt, indem sie mit geballter Rechten gegen die offene linke Hand clap! clap! schlugen, und war einer dieser Anstrengung müde, so gab er seinem Nebensitzer einen Rippenstoß und dieser mußte dann weiter machen. Alle Noten wurden zitternd gesungen. In der Mitte der Sänger — denn meist sang ein Chor — stand ein Speinapf und die Schnupftabaksdose machte fleißig die Runde. Man kann sich denken, wie erbaulich das war! Neuerdings hat nun nach Sibree der madagassische Kirchengesang einen ganz unerwarteten Auf-

schwung genommen. „Von Missionaren sowohl als auch von Eingebornen ist eine große Zahl guter Kirchenlieder — alle in gefälligem Versmaß, viele in Reimen — verfaßt und nach lebhaften muntern Melodien in Musik gesetzt worden. Viele Sankey-Lieder haben sich schnell über das Land verbreitet, und auch einige klassische englische Kirchenlieder haben sich eingebürgert. In der Hauptstadt und ihrer Umgebung haben diese christlichen Lieder die alten Gesänge der Eingebornen ganz verdrängt; man hört sie am Schlusse jeden Tages überall in der Stadt und den Dörfern erschallen, wo die Familien um die Abendmahlzeit versammelt sind. Die Einführung des europäischen Notensystems hat viel dazu beigetragen, die den Madagassen angeborene Liebe für Musik und Gesang zu stärken und auszudehnen." Der Hauptreformator auf diesem Gebiet ist, soviel wir wissen, Miss. Richardson.

Auch in Bezug auf die Predigten konstatirt Sibree einen großen Fortschritt, bemerkt aber dazu: „Unsere madagassischen Zuhörer pflegen ihre Anerkennung einzelner Stellen in Predigten und andern öffentlichen Reden durch einen klatschenden Ton anzuzeigen, den sie mit der Zunge hervorbringen; vernimmt man diesen Ton, so kann man immer sicher sein, daß irgend etwas gesagt worden ist, was ihnen zu Herzen gegangen ist oder ihre Bewunderung erregt hat. Manchmal läßt dieses Schnalzen sich auch während des Gebetes hören; und wenn einer der begabtern Eingeborenen, unter denen sich Leute von ungewöhnlichem Rednertalent finden, predigt, läuft dieser eigenthümliche Ton oft durch die ganze Versammlung und tönt aus allen Ecken der Kirche wieder, was auf jeden, der an die feierliche und meist unbewegliche Ruhe einer europäischen kirchlichen Versammlung gewöhnt ist, einen sehr seltsamen Eindruck macht."

„Was die kirchlichen Aemter und das Kirchenregiment anbetrifft, so sind unsere in Madagaskar gemachten Erfahrungen wohl geeignet, einiges Licht auf die Entwickelung der verschiedenen kirchlichen Systeme zu werfen. Viele Jahre hindurch (bis zum Jahre 1870) beschränkten die Abgesandten der Londoner Missionsgesellschaft ihr Wirken ausschließlich auf die Hauptstadt Antananarivo; dem Beispiele der Apostel folgend, nahm man zuerst das große Centrum der Intelligenz, Civilisation und der Regierung ein, wie ja auch in Antiochia, Ephesus, Korinth und Rom schon frühe die mächtigsten Gemeinden sich bildeten.

Und wie diese nebst noch einigen andern bald großen Einfluß und Gewalt über die weniger bedeutenden Gemeinden erlangten und Sitze von Patriarchaten wurden, so übt auch heute die Hauptstadt Antananarivo einen mächtigen Einfluß aus auf die unwissenden Landgemeinden. Im Allgemeinen ist dieser Einfluß wohl äußerst heilsam und fördernd für die „Pagani," doch liegt freilich auch die Gefahr nahe, daß er sich mit der Zeit leicht und fast unmerklich zu einer unumschränkten Herrschaft über die schwächern Mitglieder der zu jeder Stadtgemeinde gehörigen Tochterkirchen (Zána piangónana) herausbilden kann.

„Für die Entstehung der Synoden und Presbyterien in den ersten christlichen Kirchen finden sich erläuternde Analogien vor in der Art und Weise, wie unsere aus je 30—80 Gemeinden bestehenden kirchlichen Distrikte durch gewisse gemeinsame Regeln über Disciplin und Unterricht zusammengehalten werden. In der Hauptstadt selber befinden sich neun mächtige Gemeinden, welche für ebenso viele nach allen Seiten ins Land sich erstreckende kirchlichen Distrikte die Stelle von Mutterkirchen vertreten. An der Spitze der meisten dieser Diöcesen stehen heute englische Missionare, die somit das Amt von Bischöfen oder Aufsehern bekleiden. Und wenn, was ja schließlich eintreten muß, die Oberaufsicht der Fremden sich eines Tages ganz zurückgezogen haben wird, so wird auch der eingeborene Mpitandrina oder Aufseher fortfahren, einen sehr merkbaren Einfluß auf die Gemeinden seines Distrikts auszuüben, und denselben gegenüber die Stellung eines Bischofs, eines primus inter pares, wenn nicht vielleicht gar eines wirklichen episcopos einnehmen."

Die gegenwärtig herrschende Ordnung besteht darin, daß je eine größere Anzahl von Gemeinden (30—80) untereinander zu Distrikten oder Diözesen verbunden und der Oberleitung eines englischen Missionars unterstellt sind. „Solcher Distrikte erstrecken sich 9 strahlenförmig ins Land hinein, ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt und ihre Hauptmacht aber haben sie in einer der ältesten Mutterkirchen zu Antananarivo; sieben weitere Distrikte liegen rings um einige der wichtigsten alten Städte von Imerina. In dem Betsileo-Lande, der Südprovinz, befinden sich auch mehrere Missionsstationen, die ihr Hauptquartier in Fianarantsoa haben; zwei andere Stationen — unter den Sihanaka in der nordöstlichen Mitte und in Mojanga an der Nordwestküste — sind erst vor kurzem gegründet

worden. In regelmäßigen Zwischenräumen finden Zusammenkünfte von Repräsentanten aller Gemeinden eines Distriktes statt. Dieselben treffen Bestimmungen über die Kirchenzucht, Schulangelegenheiten u. dergl. und üben einen mächtigen und heilsamen Einfluß auf die einzelnen Gemeinden aus. Außerdem wird zweimal im Jahr in Antananarivo eine Art Generalsynode abgehalten, wobei Repräsentanten aller Gemeinden von Imerina zusammenkommen, um über wichtige, die Wohlfahrt und die Disciplin der Gemeinden betreffende Fragen zu berathen .... Es kann nicht ausbleiben, daß gelegentlich auch politische Angelegenheiten in diese Verhandlungen gezogen werden und daß dadurch allmählich der Weg gebahnt wird für freiere Institutionen, die allerdings heute noch nicht ausführbar oder auch nur wünschenswerth sind."

Nach all dem kann allerdings die Verfassung der madagassischen Kirche als eine Kombination von Episkopalismus, Independentismus und Presbyterianismus bezeichnet werden, der in der ausgedehnten Verwendung von Laienpredigern ein methodistisches Element beigemischt ist. „Das ganze System ist mehr in Rücksicht auf die augenblicklichen örtlichen Bedürfnisse, als in Verfolgung irgend eines bestimmt vorgesetzten Zieles geschaffen worden." Doch kann nicht geleugnet werden, daß die madagassischen Gemeinden ihr Hauptgepräge doch von der überwiegend kongregationalistischen Londoner Missionsgesellschaft hergenommen haben, so daß im Grunde jede derselben sich souverän dünkt und auch innerhalb der Einzelgemeinde jede Partei gleich bereit ist, wieder eine neue selbständige Gemeinde zu konstituiren. Von den hieraus resultirenden Uebelständen nur ein Beispiel:

„In einer ungefähr 10 englische Meilen von der Hauptstadt entfernten Dorfgemeinde waren Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf die Wahl eines Predigers ausgebrochen, der, wie einige der Leute behaupteten, ihnen durch den Dorfobern, der seinen Einfluß in unerlaubter Weise geltend machen wollte, aufgezwungen worden war. Die Gemeinde hatte sich demzufolge in zwei Parteien gespalten, deren gegenseitige Feindschaft schließlich so heftig wurde, daß, als der Pastor an einem Kommunionssonntage die Austheilung des Abendmahls begann und das Brot an dem Altar brach, die Anführer der andern Partei ihrerseits auch Brot und Wein herbeibrachten und ihre Anhänger aufriefen, zu ihnen zu kommen und

an ihrem Mahle theilzunehmen, und so fanden denn wirklich zu gleicher Zeit zwei Abendmahlsaustheilungen in der einen Kirche statt!

„Es bedurfte langer Zeit, mehrerer Versammlungen und eines großen Aufwandes von Geduld und Ueberredungskunst, um die streitenden Parteien einander wieder näher und zur endlichen Versöhnung zu bringen. Und doch bin ich fest überzeugt, daß mehrere von den Widersachern des Predigers wirklich christlichdenkende Männer und nur eifrig bestrebt waren, das, was sie für recht hielten, aufrecht zu erhalten. Nur der Glaube, daß die Unabhängigkeit der Kirche verletzt worden sei, hatte sie zu dieser Handlungsweise veranlaßt. Auch in einem ganz nahe bei Antananarivo belegenen Dorfe mußte einer unserer Missionare eine ähnliche unangenehme Scene durchmachen. Ein angesehener Mann, der wegen unmoralischen Betragens von der Kommunion ausgeschlossen worden war, wurde von seinen Freunden angeregt, sich das Brot mit Gewalt zu nehmen, und so mußte hier eine Vertheidigung (fencing) des Altars in wörtlicherem Sinne stattfinden, als die ist, von der die Presbyterianer in Bezug auf ihr Abendmahl sprechen."

Doch damit sind wir schon auf die Sakramente gekommen, von denen nicht geleugnet werden kann, daß sie – zum Theil infolge des ultra-reformirten, mit dem Quäkerthum sympathisirenden Geistes vieler Missionare — in Madagaskar hie und da zu Karrikaturen geworden sind.*) Doch wird Hr. Sibree wohl Recht haben, wenn er die Hauptschuld in der gedankenlosen, stets zum Aberglauben neigenden Geistesrichtung der Madagassen findet. Hören wir, was er von seinem wie schon angedeutet kraß reformirten Standpunkt aus hierüber zu sagen hat.

„Der Geist der Madagassen ist, wie der der meisten halbcivilisirten Völker, ein fruchtbarer Boden für das schnelle Wachsthum aller Arten abergläubischer Begriffe. Der Götzendienst des Volkes besteht hauptsächlich in dem Glauben an die Macht der Ody oder Zauber, welche im Stand sein sollen, vor verschiedenen Uebeln zu bewahren oder gewisse Segnungen zu verleihen. Wenn nun die Lehrer und Seelsorger von Eingeborenen, welche erst vor kurzem

*) Man vergl. übrigens die bekannte von Sir B. Frere beschriebene und mitgemachte liebliche und würdige Abendmahlsfeier in Mojanga.

dem Heidenthum entsagt haben, nicht mit größter Vorsicht zu Werke gehen, so übertragen die Neubekehrten fast unausbleiblich ihre alten abergläubischen Vorstellungen auf die beiden großen symbolischen Handlungen der christlichen Religion; und die Taufe und das Abendmahl werden sofort als christliche Ody oder Zauber betrachtet! Dieses Mißverständniß macht sich in so ausgedehntem Maße geltend, daß ich oft ernstlich überlegt habe, ob es nicht vielleicht das Beste sein würde, die Einführung beider Sakramente noch für längere Zeit hinauszuschieben, bis das Volk im allgemeinen aufgeklärter und eine gewisse Grundlage von Kenntnissen vorhanden sein wird. Denn unter den jetzigen Verhältnissen sehen die meisten jener neuen Christen die beiden symbolischen Handlungen nur als ein Mittel an, um irgend einen unbestimmten Segen oder Nutzen zu erlangen, wobei, ihrer Meinung nach, die moralische Beschaffenheit der Empfänger des Sakramentes vollständig gleichgültig ist."

„Es könnte fast belustigend sein, wenn es nicht eben zu gleicher Zeit so betrübend wäre, die seltsamen Begriffe zu studiren, welche unter den halbheidnischen Madagassen in Bezug auf die Taufe herrschen. Mehrmals schon sind Leute aus den ländlichen Distrikten nach der Hauptstadt gekommen, weil sie, wie sie sagten, „zur Taufe zu beten" wünschten; andere bitten wieder um die Erlaubniß, „die Taufe trinken zu dürfen", wobei sie wahrscheinlich die beiden Sakramente miteinander verwechseln. Als im Jahr 1869 die Verbrennung der Götzen in den Centralprovinzen stattgefunden und Königin und Regierung sich für die Annahme des Christenthums erklärt hatten, strömte alles Volk zu den Gottesdiensten zusammen, und als sich die Kunde verbreitete, daß die Herrscherin und der Premierminister getauft worden waren, da drängten sich auch die Unterthanen in Schaaren herbei, um das Sakrament zu empfangen, dessen Bedeutung ihnen noch vollständig unbekannt war. An gar vielen Orten, und zwar besonders da, wo weder ein Missionar noch auch ein aufgeklärter einheimischer Pastor die Aufsicht führte, wurden damals Schaaren von Eingeborenen, oft mehrere Hunderte auf einmal getauft. Ohne Zweifel bildete für einen großen Theil von ihnen der Wunsch, dasselbe zu thun, was ihre Herrscher gethan hatten, das einzige Motiv zu diesem Schritte, während andere wieder von unbestimmter Hoffnung auf irgend einen unbekannten geistigen Ge-

winn geleitet wurden. Selbst unter unseren schon intelligenteren, bekehrten Leuten treffen wir nicht selten noch merkwürdige abergläubische Vorstellungen in Bezug auf das Symbol der Taufe selber. Vor einigen Jahren predigte einer meiner Kollegen in einer unweit der Hauptstadt befindlichen Dorfgemeinde seines Distrikts, und da es der erste Sonntag im Monat war, mußte er auch das Abendmahl austheilen. Ehe er hiermit beginnen konnte, sollten aber noch mehrere Leute die Taufe empfangen, und so wurde das zu diesem Zwecke nöthige Wasser (wie es hier oft zu geschehen pflegt) in einem Abendmahlskelche herbeigebracht. Als die Taufe vollzogen war, sollte der Kelch für das Abendmahl gebraucht werden, und nun standen die guten Diakonen vor einer großen Schwierigkeit. Was sollten sie mit dem noch übrigen Taufwasser thun? Eine kleine Berathung fand statt; sie schienen es für unpassend zu halten, das, was zu einem heiligen Zwecke gedient hatte, fortzuschütten, und so ergriff, um das schwierige Problem zu lösen, schließlich einer von ihnen den Kelch und trank den ganzen Inhalt aus!“

„Noch größeren und häufigeren Mißbräuchen von seiten des unwissenden und halbaufgeklärten Volkes ist aber das Sakrament des Abendmahls ausgesetzt. Ein Vorfall, der sich vor gar nicht langer Zeit in meinem eigenen Bereiche zugetragen, hat mir deutlich gezeigt, in wie sehr unschuldiger, fast unmerklicher Weise die hohen sakramentalen Ideen über das Abendmahl in den alten Christengemeinden entstanden sein mögen. Der Pastor einer der unter meiner Aufsicht stehenden Gemeinden, ein sehr vorgeschrittener und ernster Christ, kam eines Tages zu mir, um über ein Verlangen, das an ihn gestellt worden war, meine Meinung einzuholen. Er erzählte mir, daß mehrere Mitglieder der Gemeinde, die am letzten Abendmahlssonntage durch Krankheit am Kirchenbesuch verhindert gewesen seien und die es sehr schmerzlich empfunden hätten, daß sie das heilige Mahl nicht mit ihren Freunden und Verwandten gemeinschaftlich hätten genießen können, sich jetzt mit der Bitte an ihn gewandt hätten, er möge den Diakonen gestatten, ihnen etwas von dem Brot und Wein in ihre Wohnungen zu bringen, damit sie, und wenn auch nur zu Hause, doch des Sakramentes überhaupt theilhaftig werden könnten. Der Pastor hielt dieses Verlangen augenscheinlich für durchaus vernünftig und schicklich, und im ersten Augenblick erschien es mir ebenso. Bald aber wurde mir klar, daß

die Symbole hierdurch fast unvermeidlich zum Gegenstande abergläubischer Vorstellungen werden müßten, daß man sie als eine Art Zauber betrachten, ihnen eine innewohnende geheimnißvolle Kraft zuschreiben würde; und so hielt ich es denn auch für meine Pflicht, ihn auf alle die Irrthümer aufmerksam zu machen, die wir durch Erfüllung seiner Bitte nur befördern würden. Man sieht hieraus aber, wie sich aus solchen zuerst ganz unschuldigen und natürlichen Gefühlen die Lehre von dem „reservirten Sakrament" (Reservation der Hostie) in der alten Kirche entwickelt hat, und wie eine so große Zahl verschiedenartiger abergläubischer Begriffe allmählich um die einfache Feier des Gedächtnisses und der geistigen Gemeinschaft emporwuchern konnte."

„Auch bei mehrern Mitgliedern meiner eigenen Gemeinde von Ambóhimánga stieß ich gelegentlich auf einen Aberglauben in Betreff des Abendmahls, der mit den römisch-katholischen und ritualistischen Begriffen von der nothwendigen Vorbereitung zum Empfang des Sakraments eine auffallende Uebereinstimmung zeigt. Die Leute fragten uns nämlich nicht selten, weßhalb wir vor der Kommunion denn nicht fasteten, und theilten uns dabei mit, daß sie dies immer zu thun pflegten, weil sie es für unrecht hielten, wenn man die heiligen Elemente sich mit gewöhnlichen Speisen vermischen lassen wollte. Sehr allgemein ist die Ansicht vertreten, daß der Vormittag die allein zur Feier des Abendmahls geeignete Tageszeit sei, und die Mehrzahl der madagassischen Christen würde auch jeden Vorschlag, die Feier an einem andern als dem ersten Sonntage im Monat zu begehen, nur mit größtem Mißtrauen aufnehmen; eine Abendmahlsfeier aber an einem Wochentage würde ihnen als etwas ganz Ungeheuerliches erscheinen."

„Ein großer Theil der Kommunikanten sieht in dem Abendmahle in der That nur eine Art Zauber; gar viele von ihnen wohnen dem Gottesdienste überhaupt nur am ersten Sonntage des Monats bei, so daß an diesem Tage die Versammlung immer sehr zahlreich zu sein pflegt; sie glauben dabei augenscheinlich, daß sie, indem sie so einmal im Monat das Sakrament empfangen, dadurch den ganzen übrigen Theil der Zeit heiligen und sich irgend ein geistiges Gut verschaffen. Viele wohnen sogar dem vorhergehenden Gottesdienste und der Predigt nicht bei, sondern stellen sich eben nur zur Abendmahlsfeier ein; während noch andere, die gar

Zeit mit dem Hören des göttlichen Wortes, mit Gesang und Gebet verlieren wollen, auch wohl erst ganz am Schlusse der eigentlichen Feier in die Kirche kommen und sich von den Diakonen schnell etwas Brot und Wein ausbitten. Von solchen kann man dann wohl sagen, daß sie das Sakrament „unwürdig empfangen." *)

„Nicht selten tritt die Verehrung des Sakraments aber auch in einer Weise auf, die kaum getadelt werden darf, obgleich sie unter Umständen leicht zu einem Mißbrauche ausarten kann, der von dem alten Zauberdienste nicht gar verschieden sein würde. Im Nordwesten der Insel z. B. fanden vor 6 Jahren zwei Prediger-seminaristen bei der Gemeinde von Ambódiámontana zu ihrem großen Erstaunen gewisse eigenthümliche Abendmahlsgebräuche vor, über die sie folgenden Bericht erstatteten: Wenn die Leute den Reis (aus dem das Brot für das Sakrament gemacht werden soll) stoßen wollen, so waschen sie vorher ihre Kleider und nehmen ein Bad und unterwerfen auch den Mörser und den Stößel einer gründlichen Reinigung; dann verschließen sie die Thüren des Hauses während sie den Reis stoßen und kochen. Und wenn nach der Austheilung des Abendmahles noch etwas von dem Brote übrig ist, nehmen sie dasselbe in das Regierungshaus und beten dort, bevor sie es essen; darum fragten wir sie nun: ‚Weshalb thut ihr alles dieses? Und für was seht ihr denn das Brot an?' Sie antworteten: ‚Wir thun dies, weil wir nicht wollen, daß die Ungläubigen wissen, wie es gemacht wird, und es vielleicht gar verachten; deßhalb ehren wir es in dieser Weise.' Als wir dies hörten, wußten wir kaum, was den Leuten erwidern; denn wir waren eben so erstaunt wie verlegen. Zuletzt aber wagten wir doch ein Wort der Warnung und sagten: ‚Hütet euch wohl, daß ihr nicht etwa diesen Sinnbildern eine abergläubische Verehrung darbringt und Jesum Christum vielleicht darüber vergesset. Was ihr thut, ist gut und recht, sobald ihr Christum damit ehren wollt und nicht das Brot und den Wein; verehrt ihr aber nur diese letztern, und denket nicht an Christum, so seid ihr auf ganz falschem Wege!'"

Natürlich zeigt sich diese madagassische Neigung zum Aberglauben nicht bloß im Zusammenhang mit den Sakramenten, son-

*) Einige sollen auch am Abendmahl theilnehmen, blos weil sie darin ein Mittel sehen „ihren Magen zu reinigen." Bericht aus dem Jahr 1876.

dern auch sonst z. B. in der Auffassung des Tischgebets. Diese unter den christlichen Madagassen sehr skrupulös befolgte gute Sitte wird nämlich von ihnen vielfach nicht als einfaches Bitt- und Dankgebet, sondern als eine Art Weihung der betreffenden Speisen aufgefaßt. „So pflegen denn viele madagassische Christen bei jeder Speise, die ihnen vorkommt, zu fragen: ‚Ist es gesegnet?‘ Ja, es wird sogar erzählt, daß gewisse Christen, um Mühe und Zeit zu sparen, das Tischgebet über ihren ganzen noch in der Grube befindlichen Reisvorrath auf einmal gesprochen und sich so alle einzelne Tischgebete bei den Mahlzeiten selbst erspart hätten.“

Soweit unser Gewährsmann, aus dessen Mittheilungen ein für Missions- und Kirchenfragen geschärftes Auge noch weit mehr, als jener zu sagen sich bewußt gewesen, wird herauslesen können. Wer einigermaßen mit der Geschichte früherer Missionsperioden bekannt ist, wird in diesen, sowie in den von Dahle gegebenen Aufschlüssen nichts Unwahrscheinliches, aber auch nichts Niederschlagendes oder besonders Entmuthigendes finden, sondern mit Miss. Sibree gern glauben, daß dem Volk von Madagaskar noch „eine große Zukunft“ bevorsteht, was Gott in Gnaden wahr machen wolle!

La Lomo, der Fetisch-Prophet.

Von H. Bohner.

Erster Theil.
Owu als Wongtschä.

7. Auf dem Heimweg.

Von Nsaki aus nahm Owu seinen Weg nicht über Brekuso, sondern über das auf der Höhe gelegene Dorf Adenkribi. In diesem Ort fand er es aber für gut, sich einige Ta[...] halten. Die Dürre und der damit verbundene Wassermangel [...]

zwar in Folge eines Regens etwas gemildert, waren aber immerhin noch drückend genug. Owu rechnete nun darauf, daß bei einem längern Aufenthalt in oben genanntem Ort man ihn bitten werde, Regen zu machen. Seine Berechnung täuschte ihn nicht, denn, wie überall, so wußte auch hier ein geheimer Okomfo die Sache in Gang zu bringen. Ein Fetischtanz wurde veranstaltet, und bei diesem Owu gefragt, ob er oder sein Fetisch nicht Macht habe, regnen zu lassen.*) Sie hätten oft an Missionare die gleiche Frage gerichtet, aber immer die Antwort erhalten, daß dies keinem Menschen zustehe, man sich vielmehr vor Gott in Demuth zu beugen und ihn allein zu bitten habe. Owu gab eine andere Antwort. Er war ein guter Kenner der Gestirne und wußte z. B. genau, daß wenn die Glucke Abends sieben Uhr in der oder der Richtung zu sehen, es zu andern Zeiten immer geregnet habe. Auch jetzt hatte er seine bestimmten Zeichen, und so ließ er denn seinen Fetisch versprechen, daß wenn man ihm 1 Schaf, 4 Flaschen Rum und 12 Mark verabreiche, er am nächsten Tage sagen wolle, warum es bisher nicht geregnet und wann es ganz gewiß wieder regnen werde. Noch am Abend brachte man ihm die verlangten Sachen, und so begann am nächsten Tage die Feierlichkeit. Es sei ein Bann vorhanden, erklärte der Fetisch. Diesen zu heben, wurden nun auf Owu's Anordnung alle Gehöfte gekehrt und der Auskehricht auf einen Haufen vor das Dorf hinausgetragen, wo Owu ihn durch einen Zaun absperren ließ. Dann begab sich die Einwohnerschaft ins Dorf zurück, das Lob der Chrolo singend, worauf Owu das zu diesem Zweck herbeigebrachte Schaf im ganzen Dorf, besonders an schmutzigen Ecken und Winkeln, herumführte, damit gewissermaßen der Bann sich ans Schaf hänge und mit diesem abgethan werden könne. Auf den Marktplatz zurückgekehrt, schlachtete er es dann, schnitt Herz, Lunge und Leber in kleine Stücke, mischte diese mit dem Blut und Mist des Thieres und streute endlich dieses ganze Gemisch unter Paukenschlag und Trommelwirbel im Dorf herum. Jedes Gehöfte erhielt sein Theil. Dann wurde unter einem Straßenbaum der Boden gereinigt und der Baum mit einem Zaun umgeben. Hierauf sprach Owu unter Rum-Trinken ein Gebet, d. h. er hielt ein Glas voll zum Himmel, erwähnte alles, was man gethan habe, um Regen zu erhalten, und rief wiederholt aus: „So

*) Wörtlich: „Gott regnen zu lassen."

laß denn regnen! so laß denn regnen!", wobei die Menge immer wieder mit „Jau" „Jau" einfiel. Mit wem Owu redete, ob mit Gott oder mit seinem Fetisch, weiß der Erzähler nicht, vielleicht war auch Owu selber sich nicht klar darüber. Als diese Ceremonie vorbei war, erklärte Owu, daß es in 3 Tagen regnen werde, ein Ausdruck, der aber sehr dehnbar ist und sogar noch für 3 Wochen gelten kann. Hierauf entließ er die Versammlung.

Den Erfolg seiner Wirksamkeit wartete Owu nicht ab. Hiezu war er zu klug. Ein anderer weniger vorsichtiger Okomfo erfrechte sich, da gerade ein Gewitter am Himmel stand, noch für den gleichen Abend Regen zu versprechen. Als aber dann das Gewitter drohte, ohne Regen vorbei zu gehen, hörte man ihn im Busch laut schreien: „O Gott, Du weißt ja, daß ich ein Lügner bin und gelogen habe, Du werdest regnen; aber hab nun Erbarmen mit mir und laß mich nicht zu Schanden werden &c." Owu war, wie gesagt, schlauer. Nachdem er den Stadtältesten noch eine Mahlzeit gegeben, die er von den Eingeweiden jenes Schafes hatte bereiten lassen, begab er sich am andern Morgen, das übrige Fleisch mit sich nehmend, nach Ojarefa.

Hier blieb er ebenfalls einige Tage, um eine neue Art von Amuletten an den Mann zu bringen. Er hatte nämlich beobachtet, welch enorme Summen Abudulaso für in kleine Säckchen eingenähte Koransprüche einzunehmen pflegte. Nun konnte Owu zwar nicht Arabisch schreiben; aber er urtheilte, daß, da solche Täschchen nie aufgemacht, sondern nur an einer Schnur um den Hals getragen werden, es ganz gleichgültig sei, was man hinein thue. Nur mußte er den Schein wahren, als sei er nur Wiederverkäufer, was ja leicht war. Seine Berechnung trug ihm ein schönes Geld ein. — Eine andere Begebenheit, die ihn später zu einem sehr gefürchteten und geehrten Mann machte, fiel ebenfalls in diese Zeit. In dem benachbarten Kpantang wurde einem Mann, namens Doku, eine bedeutende Quantität Korn gestohlen. Da es nicht das erste Mal war, so wollte er um jeden Preis den Dieb ausfindig machen. Owu schien ihm der geeignete Mann hiezu zu sein. Ein Geschenk von Hühnern, Rum und etwas Geld sollte ihn dazu willig machen. Owu war sogleich bereit. Auf seinen Rath sollte die Seele des Diebes gebunden und dadurch derselbe ums Lebens gebracht werden. Doku erhielt von Owu zwei messer-ähnlich zugeschnittene Hölzer, zwei Zipfel Zeug,

in welche zerriebene Stoffe (Erde oder Holz) eingebunden und an die je eine große Kauri-Muschel befestigt war. Von den geriebenen Stoffen erhielt Doku noch eine Portion; für einen langen Strick von Baumbast und geriebenes Rothholz hatte er selbst zu sorgen. Mit diesen Dingen verfuhr er nach Owu's Rath wie folgt: Am nächsten Morgen, ehe die Leute auf ihre Plantagen gegangen waren, sehen wir Doku eine lange Schnur von einem Dorfende in Kpantang der Hauptstraße entlang spannen, wobei ihm sein Bruder Tete behilflich ist. Dann netzt er das geriebene Rothholz mit Wasser und bestreicht dieselbe damit. Hierauf befestigt er an jedes Ende der Schnur eines von den Bündelchen, welche ihm Owu gegeben, und beginnt das Kabla-Binden, wie diese Procedur genannt wird. Doku nimmt die beiden Hölzer und beginnt, an einem Ende der Schnur anfangend, dieselbe unter den entsetzlichsten Verwünschungen des Diebes auf die Hölzer aufzuwickeln. Die Verwünschungen gipfelten in „elendiglich soll er umkommen, sterben soll er" 2c. Als er, am Ende des Dorfes angekommen, die ganze Schnur aufgewickelt hatte, begrub er sie neben den Weg unter einem Stein und streute das Uebrige des von Owu erhaltenen Pulvers darauf hin.

Die ganze geheimnißvolle Ceremonie machte natürlich kein geringes Aufsehen in Kpantang, zumal als bald darauf der schwarze Adschei sehr bedenklich krank wurde und beim Sterben erklärte, Dokus Fetisch tödte ihn, denn er sei der Korndieb.

Inzwischen hatte Owu — im nächsten Dorfe Kwantanang — schon wieder eine neue Thätigkeit zu entwickeln angefangen. Eine Frau brachte ihr krankes Kind zu ihm und Owu setzte die Krankheit desselben mit den neuen Mutterhoffnungen derselben in Verbindung. Das zu erwartende Kind sollte auf das vor ihm geborne magisch einwirken. Diese Einwirkung mußte ins richtige Geleise gebracht werden, ehe die Krankheit gehoben werden konnte. Owu benutzte hiezu eine lange geweihte Schnur. Diese wurde dem kranken Kind von vorn nach hinten um den Hals gelegt, dann den Rücken hinunter 4–6 Mal in Knoten geknüpft, dann um die Lenden geschlagen und endlich je ein Ende an einem der Knöchel befestigt. Das Ganze sah aus, wie eine dem Kind angelegte Fessel. Nun erst erhielt der Kleine Medizin, und da dieselbe eine gute Wirkung hatte, so ließen noch viele Mütter als Vorbeugung gegen ähnliche Krankheiten ihren Kindern ähnliche Schnüre anlegen. Noch ein anderes

Mittel ersann Owu. Es sollte das Zahnen der Kinder beschleunigen und bestand in einer Anzahl großer Thierzähne, die man den Kindern an einer Schnur um den Hals hängen mußte, was insofern kein Schade war, als die Kleinen diese Zähne als Reibmittel für ihr Zahnfleisch benutzen mochten.

Schon war unser Held im Begriff, von Kwantanang abzureisen, als ein junger Mann daselbst in Folge eines Sonnenstiches vom Starrkrampf ergriffen wurde. Derselbe wurde zwar sofort von seinem christlichen Bruder in vernünftige Behandlung (beständiges Einreiben mit schweißtreibendem Limonensaft) genommen, ja auch ein Missionar von Abokobi zu Hilfe gerufen. Als aber alle Bemühungen der Christen erfolglos blieben, gewann endlich doch die heidnische Partei die Oberhand. Die zahlreiche Verwandtschaft des Kranken drängte sich herbei, schob die Christen auf die Seite und nahm nun ihrerseits die Sache in die Hand. Ein Okomfo sollte gerufen werden. Timoteo weigerte sich. Den Krankenwärtern sollte Rum gegeben werden. Abermals weigerte sich Timoteo: seinen Bruder in den Händen betrunkener Krankenwärter zu sehen, war ihm — dem Christen — ein schrecklicher Gedanke. Nun aber wurden die Heiden ganz wüthend: „Du hassest deinen Bruder und suchst seinen Tod" hieß es. „Nun gut," erklärte hierauf Timoteo, „auf eine Schlägerei lassen wir Christen uns nicht ein; wollt ihr den Kranken nach eurer Art traktiren, so traget dann auch die Kosten; ich thue nichts mehr in der Sache."

Damit zogen sich die Christen und der Missionar zurück, nachdem sie den bewußtlosen Kranken noch im Gebet der Gnade Gottes empfohlen hatten. Nun hatte die Schnapsflasche freien Spielraum; bald wußten die Aerzte und ihre Helfershelfer nicht mehr, was sie thaten. Die Krankheit verschlimmerte sich. Jetzt wurde Owu gerufen. Aber er forderte 20 Mark gleich als Handgeld, und erst nach langem Bitten gieng er ein wenig mit seiner Forderung herunter. Endlich erschien er, und zwar wohl vorbereitet. Er hatte sich genau über die Verhältnisse der Familie unterrichten lassen und erfahren, daß erst vor Kurzem die Familie ein ähnliches Unglück getroffen; das wollte er nun mit dem jetzigen in Verbindung bringen. Aber wie und wo anknüpfen? Da fielen seine Augen auf eine alte Ziege, die für den Vater des Kranken wegen ihrer Fruchtbarkeit bis dahin von großem Nutzen gewesen war, da er alle Jahre ein paar

Junge von ihr hatte verkaufen können. „Das wäre ein schönes Präsent für meinen alten Lehrmeister (Odonko)" — dachte Owu, und flugs ließ er seinen Fetisch erklären: es liege ein Bann auf der Familie, und zwar um der alten Ziege willen. Es sei für alle Fetische der größte Greuel, wenn eine Ziege oder ein Schaf mehr als sechs Mal Junge in einem und demselben Haus werfe. Die alte Ziege habe dieses Maß überschritten, daher all das Unglück! Die Ziege sammt den neulich geworfenen Jungen müsse sofort dem Fetisch des Wongtschä Odonko als Opfer gebracht werden.

Obgleich es für die Eltern des Kranken ein sehr schweres Opfer war, die Ziege herzugeben, so besannen sie sich doch keinen Augenblick dieser Forderung Folge zu leisten. Sofort wurden zwei Verwandte damit an die Küste geschickt; einer trug die Ziege, der andere ihre Jungen. Wie erstaunt aber waren sie, als Odonko schon von allem wußte und nicht im Mindesten überrascht schien. Natürlich hatte Owu ihn heimlich von allem Vorgefallenen benachrichtigt.

Die Kur selbst übrigens mißlang, und sobald Owu sah, daß es zum Sterben gehe, erklärte er, man habe ihn zu spät gerufen, und machte sich schnell auf den Heimweg.

Langsam dahinschlendernd, sann er über einen schon in Brekuso gefaßten Plan weiter nach. Als er nämlich dort sah und hörte, welches Ansehen Akotia besaß, und wie fast keine Woche vergieng, ohne daß jemand durch ein freiwilliges oder unfreiwilliges Opfer seine Gunst zu erwerben suchte, und wie wohl die dortigen Fetischpriester sich hiebei befanden, da war ihm der Gedanke gekommen, ob man nicht Akotia oder wenigstens seinen Kultus nach La versetzen könne. Daß ihm Odonko zur Ausführung dieses Planes behilflich sein würde, darauf konnte sich Owu, nachdem er ihm einen so fetten Bissen, wie die Ziege mit ihren Jungen, zugesandt hatte, wohl verlassen. Und war dieser einmal gewonnen, dann mußten sich auch die andern Wongtschä zufrieden geben.

Inzwischen war Owu in einem Dörflein — nur noch eine starke Stunde vor seiner Heimat — angekommen. Wäre er gleich weiter gegangen, so hätte er noch früh am Tage in die Stadt (La) einziehen können. Das wollte er aber nicht. Schon ein gewöhnlicher Neger vermeidet es gerne, wenn er lange von Hause abwesend war, bei Tag heimzukommen, weil er nicht Aufsehen erregen und das „böse Auge" auf sich ziehen will, noch vielmehr ein Wongtschä.

So blieb denn Owu in Kodschadscho, bis die Sonne am Untergehen war, aber nicht müßig, sondern unvermerkt über allerlei in seiner Vaterstadt inzwischen Vorgefallenes sich erkundigend, natürlich um später von dem so Erfragten guten Gebrauch zu machen. Die wichtigste Neuigkeit, die er auf diese Weise erfuhr, war die, daß der Wolomo des Lakpa ernstlich erkrankt sei.

---

8. Daheim in La.

Fast unbemerkt war Owu in seine Vaterstadt hineingekommen. Seine Verwandten, Frau und Kinder freuten sich sehr seiner Ankunft. Mit der erstern war Owu in der Zeit seiner Wanderschaft öfters zusammengekommen; er hatte ihr billige Einkäufe von Landesprodukten besorgt, die sie regelmäßig bei ihm abholte und an der Küste theuer verkaufte. Dessen ungeachtet war sie froh, nun ihren Mann wieder bei sich zu haben. Ihre Freudebezeugungen bestanden aber nicht darin, daß sie zu ihrem Mann hingesessen wäre und ihn über sein Ergehen rc. ausgefragt hätte. Man merkte ihre Freude nur an der Geschwindigkeit, mit welcher sie Owu Waschwasser brachte und noch ein Abendessen zubereitete, das sie ihm mit den Worten hinstellte: „Komm und iß." Die Kinder ihrerseits waren nicht so zurückhaltend: kaum hatten sie ihres Vaters Angesicht erblickt, so hüpften sie vor Freude in die Höhe und riefen: „He na ata!", d. h. „Ach! siehe, der Papa!" Dann streichelten sie ihres Vaters Füße und theilten sich in die Ueberreste seines Nachtessens.

Ehe Owu sich zur Ruhe begab, schlich er noch zu seinem Gönner Odonko, um ihm kurz seine Aufwartung zu machen. Seine andern Freunde aber sahen ihn erst am nächsten Abend. Alles Aufsehen vermeidend, wandelte Owu mit seinem Halbbruder die Straßen entlang, um allen ihm näherstehenden Personen einen guten Abend zu wünschen und Grüße aus dem Innern zu bringen. Auch den Rumverkäufer, seinen Gläubiger, besuchte er, erkundigte sich nach dem Befinden seines Sohnes, sagte aber nichts von dessen Loskaufung. Die Freunde, welche Owu vor der Abenddämmerung begrüßt hatte, kamen zum Theil noch am gleichen Abend, ihn wieder zu begrüßen und ein Weilchen mit ihm zu plaudern. Wer am A
nicht dazu kam, that es am Morgen. Die Sitte verlangte

Owu jedem derselben ein Glas Rum offerirte. Ueberdieß wollte Owu in nächster Zeit seinem Schutzgeist ein Opfer bringen, was die Einladung der Freunde zu einem Festmahl in sich schloß. So hatte er es nämlich bis jetzt bei vornehmen Leuten gesehen, und zu diesen durfte er sich ja nun auch rechnen. Jeder Neger nämlich feiert von Zeit zu Zeit — z. B. bei der Rückkehr von einer Reise oder nach Genesung von schwerer Krankheit — zu Ehren seines Schutzgeistes (Okra) ein Fest, und zwar an dem Wochentage, an dem er geboren worden und nach dem er genannt ist.*) Owu war am Dienstag geboren und führte daher den Namen Kwabla. Daneben hätte er als zweiter Sohn seiner Mutter Tätä heißen sollen; da aber kurz vor seiner Geburt sein älteres Brüderchen gestorben war, hatte man ihm den schrecklichen Namen Owu, d. h. Tod, gegeben, und schrieb dann dieser Vorsichtsmaßregel die Erhaltung seines Lebens zu. Als ein am Dienstag Geborner begieng Owu auch an einem Dienstag seinen Festtag. Schon in aller Frühe waren die Freunde des Hauses mit den Vorbereitungen zum Festmahl beschäftigt. Owu's Weib wurde von ihren beiden Schwägerinnen unterstützt. Die jungen Mädchen aus der Verwandtschaft waren nach

---

*) Mit diesem Okra hat es eine eigene Bewandtniß. Richtet man darüber eine direkte Frage an einen Ga-Neger, so sagt er wohl nach einigem Besinnen: „Ist nicht mein Okra mein Susuma?", d. h. meine Seele? Ist aber derselbe Mann etwa mit knapper Noth dem Tode oder sonst einer Gefahr entronnen, so heißt es: „Wäre mein Okra nicht fest zu mir gestanden, ich wäre gewiß nicht davon gekommen," oder umgekehrt bei einem Unglücksfall: „Mein Okra hat sich von mir abgewendet." Man sieht hieraus, daß nach der Anschauung der Ga-Neger jeder Mensch außer der ihm inwohnenden Seele (susuma) noch einen ihn Tag und Nacht begleitenden Schutzgeist (okra) hat. Dabei ist eigenthümlich, daß alle an dem nämlichen Wochentag Geborenen ihren Okra mit dem gleichen, dem betreffenden Wochentag entsprechenden Namen benennen. Diese Namen lauten mit dem Sonntag beginnend: aschi, adscho, abla, aku, a-o, afi und ama. Die Otschi-Neger bezeichnen hienach sogar die Wochentage selbst als „Tag des aschi" u. s. w. Was die Personen-Namen betrifft, so heißt der am Sonntag Geborene Kwaschi, d. h. Sklave des Aschi u. s. f. Dem Okra, der als Eingeber aller guten Gedanken und als Gehilfe bei ihrer Ausführung gedacht wird, steht gegenüber der Gbeschi oder Okrabri, d. h. der schwarze Okra. Dieser verleitet den Menschen zu allerlei Bösem und verfolgt ihn dann gleich dem bösen Gewissen Tag und Nacht. Daher auch Verbrecher als vom Okrabri Besessene bezeichnet werden. Opfer werden dem Okrabri nicht gebracht.

Wasser und die Knaben ins Holz gegangen. Am Abend vorher hatte Owu allen seinen Freunden und Genossen offiziell sein Vorhaben mitgetheilt und sie zum Festmahl eingeladen. Die intimsten von diesen stellten sich denn auch schon in aller Frühe ein, um Owu einen guten Morgen zu wünschen und ein Gläslein Rum mit ihm zu trinken. Unter ihnen war auch Kwaku, der als der Vertraute Owus gewürdigt wurde, die erste Handlung der Festceremonie zu vollziehen. Zu diesem Zweck zog er, als die andern Freunde sich entfernt hatten, ein altes rostiges Messer aus seinem Gürtel und fieng an, dasselbe auf einem großen Stein zu schärfen. Dann setzte sich Owu auf einem niedern Schemel zurecht, und Kwaku begann mit dem Messer ihm den Kopf zu rasiren. Sein Bart blieb stehen, ebenso ein kleiner Haarbüschel oben auf dem Scheitel. Seife und Wasser wurden dabei nicht benützt. Daß die Prozedur für Owu schmerzhaft war, wird leicht zu errathen sein. Der Zuschauer hätte aber nicht viel davon wahrgenommen, denn das Ganze begleitete eine sehr lebhafte Unterhaltung. Kwaku hatte unter andern Verordnungen der englischen Regierung Owu auch die mitgetheilt, daß es jetzt verboten sei, Schweine öffentlich herumlaufen zu lassen. Hieran nahm Owu Anlaß, seinem Groll gegen die Regierungsweise der Engländer Luft zu machen.

„Diese Engländer,“ fieng er an, „die sind's, welche die Welt verderben! Da war es doch bei unsern frühern Herren, den Dänen, ganz anders. Lebensmittel waren in Hülle und Fülle da! Ein Ei konntest du um 2, und ein Maisbrod um 1½ Pfennig erhalten. Ein Huhn kostete einen Groschen und ein Schaf 2½ Mark! Hast du ein Kleid nöthig gehabt, so nahmst du eine Jamsknolle und ein Huhn, brachtest es ins Fort und bekamst dann so viel Zeug, daß du und deine Kinder genug daran hatten. Aber wie ists heute! Wollte ich doch 24 Eier zum Waschen meines Angesichts nehmen, man fand aber nach langem Nachfragen nur 12, und da sagte man: ‚Fünf für 25 Pfennige!‘ Das Schaf, das du dort angebunden siehst, kostet mich 13 Mark 50 Pfennige, und es ist nicht einmal groß! Rum hat man früher fast umsonst bekommen, jetzt muß ich für das Dutzend Flaschen 18 Mark zahlen! Diese Engländer! Weiß kein Mensch, was sie arbeiten! Ihre einzige Sache ist Zoll und wieder Zoll! Fürs Land thun sie nichts und ihre Anordnungen sind auch von keiner Dauer, heute sagen sie so und morgen so!

Was du nun da von den Schweinen gesagt hast, so möchte ich doch fragen, ob ihre Königin da in Europa kein Fleisch essen darf?" Damit erhob sich Owu zum Zeichen des Abscheues ein wenig von seinem Sitz und spie dabei aus so weit er konnte.

Indessen war Kwaku mit seiner Arbeit fertig geworden, und auch die Vorbereitungen zum zweiten Akt der Feier waren getroffen. Wäre Owu ein gewöhnlicher Neger gewesen, so wäre jetzt das Festmahl gefolgt; als Wongtschä mußte Owu aber zuvor sein „Angesicht waschen." Die schon oben erwähnten 12 Eier wurden in eine Kürbisschale gethan, Wasser darüber geschüttet, Awuloke-Zweige und Palmenbast hinzugefügt und Owu präsentirt, der etwas von dem Wasser in den Mund nahm, es auf seine Hände spie und damit Schultern und Antlitz benetzte. Das that er im Ganzen drei Mal und sagte dabei: „Wie ich verreist war, und du mich wieder heim begleitet hast, laß es mir immer so gehen!" Hierauf wusch er sich mit dem Palmenbast, ließ die Eier heraus nehmen, die Zweige und das Wasser aber auf den Weg am Ausgang der Stadt schütten. Unterdessen war der übers Feuer gesetzte Jams nahezu gar geworden. Owus Frau nahm die 12 Eier, legte sie oben auf den Jams, und als beides durchgesotten war, knetete sie es, Eier und Jams, unter einander und reichte die Schüssel Kwaku und Owu hin. Beide erhoben sich mit einander, Kwaku hielt die Schüssel und Owu streute einen Theil ihres Inhaltes im Hofe herum. Dann verzehrten die Anwesenden das Uebrige mit einander

Nun erst erfolgte das eigentliche Opfer. Bei armen Leuten ist es ein Huhn oder auch zwei, bei reichen ein Schaf. So bei Owu, der das obenerwähnte Schaf losband, an den Füßen packte, gen Himmel hielt und von allen Anwesenden feierlich umstanden ausrief: „Mein Okra Kwabla und mein Okra Abla! euch rief ich an, ehe ich auf die Reise gieng und ihr habt mich auf derselben bewahrt, daß mir kein Unglück zugestoßen ist. Seht, da ist euer Schaf!" Als diese Ceremonie vorüber war, ergriffen Kwaku und Owu's Halbbruder, unterstützt von zwei Knaben, das Schaf und schlachteten es. Das Blut wurde theils in Owu's Gehöfte, theils vor dem Fetisch Chrolo hingesprengt, das Fleisch aber in bekannter Weise zum Festmahl verwendet, an welch letzterem, Groß und Klein mitgerechnet, gegen 30 Personen theilnahmen. Owu's Freunde hielten sich bescheidener Weise fern, bis sie gerufen wurden. Seine Verwandten

machten es anders: ungerufen stellten sie sich theils selbst ein, theils sandten sie je ein Kind mit einer Schüssel und der Botschaft: „sie hätten gehört, des Vetters Okra esse heute („Sachen"), sie möchten fragen, wo ihr Theil sei!" Niemand wurde zurückgewiesen oder leer fortgeschickt, obgleich einige Gaben mit sehr ehrenrührigen Bemerkungen begleitet wurden, wobei aber nicht Owu selbst, sondern die Frauen des Hauses das Wort führten. — Ehe aber irgend Jemand das Festessen berühren durfte, mußte der Okra sein Theil haben. Owu streute ihm dasselbe auf die feierlichste Weise in den Hofraum und trug überdies als Sprecher der Chrolo diesem Fetisch ein Stück in den Tempel. Gegessen wurde dann in Abtheilungen, die dem Range nach geordnet waren. Owu mit seinen Hauptfreunden erhielt das erste Schüsselpaar, dann folgte sein Halbbruder mit etwas ferner stehenden Freunden und Verwandten u. s. w. — Als alle gegessen und die Jungen die Schüsseln weggeräumt und gewaschen hatten, begann das Rumtrinken, an welchem aber nur die Männer theilnahmen. Wäre das Fest auf dem Lande gefeiert worden, dann hätte Palmwein die Stelle des Rums vertreten. An der Küste ist aber dieser selten zu haben, und zum Bierbrauen sind die jetzigen Negerfrauen im Durchschnitt zu faul. Rum zu kaufen ist leichter, wenn es auch mehr Geld kostet und den Ruin der Familie herbeiführt. Als Kwaku die erste Rumflasche hervorgeholt und ein Gläschen gefüllt hatte, erhob sich Owu und stand neben ihm. Kwaku hob das Glas in die Höhe und rief Owu's Okra an, indem er ihm dankte, daß er diesen auf seiner Reise behütet habe. Dann schüttete er den Inhalt mit den Worten auf den Boden: „Siehe, hier hast du Rum zum Trinken." Dann schenkte er zuerst Owu und nachher den Andern ihrem Range und Ansehen nach je ein Glas ein, sich selber den nicht unbedeutenden Rest. Auf diese Weise wurden noch mehrere Flaschen geleert, bis alle Anwesenden ziemlich stark betrunken waren. Auf ein Tanzgelage der jungen Mannschaft, wie es sonst bei solchen Festen oft vorkommt, verzichtete Owu; es hätte ihn zu viel Rum gekostet.

Unter den Festgenossen befanden sich auch unsere alten Bekannten Labi, Odonko, Mensa Kwao rc. Wo solche Persönlichkeiten zusammentreffen, da geht es nicht ohne politischen Diskurs ab. Heute lieferte neben einigen Anordnungen der englischen Regierung hauptsächlich das Gerücht von einem bevorstehenden Kriegszug der

länder gegen Kumase den Stoff dafür. Owu reproduzirte hiebei seine schon am Vormittag gemachten Aeußerungen, die von allen bestätigt wurden. Den Feldzug hielten alle für eine Unmöglichkeit. Denn wenn man auch den Engländern auf dem freien Felde sehr viel Zutrauen in Bezug auf ihre Kriegskunst schenkte, so glaubte man doch nicht, daß sich ein europäisches Heer in den Urwald wagen würde. Einige in der Gesellschaft wußten nicht einmal, daß es weißes Militär gebe, da sie noch nie solches gesehen hatten. „Wie wäre es aber, wenn der Gouverneur sagen würde, wir sollten gehen und im Busch fechten?“ warf Labi hin. „Wir gehen um keinen Preis“, sagte Mensa Kwao; „es ist wahr, die Asante sind von jeher unsere Feinde gewesen; aber wer sie in Kumase bekriegen will, der soll das nur allein thun; so lange sie nicht nach Akkra kommen, gehen sie uns nichts an.“ — „Wenn man uns aber zwingt?“ warf Owu ein. „Hei,“ erwiderte Mensa Kwao, „wenn man uns auch unsere Stadt zusammenschießt, wir gehen nicht, weil wir Küstenleute das Fechten im Busch nicht verstehen.“ Odonko stimmte ihm zu, meinte aber, man könne ja zuerst eine List anwenden. „Sind es nicht dieselben Engländer, die uns nach Anglo geschickt haben, wo wir, um es vor eurer Ehre zu sagen, schändlich geschlagen wurden? Sagen sie nun, wir sollen nach Kumase gehen, dann müssen wir uns sogleich hiezu bereit zeigen, aber verlangen, daß man uns vorher hilft, die Angloer bekriegen. Daß die Asante einmal eine Gesandtschaft nach Anglo geschickt haben, gibt uns Grund genug, sie dem Gouverneur als Bundesgenossen der Asante hinzustellen. Hat er uns dann geholfen, die Angloer zu schlagen, daß unsere Scharte wieder ausgewetzt ist, dann wollen wir sehen.“ Alle wunderten sich über Odonkos klugen Einfall und besprachen denselben bis ins Kleinste hinein.

Der erste Festtag war vorbei, der zweite angebrochen. Owu war etwas später aufgestanden, als am Tag vorher, da er dem Rum stark übers Maß zugesprochen hatte. Er suchte deßhalb der Blödigkeit seines Magens und der Eingenommenheit seines Kopfes durch ein neues Gläschen Rum aufzuhelfen. Dann begann er sich festlich zu putzen. Einer sorgfältigen Waschung folgte ein noch sorgfältigeres Putzen der Zähne. Ein kleiner Spiegel, der mit den Zehen festgehalten wurde, mußte dazu dienen, das Innere der Mundhöhle einer genauen Prüfung zu unterziehen. Dann wurden die Nägel

der Finger und Zehen beschnitten, die Füße oberhalb der Knöchel und die Arme hinter den Händen mit Korallenschnüren geschmückt und der Hals mit einer ähnlichen vorn mit einer goldenen Broche gezierten Schnur behangen. Nicht alle Schmucksachen waren Owus Eigenthum, die meisten hatte er gegen Zahlung eines hohen Zinses entlehnt, was jedoch seiner Ehre und seinem Ansehen keinen Eintrag that. Zu den Schmucksachen gesellte sich ein seidenes Lendentuch und ein großer, schöner, baumwollener Landesteppich als Ueberwurf. Die Krone von Allem aber war ein Schirm von altem Seidenzeug, wie sie zu Dutzenden an Bord der Dampfer verkauft werden. So aufgeputzt, machte nun Owu in Begleitung von Kwaku und seinem Halbbruder bei seinen Freunden Besuche, wo theils über Themata des vorhergehenden Tages weiter verhandelt, theils sonstige Neuigkeiten besprochen wurden. Diejenigen, welche besucht wurden, hatten natürlich ihre Gäste mit einem Glas Rum zu bewirthen.

Als Owu gerade in lebhaftem Gespräch bei Odonko saß, kam plötzlich sein Sohn gesprungen und sagte: „Vater, man ruft dich, es will dich jemand sprechen." Odonko fuhr den Knaben unwillig an und sagte: „Wer wird auch jemand an seinem Festtag quälen. Geh, sag, dein Vater habe keine Zeit." Owu besänftigte ihn jedoch, indem er sagte: „Laß einmal sehen, wer es ist." Nun, es war die Mutter des Okpoti Kuma, die mit einer Flasche Rum in Owus Haus erschienen war, um ihn wegen der Krankheit ihres Sohnes zu konsultiren.

Okpoti Kuma kennen wir bereits (s. S. 53) als Verächter der Wongtschä und ihrer Fetische. Welcher Triumph für jene, jetzt diesen Mann in die Kur zu bekommen! Odonko legte bedeutungsvoll die Hand auf den Mund, womit er sagen wollte: „Denk an sein böses Maul!" Owu verstand ihn, eilte heim und erklärte der wartenden Frau, die Sache sei ernst, man müsse den Kranken zu ihm ins Haus bringen, sie sollen am nächsten Tag mit ihm kommen.

Am nächsten Tag erschien denn auch richtig die Familie mit dem Kranken. Owu wußte längst, daß derselbe an der Schwindsucht leide, wußte auch schon, was für ein Mittel er ihm geben wollte. Ohne Hokuspokus durfte es aber nicht abgehen. Nachdem daher Owu sich ein Schaf, ein Stück Shirting und ein Huhn ausbedungen und bekommen hatte, ergriff er eine große Kürbisschale, welcher sich ein kleines Fetischbild befand, stürzte sie auf Kwa

Kopf und befahl diesem, so lange zu tanzen, bis die Schale herunter falle. Falle sie nach vorne, dann sei das „böse Maul“ schuld, falle sie nach hinten, dann sei der Mann „verhext“ rc. rc. Kwaku hatte nicht lange getanzt, als die Kürbisschale sich nach vorn neigte und ihm über die Stirne herunter rutschte. „Richtig das böse Maul! Habe ichs doch vermuthet. Okpoti Kuma mischt sich in Alles und deßhalb wird er so im Mund der Leute herumgetragen.“ *)

Mit diesen Worten hatte Owu den wunden Fleck getroffen. Denn daß der Kranke ein böses Maul hatte und in Folge dessen auch viel über ihn geredet wurde, war allen bekannt. Es fiel daher auch seinen Angehörigen von fern nicht ein, Owus Angabe in Zweifel zu ziehen. Alles was sie wollten war — Hilfe.

Owus Fetisch wußte bald Rath. Er verlangte, daß man zweierlei Kraut — ein ganz roth aussehendes und ein sehr stark riechendes — herbeibringe, dieselben in einen Topf mit Wasser thue und den Kranken damit wasche. Dann verlangte er die drei Lebensmittel, deren sich jeder Neger ohne Ausnahme bedient: Pfeffer, Salz und Palmöl. Diese mußte des Kranken Mutter unter einander kneten und dann auf einen großen Klumpen Eisenerz, der in der Nähe lag, streuen und dabei sprechen: „Du Maul, welches Pfeffer, Salz und Oel ißt, da komm und iß es; höre aber auf, den Menschen zu essen.“

Als das geschehen, erklärte die Mutter des Kranken: „So, nun hast du uns die Ursache der Krankheit gezeigt, auch gesagt, wie wir dem bösen Maul steuern sollen. Nun laß uns auch wissen, mit welcher Medizin wir den bereits angerichteten Schaden wieder gut machen können, damit der Kranke gesund werde.“

Owu sagte, das werde nun geschehen; sie sollen mit dem Kranken heimgehen, am Abend werde er ihm die Medizin bringen. Nun begann eine längere Kur, die dadurch, daß Owu bei jedem Besuch mit Rum bewirthet werden mußte, sich sehr vertheuerte, so daß Okpoti Kuma für sein freches den Wongtschä ärgerliches Benehmen

---

*) Der Neger kennt und fürchtet das böse Auge oder den bösen Blick fast noch mehr als den „bösen Mund.“ Besonders bei Neugebornen glaubt er, daß der erstere sogar tödtlich sein könne. Er sucht demselben deßhalb auch viel durch das Anbinden von Amuletten zu wehren, d. h. den Blick von der Person auf diese zu richten. Ich habe aber noch nie gehört, daß der böse Blick als Ursache einer Krankheit genannt wurde.

wird, und ihre Kinder die gleichen Namen tragen dürfen, wie des Königs Kinder.

Monate waren vergangen. Es stand wieder eine Versammlung der Wongtschä bevor, in der es sich um die Wahl eines eventuellen Nachfolgers für den schwer erkrankten Wolomo des Lakpa handelte. Daß dieser erkrankt war, hörten wir schon früher. Es war aber wieder besser mit ihm geworden, bis plötzlich das alte Uebel sich mit einer solchen Heftigkeit einstellte, daß sein Aufkommen sehr in Frage stand. Die Wongtschä lassen nur selten einen Wolomo des Lakpa eines natürlichen Todes sterben; meistens heißt es: der oder jener habe ihn vergiftet. Dieses muß aber vorher abgekartet werden, und gerade das sollte in dieser Versammlung geschehen. Eine kleine Anzahl meinte, man solle dieses Mal davon absehen, weil ja die Kränklichkeit des in Frage stehenden allgemein bekannt sei. Allein sie wurden von den andern überstimmt und als Opfer ein stiller junger Mann namens Jemu ausersehen. Derselbe war zwar kein besonders vorlauter Mensch, hatte aber Geld und glaubte von Herzen an den Fetisch. Man wußte ihn im Besitz eines sonderbaren Amulets, das außer ihm niemand in La besaß, und wollte nun erklären, daß vermittelst dieses die That vollbracht worden sei. Ueber den etwaigen Nachfolger des Kranken einigte man sich ebenfalls schnell, so daß Owu Gelegenheit und Zeit hatte, seinen längst gehegten Plan wegen der Uebersiedlung des Akotia vorzubringen. Er schilderte den Einfluß, welchen die Okomfo in Brekuso durch Akotia hätten, und meinte dann, der könne ihnen auch zu gut kommen. Seine Freunde in La hatte Owu nach und nach alle auf seine Seite gebracht, denn alle sahen ein, daß wenn man Akotia zu Lakpas Sprecher mache, der erstere dadurch nur an Ansehen und sie, die Wongtschä, an Einfluß gewinnen würden. Owu hatte deßhalb kaum geendet, als Labi sich erhob, um ihn zu unterstützen. Die Freunde in Brekuso und auf dem Akwapemgebirge würden gewiß nichts dagegen haben, wenn man eine der drei kleineren Lakpa-Trommeln jetzt dem Akotia weihen würde. Die Wongtschä von Osu und Täjchi waren nicht sogleich damit einverstanden, ebenso wenig wollten sich die Akkraer dazu verstehen. Sie fürchteten, die Fetischmänner von La möchten durch die vorgeschlagene Neuerung zu sehr an Einfluß gewinnen. Schließlich einigte man sich jedoch auf folgenden Vorschlag Owus. Akotia, meinte dieser, solle in jeder Beziehung eine Ausnahme machen. Wenn

sei ein großer, goldener Hund, den man sammt der Trommel im Krieg erobert habe. Als er jetzt diese Ansicht gegen Odonko aussprach, lachte ihn dieser aus und sagte: „Du Narr, Alles ist Akrohu," d. h. Betrug.

Hier wurde die Rede unterbrochen, da der Priester oder Bediente des genannten Fetisches seine Erscheinung machte. Zwar wollte Owu, als die Begrüßung zu Ende war, das Gespräch fortsetzen; Odonko aber sah ihn verwundert an und fuhr sich so bedeutsam über den Mund, daß der Sprechende in sehr behender Weise der Unterhaltung eine andere Wendung gab.

Bei ihrer nächsten Zusammenkunft war aber Owus erste Frage die, warum Odonko ihn nicht in Gegenwart des Wolomo habe ausreden lassen, der gehöre doch auch zu ihrem Klub! Odonko schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Es wundert mich wirklich, daß du noch nicht weißt, daß die Wolomo oder Osofo die leichtgläubigsten Leute sind, was die Existenz des Fetisches betrifft. Wenn diese wüßten, was wir wissen, dann würden sie nicht so sorgfältig den Fetisch bedienen, z. B. den Tempelhof reinigen, das Waschwasser für die Anbeter herrichten rc. rc., wie sie es thun. Sie sind ja nur die Bedienten der Fetische und dadurch unsere willenlosen und ergebenen Werkzeuge. Meinst du, der Wolomo würde alle dem Fetisch gebrachten Geschenke an uns ausliefern und sich mit seinem bescheidenen Theil begnügen, wenn er um unser Geheimniß wüßte? Hie und da wird zwar einer, wenn er lange im Amte ist, nach und nach klug; den beschuldigen wir aber dann der Lüge und tragen auf seine Absetzung an. Nur so kann man es auch zugeben, daß das Amt der Wolomo erblich ist und derselbe immer aus einer und derselben Familie genommen wird. — Was nun das Ansehen des Lakpa betrifft, so rührt das zum größten Theil daher, daß er der erste Fetisch ist, den unsere Väter erfunden haben. Diesen hatten sie schon auf dem Adschangoteberg bei Abokobi, wo sie wohnten, ehe sie von dort durch die Asante vertrieben wurden. Deßhalb verlangten sie auch, daß der König selber sein Bedienter werde. Dieser konnte sich nur dadurch loskaufen, daß er für den Fetisch einen Sklaven und eine Sklavin kaufte, die an seiner Statt den Dienst versehen und von deren Nachkommen heute noch die Wolomo genommen werden. Siehe, das ist der Grund, warum das ganze Stadtquartier, aus dem der Wolomo genommen wird, zu des Königs Quartier gerechnet

wird, und ihre Kinder die gleichen Namen tragen dürfen, wie des Königs Kinder.

Monate waren vergangen. Es stand wieder eine Versammlung der Wongtschä bevor, in der es sich um die Wahl eines eventuellen Nachfolgers für den schwer erkrankten Wolomo des Lakpa handelte. Daß dieser erkrankt war, hörten wir schon früher. Es war aber wieder besser mit ihm geworden, bis plötzlich das alte Uebel sich mit einer solchen Heftigkeit einstellte, daß sein Aufkommen sehr in Frage stand. Die Wongtschä lassen nur selten einen Wolomo des Lakpa eines natürlichen Todes sterben; meistens heißt es: der oder jener habe ihn vergiftet. Dieses muß aber vorher abgekartet werden, und gerade das sollte in dieser Versammlung geschehen. Eine kleine Anzahl meinte, man solle dieses Mal davon absehen, weil ja die Kränklichkeit des in Frage stehenden allgemein bekannt sei. Allein sie wurden von den andern überstimmt und als Opfer ein stiller junger Mann namens Jemu ausersehen. Derselbe war zwar kein besonders vorlauter Mensch, hatte aber Geld und glaubte von Herzen an den Fetisch. Man wußte ihn im Besitz eines sonderbaren Amulets, das außer ihm niemand in La besaß, und wollte nun erklären, daß vermittelst dieses die That vollbracht worden sei. Ueber den etwaigen Nachfolger des Kranken einigte man sich ebenfalls schnell, so daß Owu Gelegenheit und Zeit hatte, seinen längst gehegten Plan wegen der Uebersiedlung des Akotia vorzubringen. Er schilderte den Einfluß, welchen die Okomfo in Brekuso durch Akotia hätten, und meinte dann, der könne ihnen auch zu gut kommen. Seine Freunde in La hatte Owu nach und nach alle auf seine Seite gebracht, denn alle sahen ein, daß wenn man Akotia zu Lakpas Sprecher mache, der erstere dadurch nur an Ansehen und sie, die Wongtschä, an Einfluß gewinnen würden. Owu hatte deßhalb kaum geendet, als Labi sich erhob, um ihn zu unterstützen. Die Freunde in Brekuso und auf dem Akwapemgebirge würden gewiß nichts dagegen haben, wenn man eine der drei kleineren Lakpa-Trommeln jetzt dem Akotia weihen würde. Die Wongtschä von Osu und Täjchi waren nicht sogleich damit einverstanden, ebenso wenig wollten sich die Akkraer dazu verstehen. Sie fürchteten, die Fetischmänner von La möchten durch die vorgeschlagene Neuerung zu sehr an Einfluß gewinnen. Schließlich einigte man sich jedoch auf folgenden Vorschlag Owus. Akotia, meinte dieser, solle in jeder Beziehung eine Ausnahme machen. Wenn

ein gewöhnlicher (Haupt-) Fetisch nur einen Sprecher und eine Sprecherin habe, so solle Akotia seinen sieben Todtschlägern entsprechend 7 Sprecherinnen haben, und diese sollten auf die verschiedenen Städte vertheilt werden. Es sei jetzt der rechte Zeitpunkt dafür gekommen, da viele Leute an dem Adschato (Aussatz) leiden und das Land wegen dem Asantekrieg in Aufregung sei.

Nicht sehr lange nach dieser Versammlung fielen plötzlich mehrere Schüsse, die jedermann verkündigten, daß einer „seinen Mund geschlossen" habe, d. h. gestorben sei. Da dieselben aber in der Nähe von Lakpas Tempel, der zugleich Wohnung seines Priesters (Wolomo) ist, fielen, so war es auch in demselben Augenblick den meisten klar, daß eben dieser Wolomo der Gestorbene sein müsse. Aber siehe, welche Aufregung! Da schreit jemand: „Welch ein Tod ist das!" und im Nu fällt ein anderer ein: „Gewiß ist er keines gewöhnlichen Todes gestorben, sondern vergiftet worden." Alles strömt dem Tempel zu, wo inzwischen der Todte von einigen Frauen gewaschen und in seine Amtstracht gekleidet worden war. Zu einem weißen Lendentuch gesellte sich ein weißer Ueberwurf. Sein aus Palmblättern geflochtener Hut war mit einem roth gefärbten Schleier aus Palmbaumbast umgeben, der nach hinten und vorn 2′ lang herabhieng. Um den Hals hieng eine ähnliche Schnur. So angethan, wurde der Todte in sitzender Stellung an die Tempelwand gelehnt, den Blicken der neugierigen Menge ausgesetzt. „Er ist vergiftet! Er ist vergiftet!" rief nun die von den Fetischmännern inspirirte Volksmenge, während die Fetischpriesterinnen in ihrem wechselweise vorgetragenen Trauergesang ebenfalls darauf anspielten, dann aber hinzufügten: wenn auch alle 3 Tage ein Wolomo sterbe, soll es dem Lakpa doch nie an einem Bedienten fehlen. Während die Fetischpriesterinnen ihren Tanz aufführten, war das „Hausgesinde"*) des

---

*) Mit dem „Hausgesinde des Fetisches" hat es folgende Bewandtniß. Um das Ansehen ihres ersten Fetisches (Lakpa) zu erhöhen, wußten es die Wongtschä zu erwirken, daß von den verschiedenen Negerfürsten Lakpa das königliche Recht eingeräumt wurde, allen Bedrängten, welche sich in seinen Tempelhof flüchteten, unbedingten Schutz zu bieten. Es wurde nicht, wie bei den Fürsten, der Schutzsuchende seinen Verfolgern, wenn diese „den Schwur" zahlten, wieder ausgeliefert, sondern er gehörte für immer dem Fetisch, und nur leichtsinniges Schuldenmachen konnte seine Verpfändung, bezw. seinen Verkauf nach sich ziehen. War der Entflohene ein Sklave, dann hatte

Fetisches damit beschäftigt, ihrem Herrn und Priester sein Grab zu graben; die Menge aber saß plaudernd da und ließ zur Abwechselung die Rumflasche die Runde machen. Jeder Neger findet gewöhnlich in seinem Schlafzimmer sein Grab. Des Wolomo Schlafzimmer ist aber die Vorhalle des Tempels. Da nun an dieser heiligen Stätte niemand begraben werden darf, so erhält der Wolomo sein Grab unter dem Dachvorsprung eines an den Tempelhof anstoßenden Gebäudes. *)

Der Todte war noch nicht begraben, als es schon in der ganzen Stadt hieß, Jemu habe ihn vergiftet. Wer diesem oder einem seiner Familienglieder begegnete, ließ zweideutige Reden oder gar grobe Schimpfworte fallen. Es war jedoch an diesem Abend weder den Stadtältesten noch dem König möglich, „ein Wort zu sprechen," d. h. zu richten. Am Morgen aber wurde auf offener Straße große Volksversammlung gehalten und der Vergiftungsprozeß ins Werk gesetzt. Obgleich es nun bei gewöhnlichen Angelegenheiten auch in so monströsen Gerichtssitzungen noch leidlich hergeht, war doch dieses Mal von Ordnung keine Spur zu merken. Es war nur Geschrei und wieder Geschrei, denn die Wongtschä hatten das Volk aufgehetzt, wie seiner Zeit die Hohenpriester und Schriftgelehrten vor Pilatus. Als endlich nach langem Geschrei das oben erwähnte Amulett des Jemu zum Vorschein kam, warf sich die Wittwe des Verstorbenen mit ihrem jüngsten Kinde vor diesen hin und schrie laut: „Tödte auch mich! Tödte auch mich, der du meinen Versorger getödtet hast!" Aehnlich benahmen sich die Schwestern des Gestorbenen.

---

sein ihn verfolgender Herr vor Lakpa unter Darbringung einer Flasche Rum feierlich zu schwören, daß er weder heimlich noch öffentlich demselben in Beziehung auf Leben und Freiheit nachstelle. Von dieser Freistätte haben denn auch viele mißhandelte Sklaven, sowie Mädchen, welche die ihnen aufgezwungenen Männer nicht ehelichen wollten, Gebrauch gemacht, so daß Lakpa mit der Zeit ein sehr zahlreiches Hausgesinde bekommen hat. Die in Schutz Genommenen haben als Dank hiefür sowohl dem Wolomo als dem König (von La) lebenslänglich Dienste zu leisten, werden aber milde behandelt und betrachten sich als eine Familie.

*) In Ermangelung eines Bildes, das die Leichengebräuche der Ga-Neger darstellt, theilen wir in dieser Nummer ein anderes Bild mit, das die betr Gebräuche eines weiter nördlich wohnenden Stammes zur Anschauung bringt.

Und das Amulett, das an allem Schuld sein sollte? Ach, es war nur eine schwarzgefärbte Baumwollenschnur, in die einige Federn des Stundenvogels und einige Schwanzhaare eines Wiesels eingedreht und an deren Ende 2 Kauries befestigt waren. Dies Ding sollte angeblich seinen Besitzer in den Stand setzen, jeden beliebigen Menschen ums Leben zu bringen. Der arme Jemu hatte es von einem Wongtschä gekauft, ohne zu bedenken, daß er sich dadurch das Zeugniß eines mordgierigen Menschen ausgestellt. — Das Geschrei wurde endlich so groß, daß der König merkte, daß ihm die Sache über den Kopf wachse. Er brach deßhalb mit seinen Aeltesten auf und ließ erklären, daß man am nächsten Tage die Sache fertig „essen" werde. Dann sandte er sofort Boten an die Häuptlinge der benachbarten Städte und bat sie, ihm zu Hilfe zu kommen. Diese sandten ihre Abgeordneten, welche aber sämmtlich den Laern riethen, die Sache nicht weiter zu verfolgen. „Sie wüßten wohl, daß man früher solche Leute verbrannt oder in die See geworfen habe. Aber jetzt, wo der Weiße die Welt beherrsche, könne man an dergleichen nicht denken. Jemu solle den getrunkenen Rum bezahlen, und seine öffentliche Brandmarkung als Strafe haben. Lakpa hätte es ja ganz gut verhindern können, daß ein Mensch mit einer geringen Fetischschnur seinen Bedienten aus dem Wege räume." Dabei blieb es; doch war fortan Jemu seines Lebens nicht mehr sicher in La; er floh daher auf die Missionsstation Abokobi. Hier blieb er längere Zeit. Zum Christwerden zeigte er aber keine Lust, und als man ihn wegen anstößigen Wandels zurechtweisen mußte, fand er es für besser, auf ein heidnisches Dorf überzusiedeln. Dort verfolgten ihn jedoch die bigotten Verehrer des Lapka von neuem: Jemu wurde ausgewiesen. Er zog nun nach Christiansborg und endlich doch wieder nach La zurück, wo er bald darauf starb.

Niemand trifft der Tod eines Wulomo des Lakpa härter, als den König von La. Dieser muß sofort an des Verstorbenen Stelle treten, bis ein anderer gefunden ist. Da er aber kein geweihter Priester ist, so darf er nicht wie diese in der Tempelvorhalle schlafen, sondern muß im Gehöfte unter freiem Himmel liegen. Höchstens darf er, bei Regen, unter dem Dachvorsprung schlafen. Ja noch mehr: er muß das Amt so lange pflegen, bis zum Priester auch eine Priesterin gefunden ist. Ist der neuerwählte Wulomo schon verheiratet, so ist mit seiner Wahl seine Ehe aufgelöst, und um-

gekehrt: stirbt die ihm vom König angetraute Frau, so ist er seines Amtes enthoben. Das Geld zu allen damit verbundenen Festlichkeiten ist aber rar, und der König deßhalb oft genöthigt, eigne Familienangehörige zu verpfänden oder eben oft recht lange die Priesterdienste zu versehen.

Drei Wochen nach des Wulomo Tod finden wir die ganze Stadt in der größten Schwelgerei. Die Straßen wimmeln von Menschen. Kriegstänze mit verwegenen Gewehrsalven wechseln mit Trommeln, Rumtrinken ꝛc. ab. Es ist die Todtenfeier des Wulomo, an der sich die ganze Stadt zu betheiligen hat. Die Verwandten des Verstorbenen allein hatten ein Faß Rum und einen Ochsen hiezu beizusteuern, und eine ganze Woche hindurch gab man sich dem ausgelassensten Treiben hin. Ein paar Wochen wurden so verjubelt, bis man endlich nüchtern genug geworden, um zur Wahl eines Nachfolgers zu schreiten. Nachdem in geheimer Sitzung der Stadtältesten die Person festgestellt war, wurde ein Bote in den Busch gesandt, von einer gewissen Palme die zartesten Sprößlinge zu holen. Diese wurden in einen Topf gethan, mit Rothholz gefärbt und zu einer Halskette geflochten*) und diese einem anvertraut, der sie heimlich mit sich zu führen und in einer unbewachten Stunde dem Erkorenen um den Hals zu werfen hatte. Damit war dann dieser als Wulomo erklärt, wurde vor den Rath gerufen, wo ihm einer, der seiner Geburt nach Wulomo werden konnte, das Haar zu scheeren hatte. In dem Scheerer war auch sein Assistent gefunden und die Installation so weit fertig. Die Halskette durfte er nie wieder ablegen, noch weniger sein Haupt scheeren lassen bis zu seinem Tode.

Die Priesterin zu finden war weniger leicht. Die Sitte verlangte, daß ein Werber mit einer solchen Halskette ausgesandt werde, um damit das schönste Mädchen in La oder einer der Nachbarstädte in einer unbewachten Stunde als Braut des Wulomo zu erklären. Der Fetisch ist aber dabei sehr wählerisch. Mädchen, die während der Zeit ihrer Mannbarkeitskostüme eine Pechkappe tragen, verschmäht er. Es muß eines von denen sein, die sich mit zerriebenem Rothholz die Stirne bestreichen. Wird es deßhalb ruchbar, daß für den

*) Solche vom Wulomo verfertigte Halsbänder sind sehr geschätzte Amulette; das übrige Rothholzwasser wird sogar als eigentliches „Lebenswasser“ verkauft, natürlich vom Wulomo zu seinem Profit.

Wulomo geworben wird, so verstecken sich alle Mädchen der letztern Classe, da niemand weiß, wer mit der Werbung beauftragt ist. Hat aber, vielleicht auf dem Weg zum Brunnen, der Häscher die Auserſehene erblickt und ihr jene Kette um den Hals geworfen, dann bringen die Eltern sie mit Zittern und Zagen ins Fetischgehöfte. Der König aber hat nun die Morgengabe an die betreffende Familie zu entrichten und auch alle andern Unkosten zu tragen. Was nun das Suchen der Braut dieses Mal besonders erschwerte, war das, daß man fürchtete, bei dem wenigen Ansehen, das der Fetisch gerade damals genoß, möchten die Eltern einer solchen Erkornen nicht damit einverstanden sein, und im Fall man Gewalt brauchen wolle, beim englischen Gericht klagen. Einige wollten zwar ganz so wie in alten Zeiten vorgehn, um dadurch dem Fetisch neuen Respekt zu verschaffen. Die Mehrzahl zog es jedoch vor, zuerst alles geheim zu verhandeln und dann nur zur Wahrung des Scheines das Mädchen mit der Halskette zu überraschen. Es geschah. Man mußte sich aber mit einem ganz jungen Mädchen, Kind armer Eltern, begnügen.

Missions-Zeitung.

Afrika.

H. Stanley's Straße von Vivi Congo-aufwärts ist jetzt 50 Kilometer weit fortgeführt, bei einer Breite von 4 M. Ein Herr Sparhaeck leitet den Bau; eine Menge Esel, Karren und Wagen dienen zum Transport des Materials; 150 Eingeborne, auf bestimmte Zeit angestellt, verrichten nebst den mitgebrachten Sansibar-Leuten die Arbeit; letztere sollen demnächst eine Verstärkung von 72 in Sansibar eingeschifften Arabern erhalten. Neuerdings hat Stanley in Isangila eine neue Station gegründet. Wie es scheint, trägt die belgische Handelsgesellschaft zu den Kosten bei. Eigentlich angestellt aber ist Stanley von einer Gesellschaft philanthropischer Kapitalisten in Holland und Belgien, die sich „Comité d'études de Haut Congo“ nennt und unterm Protektorat des Königs von Belgien steht. Der Plan geht auf genaue Erforschung der oberen Kongo-Länder, Ermittelung der praktikabelsten Wege und Anknüpfung von Handelsverbindungen mit den eingebornen Häuptlingen. Es wird bereits von einer

Station in dem vielgenannten Nyangwe im Lande Manyuema am oberen Kongo gesprochen, die geeignet wäre, den Elfenbeinhandel aus dem Innern mehr nach Westen zu ziehen.

— Was die durch den Eifer von Herrn und Frau Guinneß ins Leben gerufene Kongo- oder eigentlich „Livingstone-Inland-Mission" betrifft, so sind den ersten im Januar 1878 an die Kongo-Mündung gesandten Missionaren bereits viele weitere nachgefolgt. Der hervorragendste unter ihnen ist Adam Mc. Call. Derselbe war von Haus aus Geometer und Architekt, hatte bereits 7 Jahre (1872—1878) in Südafrika theils als Jäger und Vergnügungsreisender, theils im Regierungsdienst zugebracht, als er in England bekehrt wurde, in die Missionsanstalt des Herrn Guinneß eintrat und sich im März 1880 an den Kongo senden ließ, um wo möglich am Stanley-Pfuhl eine neue Station zu gründen. Bis dahin hatte diese Mission drei Stationen: Mataddi, gleich am Fuß der Jellala-Wasserfälle und gegenüber von Stanleys Station Vivi, dann Paraballa 5 Stunden landeinwärts auf einem 1600 Fuß hohen Berge und Banza Montiko, etwa 20 St. flußaufwärts von Paraballa. Dazu sind seither gekommen Banana, an der Mündung des Kongo, als Basis für diese ganze Mission, und Manyanga, der äußerste Punkt, bis zu welchem die Mc. Callsche Expedition vorgedrungen ist. Auch ein kleines Dampfboot („Livingstone") zur Befahrung des unteren Kongo ist in Thätigkeit.

In Manyanga kam Mc. Call am 27. Oktober 1880 an und zwar auf dem Wasserwege, den er aus „20" specificirten Gründen vorzieht, nachdem er mit Trägern, Eseln u. dergl. schlechte Erfahrungen gemacht. Von Manyanga an den Stanley-Pfuhl sind noch 45 Stunden. Die Wasserfälle müssen natürlich umgangen werden, wenigstens die größeren. Auch die ungeheuer starke Strömung ist ein Hinderniß, wenigstens für die Fahrt flußaufwärts, besonders in der Regenzeit. Schon zweimal ist den Missionaren ein Boot umgeschlagen und daraus ein nicht unbedeutender Verlust an Gütern erwachsen.

Vier neue Missionare giengen am 19. März und Mitte April wieder zwei an den Kongo ab. Am 11. Januar dagegen starb Miss. Mc. Kergow, und Miss. Harvey hat krank heimkehren müssen. Beide waren in Mataddi stationirt gewesen. Diese Station ist nun als ungesund aufgegeben.

— In der Nähe der Berliner Missionsstation Pniel besuchte der bekannte österreichische Reisende Dr. Holub ein kleines Koranna-dorf, bei dessen trostlosem Anblick er die Ueberzeugung gewann, daß bei keinem anderen Eingebornenstamm, etwa mit Ausnahme der Matabele, die Missionsthätigkeit so geringe Erfolge aufzuweisen hat, als bei den Korannas. „Ihre socialen Zu-

stände und Verhältnisse, ihre Bildungsstufe bewiesen mir, daß sie nur die Laster der Civilisation angenommen, für die Lichtseiten derselben aber wie vorher unempfindlich geblieben waren. Krankheiten und Trunksucht mit ihren verderblichen Folgen herrschen auch hier unter den Korannas." Zu Anfang des Jahres 1877 empfahl dann der Reisende in einer Broschüre über die Eingebornenfrage der englischen Regierung, den Verkauf spirituoser Getränke unter den Koranna zu verbieten, sie zum Ackerbau anzuhalten, sowie durch wöchentliche Inspicirung sie zur Reinlichkeit und Instandhaltung ihrer Dörfer und Gehöfte zu gewöhnen. „Man kann sich keinen widerlicheren Anblick denken, als diese in europäische Fetzen gekleideten, von Schmutz und Unreinlichkeit im höchsten Grade strotzenden Gestalten." In neuerer Zeit hat nun Gouverneur Warren von West-Griqualand die Ausfuhr von Spirituosen in die benachbarten Eingebornenreiche verboten, eine gründliche Besserung wird aber nach Holubs sehr richtiger Meinung erst dann eintreten, wenn das Gesetz bis zur völligen Fernhaltung der berauschenden Getränke auch von West-Griqualand selbst verschärft wird.

Indien.

Im dritten Quartal des v. J. hat der Leipziger Miss. Kremmer in **Madura** wieder 100 Heiden taufen können, 41 aus den niedersten, 59 aus den höheren Kasten. In Mallamkinaru, wo die Amerikaner schon seit bald 30 Jahren eine Gemeinde und Kirche haben, hat er nun auch eine lutherische Gemeinde gegründet. Noch nirgends habe er so heilsbegierige Leute getroffen als hier. An einem andern Ort, wohin Miss. Kremmer ebenfalls seine Thätigkeit ausgedehnt hat, ist auch schon ein zur amerikanischen Mission gehöriger Pastor (Isaak). „Obgleich ich zweimal nach ihm schickte, kam er doch nicht. Die Ursache war wohl, daß er einige Tage vorher Vater Luther einen bösen Buben genannt und die Mission und mich gescholten hatte. Ich hätte ihm so gern in aller Liebe gezeigt, wie viel er auch dem Vater Luther verdanke und daß er undankbar sei, Gutes mit Bösem zu vergelten."

— General **Haig** ist auf ein Jahr nach Indien gegangen, um für den englisch-kirchlichen Missionar Cales in Dummagudem im Godavery-Distrikt während dessen Erholungsaufenthalt in Europa zu — vikariren. Die betreffende Mission ist für die **Kois** bestimmt und wurde s. Z. vom damaligen Lieutenant Haig und Sir A. Cotton, die sich deßhalb an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft wandten, ins Leben gerufen.

— Ein „Babu" in Kalkutta, der schon öffentlich als Bekenner Christi aufgetreten war, ohne getauft zu sein, hat sich neulich von seinem brahmanischen Koch taufen lassen und gleich darauf seine Frau selbst getauft — wahrscheinlich, um die Kaste nicht brechen zu müssen.

— Noch immer hält die Negerin „Frau Amanda Smith" Predigten und Gebetversammlungen in verschiedenen Städten Indiens, wie es scheint, mit großem Zulauf. Jetzt, heißt es, wolle sie nach Liberia gehen, was uns jedenfalls besser gefallen würde, als ihr Auftreten in Indien.

— Die Anhänger Kesab Tschander Sen's haben wieder einmal etwas Neues losgelassen. Sonntag den 6. März haben sie eine Art Abendmahl gefeiert, und zwar auf folgende Weise. „Die Hindu-Apostel Christi — so nennen sie sich selbst — versammelten sich nach dem Gebet im Speisesaal und ließen sich auf dem unbedeckten Fußboden nieder. Dann wurde auf silberner Platte Reis und in einem kleinen Becher Wasser hereingetragen, worauf der Geistliche (Kesab Tschander Sen?) die Worte Luk. 22, 19 ff. las. Dann wurde der sacramentale Reis und das Wasser durch folgendes Gebet geweiht: ‚Berühre diesen Reis und dies Wasser, o hl. Geist, und verwandle ihre grobe materielle Substanz in geistliche Heiligungskräfte, damit sie, nachdem sie in unseren Leib eingegangen, uns assimilirt werden möchten als das Fleisch und Blut aller Heiligen in Christo Jesu. Stille den Hunger und Durst unserer Seelen mit der Speise und dem Trank, die Du uns vorgesetzt hast. Belebe uns durch Christuskräfte und nähre uns mit heiligem Leben.' Nach diesem Gebet wurde Reis und Wasser in kleinen Portionen ausgetheilt. Männer, Frauen und Kinder aßen und tranken andächtig davon, und sie priesen Gott, den Gott der Propheten und Heiligen."

— Bekanntlich hat die Aufnahme eines neuen Census in Indien den Santals Veranlassung zu einem Aufstand gegeben. Die armen Leute! Wenn Hindu-Beamte und Polizisten in ihre Berge hinaufkommen und in einer nur den wenigsten verständlichen Sprache allerlei Anordnungen der Regierung verkündigen, stecken sie die Köpfe zusammen, denken, es sei irgend eine neue Steuer, ein neuer Druck, irgend eine Vergewaltigung im Anzug, merken dann — nachdem sie schaarenweis zusammengeströmt sind — daß ihre Zahl und Kraft gar nicht zu verachten und kommen so auf den unglücklichen Gedanken, sich selbst zu befreien und ihre eigenen Herren zu werden. Sehr bald erscheinen dann Regierungstruppen, bei deren bloßem Anblick Männer, Frauen und Kinder sich in die Wälder flüchten. Das Blutvergießen ist nicht groß, aber an Schaden und Jammer fehlt es dabei nicht. Ein wenig Geduld, ein wenig herablassende freundliche Belehrung, wie z. B. die Missionare sie diesen einfältigen Naturmenschen zu Theil werden lassen, hätten den ganzen Aufstand verhindern können. Doch war derselbe nicht bloß durch den Census veranlaßt. Schon Anfang 1880 war ein schlauer Hindu, Dube Gosain, unter den Santals aufgetreten, um ihnen eine Art

Santal-Millennium zu predigen, in dem es keine Grundsteuer und Pacht mehr giebt, wo jeder sein eigenes Land besitzt und einheimische Fürsten wieder die Herrschaft führen. Weiter predigte er: „Tödtet eure Schweine und Hühner und seid rein: reinigt eure Häuser, waschet euch und dann — wenn ihr nur ein Geldopfer bringet, will ich euch ein Gesicht sehen lassen.“ Wer zahlte, wurde dann in sein Zelt geführt und geheimnißvoll bedeutet, Dube Gosain sei ein Gott, könne Wunder thun u. dgl. Eins dieser Wunder bestand in Folgendem: „Hier sind drei Bäume, die wir jetzt pflanzen wollen; einer stellt die englische Regierung dar, der zweite die Zemindar- oder Hindu-Regierung und der dritte die Santal-Regierung. Welcher von den drei Bäumen überlebt, dessen Regierung wird leben; welcher verdorrt, dessen Regierung wird untergehen.“ Tags darauf ist dann der Baum der Engländer und der Baum der Zemindare verdorrt, während der Santal-Baum gedeiht! Durch solche und ähnliche Vorspiegelungen ließen sich die Santals verführen, ihre Schweine und Hühner zu tödten und endlich, als die Census-Aufregung dazu kam, zu den Waffen zu greifen, Regierungsgebäude zu zerstören u. dgl., bis 3000 Soldaten ihnen auf den Hals geschickt wurden. „Möchte doch die Regierung erkennen, schreibt ein Sachkundiger, daß ein Missionar da mehr zum Frieden beitragen kann als 1000 Soldaten. Nicht Soldaten brauchen diese Leute, sondern Unterricht und Regierungsbeamte, die die Sprache der Santals sprechen können, statt sie zu erschrecken.“

Die freischottische Mission unter den Santals, welche vor 10 Jahren angefangen wurde, hat sich jetzt erweitert. Missionar Stevenson hatte sich das Dorf Saola zur Errichtung einer neuen Station ausersehen, sein eingeborner Gehilfe aber meinte, es würde die Leute erschrecken, einen Europäer zu Pferd daherkommen zu sehen und gieng daher vorerst auf Kundschaft dorthin. Wie erstaunt war er, als er die Dorfbewohner alle versammelt fand, um über die von ihrem Häuptling ihnen vorgelegte Frage zu entscheiden, ob es nicht an der Zeit sei, den Geisterdienst oder Teufelsdienst aufzugeben. „Ich habe keinen Glauben mehr an die Bongas (Dämonen), sagte der Häuptling, sie können nichts für uns thun. Es hat keinen Zweck, ihnen länger zu dienen.“ Nun redete der Evangelist zu den Versammelten vom wahren Gottesdienst und von Jesus Christus, worauf der Häuptling sagte, das habe er schon vor zwei Jahren gehört u. s. f. Die Versammlung dauerte 4 Stunden. Bald darauf kam auch Missionar Stevenson hin, und die Leute waren unermüdlich im Zuhören. So ist Saola eine Außenstation von Patschamba geworden.

— In Kalkutta wurde neulich ein Hindu zu zehn Ruthenhieben und 3 Monaten Gefängniß verurtheilt, weil er der Reihe nach sich bei mehreren Missio-

naren als Wahrheitssucher eingeschlichen und dann sie bestohlen hatte. — Fünf protestantische Missionare in Kalkutta sind vor Gericht geladen worden, weil sie trotz eines kurz vorher erlassenen Verbots auf den öffentlichen Plätzen der Stadt gepredigt hatten. Das Gericht hat sie freigesprochen, da durch jenes Verbot der Polizeikommissär (ein eifriger Katholik(!), namens Harrison, der erst seit Ende April im Amt ist) seine Kompetenz überschritten habe.

China.

Die englische Presbyterianer-Kirche hat im letzten Jahre nicht weniger als 14 Missionare nach China (Amoy, Swatau und Formosa) entsandt. Neben 18 Missionaren und 3 Missionarinnen arbeiten dort 65 eingeborne Prediger.

— Der „Futschau Herald" schreibt: „Vorigen Sonntag besuchten wir das Arsenal und waren erstaunt zu sehen, daß alle Arbeit ruhte. Auf unsre Frage, woher das komme, sagte man uns, daß die im Arsenal angestellten Chinesen des Sonntags nicht arbeiten wollten. Wahrlich, China fängt an christianisirt zu werden auch ohne Missionare."

— Die Europäer und Amerikaner in Futschau haben dem am 17. August 1880 gestorbenen Missionar Dr. Osgood auf dem dortigen Kirchhof ein schönes Denkmal gesetzt.

— Am 14. März trafen die Miss. Soltau und Stevenson in Itschang ein, nachdem sie im November v. J. Bhamo verlassen hatten. Sie sind die ersten Europäer, denen es gelungen ist, von Barma aus ins Herz von China vorzudringen.

— Im Mai hielt die chinesische Traktat-Gesellschaft ihre dritte Jahresversammlung in Schanghai. Dieselbe zählt bereits 5 Hilfsvereine und 32 Agenten. Im letzten Jahr wurden 171,130 Bücher und Traktate verbreitet.

— Sehr interessante Berichte kommen von den verschiedenen Missionsspitälern in Formosa, Kanton, Futschau, Swatau, Tientsin, Peking u. s. w. So groß die Vorurtheile der Chinesen gegen die europäische Heilmethode, insbesondere gegen das Messer des Chirurgen sind, so bereitwillig erkennen sie doch im einzelnen Fall, z. B. nach einer gelungenen Operation, an, daß die Europäer ihnen überlegen sind. Selbst die vornehmsten Mandarine, wie z. B. der Gouverneur von Peking, lassen sich von Missionsärzten behandeln. Darüber wird aber das arme Volk nicht vernachläßigt, unter welchem neben zahlreichen anderen Krankheiten z. B. die Krätze so verbreitet ist, daß eins ihrer eigenen Sprichwörter behauptet, von 10 Chinesen seien immer wenigstens 11 mit der Krätze behaftet! Im Pekinger Spital allein wurden v. J. 11,802 Kranke behandelt. Wenn der dortige Missionsarzt allen an ihn ergehenden Einladungen zu chinesischen Patienten folgen wollte, so müßte er seine Arbeit am Spital niederlegen. Der Missionswerth dieser Arbeit ist un-

bestritten. Man hat Beispiele, daß ganze Familien, ja halbe Dorfschaften durch den Einfluß der ärztlichen Mission zur Annahme des Christenthums geführt wurden. Es gereicht uns Deutschen zur Schande, daß wir auf diesem Gebiet der Missionsthätigkeit so weit hinter den Engländern, Schotten und Amerikanern zurückstehen. Neuerdings suchen diese auch durch theils gelehrte, theils populäre Schriften über Gesundheitspflege, über Vermeidung von Ansteckungen, Anatomie u. dgl. der in China herrschenden Unwissenheit und Unvorsichtigkeit entgegenzuwirken.

— In Ningpo haben die eingebornen Geistlichen der amerikan. presbyterian. Mission in Verbindung mit denen in Hangtschau eine „Akademie" oder höhere Erziehungsanstalt eröffnet. 14 Pensionäre und 13 sonstige Schüler besuchen dieselbe. Alle zahlen.

— Im Jahr 1880 wurden in Schanghai 89,465 Ex. hl. Schriften in 6 verschiedenen chinesischen Dialekten gedruckt und 329 Bibeln, 4165 Testamente und 68,826 einzelne biblische Bücher vertheilt.

Japan

Im Dezember 1880 fanden in Tokio statt 1881 Geburten, darunter 82 uneheliche; Todesfälle: 1797, Eheschließungen: 490, Ehescheidungen: 360 (!), Abortus: 150. Die Durchschnittszahl der jährlichen Todesfälle ist in Tokio eine niedrige: 19 per 1000.

— In einem Oberamt nordöstlich von Tokio wurden vor einiger Zeit methodistische Missionare von der fremdenfeindlichen Bevölkerung vertrieben, ohne daß der Gouverneur eingeschritten wäre. Jetzt hat dieser Beamte seinen Abschied und überdies einen Christen zum Nachfolger erhalten!

Todesfälle.

Am 11. Mai starb in einem Eisenbahnwagen auf der Station Dscholarpett der Basler Miss. A. Burkhardt, wahrscheinlich an einem Hitzschlag oder Sonnenstich. Er war sehr schwach und leidend von Mangalur aufgebrochen, um in Bengalur Erholung zu suchen.

Während der Basler „Festwoche" kamen aus Afrika nicht weniger als fünf Todesnachrichten. Die Gestorbenen sind: ein neugebornes Kindlein der Geschw. Furer, dann Miss. Ochsner, Frau Schmidt, geb. Preiswerk, deren Bruder Miss. Ernst Preiswerk und der Bremer Miss. Hornberger, der älteste und erfahrenste der norddeutschen Missionare auf der Sklavenküste. Besonders schmerzlich für uns Basler ist der Tod der Geschwister Preiswerk. Ihr Vater, Mitglied der Missionskommittee, hat aber bereits erklärt: „Ich gehe nicht zurück!" Und allerdings sind wir es gerade den Gestorbenen schuldig, daß wir ihre Arbeit fortsetzen, aber auch den Ueberlebenden, daß wir neue Hilfe senden. Der Herr selbst wolle „Freiwillige" hiezu erwecken.

Bücherschau.

Die amerikanische Nordpol-Expedition. Von Emil Bessels. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1879.

Das officielle Buch über die Nordpol-Expedition der „Polaris“ nennt Hr. Bessels ein „unbedeutendes Machwerk“. Sein eigenes Buch ist in der That lesenswerth: spannend, unterhaltend, ergreifend, ganz abgesehen von dem wissenschaftlichen Anhang und den ebenfalls sehr belehrenden wissenschaftlichen Notizen, welche sich über das Werk zerstreut finden. Weniger erquicklich sind die gelegentlich angebrachten Spötteleien über Frömmigkeit und Temperenzlerthum, sowie die zahlreichen, aber nicht immer mit gutem Geschmack vorgetragenen Witze. Für Missionsfreunde besonders interessant ist ein ethnographisches Kapitel über die Eskimos und die Schilderung einiger Erlebnisse auf den grönländischen Missionsstationen. In Godhavn z. B. wohnte der Verfasser einem „ungeschminkten“ Eskimo-Gottesdienst bei: „Dem unscheinbaren Aeußeren der Kirche entsprach völlig der prunklose Betsaal, der uns gegen die zehnte Morgenstunde aufnahm. Von oblonger Form, kaum so hoch wie ein niedriges Wohnzimmer, besitzt derselbe an seinen beiden längeren Wänden je drei Fenster; eine der kürzeren wird von der Thür durchsetzt; ihr gegenüber befindet sich der rothbehangene Altar, von einer halbkreisförmigen Balustrade umgeben. Rechts von demselben steht ein einfaches Taufbecken, zur Linken eine Kanzel, deren Motiv sich direkt aus der Gestalt entwickeln läßt, die dem unbekannten Erfinder des Katheders bei dessen Konstruktion als Ideal vorschwebte. Den beiden Längswänden gegenüber reihen sich in apostolischer Zahl die Bänke, einen breiten Gang zwischen sich lassend, der von der Thür zum Altar führt. Außer zwei schwarzen Tafeln zur Aufnahme der Liedernummern, bildet ein kleines Medaillon von Thorwaldsens Nacht den einzigen Schmuck des Gotteshauses, welches sich rasch mit Grönländern füllte, die sich lärmend unterhielten. Als der Katechet die Kanzel betrat, schaarten sich die Männer zur Rechten; auf der linken Seite des Raumes nahmen die Frauen ihre Plätze ein. Nach kurzer Pause las er in grönländischer Sprache ohne jeglichen Rhythmus die Worte eines Liedes, die nach der Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ von der Gemeinde mit leidlicher Reinheit gesungen wurden; dann folgte in fließendem Vortrag die gleichfalls grönländische Predigt, während deren Verlauf ärgerliche Mütter ihre schreienden Sprößlinge geräuschvoll an die Luft setzten. Mit sehr getheilter Aufmerksamkeit sang die Majorität das Schlußlied; die Bücher zuklappend, eilten manche ins Freie, ehe der Gottesdienst

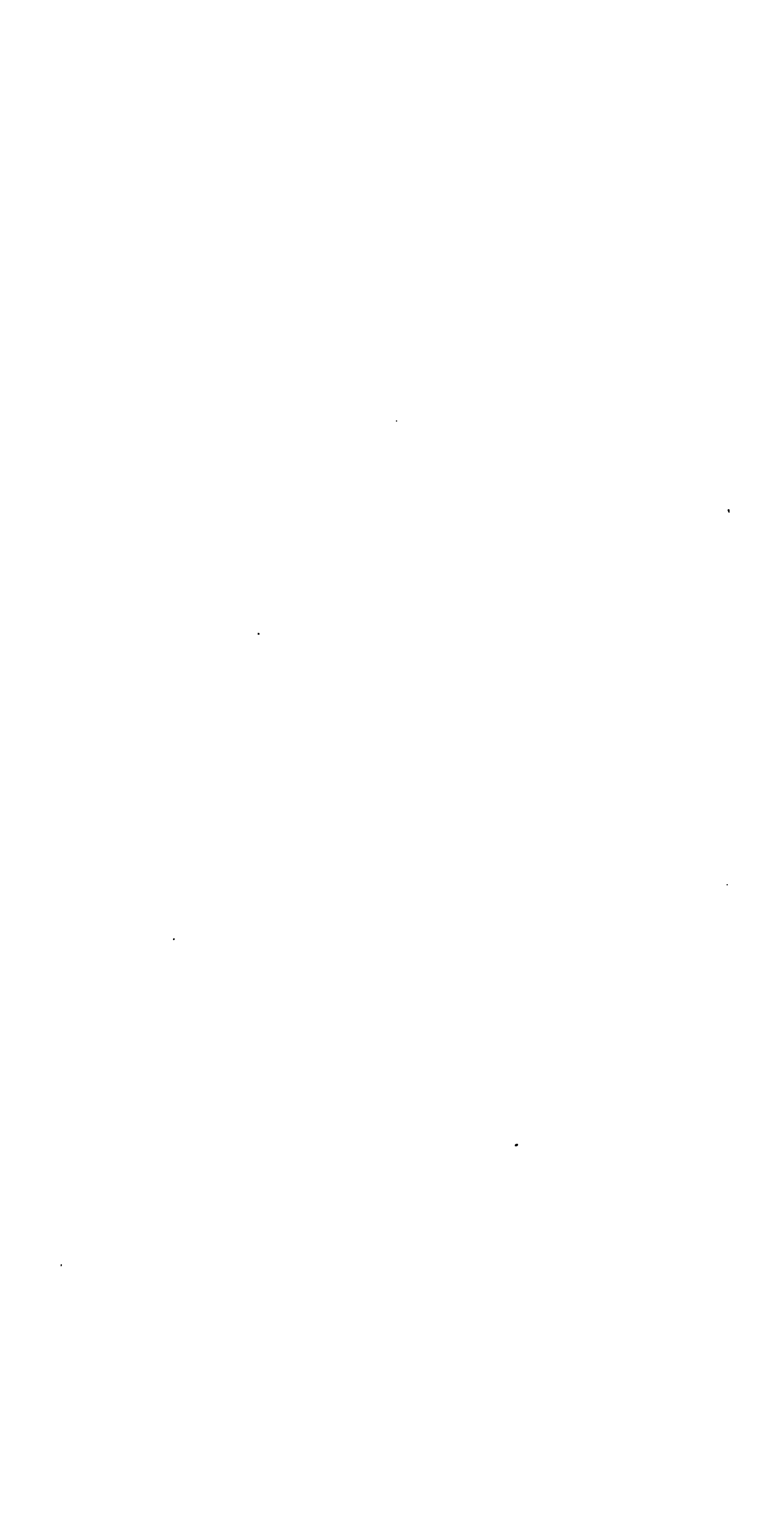
beendigt war." Auch in Fiskernässet traf der Verfasser einen „Schriftgelehrten des Landes", der in Godthaab seine Bildung genossen, war aber nicht sehr entzückt von demselben. Die Ausstattung des mit zahlreichen Holzschnitten, Diagrammen und einer guten Karte versehenen Buches ist vortrefflich.

Heroines of the Mission Field. By Mrs. Emma R. Pitman. Cassell, Petter, Galpin & Co.: London, Paris & New-York.

Dieses hübsch ausgestattete und dem bekannten Afrika-Freund Arthington zugeeignete Buch enthält auf 368 Seiten eine Abhandlung über weibliche Missionsarbeit, eine Geschichte der Zenana-Mission und dann 29 kurze biographische Skizzen von Missionsfrauen wie Frau Moffat, Frau Gobat, Frau Mullens, Frau Judson, Frau Hinderer, Frl. Fiske, Frl. Gomez u. A. Die Verfasserin ist die gleiche, welche auch das neulich von uns angezeigte Büchlein „Indian Zenana Missions" geschrieben hat. Wir empfehlen auch dies ihr Buch allen englisch-verstehenden Missionsfreunden und Freundinnen. Und wenn Jemand Lust hat, das eine oder andere Stück daraus ins Deutsche zu übertragen — wir sagen absichtlich nicht: übersetzen — so wirds gut sein.

R. Andree's Großer Hand-Atlas liegt nun vollendet vor uns.

Einzelne Karten (z. B. West-Afrika) sind veraltet, hie und da begegnet man — wenn man darnach sucht — einem kleinen Fehler. Alles in allem muß man aber der Verlagshandlung (Velhagen und Klasing) das Zeugniß ausstellen, daß sie ihr Wort, etwas zu bieten, was vor ihr noch niemand zu keiner Zeit und in keinem Lande zu unternehmen gewagt hat, nämlich einen großen Spezial-Atlas in 86 Karten für 20 Mark, voll und ganz eingelöst hat, und zwar eingelöst nicht nur durch Billigkeit, sondern auch durch Gediegenheit des Gebotenen. Einer Mittheilung der Verlagshandlung entnehmen wir folgende interessante Daten: Die Auflage stieg während des Erscheinens von anfänglich 30,000 auf 125,000 Exemplare, so daß zur Bewältigung dieser Anzahl der ursprüngliche Erscheinungstermin um 2 Monate überschritten werden mußte. Um die Auflage herzustellen, waren erforderlich: sechsjährige Vorarbeit der Zeichner und Stecher; 7 Millionen 195,000 Bogen Papier; 19 Millionen 955,000 Drucke auf 13 Schnellpressen. So etwas ist auf kartographischem Gebiete buchstäblich noch nicht dagewesen.





Allahabad.

La Lomo, der Fetisch-Prophet.

Von H. Bohner.

Erster Theil.
Owu als Wongtschä.

9. Akotias Uebersiedlung.

Dieselbe war in der nächsten Zeit Owus Hauptsorge. Zwar gelang es ihm nicht, wie er erwartet hatte, eine seiner Verwandten unter die auserkornen sieben Sprecherinnen zu bringen. Andere ältere Wongtschä schlugen ihre geheimen oder öffentlichen Kebsweiber vor, und so mußte Owu zurückstehen. Die sog. „Fetischmütter" zerfallen in zwei Klassen. Die einen sind in Alles eingeweiht, die andern nicht. Als Akotias Sprecherinnen konnten natürlich nur die ersteren dienen. Diese einzuüben war die nächste Aufgabe. Wo sollte das aber geschehen und wie die ganze Sache ohne Aufsehen angegriffen werden? Vor allem mußte der Fetisch-Klubb in Brekuso gewonnen werden. Eine Gesandtschaft, bestehend aus Owu und seinem Bedienten Kwaku, wurde dahin abgesandt. Sie giengen gar vorsichtig zu Werk. „Einige unserer Schwestern wollen sich des Krieges wegen von Akotia ergreifen lassen, und die Wongtschä an der Küste haben das gebilligt, weil dadurch das Ansehen des Fetisches vermehrt und den Leuten zum Kampf der Muth gestärkt wird. Eure Freunde bitten euch nun um eure Meinung: „Wollt ihr die Frauen selber unterrichten oder soll das in La geschehen?" Die Brekusoer waren nicht sogleich damit einverstanden, obgleich ihnen des Pudels Kern noch unbekannt blieb. Owu verstand es aber, nach und nach alle ihre Bedenken zu zerstreuen. Er gewann auch, daß die Frauen die erste Hälfte der Lehrzeit in La und nur die zweite in Brekuso durchmachen durften.

Wir sind wieder in La. Eine geheime Sitzung der Eingeweihten findet statt. Doch ist dieselbe nur auf die Laer und einige Abgesandte der andern Städte beschränkt. Es soll berathen werden, wo und von wem die Frauen unterrichtet werden sollen. Die Abgesandten meinten, jede Frau solle — aus sehr naheliegenden Gründen — nicht nach La gehen, sondern in ihrer Vaterstadt, ja wo möglich in ihrem Stadtviertel bleiben und dort lernen, was aber die Laer nicht zugeben wollten. Ein heftiger Streit entstand, bis endlich die Laer den anderen versprachen, ihre Weiber nicht einzeln, sondern in corpore unterrichten zu wollen, damit ja nichts Ungebührliches vorfalle. Es wurde dann noch ein Tag festgesetzt, an welchem die Aufnahme in den Geheimbund stattfinden sollte. Als dieser — ein Dienstag — gekommen war, stellten sich die neu Aufzunehmenden, eine um die andere, in Labis Hause ein. Die Ceremonie begann. Alle Anwesenden — Neulinge wie Alte — hatten sich an der Hand zu ritzen und dann von dem mit Rum vermischten Blut ein wenig zu trinken. Als das in möglichst feierlicher Weise geschehen war, eröffnete Labi, welcher sozusagen den Vorsitz führte, den Neulingen das Geheimniß, daß es keinen Fetisch gebe, alles bloser Betrug sei u. s. w. Dann wurde ihnen erklärt, daß man sie zu Ehren bringen und ihnen einen Namen machen wolle, „indem es einst ihre Aufgabe sein werde, den Akotia nach La zu bringen. Dann wurden 3 Frauen und 3 Männer als Lehrmeister aufgestellt und erklärt, daß der Unterricht immer gemeinschaftlich stattfinden sollte und zwar an einem abgelegenen Ort zwischen La und Täschi.

Sehen wir uns nun einmal diese Frauen genauer an. Nicht alle sind Neulinge. Einige waren als Buhlerinnen der Wongtschä schon längst mit allen Tücken derselben bekannt. Die andern Weiber waren meist auch solche, die irgendwie in wilder Ehe mit allerlei Männern lebten. Nur zwei hatten rechtmäßige Ehemänner, die aber von dem jetzt Vorgehenden keine Ahnung hatten. Erst nach und nach wurden sie mißtrauisch, bis sie schließlich erfuhren, ihre Frauen seien im Begriff, sich vom Fetisch ergreifen zu lassen. Die Folge davon war, daß sie einfach ihre Weiber entließen, denn kein anständiger Neger will eine Frau haben, die mit den Fetischmännern in so intimer Beziehung steht.

Die Hauptaufgabe der „Fetischmütter" ist Tanzen, Singen und Wahrsagen. Mediziniren kommt seltener vor. Um ihr Auftreten

recht grauenerregend zu machen, werden sie gelehrt, sich das verwirrteste Aussehen zu geben, ihre Geberden auf die scheußlichste Weise zu verstellen, so daß wer zum ersten Mal eine solche tanzende Fetischpriesterin erblickt, sicher glaubt, sie sei besessen. Zu einer solchen Verstellung ist ohnehin der weibliche Charakter mehr angelegt, als der männliche. Hiezu kommt, daß manche tanzende Fetischpriesterinnen von den Zehen bis zum Kopf sich weiß anmalen lassen, das Haupthaar in die Höhe oder übers Gesicht herunter kämmen, an die Ellenbogen bunte Tücher flügelähnlich anbinden, soviel als möglich unbekleidet erscheinen u. s. w. Es ist in Folge dieser Aufregungen auch gar keine Seltenheit, daß solche Frauen in ihrem Alter verrückt werden; bei Männern kommt das zwar auch, aber nicht so häufig vor.

Nachdem die Frauen in den verschiedenen Kunstgriffen von ihren 6 Lehrmeistern hinlänglich unterrichtet worden waren und namentlich auch die Stimme des Akotia nachzuahmen gelernt hatten, wurden sie einer Konferenz des Fetisch-Klubbs vorgestellt und von diesen quasi examirt. Dann vermittelte man durch eine Gesandtschaft ihre Uebersiedlung nach Brekuso, wo sie besonders noch in den Eigenthümlichkeiten des Akotia-Dienstes unterrichtet und eingeübt wurden. Es geschah aber hier viel weniger in geschlossenem Unterricht, als vielmehr in geheimem Umgang mit dem Sprecher Akotias und dessen Genossen. Der Aufenthalt wurde aber von den Brekusoer Okomfoi länger ausgedehnt, als denen an der Küste lieb war. Die letzteren begannen deßhalb auf ihre öffentliche Vorstellung zu drängen. Endlich erklärten sich die Brekusoer damit einverstanden, und nun begannen die an der Küste die Bevölkerung auf das wichtige Ereigniß vorzubereiten. Es zirkulirten plötzlich Gerüchte wie: „An dem und dem Tage werde man den Akotia in La ergreifen;“ „ob man nicht wisse, daß Akotia die Akraer in den Krieg begleiten werde;“ „ob man noch nicht wahrgenommen habe, daß Akotia in der letzten Zeit so oft sich sehen lasse;“ u. s. w. Niemand wußte, woher diese Gerüchte kamen und doch waren sie in jedermanns Mund. Als nun vollends die Nachricht durch die verschiedenen Städte drang, es seien eine große Anzahl männlicher und weiblicher Okomfoi von Brekuso nach La gekommen, die am nächsten Dienstag tanzen würden, so war jedermann von der Wahrheit des Gehörten überzeugt. Wie zu einem großen Jahrmarkt, so strömte an diesem

Tage die Menge zu der genannten Stadt. Hier wogte und drängte es zu dem uns bereits bekannten Ort vor den Tempel des Lakpa hin. Nachdem nun zuerst einige Okomfoinnen vor der Menge getanzt hatten, fuhr plötzlich eine der sieben wie unsinnig tanzend aus dem Gehöfte des Fetisches hervor. Alle staunten, daß die ihnen bekannte Frau plötzlich zur Okomfo geworden sei, und noch größer wurde das Erstaunen, als man beim Gesang an der Stimme den Akotia erkannte, denn bisher sprach derselbe nur durch eine Frau von Brekuso. Kaum hatte sich das Erstaunen ein wenig gelegt, als sich die Scene wiederholte, da eine zweite Frau sich in ähnlicher Weise zeigte. Bei der dritten wurde schon bekannt, daß Akotia seinen sieben Todtschlägern entsprechend sieben Frauen ergreifen werde. Es konnten aber an diesem Tage nicht alle vorgestellt werden, die Tanz- und Saufgelage setzten sich vielmehr in den nächsten Tagen in den Städten Akra, Osu und Täschi fort. Den Schluß machten sie aber in Brekuso selber, und hiebei spielten die Laer ihren Trumpf aus. Als man bei der letzten Tanzaufführung auf Akotias Tanzplatz sich trennte, erklärten auf einmal alle sieben Okomfo mit einander sammt den sie begleitenden Männern: Akotia gehe nun an die Küste nach La! Nun giengen den Okomfo von Brekuso die Augen auf. Sie mußten zum bösen Spiel gute Miene machen. Nur unter einander sagten sie: Größere Betrüger als die Laer gebe es nirgends.

---

10. Auf dem Krankenbett während des Homowo-Festes.

Inzwischen war der zweite Montag des August herbeigekommen. An diesem Tag beginnt das vierwöchentliche Fest des Lakpa, Neujahr- und Erntefest zugleich, Homowo genannt. Von Festlichkeit war aber an diesem ersten Tage noch nichts zu sehen, als daß sämmtliche Hauptstraßen der Stadt von Gras und Unrath gereinigt wurden. Bei dieser Arbeit traf Owu seinen Halbbruder Abe auf der Straße und bestellte ihn auf den Abend zu sich, um mit ihm über den Loskauf seines Sohnes zu reden. Er hatte nämlich als Frucht von Okpotis Behandlung endlich die Mittel dafür zusammengebracht. Der Brauch verlangte es, daß mehrere Wochen vorher dem Pfandherrn Anzeige gemacht werde. Owu wünschte, sein Bruder

möchte ihn auf diesem Gang begleiten, um als Zeuge zu dienen. Als anständige Leute wollten sie den Termin erst nach dem Homowo setzen. Es ist nämlich das die Zeit, in welcher bei den Ga-Negern alle alten Händel geschlichtet und neue Verbindungen angeknüpft werden. Ist einmal der Homowo über eine Sache dahin gegangen, dann ist gleichsam Gras darüber gewachsen.

Während Owu nun mit seinem Bruder auf seiner Veranda saß und über die Befreiung seines Sohnes konferirte, überfiel ihn plötzlich ein Schüttelfrost und ein Beißen und Brennen der Haut, als wenn er ganz mit Friesel bedeckt wäre. Owu wußte gar nicht, wie ihm geschah; so alt er war, so war ihm so etwas doch noch nie passirt. Es wurde ihm angst und bange, er befahl seinem Bruder, schleunigst Ata (d. h. Vater) Odonko zu rufen. Dieser kam, betrachtete Owu, fragte ihn, wie es ihm zu Muthe sei, und sagte dann: „Gelt, du hast gewiß noch nicht den Guinea-Wurm gehabt?" „Noch nie." „Nun, den wirst du sicherlich bekommen, in ein paar Tagen wird er sich anmelden," erklärte Odonko. „Aber am Ende kommst du morgen ums Biertrinken, und mußt den ganzen Homowo auf der Matte liegen." Owu: „Vielleicht so, Ata. Aber kannst du mir nicht etwas geben, daß mirs warm wird?" Odonko: „Hast du nichts von der braunen Rinde bei der Hand, die wir sonst beim Fieber geben?" Owu: „Doch, dort in meiner Tasche ist noch welche, mein Bruder kann sie holen." Als dieser die nöthige Weisung empfangen hatte, holte er bräunliche, wie Zimmt aussehende und zubereitete Rinde hervor, die, in Branntwein aufgelöst, äußerst bitter schmeckt. In dieser Form wurde sie aber Owu nicht gereicht, der Neger will größere Portionen haben! Odonko ließ die Rinde zuerst von Owus Frau auf ihrem Mahlstein verreiben und dann in einem Topf Wasser kochen, wovon der Kranke einige Kürbisschalen voll so heiß als möglich hinuntertrinken mußte. Das wirkte.

Schon am Dienstag konnte Owu wieder sein Lager verlassen und mit den hervorragendsten Wongtschä die Wulomo, darunter den des Lakpa, zum königlichen Hof begleiten. Hier nahmen sie auf den mitgebrachten Schemeln Platz, ein großer Topf Bier wurde in ihre Mitte gestellt und von den königlichen Dienern servirt. Die ganze Gesellschaft trank aus einer Kürbisschale. Als alle getrunken, wurde dieselbe noch einmal mit Bier gefüllt und dem Wulomo des Lakpa gereicht, der sie in die rechte Hand nahm und sich damit vor den

Hof auf die Straße begab. Alle andern folgten ihm und richteten, dort angekommen, ihre Angesichter in feierlicher Weise gegen die See. Der Wulomo hob nun das Gefäß in die Höhe, murmelte einige Worte vor sich hin und schüttete plötzlich das Bier auf den Boden. „Platsch! hats gerauscht, wir bekommen ein gutes Jahr," riefen einstimmig die Wongtschä.*) Bald war diese Nachricht in der Stadt bekannt, jedermann freute sich der guten Aussichten. Von diesem Moment an hatten aber alle Trommeln, die sonst fast zu jeder Stunde geschlagen werden, zu schweigen. Wer doch trommeln wollte, mußte dasselbe auf einem Brettstück thun.

Am Mittwoch erschien Abe wieder bei seinem Bruder, um die durch jenen Fieberanfall unterbrochene Verhandlung wieder aufzunehmen. Owu meinte, ehe er seinem Gläubiger die Schuld kündige, wolle er zuerst abwarten, wie es mit dem Guinea-Wurm sich mache; manche Leute würden ja dadurch für ein ganzes Jahr arbeitsunfähig; er fürchte, sein Angesicht könnte sterben, im Fall er die Schuld künde und hernach sein Wort nicht zur Zeit einlösen könne. „Hat der Wurm schon durchgestochen?" fragte Abe. „Noch nicht," versetzte Owu; „doch halt, was ist das? Da um den Knöchel herum beißt und juckt es mich, daß ich fast immer kratzen muß." Damit deutete er auf eine kleine Pustel am linken Fuß und rieb ein wenig daran, worauf sich eine kleine Kruste ablöste und — der Guinea-Wurm seine haardünnen Fühlhörner herausstreckte. „Richtig, das ist er," rief Abe; „im Augenblick wirst du ihn selbst zu sehen bekommen." So kams. Zuerst floß ein wenig weißer Schleim und dann zeigte sich der Wurm selber; einem weißen Wollfaden gleich trat er etwa einen Zoll lang aus der Wunde hervor. Gar zu gern hätte Owu das Ungeheuer gepackt und herausgezogen, allein sein Bruder hielt ihn zurück: „Das gäbe eine schlimme Geschichte. Sogleich würde dein Fuß aufschwellen und du könntest lange zusehen, bis der abgerissene Wurm herauskäme. Laß vielmehr die Wunde offen und halte sie hübsch sauber, bis der Wurm von selbst sich zurückzieht und die Wunde sich schließt, dann geht die Geschwulst und Eiterung viel leichter vorbei." Owu gehorchte. Am nächsten Morgen hinkte er zu Odonko hinüber, um ihm den Fuß zu zeigen. „Kusä,"**)

*) Wäre die Flüssigkeit geräuschlos zu Boden gefallen, so hätte das ein schlechtes Jahr bedeutet.

**) Ausdruck des Abscheues.

sagte dieser, „ist der Kerl schon da! Das sind schlimme Geschichten. Nächsten Montag Abend soll dich die Chrolo ergreifen, du sollst tanzen und weissagen, und am Ende ist bis dahin schon dein Fuß aufgeschwollen! Laß doch einmal sehen! Siehe, da liegt er unmittelbar unter der Haut, fühlst du ihn nicht? Der ist aber lang! Wenn man den ganz herausbekommt, dann will ich wetten, daß er zwei Arme lang ist. Er ist aber an einer schlimmen Stelle, denn hier ist wenig Fleisch, aber viele Adern und Sehnen, dazu ist die Haut sehr hart. Läge der Wurm oben an der Wade unmittelbar unter der Haut, so würde ich sagen: Du bist ein Mann; ich will ein Messer nehmen und das Thier herausschneiden; aber an dieser Stelle geht es nicht." Das waren natürlich keine guten Aussichten für Owu, der gar zu gern am Feste theilgenommen hätte; schweren Herzens gieng er heim.

Der Montag Abend ist gekommen. Der große Lakpa mit seinen Frauen und Söhnen verläßt seinen Landsitz auf dem Adschangoteberg und kommt behufs seines Jahresfestes an die Küste. Es ist deßhalb feierliche Volksversammlung auf dem bekannten freien Platz vor dem Gehöfte des Tempels. Im Gehöfte selber sind die Wulomo und Sprecher der drei Hauptfetische (Lakpa, Chrolo und Akotia) beisammen. Drei kleine irdene Töpfe stehen mit Wasser gefüllt für die ankommenden Fetische bereit. Es stellen sich drei kinderlose Frauen ein und bitten um die Gunst, diese Wassertöpfe für die Ankömmlinge hinaustragen zu dürfen. Gegen ein Geschenk von Rum und Geld wird ihnen ihre Bitte gewährt. Sie lassen sich's etwas kosten, den Fetischen diesen Sklavendienst leisten zu dürfen, weil sie hoffen, dafür mit Kindersegen belohnt zu werden. Die Frauen nehmen nun die Töpfe und eröffnen den Zug, die Wongtschä und Wulomo folgen ihnen, Lakpas Priester schließt den Zug. So begeben sie sich hinaus zur harrenden Volksmenge. Dort angekommen, beginnen die Wulomo einer nach dem andern das Lob seines Fetisches zu besingen. Die Sprecher der Fetische sitzen da, stille harrend auf das Herabfahren ihrer Herren. Die Gläubigen ängstigen sich, ob auch Lakpa sich wirklich einstellen werde oder nicht. Im letzteren Fall hätte man ein schlimmes Jahr zu erwarten. Alle Augen sind deßhalb auf den Sprecher seines Sohnes Awiri*) gerichtet, der ge-

*) Awiri = ein dem Lakpa untergeordneter Fetisch.

wöhnlich den Vorläufer macht und seines Vaters Gunst oder Ungunst im Voraus zu erkennen giebt. Auch dieses Mal ist er wieder der erste, der sich einstellt: siehe, sein Sprecher tanzt ja schon und bald ertönt aus seinem Munde die frohe Botschaft: »Ata mba eh!« d. h. „Papa kommt, Achtung!" Diese Kunde versetzte alle in die freudigste Stimmung. Bald darauf trafen auch die andern Fetische ein. Zuerst Afrim, dann Nadede und Chrolo, Lakpas beide Frauen, dann sein Sohn Akotia, dann Njongmotscha, dann die beiden Söhne der Chrolo Odamete und Ahulu, endlich Afienje, das in einem Termitenhaufen hausende Kebsweib des Lakpa, und zum Schluß dieser selbst. Wer von den andern Fetischen noch nicht in seinen Sprecher gefahren war, durfte nach Lakpas Erscheinen nicht mehr kommen. So tanzten denn nun die verschiedenen Wongtschä oder Sprecher der Fetische mit einander und wetteiferten, das kommende Jahr als ein gutes zu preisen. Auch Owu fehlte nicht. Viele hatten ihm zwar gerathen, zu Hause zu bleiben oder doch das Tanzen zu unterlassen, da ihn sein Fuß ziemlich schmerzte. Er hatte aber doch wenigstens zusehen wollen, war an einem Stock den andern nachgehinkt und hatte sich statt auf einen Schemel auf einer Matte niedergelassen, seinen kranken Fuß bequem ausstreckend. Als nun aber die Wongtschä einer um den andern sich erhoben, da fuhr es auch ihm in die Glieder, er verbiß seinen Schmerz und that es beim Tanzen und Wahrsagen den meisten zuvor.

Jetzt kamen die Amlakui (das männliche Hausgesinde des Lakpa) an die Reihe. Ihre Aufgabe nämlich ist es, alljährlich den Festgesang zu liefern, theils ein Loblied auf ihren Herrn, theils ein Spottlied auf seine Feinde. Diesmal hatten sie es auf ihre christlichen Brüder abgesehen. Das Lob, welches diesen der englische Befehlshaber (Sir John Glover) ertheilt hatte, mußte ein Gegengewicht erhalten. So zogen denn die Amlakui dreimal tanzend auf und ab und sangen: „Er rühmt den Taugenichts, er rühmt Abokobi u. s. w." Damit war die Feier geschlossen und jedermann wandte sich seiner Hütte zu.

Owu sollte sein Tanzen theuer zu stehen kommen; kaum war er in seiner Wohnung angelangt, als sich heftige Schmerzen einstellten und ihm allen Schlaf raubten, so daß er fürchten mußte, an den Arbeiten und Genüssen der nächsten Tage keinen Antheil nehmen zu können. Die Fetischtempel werden nämlich jedes Jahr in dieser

Woche neu gedeckt und die Gehöfte frisch eingezäunt. Damit aber kein uneingeweihtes Auge das Innere des Heiligthums sieht, wird dasselbe, ehe das alte Dach heruntergenommen wird, mit einem großen Tuche bedeckt. Ja, bei Lakpas Haus muß, um alles Hineingaffen abzuschneiden, eine Schichte Gras auf den Dachlatten liegen bleiben. Als Leiter und Aufseher fungiren dabei natürlich die Wongtschä. Daß er nun an diesen Geschäften nicht theilnehmen konnte, machte Owu gerade nicht viel Kummer. Schrecklich aber war ihm der Gedanke, am Ende auch die Freuden und Genüsse dieser Festzeit entbehren zu müssen, ohne welche ein Neger fast nicht glaubt leben zu können. Es waren nur noch ein paar Tage bis zum vierten Montag im August, dem Tage, an welchem in gewohnter Weise alljährlich dem Akotia ein schwarzer Bock geopfert wurde. Wie gern hätte Owu dem Festessen beigewohnt. Er klagte Odonko, als dieser ihn besuchte, seine Noth; dieser aber meinte: für den Fa (Wurm) gebe es nur eine Medizin, und die sei — das Messer. Er solle nur in Geduld warten, bis die Eiterung weiter vorgeschritten sei, dann wolle er kommen und die Geschwulst aufschneiden. Daß aber der Fuß schon so stark geschwollen, obgleich die Wunde noch offen, sei schlimm.

Kaum war Odonko fort, so erschien ein anderer theilnehmender Freund, Noite, um ebenfalls nach dem Kranken zu sehen. „Hättest du mich zu Rath gezogen," meinte er, „ich hätte gleich am ersten Tage die Wunde mit Spinnenwebe verstopft; du hättest dann zwar zwei harte Tage und Nächte bekommen, aber dann wäre die Sache schnell zum Schneiden reif geworden und du hättest wieder ausgehen und dem Feste beiwohnen können." Auch eine alte Base stellte sich ein: die wollte ihm den Fuß mit geriebenen Zwiebeln verbinden, die könne der Fa nicht leiden, er werde sich dann vor der Hand wenigstens zurückziehen. Owu ließ es geschehen; es half aber nicht viel.

Ein vorübergehender Freund grüßte ebenfalls und sagte, drunten in der Stadt halte sich ein Mann von Ada auf, der habe eine ausgezeichnete Fa-Medizin; er solle ihn einmal rufen lassen. Der Mann kam und brachte etwas, das aussah wie Kienruß. Die Einen sagten, er habe es unten an den Kochtöpfen seiner Hausfrau abgekratzt, die Andern, er habe zwölferlei Kräuter zusammen geröstet und dadurch diese Arznei gewonnen. Wie dem auch sei, der Quacksalber hielt

hoch davon, erzählte, wie vielen er schon geholfen u. s. w. Nachdem der Preis der Medizin ausgemacht und bezahlt war, mischte der Schwindler sein schwarzes Pulver unter etwas Baumbutter und legte damit dem Kranken eine Art Verband an. Dann gieng er seines Weges. Die versprochene Abschwellung aber trat nicht ein. Schien heute der Fuß etwas besser, so war er morgen wieder um so schlimmer.

So kam der Montag herbei. Owu konnte es aber doch nicht übers Herz bringen, allein zu Hause auf der Matte zu liegen, während seine Kollegen sich in Lalpas Hause lebhaft unterhielten und mit einander schmausten. Er faßte den Muth, sie zu überraschen. Auf dem Hintern rutschend, schob er sich mit beiden Händen vorwärts zu seinem Hofthor hinaus, dann der Straße entlang dem Versammlungsort seiner Freunde zu. »Hei, na Owu!« („Hei, siehe Owu!") „Deine Seele ist dir vorausgeeilt, denn soeben haben wir von dir gesprochen," erscholl es wie aus einem Munde. Ja, freilich hatten sie von ihm gesprochen, aber wie? Während einige mit Odonko und Labi sich sehr anerkennend über seinen Tanz und seinen melodischen Gesang aussprachen, hatten andere über seine komische Haltung u. dergl. gespottet, ja, Mensa Kwao hatte sogar eine Wette vorgeschlagen: Wenn's zum Essen gehe, werde Owu trotz seiner Krankheit doch sicher erscheinen. Er hatte Recht gehabt und sah nun mit Schadenfreude seine höhnische Voraussagung in Erfüllung gehen. „Das Alleinliegen zu Hause macht mein Angesicht ganz zerreißen," sagte Owu, „ich konnte es nicht mehr aushalten und bin deßhalb gekommen." „Da hast du recht gethan," sagten die andern, „komm, sitze da auf die Matte hin." — Inzwischen war das Essen fertig geworden. Akotias Priester streute zuerst seinem Fetisch etwas davon hin, that dann selber Bescheid, worauf auch die andern in uns längst bekannter Weise sich den schwarzen Bock schmecken ließen. Es wurde viel über den Guinea-Wurm und die drei folgenden Festtage geplaudert. Mensa Kwao sprach sich fast beleidigend darüber aus, daß weder Odonko noch Owu ein Mittel wisse, die Krankheit wenigstens etwas aufzuhalten, bis diese Tage vorüber seien. Er wette so viel man wolle darum, daß wenn Owu sich ihm in die Kur gebe, er ihn bis morgen so weit habe, daß der Kranke an allem was vorkomme, sich betheiligen könne. Odonko und Owu nahmen ihn bei diesem seinem Wort, reizten ihn noch ein wenig, und so kam es

schließlich zur Wette. Darüber war denn auch das Essen und Rumtrinken zu Ende. Owu rutschte wieder heim und Mensa Kwao versprach, nach einer halben Stunde sich mit seiner Medizin bei ihm einzustellen.

Der erste Hauptfesttag (vierter Dienstag im August) war angebrochen. Nachdem am Morgen dieses Tages abermals vor einer ungeheuer großen Volksmenge die Wulomo das Lob ihrer Fetische gesungen, die Frauen ihnen Wasser gebracht und die Wongtschä ein gutes Jahr geweissagt hatten, begab sich Lakpas Priester in sein Gehöfte, um sich für das Reinigen des Weges zum heiligen Fetischhain vorzubereiten. Bald darauf wird er in seinem Ornat sichtbar; ein schneeweißes Tuch nach Frauensitte hat er angelegt, ein breiter Hut mit nach hinten und vornen armlang herabhängenden Franzen bedeckt sein Haupt, eine kleine Haue hängt von seiner Schulter herab. So tanzt er einige Gänge und singt dabei ein bestimmtes, aber fast sinnloses Lied, in dessen Verse die Namen der verschiedenen Quartiere der Stadt verwoben sind. Dann nähert er sich dem Ausgang des Hofes, streicht sich ein wenig die Franzen aus dem Gesicht und stürzt auf die Volksmenge zu. Diese schreit, so wie sie seiner ansichtig wird, „er kommt, er kommt," und stiebt auseinander. Denn wen der Priester erhaschen kann, dem entreißt er sein Gewand. Wer aber ohne ein solches in seine Hände kommt, dem flucht er. Tanz, Gesang und Ausfall wiederholt er zweimal, beim dritten Mal aber unterstützen ihn die Haussklaven des Lakpa und verfolgen die Fliehenden durch die ganze Stadt. Wem sein Gewand entrissen wird, kann dasselbe später gegen ein Geschenk von Rum wieder lösen. Von dieser Jagd zurückgekehrt, beginnen die Amlakui endlich eine kurze Strecke Wegs zu reinigen, sind aber dabei so wild, daß sie allen vorübergehenden Fremden ihre Lasten vom Kopf herunternehmen und in Lakpas Gehöfte tragen, wo dieselben später wieder können ausgelöst werden. Ist der Weg gereinigt, so begeben sie sich vor das Haus von Chrolos Wulomo und erhalten von diesem gleichsam als Lohn ihrer Arbeit ein Glas Rum. Haben sie dieses getrunken, dann ziehen sie vor Lakpas Gehöfte, wo sich die Menge wieder sammelt und zur Abwechslung sich ebenfalls durch ein Gläschen erquickt.

Es ist nun mäuschenstille geworden. Die ganze Fetischsippschaft hat sich in Lakpas Hofraum zurückgezogen (der weibliche Theil in den hintern, der männliche in den vordern). Draußen harr-

Menge. Lakpas Wulomo mit seinem Assistenten, sowie die Wulomo von Akotin und Chrolo erheben sich stillschweigend, nahen den heiligen Oku-Töpfen, die auf beiden Seiten der Tempelthüre stehen, besprengen sich mit Oku und treten in den Vorhof. Hier bleiben die drei letztern zurück. Nur Lakpas Priester begiebt sich in's innerste Heiligthum, holt dessen Trommel und übergiebt sie seinem Assistenten in der Vorhalle, dann ergreift er einen Besen und kehrt tanzend vor seinem Meister (d. h. Lakpa, resp. dessen Trommel) den Weg. Der Trommelträger tanzt ebenfalls wie von der Trommel geschoben, und das so geschickt, daß selbst Ungläubige sich des Eindrucks nicht erwehren können, der Tänzer folge willenlos nur den Bewegungen der gleichsam lebendigen Trommel. So tanzen sie einige Minuten im Hof herum und dann ins Freie hinaus, um hier die Trommel auf den Boden zu setzen. Dann kehrt Lakpas Priester zurück in den Tempel, wo die beiden andern seiner geharrt, übergiebt jedem derselben die Trommel seines Fetisches und geleitet sie in der oben beschriebenen Weise in's Freie. Dabei sind aber die Wongtschä sowie die zu Tausenden versammelten Festgenossen nicht ganz unthätig. So oft eine der drei aus dem Heiligthum herausgetragenen Trommeln sichtbar wird, stimmen jene einen eigenthümlichen Lobgesang an, in welchen die Volksmenge brüllend einfällt, sobald die Trommel das Freie erreicht hat. Jener Lobgesang ist freilich ein sonderbarer. Würde man irgend einen Menschen mit so zweideutigen Phrasen begrüßen, er würde sich schönstens dafür bedanken. Da wird z. B. dem Lakpa zugerufen: Du Umschweifer, d. h. einer der krumme Wege liebt; Du Knotenknüpfer, d. h. einer der's versteht, eine Sache recht zu verwickeln; Du Otschinaodi, d. h. einer der etwas verabscheut, wenn es andre thun, aber nicht wenn er es selber thut; Du Katzenfreund (Katzen halten sich nämlich zahlreich im Tempel auf und leben fast ganz von den Opfern); o Du, der in jeder Sache seinen Zweck erreicht u. s. f. Natürlich fehlen auch schmeichelhaftere Titel nicht, wie „Bedecker," „Herr," „Meister" u. dgl. mehr.

So stehen denn die drei heiligen Trommeln in dem von der Menge gebildeten Kreis, drei Körbe, die auf die Trommeln hinaufgebunden sind, um Ratten und Mäuse von den Fellen fern zu halten, müssen in den Augen der gläubigen Menge als deren Hüte gelten. Ehe ihnen diese aber abgenommen werden, müssen die verschiedenen Wulomo und der König sie zuerst mit Rum — der über sie hinge-

gossen wird — unterthänigst bewirthen und jeder von ihnen ein Loblied auf seinen Herrn anstimmen. Hierauf werden die Hüte losgelöst und die Begrüßung beginnt. Mit der größten Herzlichkeit, wie man nur einen schon lang nicht mehr gesehenen treuen Freund willkommen heißt, werden die Begrüßungsformeln an die Trommeln gerichtet. Die Wulomo und Wongtschä thun es zuerst, dann jedermann, der Lust hat.

Es trat nun wieder eine Stille ein. Ohne auch nur ein Sterbenswörtchen laut werden zu lassen, wurden auf allen drei Trommeln die Felle erneut. Jede hat eine bestimmte Antilopenart, von der ihr Fell genommen werden muß. Das alte wird erst dann entfernt, wenn das neue darüber hingebreitet ist, damit ja niemandes Auge in das (leere) Innere hineinschaue. Endlich werden die ganzen Trommeln noch mit heiligem Oku, d. h. Rothholzbrühe gewaschen und ihnen von Palmbast Bärte gemacht. Damit hat, wenigstens für das Volk, der Festtag sein Ende erreicht. Die Wulomo und Amlakui hatten aber noch bis gegen 10 Uhr Wache zu halten. Dann tritt Lakpas Wulomo heran, hebt seines Herrn Trommel in die Höhe und läßt sie dann zu Boden fallen. Der zugleich mit einer gewissen Formel beschworene Fetisch macht dann, daß dieselbe kerzengerade auf den Boden zu stehen kommt und bezeichnet damit das kommende Jahr als ein gutes. Das Gleiche geschieht mit den beiden andern Trommeln. Ist das alles vorbei, so gehen auch die Amlakui nach Haus, die Wulomo bereiten sich aber zum geheimen Rundgang vor, um — „Gift zu säen.“ Zuerst tragen sie die Schläger von Lakpas Trommel durch die Stadt und sollen dabei in frühern Jahren jeden, der ihnen begegnete, niedergestochen haben. Zu unsrer Zeit aber begnügen sie sich damit, den Vorübergehenden mit ihren Messern die Haut zu ritzen. Ihnen absichtlich auszuweichen, wagt nicht leicht ein Neger, da er fürchten würde, sie durch den Unwillen des Fetisches zu erregen. Sind die Wulomo vom ersten Gang zurückgekehrt, so beginnt ein zweiter Gang, auf welchem Akotias Trommel von dessen Wulomo getragen wird. Statt die ihnen Begegnenden zu verwunden, spenden sie diesmal Segenswünsche an all' die jungen Leute, die im Laufe des Jahres Akotja beschenkt haben. Schließlich tragen sie die Trommeln wieder an ihren Ort.

So wären die Ereignisse des ersten Hauptfesttages an uns vorübergegangen, ohne daß uns Owu dabei zu Gesicht gekommen wäre

War er denn nicht dabei? Hat Mensa Kwao vielleicht umsonst den Prahlhans gespielt? Doch nicht. Kaum war Owu am Montag Abend nach Haus gekommen, als sich auch schon derselbe einstellte und ihm seinen Fuß derart verband, oder vielmehr beizte, daß Owu beinahe laut geweint hätte, wenn's bei den Negern nicht für eine zu große Schande gelten würde, wegen körperlicher Schmerzen zu weinen. Das was Mensa Kwao auf den Fuß band, war zum größten Theil geriebener spanischer Pfeffer; was sonst noch dabei war, erfuhr Owu nicht. Dieser Verband mußte die ganze Nacht bleiben, was natürlich dem Kranken den Schlaf gründlich vertrieb. Als aber Mensa am Morgen wieder kam, war wirklich der Fuß ein wenig dünner geworden; die Schmerzen hatten auch etwas nachgelassen und Owu konnte wieder auf seine Füße stehen, auch zur Noth ein wenig hinken. Doch war er nun zahm geworden und entschloß sich, den Dienstag über so ruhig als möglich zu bleiben. Doch konnte er es nicht lassen, als alle Fetische nach einander sich einstellten, auch seinen Fetisch reden und ein gutes Jahr verkündigen zu lassen. So schön hatte vor ihm noch kein Wongtschä gesungen. Er hätte auch besser tanzen können, wenn er sich hätte zwingen wollen. Das that er aber nicht, weil er seine Kräfte für den nächsten höchsten Festtag aufsparen wollte. Dieser (vierte Mittwoch im August) ist nämlich, wie der Neger sagt, das „Auge" des ganzen Festes. Zu Hunderten, ja Tausenden sieht man an diesem Tage schon in aller Frühe die Festbesucher von nah und fern herbeiströmen, um der Segnungen des Lakpa theilhaftig zu werden, die verschiedenen Tanzaufführungen zu sehen und selber am wüsten unzüchtigen Treiben sich zu betheiligen. Schon während des Vormittags beginnen die Feierlichkeiten. Die Fetischsippschaft ist im Hofe Lakpas versammelt, die Menge außerhalb desselben. Alle verhalten sich äußerst ruhig. Die Wulomo besprengen sich mit heiligem Oku und befördern auf die gleiche Weise wie Tags zuvor die Trommeln aus dem Tempel in's Freie. Jetzt gilt es, dieselben zu stimmen. Die Trommeln der Neger sind von Holz, und zwar aus einem Stück geschnitzt. Unten sind sie offen, oben mit einem Antilopenfell versehen, das in Schnüren gefaßt und an Zapfen befestigt ist, welche in dem Bauch der Trommel stecken. Indem diese Zapfen tiefer hineingetrieben werden, wird das Fell gespannt und das Instrument gestimmt. Bei den Fetisch-Trommeln darf aber nicht lange probirt werden, sondern der Assistent von Lak-

pas Wulomo hat mit je drei Schlägen auf einen Zapfen das Richtige zu treffen. Ein runder Kieselstein dient ihm dabei als Hammer. Feierlich tritt er zuerst an Lakpas Trommel heran und thut den ersten Schlag: »Schio-toi,« d. h Elephantenohr, schreit die Menge. Damit soll gesagt sein, daß wenn die Verehrer des Fetisches einen Feind hätten, der so groß wäre wie ein Elephant, so ist dieser eine Hieb genügend, ihn zu vernichten. Es erfolgt der zweite Hieb, und das Volk schreit: »Sulo-toi,« „Ohr des Vergifters," und glaubt dadurch alle heimlichen Nachstellungen entkräftet. Beim dritten Schlag ertönts: »Kploko-toi,« d. h. Sauohr, welches Schimpfwort ebenfalls den Feinden des Fetisches gilt. Ist er fertig, so geht er dreimal in feierlicher Weise um die betreffende Trommel herum, tritt dann zurück und macht drei hiezu bestimmten Männern Platz, die nun das heilige Trommeln eröffnen. Ehe das Trommeln aber beginnt, holt Lakpas Priester die heilige alte Haue aus dem Tempel, erhebt dieselbe, und im Nu ist die große unabsehbare Menge in zwei Haufen gespalten. Keine Seele würde es wagen, von einem Haufen zum andern überzugehen. Die lautloseste Stille tritt ein. Lakpas Wulomo besprengt die ganze Fetischsippschaft mit heiligem Oku. Der Mann hinter Lakpas Trommel ergreift die Schläger, hebt sie dreimal gen Himmel, worauf er im Takt 11 Schläge auf die Trommel thut: Koto, koto, kotokoto, tototo. Ihm nach thun's die beiden andern, und endlich alle drei, drei Mal mit einander, wozu Lakpas Wulomo tanzt. Das ist das „Gebet" (Anrufung) des Lakpa, das Feierlichste, was es in diesem Kultus überhaupt giebt. Deßhalb darf kein Schlag mehr oder weniger geschehen, auch muß der Takt aufs genaueste eingehalten werden. Nun folgt eine Procession nach dem Fetischhain, bestehend aus sämmtlichen Wulomos und sechs tanzenden „Fetischmüttern," welch' letztere jedoch dem Hain nur halbwegs nahen dürfen, während jene unmittelbar vor denselben hintreten und hier abermals das Trommel-„Gebet" feierlich verrichten. Zu der harrenden Menge zurückgekehrt, tanzt nun zuerst Lakpas Wulomo, dem sich zunächst alle andern Wulomo, dann die Könige und Stadtältesten und endlich alle Festgenossen anschließen. Jeder tanzt einzeln für sich, der ganze Haufe mischt sich wie ein großer Ameisenhaufen durcheinander. Derselbe ist aber in einem Augenblick wieder in zwei Heere gespalten, sobald Lakpas Wulomo die heilige Haue ergreift. Es wiederholt sich nun das Ganze noch einmal. Drei Mal wird mit den Schlägern

gen Himmel gewiesen 2c. bis zur Entwirrung der Menge. Dann stimmt der Assistent noch einmal in uns schon bekannter Weise die Trommeln, noch einmal werden die eilf Schläge verschiedene Mal gethan, worauf der Wulomo des Lakpa und die sechs heiligen Tänzerinnen zuerst an vier Orten des von der Volksmenge umgebenen freien Platzes tanzen, und dann den Gang nach dem Fetischhain wiederholen. Es ist jetzt ungefähr zwei Uhr Nachmittags. Während die Menge vor Lakpas Hause noch immer tanzt, begiebt sich eine Anzahl junger Männer in das Stadtquartier des Königs, ergreift dort einen zukünftigen Thronerben, trägt ihn tanzend auf die Straße, wo sich andre anschließen und sich mit ihnen auf Lakpas Gehöfte hin bewegen. Sobald man sie von dort aus erblickt, ist das Zeichen zum großen Tanz gegeben. Hunderte kommen ihnen entgegen gesprungen, und während diese nun vorwärts taumeln, ergeht sich die Menge, Alt und Jung durcheinander, in unzüchtigen Umarmungen. Das dauert fort, bis der Thronerbe in Lakpas Gehöfte angelangt ist. Eine kleine Pause tritt nun ein, bis eine Anzahl kinderlose Frauen einen auf einem kleinen Erdhaufen in der Stadt liegenden Klumpen Eisenerz erfassen und in ähnlicher Weise sich Lakpas Gehöfte nahen, wie vorher die jungen Männer mit dem Prinzen es gethan. Das wüste Treiben beginnt von neuem und dauert fort bis gegen sechs Uhr Abends. Zu all' diesem unsittlichen Treiben werden natürlich die heiligen Trommeln geschlagen, der Tanz des Lakpa getanzt und das Spottlied der Amlakui gesungen. Wer im letztververgangenen Jahr die Mannbarkeitskostüme gemacht hat, darf zu dem noch die Trommel Lakpas mit dem Kopfe berühren.

Hat man sich auf diese Weise am Mittwoch dem Sinnenrausch hingegeben, so bedauert man am Donnerstag diejenigen, welche nicht daran Theil nehmen konnten, d. h. die Todten. Die Grabstätten der Neger befinden sich in ihren Wohnungen. An diesen Orten versammeln sich am Donnerstag in aller Frühe die Frauen und Mädchen, um eine lange Todtenklage zu halten. Von dem Festessen wird ebenfalls etwas auf die Gräber gestreut. Damit aber keinem der noch Lebenden es passire, daß man nächstes Jahr um ihn weine, wird an diesem Tag, als dem ersten des neuen Jahres, von den jungen Leuten der Stadt Jedermann langes Leben in's Haus gebracht. Es wird nämlich mit den heiligen Trommeln ein Rundgang gehalten von Haus zu Haus, in kurzem Schlagen derselben die Wünsche: „Nimm

Leben, nimm Leben, das nächste Jahr möge uns wieder erreichen" und andere beigefügt. Für diese Segenswünsche wird durch Geschenke an Lakpa gedankt.

Noch einmal versammeln sich gegen Abend alle Einwohner von La auf dem uns bekannten Platz. Noch einmal werden die Trommeln feierlich gestimmt und geschlagen. Noch einmal ziehen die Wulomo zum Fetischhain; ihre Rückkehr darf aber von keinem Auge beobachtet werden, alle müssen unter sich schauen. Wer aufzuschauen wagt, stirbt im Laufe des Jahres. Dann übergiebt sich noch einmal die Menge einem jetzt noch dazu durch das Dunkel der Nacht begünstigten unzüchtigen Treiben, bis die Wulomo die Trommeln endlich in den Vorhof des Tempels tragen und das Volk entlassen. Das Fest ist damit zu Ende, die Festzeit aber noch nicht. Doch darf jedermann während der nächsten acht Tage seiner Berufsarbeit nachgehen. In dieser Zeit haben jeden Morgen und jeden Abend die Wulomo in ihrem Amtsschmuck, sonst aber unbekleidet, den Fetischen ihre Aufwartung zu machen; das Volk aber schlägt die Zeit todt mit Essen und Trinken. Wer singen oder tanzen will, hat das Lied der Amlakui zu singen oder den Tanz des Lakpa zu tanzen. Erst am zweiten Freitag nach dem Fest wird auf folgende Weise der Schluß gemacht: Es versammeln sich alle Wulomo und Wongtschä, sowohl männliche als weibliche, in Lakpas Haus; die Wulomo binden den Trommeln ihre Hüte auf und tragen sie in's innere Heiligthum. Lakpas Wulomo macht ein Essen zurecht, an das er und Akotias Priester hinsitzt. Sie essen aber nicht, sondern statt mit den zurechtgemachten Bissen nach dem Mund zu fahren, lassen sie dieselben auf den Boden fallen. Endlich wird das Essen weggenommen und die ganze Sippschaft begiebt sich zum offiziellen Biertrunk in des Königs Haus. Nachdem der ungeheuer große Topf seines Inhalts entleert ist, wird die letzte Kürbisschale voll dem Wulomo des Lakpa gereicht und alle erheben sich zum Segensspruch. Nachdem zuerst die andern Wulomo kurze Segenswünsche ausgesprochen, beginnt jener: „Tschwa, tschwa, tschwa, Friede möge kommen!" (Die andern: „Jao," das heißt „Ja," Friede möge kommen!") „Unsre Rede sei einig." (Die andern: „Jao.") „Sollten wir auch den segnen, der sagt, es soll uns nicht gut gehen? Soll ich ihn segnen?" (Die andern: „Oho," d. h. nein.) „Soll ich ihn segnen?" („Oho.") „Soll ich ihn segnen?" („Oho.") „Sterben soll der Vergifter, die Sau, er ist gestorben! Sterben soll er,

ist gestorben! Sterben soll er, er ist gestorben! Schreiet ihn aus!" (Die andern so laut sie können: „ahoh.") „Schreiet ihn aus!" (ahoh.) Schreiet ihn aus!" („ahoh.") „Tschwa, Friede laß' kommen." („Jao".) „Tschwa, Friede möge kommen." („Jao.") „Tschwa, laß' Friede kommen." („Jao.") Die Wulomo und ihre Genossen begeben sich nun in ihre Wohnungen, worauf sofort die königlichen Trommeln der Stadt verkündigen, daß die heilige Festzeit vorüber ist. Jetzt aber kommt noch eine Nachfeier für's Volk. Rückständige Todtenkostüme werden gemacht, Streitigkeiten geschlichtet, Hochzeiten veranstaltet 2c., lauter Gelegenheiten, bei denen entsetzlich viel Rum getrunken und viel Zeit todtgeschlagen wird. Sehr häufig versäumen dabei viele das Bestellen der zweiten Saat, und das schon vor dem Feste zubereitete Ackerfeld bleibt brach liegen!

Doch nun wieder zurück zu Owu! Wir sahen zuletzt, wie sehr er am Dienstag seinen Fuß schonte, um am Mittwoch recht rüstig auf den Beinen sein zu können. Es half ihm diese Vorsicht aber nichts. Denn schon in der folgenden Nacht mehrten sich die Schmerzen und Owu mußte nicht blos die Festzeit über, sondern auch noch viele Wochen hernach fest auf seiner Matte liegen, ehe sich der Wurm zurückzog, die Wunde schloß und die Eiterung eintrat. Sein Gönner Odonko schnitt ihm nun den Fuß auf. Ein altes, etwas spitziges Taschenmesser wurde an einem Stein gewetzt, dann die Klinge vornen mit dem Daumen und den zwei nächsten Fingern so gefaßt, daß ihre Spitze ½ Zoll lang vorstand und diese dann mit festem Griff an der Stelle in den Fuß eingedrückt, wo man den Kopf des Ungeheuers vermuthete. Es erfolgte ein lauter Schrei, und die Schmerzen waren gehoben, weil sofort eine bedeutende Entleerung von Eiter und damit nicht geringe Erleichterung eintrat. „Koche ihm eine gute Hühnersuppe," sagte Odonko zu Owus Weib gewendet, „damit er nach so langer Zeit wieder einmal vergnügt essen und dann schlafen kann." Es geschah, und volle zwölf Stunden genoß der Kranke einen süßen Schlaf. Als er erwachte, entdeckte er zu seiner Freude den Kopf des Thieres am Eingang der Wunde. Immer weiter streckte sich derselbe vor und Owu konnte anfangen, den Wurm auf ein kleines Hölzchen aufzurollen, und ihn allmählich herauszuwinden, was aber immerhin noch 4–6 Tage in Anspruch nahm. Die Wunde heilte darauf schnell zu und die Sache war abgemacht.

Owus Geldvorrath war aber in Folge dieser Krankheit sehr

auf die Neige gegangen. Zwar für Aerzte hatte er nicht viel ausgegeben! Menso Kwao wollte seine Forderung geltend machen, gerieth aber mit Owu und fast auch mit seinen andern Kollegen in Streit; denn gereizt, wie man bei dieser Krankheit ist, wies Owu seine Forderung mit der größten Entrüstung zurück. Er sei weiter nichts als ein Prahlhans und ein schmutziger Geizhals. Darauf Mensa: „Du hättest sollen dein Tanzen lassen, für das habe ich dir nicht garantirt; aber du meinst, du müssest überall vorne dran sein, ohne dich gehe es nicht.“ So zankten sie auf einander los und wären sicher handgemein geworden, wenn nicht zufällig Odonko und Labi vorbeigegangen wären, den Spektakel gehört und den Streit geschlichtet hätten. Mensa mußte seine Forderung zurückziehen.

Was aber Owu so viel Geld kostete, das waren die vielen Besuche, die er die Festzeit über zu empfangen und als angesehener Mann der Sitte gemäß mit Rum zu regaliren hatte. So war ihm sein Erspartes unversehens zu Wasser (resp. Rum) geworden. Also: wie gewonnen, so zerronnen!

Ein christlicher Fakir.

Bekanntlich wimmelt es in Indien von Bettelmönchen aller Art, welche, obgleich den verschiedensten heidnischen und muhammedanischen Sekten angehörig, doch bei der ganzen Bevölkerung in hoher Achtung stehen, von den Frommen beschenkt, wenigstens gespeist, und von den Abergläubischen verehrt werden. Weil sie überall hinkommen und durch ihren Stand manchen Rücksichten oder Schranken, z. B. des Kastenwesens, enthoben sind, besitzen sie einen großen Einfluß und haben schon mehr als einmal an der Herbeiführung religiöser, ja, auch politischer Umwälzungen hervorragenden Antheil genommen. Natürlich finden sich unter ihnen viele Tagediebe, ja, Spitzbuben und Verbrecher der gefährlichsten Sorte; die Zahl derer aber, welche ein gewisses Maß von Aufrichtigkeit und Ernst besitzen, ist vielleicht doch größer, als man auf den ersten Blick

glauben möchte. Einige dieser Sanjasis, Jogis, Fakirs — oder wie sonst sie heißen mögen — sind auch schon Christen geworden, und von diesen haben mehrere sich nicht entschließen können, ihr Wanderleben mit einem gewöhnlichen bürgerlichen Beruf zu vertauschen, sondern sind als „christliche Fakire," das Evangelium bald singend, bald predigend, herausgezogen, zum Theil mit Erfolg. Das Missions-Magazin hat ja hie und da schon von solchen berichtet.

Nun ist aber ein indischer Christ, der schon einen geordneten Beruf, dazu eine Familie hatte, freiwillig ein „Fakir" geworden. Wir meinen den eingebornen Prediger Ramanath Tschaudri in Bengalen, über dessen Handlungsweise man natürlich sehr verschieden urtheilen kann, zu dessen Verständniß es aber unerläßlich ist, seine eigene Darlegung der Gründe zu hören, welche ihn zu diesem Schritte veranlaßt haben.

Er schreibt: „Indien ist nicht dasselbe wie vor 30 Jahren. Auf religiösem wie auf wissenschaftlichem Gebiet geht es durch eine Krisis. Das Ende wird ein entschiedener Sieg des Kreuzes sein. Schon jetzt wird das Christenthum mehr bewundert als verachtet, obgleich es noch nicht von großen Schaaren angenommen ist. Die Macht der in Christo Jesu offenbarten Wahrheit wird gefühlt, wenn man sich ihr auch noch nicht praktisch unterwirft. Der Geist der Wahrheit arbeitet langsam, aber doch merklich im Volke. Das Reich Gottes kommt auch hier nicht ‚mit äußerlichen Geberden'. Der gleiche Hinduismus, zu dessem Wesen eine freimaurerische Geheimthuerei gehört, wird jetzt von Brahmanen und Pandits auf den Straßen gepredigt. Und diese seine letzte Aufraffung ist ein Vorbote des Tages, da der Hinduismus — nach verzweifeltem Todeskampf — endlich ganz dahinfallen wird. Wie groß wird die Verwunderung derjenigen Amerikaner und Deutschen sein, welche jetzt für Dajanand Saraswate (einen der Vertreter des modernen Reform-Hinduismus) schwärmen, wenn sie sehen werden, wie er sinkt und verschwindet, während Jesus Christus den Sieg über Indien davon trägt! Die Engländer, welche so zuversichtlich vom Mißerfolg der Mission reden und jede christenfeindliche Bewegung unterstützen, werden dann auch staunend und beschämt dastehen.

„Was die Art des Evangelisirens in Indien betrifft, so sollte dieselbe eine rein orientalische sein. Die Selbstverleugnung Jesu

und die Askese (Entsagung) der Anhänger Schiwas und Krischnas stehen hier einander gegenüber. Die eigentlichen Führer des Hinduismus sind seine Asketer (Selbstpeiniger, Bettelmönche u. s. w.). Grundgelehrte Männer finden sich unter ihnen. Nun, wie diese, so sollten die christlichen Prediger ohne Hab und Gut von einer Provinz zur andern ziehen und den gekreuzigten Jesus predigen. An Schwierigkeiten wird es nicht fehlen, aber mit Geduld, Glauben und Gebet wird man sie überwinden. Die nämlichen Hindus, welche muhammedanische Fakire speisen und ehren, werden auch solche Evangelisten speisen und ehren; und auch die Muhammedaner werden weniger Feindschaft zeigen, als man vielleicht meint. Unwissende Leute werden je und je Lärm machen, ihre Widerwärtigkeit wird aber vor der Sanftmuth und Lammesgeduld Jesu wie Dunst verschwinden, wenn die Angegriffenen nur Langmuth beweisen und ihre Feinde lieben."

Was Ramanath Tschaudri hier behauptet, ist durch die Erfahrungen dreier solcher Fakir-Evangelisten in Allahabad bestätigt worden.

Er selbst hat vor drei Jahren angefangen, nach den oben ausgesprochenen Grundsätzen zu leben, obgleich seine Frau alles daran setzte, ihn hievon abzuhalten, und andere ihm allerlei schlimme Beweggründe unterschoben. „Die Menschen mögen mich für einen Schwärmer halten," schreibt er, „meine Freunde mich verlassen, doch will ich diese meine Sonderbarkeit, die ihnen so widerlich ist, zeitlebens nicht mehr lassen. Ich fürchte mich nicht vor den Folgen. Der Jesus, der mich selbst gelehrt hat, für ihn arbeiten, der wird bei mir bleiben und mich halten bis ans Ende."

Und was sind nun die Erfolge oder Erfahrungen unseres Freundes bis jetzt gewesen? Zuerst brach er von Birbhum auf, um nach Dinadschpur und weiter zu reisen. Unterwegs besuchte er alle Dörfer und verkündigte unermüdlich den Namen Jesu, bis er endlich — es war Regenzeit und die Wege kaum zu passiren — krank wurde und eine andere Richtung — nach den Nordwestprovinzen — einschlug. Seiner Leibesschwachheit nicht achtend, fuhr er fort, von Dorf zu Dorf zu predigen und mit dem vorlieb zu nehmen, was die Leute ihm vorsetzten. Wiederholte Fieberanfälle warfen ihn endlich nieder. Das geschah in der Gegend von Bhagalpur. Da nahm sich ein Heide, ein Kabirpanti, seiner an.

Diese Kabirpantis sind Anhänger eines Reformators oder Religionsstifters, der im Anfang des 15. Jahrhunderts lebte und die leeren Ceremonien des Hinduismus wie des Islam für gleich werthlos erklärte, auf die im Innern des Herzens sitzende Sünde hinwies, Menschlichkeit und Milde, besonders auch gegen Thiere, Wahrhaftigkeit und Gehorsam gegen den Guru (Beichtvater) einschärfte und manches lehrte, was wohl zum Evangelium stimmt.

„Friede sei mit diesem Hause," sprach Ramanath, als er das Haus seines Gastfreundes betrat. Das gefiel dem Mann. Auch das Gebet des kranken Evangelisten machte solchen Eindruck auf ihn, daß er voll heiliger Scheu und mit wirklicher Hingebung ihm zu dienen und ihn zu pflegen suchte, so gut er nur konnte. Oft hörte Ramanath ihn sagen: „Wer Gottesfürchtigen etwas zu Leide thut, wird Fluch über sich bringen." Eines Abends sagt er: „Ehe die Welt geschaffen wurde, gab es nichts als das Wort, und zu ihm müssen wir alle, einer nach dem andern, zurückkehren." Auf die Frage, woher er das wisse, berief er sich auf das Buch Kabirs, da stehe es. Nun holte Ramanath das Neue Testament hervor und las seinem Wohlthäter das erste Kapitel des Ev. Johannes vor — natürlich mit eingestreuten Erklärungen. Da freute sich der Mann von Herzen, daß also Kabir, ohne es zu wissen, von Jesus gepredigt und so diesem den Weg gebahnt habe. Tags darauf ließ er einen seiner Freunde rufen, einen Mann, der großen Einfluß im Dorf und weit über dasselbe hinaus zu besitzen schien. Auch er überzeugte sich, daß Kabirs Lehre nur eine Art Vorbereitung auf das Christenthum sei, meinte aber, daß wenn die von Gott bestimmte Zeit gekommen sei, diese Religion in Indien von selbst zur Herrschaft gelangen werde. In 20 Jahren werde diese Zeit vielleicht kommen, und wer dann zum Christenthum übertrete, werde nicht nöthig haben, um seines Glaubens willen Vater und Mutter, Weib und Kind zu verlassen. Auch mit vielen Anderen konnte Ramanath sprechen und ihnen das Evangelium verkündigen. Zum Abschied schenkte ihm sein Wohlthäter noch ein paar Rupies und bat ihn um seine Fürbitte, daß Gott ihm doch einen Sohn schenken möchte — ein Wunsch, der von Aberglauben nicht frei war, so daß unser Freund sich genöthigt sah, ihn noch einmal ernstlich auf den Sohn Gottes zu weisen, der allein uns selig machen könne.

Darauf zog er weiter, unbekümmert, wo er etwas zu essen oder

ein Nachtquartier finden würde. Gott ließ ihn nicht zu Schanden werden. Meist luden ihn die Leute, nachdem sie ihn hatten predigen hören, in ihre Häuser ein, und als er einigemal unter freiem Himmel übernachten mußte und nichts zu essen hatte, da tröstete er sich an Worten, wie das: „Den Abend lang währet das Weinen, des Morgens aber kehret die Freude ein.“ Als er einmal hungernd da saß, kam noch spät Abends ein Brahmane, unterhielt sich mit ihm, fragte, ob er schon was zu essen gehabt, und erklärt dann: „Gott wird sicherlich diesen Ort verfluchen, wenn einer seiner Knechte hier Hunger leidet und am Ende stirbt.“ Eine Stunde später kam er wieder und setzte dem Fakir eine Mahlzeit vor, wie die Reichen und Vornehmen sie zu haben pflegen, ja er bat um Verzeihung dafür, daß er den Tag über sich nicht um ihn gekümmert habe.

Ein andermal ließ ein Muhammedaner unseren Freund zu sich rufen, besprach sich mit ihm, hörte ihn aufmerksam an und erklärte endlich: „Du kannst mit deiner Predigt das Herz rühren, denn wenn du sprichst, so ist's, als wenn nicht du sprächst, sondern der, welcher in dir ist.“ Wenn nicht sein Reichthum ihm eine Fessel anlegen würde, wäre dieser Mann gewiß schon Christ geworden. Ramanath las mit ihm das Ev. Lukas und Johannes, und bei ihrer letzten Zusammenkunft bekannte der Muhammedaner, daß er in Jesu die Fleischwerdung Gottes erblicke und an ihn glaube.

Ueber seinen Aufenthalt in Allahabad, das er auch besuchte, schreibt Ramanath Folgendes: „In Allahabad predigte ich in Gemeinschaft mit Bruder Anderson und einigen anderen. Es war ermuthigend, wie viele zusammenkamen, um uns zu hören: Hindus, Muhammedaner und Christen strömten herbei. Zum Schluß ersuchten wir diejenigen, denen Gottes Wort zu Herzen gegangen war, aufzustehen und für sich beten zu lassen. Außer einigen Namenchristen erhob sich auch ein Hindu. Das erregte den Zorn der anderen Heiden, denen es auch gelang, jenen vom ferneren Besuch unserer Versammlungen abzuschrecken. Eines Morgens hielten wir eine Extra-Betstunde für ihn. Und während wir für ihn zu Gott flehten, trat plötzlich der junge Mann herein, fiel auf seine Kniee und betete mit uns. Wie fröhlich und feierlich wiederholte er das süße Wort Amen fast nach jedem Satz! Schon seine Stimme gieng uns zu Herzen und tröstete uns. Ich nahm ihn dann in ein Christenhaus neben unserer Kapelle (R. ist Baptist). Er erzählte

nun, was er zu erdulden gehabt, erklärte aber auch seinen festen Entschluß, sich taufen zu lassen. Bruder Anderson kam und nahm ihn zu sich in sein Haus. Wir beteten, und der Herr stärkte ihn, so daß er all seinen Verwandten und Bekannten zum Trotz festblieb und wirklich von unserem geehrten Bruder (Anderson, Baptisten-Missionar) getauft wurde."

Natürlich kommt es öfters vor, daß die Leute sich nach Hindu-Weise vor dem christlichen Fakir auf den Boden werfen, um ihn gewissermaßen anzubeten. Das duldet er aber nicht, sondern benutzt die Gelegenheit, den Betreffenden von dem zu sagen, der allein es werth ist, daß man vor ihm niederfällt und ihn anbetet.

So viel wir zu urtheilen vermögen, gehört Ramanath zu den Aufrichtigen, welchen Gott es gelingen läßt, und wenn wir auch nicht den Muth hätten, irgend jemand zur Nachahmung seines Beispieles aufzufordern — angesichts der geistlichen Gefahren eines solchen unstäten Lebens — so können wir doch glauben, daß Ramanath und andere wirklich einen göttlichen Beruf gerade zu dieser Lebens- und Wirkungsweise empfangen haben. Die Frucht wird nicht ausbleiben.

Missions-Zeitung.

China.

In Schi Tschia Tang, einem Dorf der Provinz Schantung, hatten die Einwohner am 28. Oktober 1878 ihren Buddhistentempel sammt dessen Ländereien der Kirche Jesu Christi geschenkt. Nun waren aber einige Heiden da, welche den Christen wenigstens das Land wieder nehmen wollten; es kam zu Streitigkeiten und langen Unterhandlungen, endlich aber zur Abfassung einer neuen Urkunde (12. November 1880), in welcher es heißt: während der Hungersnoth habe das Dorf viele Wohlthaten von den Christen empfangen und die Einwohner hätten sich überzeugt, daß das Christenthum wahr sei u. s. w. Dann wird bestimmt, daß der fünfte Theil des Tempellandes wieder ans Dorf zurückfallen, das übrige aber auf ewig der Kirche gehören solle u. s. w. Das Land wurde nun genau ausgemessen, Grenzsteine gesetzt und — ein Friedensmahl gehalten. Das Beste aber ist, daß diese ganze Geschichte in weitem Umkreis großes Aufsehen

erregt und die Heiden auf die Mission aufmerksam gemacht hat. Manche sind extra nach Schi Tschia Tang gekommen, um sich zu überzeugen, ob die Geschichte auch wahr sei. Mehrere stehen im Taufunterricht.

— Ein neulich im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel erschienener Traktat erzählt „von drei Buddhistenpriestern, die Christen geworden." Der eine derselben, der am 11. Jan. 1880 getauft wurde, hat sich seither seinen Lebensunterhalt durch Weben im Winter und Feldarbeit im Sommer erworben. Sein alter Lehrer, der reiche Tempelpfründen zu vergeben hat, hat ihm eine Summe Geldes und eine einträgliche Priesterstelle angeboten, wenn er nur der „ausländischen Narrheit" entsagen wolle. Er aber antwortete: „Gold hat keinen Werth. Frieden und Seligkeit — die sind unschätzbar." Gegenwärtig hält er sich in jenem Tempel zu Schi Tschia Tang auf, wo er mit einigen anderen noch weiteren christlichen Unterricht erhält.

— In den Hsien Hsien Kreis wurde das Evangelium von einem Chinesen gebracht, der halbverhungert nach Peking gekommen war und hier in der amerikanischen Missionskapelle das Brod des Lebens gefunden hatte und dann mit seiner ganzen Familie übertrat. Vor einem Jahr machte Miss. Roberts seinen ersten Besuch in Hsien Hsien und jetzt besteht dort schon eine Schule und eine Gemeinde von mehr als 20 Mitgliedern. Ein großes Schulzimmer, das einem reichen Heiden gehört, ist von diesem unentgeltlich der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Mit einer einzigen Ausnahme können die Christen dort alle lesen, ihre Hauptfreude aber haben sie am Gesang, ohne sich um Melodie und Harmonie viel zu kümmern. Unter den Bekehrten ist ein alter Mann, der früher berüchtigt war wegen seines widerwärtigen, leidenschaftlichen, streitsüchtigen Charakters, jetzt aber umgewandelt ist. Als er sich zur Taufe meldete, warnte sein eigener Sohn, der Erstling des Dorfes, den Missionar vor ihm: wenn man den aufnehme, werde er die ganze Gemeinde ruiniren und den Fortschritt des Evangeliums hemmen. Jetzt ist der Alte eins der eifrigsten Gemeindeglieder und dazu so demüthig und bußfertig, daß wenn er von seiner eigenen Sündhaftigkeit und von der Gnade Christi spricht, seine Stimme von Thränen erstickt wird; — und Thränen sind rar in China. Nicht weit von Hsien Hsien haben die Katholiken eine große Kirche und Missionsanstalt mit 20 französischen Priestern, mit Waisenhäusern, Schulen und Anstalten aller Art. Miss. Ament schreibt darüber: „Dies ist eine ihrer ersten Niederlassungen in Nord-China. Vor mehr als 200 Jahren kam Matth. Ricci hieher und legte den Grund zur jetzigen Station. Niemand kann sagen, daß der Einfluß der Katholiken nicht im Ganzen ein wohlthätiger gewesen sei. Es ist, wie wenn die Leute in dieser ganzen Gegend weniger

an den Götzen hiengen und freundlicher, wenigstens nicht so scheu gegen den ausländischen Prediger wären als anderswo."

Auf einer Reise in dieser Gegend konnte Miss. Ament mehrere Heiden taufen und an vielen Orten predigen. In drei Dörfern wohnen bereits Christen, in andern finden sich Wahrheitssucher. Auch zwei Missionsfrauen haben diese Gegend besucht und drei Mädchen und eine junge Frau von da nach Peking mitgenommen — zu weiterem Unterricht.

— Miss. Dr. Nevius hat angefangen, amerikanische Wald- und Fruchtbäume in Schantung, dieser fast baumlosen Provinz, einzuführen.

Japan.

Ende v. J. sandten die Christen in Osaka einen Evangelisten, Hattori, in die dicht bevölkerte, reiche und götzendienerische Provinz Ise. Die Verwandten eines der Osaka-Christen, welche er zuerst aufsuchte, hörten ein paar Tage lang seine Predigt an und hatten dann genug. In Ogawa aber hörte ein berühmter Lehrer des Speerwerfens, welcher vor Jahren in den Besitz einer chinesischen Bibel gekommen und seither nach weiterem Aufschluß über diese neue Religion verlangend gewesen war, von der Ankunft des Evangelisten, rief ihn zu sich und wies ihm ein Zimmer in seinem eigenen Hause an. Mit ihm nahmen mehrere Dorfälteste Interesse am Evangelium, er selbst sandte sofort seinen Sohn in die Missionsschule nach Kioto. In mehreren Dörfern bildeten sich kleine Häuflein Angeregter, die gemeinschaftlich die Bibel zu lesen anfiengen. Im Februar d. J. begab sich Miss. De Forest in diese Gegend. Ihn begleitete ein Kolporteur, Nakai, der kurz vorher in Okajama in Einer Woche 1000 hl. Schriften verkauft hatte. Mit offenen Armen wurden sie in Ogawa empfangen, wo sie und Hattori gleich am ersten Abend bis 11 Uhr predigen mußten. Hattori erklärte ihnen in einstündiger Rede, was der Name Jesus bedeute: nicht etwas Schreckliches, Gefährliches, wie man bisher in Japan geglaubt, sondern — Heiland, Erlöser. Nakai sprach 1¹/₄ Stunde lang über die Greuel und Scheuel, welche vom Götzendienst unabtrennbar sind, und von der Heilkraft des Christenthums gegen alle Schäden, worauf der Missionar den Schluß machte. Am Sonntag darauf wurde in Matsuzaka, einer Stadt von 10,000 Einwohnern, gepredigt, und zwar im Theater. Es kamen aber nur wenige, offenbar aus Furcht, und eine Abendversammlung wurde von der Polizei anfangs sogar verboten, nach langen Auseinandersetzungen aber doch erlaubt. Tags darauf kamen 150 Zuhörer ins Theater, und von diesen stellten sich nachher mehrere beim Missionar im Hotel ein als solche, die ihre Laster aufgeben und Christen werden wollten. Was am meisten Eindruck machte, war eine Rede über die drei größten Männer Asiens: Konfucius, Buddha und Jesus, über den Unsinn des Betens zu todten

Götzen und über die Entwürdigung des Menschen durch die Sünde. In Haze wurde im Schulhaus vor 200 Heiden gepredigt. „Woher bekommt eure Regierung all die Lehrer für ihre Hochschulen?" fragte der Missionar, „läßt sie dieselben aus China kommen, dem Lande des Konfucius? oder aus Indien, diesem Geburtslande Buddha's und des Buddhismus? Nein, lediglich aus christlichen Ländern! Denket darüber nach!" Dann zeigte er, wie das Heidenthum voll Aberglaube und aller wahren Wissenschaft zuwider sei, wie das Christenthum allein die Wahrheit lehre u. s. f. Ehe der Missionar diesen Ort verließ, kam noch ein Mann zu ihm und erklärte: „Ich habe mein Weib schändlich behandelt, ich will künftig ein besserer Gatte sein. Zähle mich auch zu den Jüngern." Ein Vater brachte sein 7 Monate altes Söhnlein, daß der Missionar über ihm bete: dann würde gewiß der Kleine einmal nicht so ein Narr werden, wie er, der Vater, leider sei! In Hisai, wo ebenfalls im Schulhaus gepredigt wurde, kamen nachher 15 Männer, darunter der Bürgermeister, mit allerlei Fragen. In 6 Tagen wurde auf dieser Reise 22 mal gepredigt. An 3 von den besuchten Orten war noch nie ein Europäer gesehen worden; an 4 Orten fanden sich bereits Wahrheitssucher — zusammen 30 Personen, die einen „christlichen Ausdauer-Verein" gegründet, das Evang. Matthäi fast ganz gelesen und Hattori gebeten hatten, sich bei ihnen niederzulassen. 200 Bücher wurden verkauft. Auch Priester zeigten Interesse für die Wahrheit.

— Als Kalakaua, König von Hawaii, auf seiner Reise um die Welt nach Yokohama kam, feierte die dortige „Unionskirche" gerade ihren neunten Jahrestag (10. März 1881). Da zur Erbauung dieser Kirche auch eine Summe Geldes (4000 Mk.) verwendet worden war, welche die hawaiischen Christen schon vor 29 Jahren an die Bostoner Missionsgesellschaft für Japan geschickt hatten, so lud die japanische Christengemeinde den König Kalakaua zu ihrem Jahresfest ein. Dieser ist ein Christ, aber ein Hochkirchler und zugleich ein Freimaurer. Ehe er die Einladung annahm, ließ er bei der japanischen Regierung anfragen, ob dieselbe nichts dagegen habe, wenn er einer solchen christlichen Versammlung anwohne, da ja das Christenthum noch nicht gesetzlich anerkannt, er aber ein Gast in Japan sei. Die Regierung antwortete, daß ihre Stellung zum Christenthum eine liberale sei und daß sie nichts dagegen habe, wenn er jene Einladung annehme. Die Kirche war gedrängt voll. Dr. Gulick, der selbst in Hawaii geboren ist, empfieng den König mit einer Adresse in der Kirche, die mit Bibelsprüchen und den Flaggen von Japan und Hawaii geschmückt war. Auch wurde ihm ein Exemplar des Neuen Testaments überreicht. Der König dankte dafür und sagte: es habe ihn gefreut, die eingebornen Christen Japans

kennen zu lernen; er werde den Leuten in Hawaii darüber Bericht erstatten; das Christenthum sei jetzt die herrschende Religion in seinem Lande und er hoffe, es werde auch in Japan noch herrschen."

Wenn vor 60 Jahren jemand geweissagt hätte, daß ein haiwaiischer König in einer christlichen Kirche in Japan eine Ansprache halten werde — wer hätte es geglaubt?!

— Im Februar verkauften 2 Kolporteure in und um Kioto 1800 Bibeltheile. In Okojama und Umgegend wurden 1600 verkauft. In Kioto und einem benachbarten Dorf werden jede Woche zusammen wenigstens 21 christliche Versammlungen gehalten. Der neue Gouverneur hatte auf die Bitte der Einwohner sogleich angeordnet, daß Sonntags alle Schulen geschlossen bleiben müssen. Sein Vorgänger hatte das durchaus nicht gewollt, obgleich die Sonntagsruhe in Japan allgemein eingeführt ist.

— In Kioto, wo in neuerer Zeit 60 Familien zum Christenthum übertraten, haben eine Anzahl Heiden einen Verein zur Hemmung von Bekehrungen gebildet, dessen Mitglieder sich eidlich verpflichten, nie den Christenglauben anzunehmen.

Indien.

Am 9. April wurde Krischnagar von einer Feuersbrunst heimgesucht, wobei 13 Christenhäuser verbrannten.

— In Ceylon werden in Zukunft die Angestellten der anglikanischen Kirche (Bischof, Geistliche 2c.) nicht mehr vom Staat besoldet werden. Die jetzt im Amt stehenden werden ihre Besoldung noch 5 Jahre lang fortbeziehen. Dann wird dieselbe aufhören. Auch werden von jetzt an keine neuen Kaplane 2c. von der Regierung ernannt werden. Die Kirche wird also eine freie, vom Staate unabhängige. Bei der hiedurch nöthig gewordenen Neuordnung der Dinge zeigt sich Bischof Copleston sehr zuvorkommend, ja herzlich gegen die englisch-kirchliche Mission, mit welcher er früher im Streit lebte.

— Am 5. Juli ist eine Art Synode zusammengetreten (Geistliche und Laien), um über die künftige Konstitution der Kirche zu berathen. Ueber kurz oder lang wird es wohl in ganz Indien — und schließlich in England selbst — zu dieser Trennung von Staat und Kirche kommen, nachdem mit Australien, Kanada, Neuseeland, Jamaika und Irland der Anfang gemacht worden. Für ein Missionsland wie Ceylon ist das Bedeutungsvollste dabei der Umstand, daß nun zum erstenmal eingeborne und europäische Christen neben- und miteinander an der kirchlichen Gesetzgebung, Verwaltung 2c. theilnehmen werden.

— Der „Missionary Herald" lobt den Bischof von Bombay für die Festigkeit, womit er den Zumuthungen einiger hochkirchlicher Missionare zum Trotz das vor 2 Jahren getroffene Uebereinkommen zwischen den Missionaren der Bostoner Missionsgesellschaft und der englischen Aus-

breitungsgesellschaft in Betreff der beiderseitigen Arbeitsgebiete im Mahratta-Lande aufrecht erhalten hat.

— Am 13. Februar taufte Missionar Clough im Westen von Ongol 273 Heiden, Tags darauf 192 und wieder einige Tage später 177.

— Das Waisenhaus in Sikandra zählt gegenwärtig 463 Knaben und Mädchen. „Wie man's so oft in gedeihlichen indischen Missionsstationen findet — schreibt ein Quäker — ist der Vorsteher dieser Anstalt, Hr. Erhardt, ein in Basel gebildeter Deutscher.

Mikronesien.

Fast in der Mitte der Karolinen-Inseln liegt die Ruk-Gruppe, welche bisher für die Mission unzugänglich geblieben war. Erst am 5. December 1879 konnte auf einem der zu Ruk gehörigen Eilande, Uman, ein Lehrer, namens Moses, stationirt werden. Als nun am 11. Jan. 1881 der „Morgenstern" wieder an diese Insel kam, da fanden die ans Land kommenden Missionare schon alles verändert: Jung und Alt kommt ihnen entgegen, um zu grüßen, Moses hat sich mit Hilfe der Eingebornen ein nettes Häuschen und dazu ein geräumiges Kirchlein gebaut, 30 Heiden bitten um die Taufe, darunter einige Alte, und antworten gut auf die ihnen vorgelegten Fragen. Sechs von ihnen wollen aber das Rauchen nicht aufgeben, und da bisher in allen mikronesischen Gemeinden das Rauchen verboten war, werden sie gebeten, bis zum nächsten Jahr zu warten; die übrigen erhalten die Taufe und zwei Diakone werden ordinirt. Moses freilich hatte ein schweres Jahr hinter sich. Einmal war eine Krankheit ausgebrochen, an der viele starben. Die Schuld wurde auf Moses geschoben und ein Häuptling kam, um ihn zu tödten. Moses aber redete ruhig mit ihm, erklärte, daß ja früher auch schon solche Krankheiten vorgekommen u. s. w. Es gelang ihm, den Heiden so umzustimmen, daß er zum Gebet blieb und nach einem Lehrer verlangte. Im Januar 1880 wurde nun auch auf Uole und Utot je ein Lehrer stationirt.

Nordamerika.

In Tullahassi brannte am 19. December 1880 eine große Erziehungsanstalt der Quäker-Mission nieder. Die 97 Zöglinge, welche meist dem Stamm der Krik-Indianer angehören, wurden an verschiedene Orte geflüchtet; 25 z. B. fanden Aufnahme in einer Regierungsanstalt in Pennsylvanien. Rührend war während der Feuersbrunst die Fürsorge der Kinder für die 91-jährige Frl. Thompson, die seit 1821 unter den Indianern gearbeitet hat.

Oceanien.

Am 13. Juni 1880 wurde in Eromanga eine Märtyrerkirche zum Gedächtniß der dort gefallenen Missionsarbeiter John Williams, Harris, Gebrüder Gordon, Ellen Gordon und James

Macnair eröffnet. Unter den Anwesenden befanden sich 3 Söhne des Mannes, von dem Williams erschlagen wurde. Einer derselben, der noch vor 5 Jahren Missionar Robertson mit dem Tode bedrohte, jetzt aber Christ ist, sprach sogar ein Gebet.

Allerlei.

Am 8. Juni feierte die lutherische Mission ihr Jahresfest, das seit ihrer ersten Stiftung in Dresden (1819) das 62ste, seit ihrer Selbständigmachung daselbst (1836) das 45ste und seit ihrer Uebersiedlung nach Leipzig (1848) das 33ste war. An 460 Orten innerhalb der Bezirke von 18 Hauptstationen hat die Gesellschaft tamulische Gemeindeglieder in ihrer Pflege. Im vorigen Jahr wurden 544 Seelen aus den Heiden getauft, in Madura allein 373, in Schiali 48. Es ist rührend, da von armen Dorfleuten zu hören, die um eine Wohlthat baten, das ihnen gereichte Geld aber zurückgaben, weil sie ein Neues Testament gewollt hatten, lieblich von einem neugetauften Sudra zu hören, der im Gespräch Jesum seinen „Lastenträger" nannte, beschämend von einem bekehrten Paria zu hören, der allen Lockungen und Drohungen seines Ortsrichters und allen Lügen seiner bestochenen Mitzeugen gegenüber so treu und standhaft wider die Ungerechtigkeit des ersteren zeugte, daß 9 seiner Dorfgenossen zur Erkenntniß der Wahrheit kamen und Christen wurden. Die Zahl der Christen ist jetzt 12,058. 20 Missionare, 9 Landprediger, 58 Katecheten und 49 andere Missionsdiener helfen an der Arbeit. In 127 Schulen werden 2438 Kinder, darunter 774 heidnische, unterrichtet. Die auf Selbständigmachung der Eingebornen hinzielende neue Gemeindeordnung ist eingeführt. Durch die Erweiterung des Missionshauses in Leipzig ist Raum für 24 Zöglinge geschafft. Der sechsjährige Kursus der Anstalt soll fortan aus drei Klassen mit je einem zweijährigen Lehrgang bestehen. Bis jetzt sind nur zwei Klassen mit zusammen 17 Zöglingen aufgenommen worden. An weniger tüchtigen Petenten fehlt es nicht, wohl aber an wirklich tüchtigen. Herzensfrömmigkeit ist nicht genug, eine gehörige Begabung ist unerläßlich für Missionare. „Man kann in Indien, namentlich bei gewissen Parteien, geradezu Unverstand predigen hören. Man schimpft auf Götzen, ohne der Indier Gedanken zu verstehen, ihr Herz zu treffen." So sollte es nicht sein. — Die Gesammteinnahme betrug 239,042 Mk. und den Kassenbestand vom Vorjahr mitgerechnet 263,813 Mk., die Ausgabe 261,077 Mk.

— In Stockholm feierte vom 9.—11. Juni die „Evangelische Vaterlandsstiftung" ihre 25. Jahresversammlung. Zwei Missionare, ein Jüngling aus dem Galla-Volk, Onesimus und Pählman, wurden abgeordnet. Zwei gerade in der Heimat weilende Missionare, Hedenström und Olsson, begrüßten die Festversammlung.

(Ev. Luth. Kirchenzeitung).

— In **Rangun**, Barma, leben 6 amerikanische Missionare, die alle über 70 Jahr alt sind. Und Rangun ist nichts weniger als ein Sanitarium

— Ein Missionar, dem ein **Karene** 2 Mk. auf einmal fürs ganze Jahr geben wollte, statt 2 Pfennig wöchentlich, nahm die 2 Mk. nicht an: er solle es machen, wie alle anderen Gemeindeglieder und nach wie vor 2 Pf. per Woche geben. 2×52 Pf. sind freilich weniger als 2 M., und doch hat dieser Missionar weislich gehandelt. „Weißst du nicht, sagte er, daß eine Thür, die nur einmal des Jahres geöffnet wird, einrostet und dann beim Oeffnen knarrt. Oeffne eine Thür fleißig, so wird sie nicht **knarren**; gieb häufig, so wirst du nicht **knurren**!"

— Nachdem in Amerika mehrere Stimmen laut geworden: die Missionsgesellschaften sollten nicht warten, bis junge Theologen sich ihnen anbieten, sondern förmlich solche **berufen**, erklärt die Bostoner Miss.-Ges., sie habe in einem Jahr 11 Studenten der Theologie, über welche sie sich zuvor genau erkundigt, förmlich und feierlich in ihren Dienst berufen, aber nicht ein Einziger sei dem Ruf gefolgt!

Todesfälle.

Am 2. Febr. starb in Tschinanfu der amerikanisch-presbyterianische Miss. **Mc. Ilvaine** an einer Lungenentzündung, die er sich während einer Predigtreise zugezogen, auf welcher er noch 1 Neubekehrten und 2 Kinder hatte taufen dürfen. Er war seit 1868 in China thätig und der erste evangelische Missionar, der sich in Tschinanfu, in der Provinz Schantung, niederließ. 1877—78 leistete er in der Hungersnoth gute Dienste. Obgleich ein wohlhabender Mann, lebte er doch so einfach als möglich, fast wie ein Chinese. Nicht lange vor seinem Tode gab er 20,000 Mark für eine Kirche auf seiner Station. Die Einweihung derselben hat er nicht mehr erlebt.

— Anfang Februar ertrank bei einem Bad auf der Rückreise von Bangkok nach Tschiengmai **Frl. M. Campbell**, die zwei Jahre lang hingebungsvoll unter den Laos gearbeitet hatte.

— Am 23. März starb in New-York 80jährig **A. Bliß**, der 1832 von der Bostoner Missionsgesellschaft zu den Seneka-Indianern geschickt wurde.

— Am 24. April wurde in New-York der Chinese **Lai Tip** auf dem Weg aus einer christlichen Sonntagsschule ermordet — als ein Märtyrer für die Rechte der Chinesen in Nordamerika. Hoffentlich wird diese Unthat viele Christen in den Ver. Staaten an die Pflicht erinnern, welche sie gegen die hauptsächlich vom katholischen Pöbel verfolgten chinesischen Einwanderer haben. Lai Tid war ein Wäschermann und der Schüler einer frommen Dame, welche auf seine Bekehrung hoffte. Zuerst wurde ihm der Hut vom Kopf gerissen, und als er sich bückte, um denselben aufzuheben, erhielt er zwei Messerstiche. Er

wurde in ein katholisches Spital gebracht, wo es aber den barmherzigen Schwestern nicht gelang, ihn zu ihrer Kirche zu bekehren, da er fest dabei blieb, daß er nicht zu einem Weibe (Maria) beten könne; seiner Lehrerin dagegen ließ er sagen, daß er mit Hoffnung auf die vielen Wohnungen in des Vaters Hause ausblicke. Am dritten Tage starb er. Er erhielt ein protestantisches Begräbniß; hintennach aber verrichteten die Chinesen auch noch ihre heidnischen Ceremonien am Grabe.

— Am 23. December 1880 starb in Gonawala, Ceylon, der Diakon der dortigen baptistischen Gemeinde, Don Dschuwanis Widschajawardana. Von Haus aus ein strenger Buddhist, war er im Jahr 1842 bekehrt und (10. August) getauft worden und „von da an bis an seinen Tod ein lebendiges Zeugniß für die Realität seiner Bekehrung" geblieben. Gott segnete ihn so, daß die Zahl der durch ihn Gewonnenen groß genug wurde, um eine eigene Gemeinde zu bilden, deren Diakon er dann ward. Auch erlebte er noch die Bekehrung seiner Eltern und Brüder, aller seiner Kinder und mehrerer Großkinder.

— Am 17. Mai starb im Haag, 51 Jahr alt, Pfr. Joh. C. Schnurmann. Vielgefeierter lutherischer Prediger im Haag, ist er 1868 im Dienste des Herrn einem außerordentlichen Rufe der Regierung nach Batavia gefolgt und hat daselbst rastlos mit großem Segen gearbeitet, freilich, um 1878 mit gebrochener Gesundheit zurückzukehren. Nach zweijährigem Aufenthalt in Europa, den er zu zahllosen Missionsstunden in allen Theilen des Landes benutzte, kehrte er nach Batavia zurück, mußte aber im Herbst 1880 krank nach Holland heimkehren. Das Seminar in Depok und die Konferenz javanischer Missionare, welche erstmalig im August 1880 gehalten wurde, sind „Monumente seiner Arbeit." (Allg. Miss.-Zeitschrift.)

— Am 6. Juni wurde in Warnsveld bei Zutphen, Holland, der rheinische Miss. W. Fr. Betz von seinem eigenen Hauswirth erschossen, dem er kurz vorher die Miethe ordnungsmäßig gekündigt hatte. Miss. Betz — 1859 von Domine Witteveen nach Sumatra gesandt, 1861 in den Dienst der rheinischen Missions-Gesellschaft eingetreten, 1869 krank heimgekehrt, 1873—78 Pastor in Nordamerika, seither als Invalid in der Heimat — war am Morgen noch in der Kirche gewesen und saß am Nachmittag mit den Seinen im Garten, wo man am Theetisch Gottes Wort las, als ihn der dem Trunke ergebene Mann von seiner Stube aus durchs Herz schoß, um sich dann sofort selbst auch das Leben zu nehmen. „Br. Betz hat ein schweres Leben gehabt, voll Leiden und Enttäuschungen, aber auch reich an Arbeit und nicht ohne bleibende Frucht."

(Ber. der Rhein. Miss.-Ges.)



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. 1881

Inhalt:

Aus Frau Fellers Leben.

1. Aus der Welt zu Gott.

Die Jugendzeit der Frau, aus deren Leben wir Einiges mitzutheilen gedenken, ließ kaum ahnen, daß sie später im Reiche Gottes so Großes ausrichten sollte. Es fehlte ihr zwar weder an natürlichen Gaben, noch an den wohlthätigen Einflüssen eines schönen Familienlebens. Ihr Vater, von einer Hugenottenfamilie abstammend, war ein angesehener Mann zu Lausanne, Vorsteher des Kantonhospitals und des Zuchthauses; ihre Mutter war eine stille Hausfrau, klug und liebreich. Aber auf kirchlichem Gebiete sah es damals traurig aus. Henriette Odin wurde am 22. April 1800 zu Montagny an den Ufern des Lemansee's geboren. Der Confirmanden-Unterricht bot ihr wenig mehr, als die sogenannte natürliche Religion, etwas christlich gefärbt! Es regte sich aber doch schon damals in ihr der Ernst, der Tieferes und Besseres suchte. Sie beschäftigte sich in dieser Zeit mit dem Lesen solcher Bücher die sie in's innere Leben hineinführen konnten, und der Tag, da sie zum Tische des Herrn gieng, war für sie ein Tag des Fastens und des Gebets.

Später führte sie ihr thätiger Geist in das Hospital, wo sie den Aerzten wie den Kranken wesentliche Dienste leistete; ihre linde Hand war besonders geschickt, nach chirurgischen Operationen den Verband anzulegen, und die Leidenden merkten's, daß ihre Pflege etwas anderes als bezahlte Hilfleistung war. Sie sammelte sich dabei Erfahrungen, die ihr später bei ihrer Missionsthätigkeit in Kanada zu gut kamen. Daneben verschmähte sie die weltliche Geselligkeit nicht; sie war geistreich und munter im Gespräch, eine beliebte Tänzerin, und übernahm wohl auch eine Rolle bei irgend einer dramatischen Vorstellung. Nach der Welt Weise war sie glücklich, und doch, wenn sie später dieser Zeit gedachte, so erinnerte sie sich einer Leere in ihrem Herzen, die weder der Besuch öffentlicher Gottesdienste, noch die Uebung christlicher Wohlthätigkeit ausfüllte; sie suchte etwas, wußte aber selbst nicht was.

Ein Mädchen wie Henriette Odin hätte unter den besten Jünglingen ihrer Bekanntschaft die Wahl gehabt; es war daher eine allgemeine Ueberraschung, als sie (1822) einem 41-jährigen Witwer, dem Vater dreier Kinder, ihre Hand gab. Herr Ludwig Feller war Kaufmann, und die Wahl seiner Mitbürger führte ihn öfters in den Stadtrath ein. Die junge Gattin nahm es recht Ernst mit ihren neuen Pflichten; sie brach die meisten ihrer geselligen Verbindungen ab, um sich ganz ihrem Gatten und dessen Kindern zu widmen; Herr Feller seinerseits verzichtete auf den Besuch seines Clubs und brachte von da ab die Abende im Familienkreise zu. Die Einführung einer Hausandacht giebt ein schönes Zeugniß für den Geist, der darin herrschte: man sang einen Psalm, man las das Tagesgebet und Frau Feller benützte die Gelegenheit, um die Kinder aus der großen Bilderbibel, die auf dem Tische lag, in der Geschichte der Liebesthaten Gottes zu unterrichten.

So kam die Zeit ihrer ersten Entbindung: Mutter und Kind schwebten in Todesgefahr. Durch Gottes Gnade wurden sie beide hergestellt, und der Mutter erster Gang war in das Münster von Lausanne, wo sie unter Dankesthränen den 116 Psalm betete: „Das ist mir lieb, daß der Herr meine Stimme und mein Flehen hört ... Stricke des Todes hatten mich umfangen und Angst der Hölle hatte mich getroffen; ich kam in Jammer und Noth, aber ich rief an den Namen des Herrn: O Herr, errette meine Seele! Der Herr ist gnädig und gerecht und unser Gott ist barmherzig ....“

Es war die Zeit, wo die durch Haldane in Genf geweckte geistliche Bewegung sich auch im Waadtlande verbreitete, und die Plackereien und Verfolgungen, welche die »Momiers« dort betroffen, fehlten auch hier nicht. Unter den Geistlichen, die ihres Amtes entsetzt wurden, war auch derjenige, der das Ehepaar Feller eingesegnet hatte, Herr Fivaz. Er kam nach Lausanne, wo er einem kleinen Häuflein Erweckter das Evangelium predigte. Herr Feller, der damals das Polizeiwesen leitete, hatte reichlich Gelegenheit dem Hausfreunde, dessen Ansichten er doch nicht theilte, wesentliche Dienste zu leisten. Hochherzig erzeigte er demselben öffentlich seine Achtung und schützte ihn dadurch vor Mißhandlung durch einen aufgeregten Pöbelhaufen. Der geächtete Geistliche gieng nach wie vor, im Feller'schen Hause ein und aus, und seine Besuche wurden von großer Bedeutung. Herrn Fellers Neffe hatte sich der Bewegung angeschlossen und schon vergeblich versucht, seine Verwandten zu gewinnen. Jetzt aber kam eine große Heimsuchung, durch welche dem lebendigen Glauben der Weg in die Herzen gebahnt wurde: das dreijährige Töchterlein starb nach kurzer Krankheit. Herr Fivaz trat zu der gebeugten Mutter mit dem Troste des Evangeliums. Noch aber wehrte sich das alte stolze Herz. Sie hatte allerlei Zweifel über die Gnadenwahl, über die Persönlichkeit des Teufels, allerlei Anfechtungen über die Möglichkeit der Vergebung. Man hörte sie oft seufzen: O meine Sünde, meine Sünde! Sie wurde auch körperlich so schwach, daß ihr Gatte den Arzt kommen ließ. Besser als das nervenstillende Mittel, das dieser ihr verschrieb, bekam ihr aber das Gebetskämmerlein, das sie fleißig aufsuchte. Eines Tages nahm sie dorthin einen Traktat mit, in welchem die Rechtfertigung aus Gnaden klar und bündig dargestellt war. Da drang das Licht in ihr umdunkeltes Gemüth: „Ist dies Alles, o Jesus? rief sie aus; ist dies Alles? Glauben, einfach glauben, und das andere dir überlassen! Dein Blut wischt Alles aus, o Lamm, Lamm Gottes!" Als sie nach einigen Stunden wieder zu den Ihrigen trat, war sie auch äußerlich wie umgewandelt. „Was ist mit der Mutter vorgegangen?" riefen die Kinder; „was mit der Herrin?" die Dienstboten. Ihrem heimkehrenden Gemahle erzählte sie, was ihr widerfahren sei. „Bete auch für mich, sprach dieser, daß ich auch ein Kind Gottes werde."

In jenen Tagen war es nichts Geringes, den Namen Christi

zu bekennen; man hatte dabei buchstäblich die Schmach Christi zu tragen, und ein oberflächlicher Glaube hielt die Probe nicht aus. Frau Fellers Glaube aber war in zu schwerem Kampfe errungen, um vor der Feindschaft der Welt zurückzuschrecken. Ohne mit Fleisch und Blut zu Rath zu gehen, bekannte sie frei und offen ihre neuen Ueberzeugungen. Es bewährten diese sich auch in schwerer Trübsal. Noch keine 27 Jahre alt, verlor sie ihren Gatten! Zum Leide des Verlustes gesellte sich die Sorge um das kaufmännische Geschäft, das ihr Mann betrieben hatte; sie wollte nicht, daß den Kindern irgend ein Schaden an ihrem Vermögen geschehe. Ihr war wohl bange, aber sie verzagte nicht. Wie sie erst am Sterbebette für ihren Gatten um das Leben desselben, und dann für sich um ein stilles, ergebenes Herz gerungen hatte, so schöpfte sie nun auch in ihrem Witwenleide Trost und Frieden aus der heiligen Schrift. Die Bibel lag fortwährend aufgeschlagen sowohl in ihrem Geschäftslokal, als in ihrer Privatwohnung. Eine große Beruhigung fand sie darin, daß ihr Mann vor seinem Abscheiden noch den Glauben gefunden hatte. „Er lebt mit Gott, äußerte sie sich einmal, und versteht nun den geheimnißvollen Rathschluß, der ihn dieser Welt entführte. So wenig beunruhigt mich das Andenken an ihn, daß ich vielmehr wünsche, daß es ein neues Band zwischen Gott und mir werde, mich loszulösen von der Welt und dem Fleische und mich anzuleiten, ein heiliges, himmlisches Leben zu führen.“ — Auch an Früchten der Liebe wurde ihr Glaube reich und reicher. Die Stellung ihres Vaters als Direktor des Zuchthauses gewährte ihr Zutritt zu den Gefangenen, und sie brachte ihnen die gute Botschaft von der freien Gnade in Christo Jesu. Dabei betrieb sie den „reinen und unbefleckten Gottesdienst,“ indem sie die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchte, und, selbst eine vielgeübte Dulderin, den Gedrückten und Kreuztragenden den Trost empfahl, den sie am eigenen Herzen erfahren hatte. In der freien Kirche, der sie sich nun förmlich anschloß, gab es mehr Arme als Reiche, und sie rechnete es sich zur Ehrenpflicht, ihre dürftigen Glieder nicht darben zu lassen. Frau Feller und einige gleichgesinnte Genossinnen theilten sich in den Dienst an den Nothleidenden, und ob sie auch dabei manche bittere Enttäuschung erfuhren, so erkaltete doch ihre Liebe nicht, „denn die Liebe, sagte Frau Feller, höret nimmer auf, und die Sonne scheint auf dürre Wüsten wie auf fruchtbare Aecker.“

Auf diesen Wegen dienender und helfender Liebe begegnete sie oft den Bildern des Todes; es war ihr aber beschieden, wie schon früher, so auch jetzt dem König der Schrecken für ihre eigene Person in's Angesicht zu schauen. Sie lag hoffnungslos am Nervenfieber darnieder. An einem Sonntag, als eben die Gemeinde sich versammelt hatte, trat der Arzt hastig in die Versammlung, rufend: „Sie liegt in den letzten Zügen! nur ein Wunder kann sie noch retten; betet, betet für sie!" Die Gemeinde fiel auf die Kniee, und flehete Gott um Verlängerung des theuren Lebens. Um 9 Uhr erschien der Arzt wieder: „Sie ist gerettet, die Krankheit hat sich zum Besseren gewendet! Danket dem Herrn!"

Zur völligen Herstellung ihrer Kräfte begab sie sich auf eine hochgelegene Sennhütte im französischen Jura, wo sie in der tannengewürzten Bergluft vollends genas, aber auch viel geistlichen Segen hatte. Sie nahm die Bibel wieder von Anfang an durch, befestigte ihren Glauben im Gebet, und es erfüllte sich an ihr die Verheißung: Wer da hat, dem wird gegeben werden. Ueber dem Lesen der Lebensgeschichte Henry Martyns wurden zum ersten Male ihre Gedanken auf die Mission hingelenkt. Dabei erwachten in ihr auch Zweifel an der Berechtigung der Kindertaufe, und als sie dieselbe als nicht schriftgemäß erkannt zu haben glaubte, ließ sie sich zu Lausanne noch einmal taufen. „Ich fühlte mich dabei, sagte sie, mit dem Blute Jesu besprengt und starb mit meinem Heilande der Welt und der Sünde." Man kann diesen ihren Schritt mißbilligen, ohne deßhalb die hohe Gnade zu verkennen, die ihr zu Theil geworden.

---

2. Aus der Heimat nach Kanada.

Mit dem regen Glaubensleben, das in Lausanne sich verbreitete, erwachte auch der Sinn für die Mission. Ein Verein wurde gegründet, an dem auch Frau Feller sich betheiligte. Wieder nahm sie ihre liebe Bibel vor, um mit dem Worte Gottes die neue Thätigkeit zu beleuchten, die sie übernommen hatte, und sie freuete sich der Verheißungen, welche die Bekehrung der Heiden mit der Vollendung des Reiches Gottes in Verbindung bringen. Der Pfarrer der freien Kirche, Olivier, mit zwei jüngern Gehilfen, begab sich nach Kanada, dessen Indianerstämme zum Theil die französische

Sprache verstehen, um dort eine Mission zu begründen. Frau Olivier stand mit Frau Feller in Briefwechsel und legte ihr das Interesse für diese Angelegenheit an das Herz, und als nun gar von Montreal aus die förmliche Aufforderung an sie erging, hinüber zu kommen und mitzuhelfen, da sprach die Jüngerin des Herrn ein vertrauendes Amen dazu. Ihr Entschluß traf sonderlich ihren Vater wie ein Blitzstrahl. Um sie umzustimmen, sandte er ihr den von ihr so hochgeschätzten Pfarrer Fivaz zu; aber sie blieb unerschütterlich bei ihrem Vorsatze: „Alle Gegengründe meines Vaters, sprach sie, und noch viele andere habe ich wohl erwogen; aber ich bin gewiß, daß der Herr dafür sorgen wird, daß meine Familie mich nicht vermisse. Ich dachte an den Missionsberuf, bevor mir Herr oder Frau Olivier davon sprachen, und an Kanada, bevor sie dahin giengen. Ich habe viel über meinen Entschluß gebetet, damit ich nicht eigenwillig handle, und nun weiß ich's, daß der Ruf vom Herrn kommt..." Nachdem sie noch manche Stärkung in der Gemeinschaft mit ihren Glaubensgenossen erfahren, zog sie im August 1835 von Lausanne aus nach Havre, wo sie sich einschiffte. Mit welchen Gesinnungen sie das Schiff betrat, ersehen wir aus einem Brief, den sie kurz zuvor nach Lausanne schrieb: „Ein Weib folgt freudig dem Manne, den sie liebt; sollte ich weniger thun für meinen himmlischen Bräutigam?.... Als ich meinen lieben Mann heirathete, verließ ich meines Vaters Haus, um das Seinige zu bewohnen; ich gab mein Heimatsrecht auf und erhielt das seinige; ich verzichtete auf meinen Namen, um fortan den seinigen zu tragen. Ich bin nun dem Herrn verlobt und finde unaussprechlichen Segen in der Veränderung meines Namens, meines Hauses und meines Landes. Der Himmel ist mein Vaterland; dort wohnt mein Bräutigam; ich darf nicht hier unten bleiben; heute führt er mich auf einem unbekannten Wege, aber er führt mich zum Hochzeitssaal. Ich bin seine Braut; Alles was sein ist, ist mein: sein Name, sein Reichthum, seine Gnade, ich darf Alles erwarten, Alles erbeten. . . . ."

Nach einer stürmischen Fahrt von 35 Tagen erreichten sie den 23. Oktober New-York, das sie schon die folgende Woche verließ, um ihre Freunde in Montreal aufzusuchen.

Ursprünglich beabsichtigten die Waadtländer Missionsfreunde, den Indianern das Evangelium zu predigen; allein die Geistlichen in Montreal, mit denen sie sich besprachen, überredeten sie, dort zu

bleiben, um den katholischen Abkömmlingen der französischen Colonisten den reinen Glauben nach biblischer Offenbarung zu bringen. So verblieb auch Frau Feller in der Hauptstadt und verwandte den Winter, als eine ächte Bibelfrau, dazu, mit der h. Schrift in der Hand Hausbesuche zu machen, sie zu erklären und, wo nöthig, zurückzulassen. Sie stieß dabei auf die Feindschaft der römischen Priester. Manche der Bibeln, die sie austheilte, wurden verbrannt; einer der schweizerischen Missionare wurde durch einen Haufen aufgehetzter Weiber mißhandelt. Doch fand auch hier das Wort hie und da einen guten Ort. Wohl mißlang der Versuch, durch eine Schule auf die Kinder einzuwirken, wohl erkannte Frau Fellers nüchterner Blick, daß Manche derer, die sich ihr freundlich nahten, nur irdischen Vortheil suchten; sie hatte die Hand an den Pflug gelegt und wollte auch dann nicht rückwärts schauen, als Olivier nach Europa zurückkehrte und sie mitnehmen wollte. Zur Stärkung ihres Muthes hielt sie sich fest an des Herrn Verheißung, auf seine gnädige Durchhilfe hoffend. Es fehlte übrigens auch nicht an ermuthigenden Erfolgen. Unter den Bekehrten war eine Frau Lore; als Katholikin geboren, hatte sie in Boston das Evangelium kennen gelernt, hatte aber später einen Kanadier geheirathet, und war allmählich eine eifrige Verehrerin des Papstes und der Heiligen geworden, freilich nicht, ohne daß öfters alte Erinnerungen in ihr auftauchten. So kam sie in Berührung mit der Schweizer-Mission und nahm endlich samt ihren Kindern den evangelischen Glauben an. Sie war damals schon hochbetagt; als sie krank wurde, übernahm Frau Feller ihre Pflege; ein katholischer Nachbar trat an das Lager der Sterbenden mit der Frage, ob er nicht den Priester rufen solle? — „Nein, ich bedarf seiner nicht!" — Wollt Ihr denn nicht in der römisch-katholischen apostolischen Kirche sterben? — „Nein, ich gehöre zur Kirche Jesu Christi." — Ist die römische Kirche nicht die Kirche Christi? — „Nein, denn sie widerspricht dem Evangelium in allen Stücken." — Aber Ihr wißt doch, daß die katholische Religion die älteste ist? — „Jawohl, die älteste; schon zur Zeit Jesu bekannten sich zu ihr die Pharisäer." — Ihr waret doch früher katholisch; wollt Ihr abfallen? — „Seit ich das Evangelium gelesen, habe ich die römische Kirche aufgegeben; ich gehöre der Kirche Jesu Christi an." — Am Tage nach dieser Unterredung starb die Kranke. Sie ist für die Schweizer-Mission in Kanada wichtig geworden; eines ihrer Kinder war in dem Dorfe

La grande Ligne verheirathet, und so wurden die Glaubensboten aus dem Waadtlande veranlaßt, dorthin sich zu wenden.

---

3. Die Schwalbe hat ihr Nest gefunden.

Der Schweizer Roussy hatte bereits begonnen trotz großer Hindernisse zu Grande Ligne das Evangelium zu predigen, als 1836 der Mittelpunkt der Missionsthätigkeit dorthin verlegt wurde. Zwei enge Dachkämmerlein nahmen Frau Feller auf; das eine diente als Wohnzimmer, das andere als Sprech- und Schulzimmer und als Küche. Sie wurde sofort zur Anstrengung aller ihrer Kräfte gezwungen. Sie war nicht in der Lage, eine Dienstmagd zu halten, und die Besorgung aller Haushaltungsgeschäfte lag allein auf ihr. Zum ersten Mal in ihrem Leben versuchte sie Brod zu backen, und es gelang über Erwarten. Von 9 Uhr Morgens bis Mittags, und von 2 bis 5 Uhr Abends ertheilte sie Unterricht, und weil auch die Erwachsenen nicht lesen konnten, so begann um 6 Uhr eine Abendschule, die meist zur Bibelstunde sich gestaltete. Es schlossen sich nämlich an die buchstabirten und gelesenen Abschnitte Unterredungen an, die oft bis Mitternacht dauerten. Einige Bekehrungen kamen vor und etwa zwanzig Glieder bildeten den Grundstock der Baptistengemeinde von Grande Ligne. Manche derselben verdienen besondere Aufmerksamkeit; so wohnte in der Nähe Frau Fellers ein bejahrter Mann, Vater einer zahlreichen Familie, durch Unglück verbittert und auf mancherlei Abwege gerathen; als seine Frau erkrankte, gelang es der Frau Feller, in das Haus Eingang zu finden. „Diese Leute sind sehr unwissend, schreibt sie in einem Berichte. Niemand unter ihnen kann lesen . . . Die Frau wurde aber so lernbegierig, daß sie regelmäßig die Abendschule besucht; ihr Gatte kommt ebenfalls häufig des Abends, nicht um zu lernen (er meint, er sei dazu zu alt), sondern um zuzuhören. Er wartet ungeduldig, bis ich die Bibel zur Hand nehme . . . Die Frau erzählte mir, daß ihn das Gehörte so beschäftigt, daß er oft bis tief in die Nacht hinein davon spricht." Der Mann ließ sich taufen und wurde nun selbst ein eifriger Prediger der Gerechtigkeit bei seinen erwachsenen Kindern. Ein anderer Convertit war ein Zimmermann, der einige Arbeiten für die Mission übernommen hatte; auch er fand sich getrieben, die römische

Kirche zu verlassen. Als einmal mit ihm von dem Ertödten des alten Menschen gesprochen wurde, sprach er: „Die ersten Glieder des alten Menschen, die ertödtet werden müssen, sind die Ohren und die Zunge: die Ohren, damit sie den Schimpf nicht hören, und die Zunge, daß wir darauf nicht antworten."

Die beiden Dachkämmerlein wurden bei der Sommerhitze unwohnlich, und mit der Hilfe auswärtiger Freunde wurde eine luftigere Räumlichkeit gebaut, worin Wohnraum und eine größere Stube für Schule und Gottesdienst sich fanden; es war vorerst mehr noch ein Schuppen als ein Haus, aber doch immerhin ein Fortschritt.

Nun aber sollte die junge Gemeinde im heißen Tiegel der Trübsal bewährt werden; in den Jahren 1837 und 1838 brach in Kanada ein Aufstand gegen die britische Regierung aus, und die Protestanten galten der fanatisirten Bevölkerung als Anhänger Englands. Es wurden Todesdrohungen gegen die schweizer Missionare und ihre Anhänger ausgestoßen, so daß sie auf den Rath wohlwollender Freunde auf das Gebiet der Vereinigten Staaten flüchteten. Haus und Besitz mußten sie der Plünderung preisgeben. Durch Gottes Gnade diente auch diese Heimsuchung zur innern Befestigung des Werks; der Glaube, um deßwillen sie gelitten, wurde den Convertiten nur um so theurer, und auch die Katholiken mußten die Leute achten, die ihrer Ueberzeugung so treu blieben und nachher so edelmüthig die erfahrene Unbill zu vergeben und vergessen bereit waren.

Nachdem die aufgeregten Wogen sich gelegt, nahmen die Missionare ihr Werk mit neuem Eifer auf; Frau Fellers Erfahrung in der Krankenpflege, der Geist der Liebe, der in ihrem ganzen Wesen sich offenbarte, und die Macht ihres kindlichen Glaubens verschaffte ihr wachsenden Einfluß. Selbst mit Verbesserung des Ackerbaues beschäftigte sie sich; die Kanadier waren hierin noch weit zurück; sie ließen jedes Jahr die Hälfte ihrer Felder brach liegen, und die andern wurden nur leicht gepflügt. „Mein Vater, schreibt sie einmal, würde gewiß lachen, wenn er mich neben dem Pfluge hergehen sähe, um einen Bauern das tiefe Pflügen zu lehren."

Die größere Zahl der Schüler und der Gemeindeglieder erforderte einen Neubau des Missionshauses und diesmal war es ein stattlicher, steinerner Bau, der aufgeführt wurde; die Einweihung fand 1840 statt, ein wichtiger Schritt. Bis jetzt hatte man die Missionare als Zugvögel betrachtet, die bald wieder wegziehen

würden, um ihre Anhänger ihrem Schicksal zu überlassen. Jetzt stand das Haus da, ein Zeugniß dafür, daß sie ein dauerhaftes Werk zu begründen dachten: „Die Schwalbe hatte ihr Nest gefunden.“ Mit diesem äußern gieng auch der innere Fortschritt Hand in Hand. Im Priesterseminar zu Quebek stand längere Zeit ein Lehrer, Normandeau, den später ein Zerwürfniß mit dem Bischof nach den Vereinigten Staaten trieb. Der Verkehr mit Protestanten milderte seine katholischen Vorurtheile und er sah mit Augen, wie in der protestantischen Republik Alles in lebendigem Fortschritte sich befand, während im katholischen Kanada Alles in trägem Schlendrian gehalten wurde. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, wohnte er bei einem ihm befreundeten Priester, nicht weit von Grande Ligne. Hier las er ein Neues Testament in lateinischer Uebersetzung, und es stiegen ihm bedenkliche Zweifel an der Lehre seiner Kirche auf. Es ward ihm schwer, wider den Stachel zu löcken. Einmal war er schon unterwegs nach Grande Ligne, als ihn Menschenfurcht wieder umkehren ließ. Die Seelenpein wurde aber immer ärger und schon die nächste Woche trat er bei Frau Feller ein. Die nächsten Tage verbrachte er bei den Schweizern, die h. Schrift durchforschend, sich fleißig mit ihnen und mit Gott unterredend, und den folgenden Sonntag ward er in die Gemeinde aufgenommen. Man kann sich denken, welch' ein Aufsehen dieser Uebertritt machte: ein Priester, der vom Glauben abfiel! Herr Normandeau wurde später ordinirt und wurde einer der eifrigsten Prediger der Mission!

Gleiches Aufsehen erregte die Bekehrung eines Arztes, des Dr. Cole. Seines Glaubens war er Freidenker, seine Frau dagegen eifrige Katholikin. In der Kammer der Colonie war er Führer der Opposition gewesen, war in den Aufstand verflochten und flüchtete nach Dämpfung desselben in die Vereinigten Staaten. Eine Predigt über den Text: „Glaube an den Herrn Jesum, so wirst du und dein Haus selig!“ machte ihn nachdenken; er ward unruhig und fand erst Frieden, als er zum Evangelium sich bekannte. Seine Frau, die schon längst sich über seinen Unglauben bekümmert hatte, folgte später seinem Beispiel. Beide kehrten nach Kanada zurück, als die Regierung eine Amnestie verkündigen ließ; sie verbanden sich mit den Missionaren zu Grande Ligne und Dr. Cole ward selbst Evangelist; durch seine Bemühungen wurde z. B. zu St. Pie eine evangelische Gemeinde gesammelt; er ließ sich ordiniren und ward ihr erster Prediger. Leider

durfte die Mission nicht lange sich dieser kostbaren Hilfe erfreuen. Eine schwere Krankheit befiel ihn, und Normandeau wurde herbeigerufen, um ihm im letzten Kampfe beizustehen. Wie stehts mit Eurer Seele? fragte er den Sterbenden. — „Ganz wohl, ganz im Frieden.“ — Auf wen setzt Ihr euer Vertrauen? — „Auf Jesus.“ — Glaubet Ihr, daß Ihr sterben werdet? — „Ich bin deß versichert.“ — Bekümmert Euch das nicht? — „O nein!“ — Aber Eure Familie? — „Ich lasse sie in Gottes Händen.“ — So starb er, 42 Jahre alt, 1850.

Auch der bekannte Pater Chiniqui, der Mäßigkeitsapostel von Kanada, fand sich getrieben, mit der Schweizer-Mission einen Strauß anzubinden; er hielt eine Reihe sehr heftiger Predigten gegen die Protestanten. Prediger Roussy forderte ihn zu einem öffentlichen Religionsgespräch auf, das mehrere Tage dauerte und wovon selbst Katholiken bekannten, daß ihr Vorkämpfer den Kürzern gezogen. Jetzt ist Chiniqui längst nicht nur Protestant, sondern selbst einer der heftigsten Bekämpfer des katholischen Aber- und Unglaubens.

Mit dem Werke aber wuchsen auch die Geldbedürfnisse; die Zuschüsse aus der Heimat hatten schon längst nicht mehr genügt; jährliche Kollektereisen in den Vereinigten Staaten reichten auch nicht mehr aus; man schloß sich an die baptistische Missionsgesellschaft für Kanada an (1845). Frau Feller aber ließ sich dadurch ihren weitherzigen Glaubensstandpunkt nicht einengen. „Seit ich in Jesu das Leben gefunden, schreibt sie in dieser Zeit, ist mir die beste und süßeste Frucht seines Geistes die Gemeinschaft Aller derer, die aus Ihm geboren sind.“

4. Lebensabend und Heimgang.

Frau Feller war nach Kanada mit der einzigen Waffe gekommen, die den Protestanten zustehet, mit der h. Schrift; ihre selbstverläugnende Liebe verschaffte ihr Eingang in manches Herz und Haus, und die Erfolge der Mission beruhten großentheils auf ihrer aufopfernden Thätigkeit. Es wurden an diese aber auch außerordentliche Ansprüche gemacht. Auf ihr lag die Sorge eines großen Haushaltes: Küche, Keller und Speicher; sie leitete die Zöglinge der Anstalt zu Grande Ligne nicht blos in ihrer geistigen und geistlichen Ausbildung;

sie mußte sie auch an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnen und nicht selten auf deren Zimmer den Spinnweben zu Leibe gehn. Als die Hauptaufgabe ihres Lebens betrachtete sie aber das Seelenheil aller derer, die ihr nahe traten. So konnte sie auf einer Reise die Tochter des Schiffskapitäns, deren anmuthiges Gesicht ihr auffiel, mit der Frage: „Haben Sie den Herrn Jesum lieb?" auf ernste Gedanken bringen. Am beschäftigsten war sie am Sonntag. Schon Abends zuvor kamen zu Roß und Wagen zahlreiche Besucher aus entfernten Ortschaften. Nach dem Thee begannen die Unterredungen über religiöse Fragen; meist mit Gebet und Lesen der h. Schrift verbunden, dehnten sie sich öfters bis nach Mitternacht aus. Den andern Morgen war Frau Feller der Ersten Eine, das Frühstück zu rüsten, das um 7 Uhr eingenommen wurde. Um 9 Uhr war eine Gebetsversammlung, der sie regelmäßig beiwohnte, um halb 10 Uhr der gewöhnliche Gottesdienst; um drei Uhr Nachmittags leitete sie eine Klasse in der Sonntagsschule und um 7 Uhr ward der Tag mit einem Gottesdienst beschlossen. Die Zwischenstunden waren aber für die unermüdliche Frau keine Ruhezeit, sondern durchweg durch Unterredungen mit den Gästen und den Zöglingen in Anspruch genommen.

Diese fortwährende leibliche und geistige Anstrengung mußte endlich ihre Körperkraft aufreiben; es stellte sich ein hartnäckiger Husten ein, und auf ärztlichen Rath brachte sie den Winter 1854 auf 55 unter Floridas milderem Himmel zu. Das brachte zwar einige Kräftigung, aber keine Genesung, und weil sie sofort in ihre alte Thätigkeit wieder eintrat, so stellte sich auch das alte Leiden mit neuer Heftigkeit ein. Endlich begab sie sich (1859) nach der Schweiz, um in der alten Heimatluft (Lausanne) neue Lebenskraft zu suchen. Mit Freuden grüßte sie hier die spärlichen noch lebenden Zeugen der Erweckung aus den zwanziger Jahren, unter andern auch Pfarrer Olivier; aber ihr Husten wich auch in der vaterländischen Luft nicht. Sie hatte nur noch einen Wunsch: daß ihre Kräfte ausreichen möchten, nach Kanada zurückzureisen, um dort zu sterben. Bei ihrer Rückkehr über New-York traf sie in Amerika die Vorboten des Sezessionskrieges, Geschäftsstockung, Bankrotte, Mangel an Verdienst. Die Quellen, aus welchen der Mission zu Grande Ligne die Geldmittel flossen, schienen für längere Zeit zu versiegen. Frau Feller nahm aber unentwegt ihre Arbeit wieder auf, und wenn körperliche

Gebrechen oder Geldnoth ihr manche Stunde der Niedergeschlagenheit bereitete, so raffte sie sich immer wieder in ihrem Glauben auf und fand neuen Muth zu den Füßen des Herrn. Und er schenkte ihr noch einige Jahre, während welcher sie das stille Wachsthum ihres Werkes sehen durfte. Sonntags, den 29. März 1868, gieng sie endlich ein zu ihres Herrn Freude; unter den Beklemmungen ihrer Athemnoth lispelte sie noch kaum vernehmbar die Worte: „Durch den Glauben allein! Durch das Blut Jesu Christi allein!" Die evangelischen Kanadier errichteten ihr auf dem Friedhofe zu Grande Ligne ein einfaches Denkmal, auf dem sie in kurzen Inschriften ihrer Erkenntlichkeit Ausdruck gaben.

Das Werk aber, dem Frau Feller ihr Leben geweiht, nahm auch nach ihrem Tode einen gesegneten Fortgang. Als sie den Boden Kanadas betrat, war dort kein einziger Kanadier französischer Abstammung evangelisch; heute sind's mehrere Tausend; die meisten freilich sind nach ihrer Bekehrung nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, wo sie bis in den fernen Westen hinein eine neue Heimat fanden. Immerhin aber bestehen auch in Kanada eine schöne Zahl evangelischer Gemeinden, welche ihren Ursprung dieser Mission verdanken. Die Seele dieser letzteren aber war, so lange sie lebte, die zarte Lausannerin, die einsame Witwe. Was sie so stark gemacht, das war das Wort des Allerhöchsten, auf das sie wie auf einen Felsen fußte und aus dem, wie aus einem Quell, ihr immer neue Lebensströme zuflossen.

Bibelzeitung.

Ein heidnischer Diener im Missionshaus zu Kijoto (Japan), kam regelmäßig jeden Morgen zur Andacht. Man glaubte nicht, daß er viel verstehe, freute sich aber, daß er doch zuhörte. Als er nach kurzer Dienstzeit in sein Heimatdorf zurückkehrte nahm er ein Exemplar des Evangeliums Johannis mit, zeigte dasselbe seinen Freunden und Verwandten, erklärte ihnen, so gut er konnte, was

für ein Buch das sei, und fand damit solchen Anklang, daß die guten Leute sich fast um das Evangelium rissen, bis es endlich die Runde in wohl sechzig Häusern gemacht hatte, und von vielen gelesen worden war. Manche wünschten noch mehr der Art zu lesen und giengen in die Stadt, um sich christliche Bücher zu kaufen. Eine Christin hörte durch den betreffenden Buchhändler hievon, theilte es einer Missionsfrau mit, und gieng dann selbst, von dieser aufgemuntert, in das Dorf. Alles verlangte hier nach einem Lehrer. Und als die Missionsfrau mit einem solchen erschien, fanden sich fünfzig Zuhörer ein und es scheint, als sei da ein Feld weiß zur Ernte, das nur auf die Schnitter wartet. Aehnlich sieht's an manchen andern Orten aus.

— Ein Statistiker berechnet, daß im Jahr 1800 nur 5 Millionen h. Schriften verbreitet waren, in den letzten 80 Jahren aber nicht weniger als 125 Mill. Exemplare verbreitet wurden, größtentheils durch die Bibelgesellschaften.

— Am 21. Mai 1881 gelangte in London die revidirte engl. Uebersetzung des Neuen Testamentes zur Ausgabe, an welcher seit 6. Mai 1870 eine aus Gelehrten aller Denominationen zusammengesetzte Kommission mit großem Fleiß und unter der gespannten Erwartung des bibelfreundlichen englisch-amerikanischen Volkes gearbeitet hatte. Schon vor dem Erscheinen waren nahezu eine Million Exemplare bestellt worden, und als 12 Uhr Nachts die Austragung der Bücher begann, war die bekannte Londoner Buchhändlerstraße (Paternoster Row) förmlich blockirt von Karren, Wagen und Fußgängern. So groß war die Nachfrage. Seither ist eine zweite Million gedruckt und verkauft worden. Alle Zeitungen, Monats- und Quartalschriften, von der Times bis zum kleinsten Winkelblatt, enthalten Besprechungen, resp. Kritiken der revidirten Uebersetzung. Aengstliche Gemüther fürchten, daß die am altgewohnten Wortlaut vorgenommenen Aenderungen, und namentlich die auf Grund der besten alten Handschriften für nothwendig erachtete Weglassung einzelner Verse und Worte die Zuverlässigkeit und Ehrwürdigkeit der heiligen Schrift in Vieler Augen herabsetzen werde. Wer aber mit dem Apostel Paulus überzeugt ist, daß wir „nichts wider die Wahrheit" können, der freut sich getrost des neuen Lichtes, das auch durch diese zwar gründliche, aber doch pietätsvolle „Revision" auf das alte ewigwahre Gotteswort geworfen wird. Manche

Geistliche haben sogar schon angefangen, die revidirte Uebersetzung beim Gottesdienst zu gebrauchen, und es hat sich die Streitfrage erhoben, ob innerhalb der englischen Staatskirche dies Verfahren gesetzlich ist und nicht vielmehr die Geistlichen an die unter König Jakob I. im Jahre 1611 erschienene „autorisirte“ Uebersetzung gebunden sind.

Gleichzeitig ist die neue Uebersetzung in Amerika (wo ebenfalls eine Revisionskommission seit Jahren gearbeitet, sich aber schließlich damit begnügt hat, ihre etwas radikaleren Aenderungen als Appendix dem englischen Text beizudrucken) veröffentlicht worden; ja, die „Chicago Daily Tribune“ hat es für praktisch gehalten, dieselbe in einer Extrabeilage zu drucken und gratis ihren 200,000 Lesern zuzuschicken. Der Druck dieses merkwürdigen Extra-Blattes nahm 12 Stunden in Anspruch und wurde von 92 Setzern, 5 Korrektoren und einigen Druckern besorgt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, zu sehen, wie hier z. B. der ganze Galaterbrief nicht mehr Raum einnimmt, als ein Leitartikel der Times; enthält doch eine einzige Nummer der Times mehr Worte als das ganze Neue Testament!

Bereits sind Konkordanzen und andere biblische Hilfsbücher zum revidirten Neuen Testament in Arbeit.

— In der Londoner „Herberge für Orientalen und Südseeinsulaner“ trafen ein Hindu und ein Chinese zusammen. Jener war gebildet und kannte sogar die Bibel ganz genau, ohne jedoch bekehrt zu sein, während der Chinese umgekehrt aber ein Christ war. Der Hindu wollte sich einen Spaß machen und examinirte den Chinesen: „Wer ist der Sohn des Kis gewesen?“ „Was befand sich in der Bundeslade?“ u. s. f. Und als der arme Christ die Antwort schuldig blieb, wandte sich jener triumphirend zum Missionar und sagte: „Wie kann denn dieser ein Christ sein? Er weiß ja gar nichts!“ worauf der Chinese erwiderte: „Und kannst du sagen, daß dir deine Sünden vergeben sind?“ „Wer kann das sagen, ehe der große Gerichtstag kommt?“ meinte der bibelfeste Hindu, worauf der Chinese fortfuhr: „Du nicht wissen das? dann du nicht wissen irgend etwas. Wollen wir lesen und sehen,“ und nun las er dem gelehrten Heiden eine ganze Reihe von Bibelstellen über die Gewißheit der Sündenvergebung vor: Jes. 1, 18. Röm. 8, 1. 1 Joh. 1, 9 u. s. f. „Wie kann das sein?“ rief verwirrt der Hindu, der dergleichen noch nie aus der Bibel herausgelesen, weil er sie nur mit

für ein Buch das sei, und fand damit solchen Anklang, daß die guten Leute sich fast um das Evangelium rissen, bis es endlich die Runde in wohl sechzig Häusern gemacht hatte, und von vielen gelesen worden war. Manche wünschten noch mehr der Art zu lesen und giengen in die Stadt, um sich christliche Bücher zu kaufen. Eine Christin hörte durch den betreffenden Buchhändler hievon, theilte es einer Missionsfrau mit, und gieng dann selbst, von dieser aufgemuntert, in das Dorf. Alles verlangte hier nach einem Lehrer. Und als die Missionsfrau mit einem solchen erschien, fanden sich fünfzig Zuhörer ein und es scheint, als sei da ein Feld weiß zur Ernte, das nur auf die Schnitter wartet. Aehnlich sieht's an manchen andern Orten aus.

— Ein Statistiker berechnet, daß im Jahr 1800 nur 5 Millionen h. Schriften verbreitet waren, in den letzten 80 Jahren aber nicht weniger als 125 Mill. Exemplare verbreitet wurden, größtentheils durch die Bibelgesellschaften.

— Am 21. Mai 1881 gelangte in London die revidirte engl. Uebersetzung des Neuen Testamentes zur Ausgabe, an welcher seit 6. Mai 1870 eine aus Gelehrten aller Denominationen zusammengesetzte Kommission mit großem Fleiß und unter der gespannten Erwartung des bibelfreundlichen englisch-amerikanischen Volkes gearbeitet hatte. Schon vor dem Erscheinen waren nahezu eine Million Exemplare bestellt worden, und als 12 Uhr Nachts die Austragung der Bücher begann, war die bekannte Londoner Buchhändlerstraße (Paternoster Row) förmlich blockirt von Karren, Wagen und Fußgängern. So groß war die Nachfrage. Seither ist eine zweite Million gedruckt und verkauft worden. Alle Zeitungen, Monats- und Quartalschriften, von der Times bis zum kleinsten Winkelblatt, enthalten Besprechungen, resp. Kritiken der revidirten Uebersetzung. Aengstliche Gemüther fürchten, daß die am altgewohnten Wortlaut vorgenommenen Aenderungen, und namentlich die auf Grund der besten alten Handschriften für nothwendig erachtete Weglassung einzelner Verse und Worte die Zuverlässigkeit und Ehrwürdigkeit der heiligen Schrift in Vieler Augen herabsetzen werde. Wer aber mit dem Apostel Paulus überzeugt ist, daß wir „nichts wider die Wahrheit" können, der freut sich getrost des neuen Lichtes, das auch durch diese zwar gründliche, aber doch pietätsvolle „Revision" auf das alte ewigwahre Gotteswort geworfen wird. Manche

Geistliche haben sogar schon angefangen, die revidirte Uebersetzung beim Gottesdienst zu gebrauchen, und es hat sich die Streitfrage erhoben, ob innerhalb der englischen Staatskirche dies Verfahren gesetzlich ist und nicht vielmehr die Geistlichen an die unter König Jakob I. im Jahre 1611 erschienene „autorisirte" Uebersetzung gebunden sind.

Gleichzeitig ist die neue Uebersetzung in Amerika (wo ebenfalls eine Revisionskommission seit Jahren gearbeitet, sich aber schließlich damit begnügt hat, ihre etwas radikaleren Aenderungen als Appendix dem englischen Text beizudrucken) veröffentlicht worden; ja, die „Chicago Daily Tribune" hat es für praktisch gehalten, dieselbe in einer Extrabeilage zu drucken und gratis ihren 200,000 Lesern zuzuschicken. Der Druck dieses merkwürdigen Extra-Blattes nahm 12 Stunden in Anspruch und wurde von 92 Setzern, 5 Korrektoren und einigen Druckern besorgt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, zu sehen, wie hier z. B. der ganze Galaterbrief nicht mehr Raum einnimmt, als ein Leitartikel der Times; enthält doch eine einzige Nummer der Times mehr Worte als das ganze Neue Testament!

Bereits sind Konkordanzen und andere biblische Hilfsbücher zum revidirten Neuen Testament in Arbeit.

— In der Londoner „Herberge für Orientalen und Südsee-insulaner" trafen ein Hindu und ein Chinese zusammen. Jener war gebildet und kannte sogar die Bibel ganz genau, ohne jedoch bekehrt zu sein, während der Chinese umgekehrt aber ein Christ war. Der Hindu wollte sich einen Spaß machen und examinirte den Chinesen: „Wer ist der Sohn des Kis gewesen?" „Was befand sich in der Bundeslade?" u. s. f. Und als der arme Christ die Antwort schuldig blieb, wandte sich jener triumphirend zum Missionar und sagte: „Wie kann denn dieser ein Christ sein? Er weiß ja gar nichts!" worauf der Chinese erwiderte: „Und kannst du sagen, daß dir deine Sünden vergeben sind?" „Wer kann das sagen, ehe der große Gerichtstag kommt?" meinte der bibelfeste Hindu, worauf der Chinese fortfuhr: „Du nicht wissen das? dann du nicht wissen irgend etwas. Wollen wir lesen und sehen," und nun las er dem gelehrten Heiden eine ganze Reihe von Bibelstellen über die Gewißheit der Sündenvergebung vor: Jes. 1, 18. Röm. 8, 1. 1 Joh. 1, 9 u. s. f. „Wie kann das sein?" rief verwirrt der Hindu, der dergleichen noch nie aus der Bibel herausgelesen, weil er sie nur mit

dem Kopf, nicht mit dem Herzen studirt hatte. Der Chinese aber erklärte: „Du wissen zu viel und du nicht glauben irgend etwas und du nicht glücklich. Ich wissen zu wenig, ich glauben alles und ich glücklich."

— Im kürzlich erschienenen dritten Bande der Memoiren des Fürsten Metternich finden sich folgende Aeußerungen dieses großen Staatsmannes, der übrigens gegen die „mystischen" Tendenzen der Bibelgesellschaften des Kaisers Alexander I. und der Frau v. Krüdener eiferte, über das Bibellesen: Er lese täglich ein oder zwei Kapitel und „entdecke darin täglich neue Schönheiten und werfe sich nieder vor diesem bewunderungswürdigen Buch." Er nennt die Bibel das Buch der Bücher und sagt von ihren Erzählungen, sie seien „einfach, wie die Urzeit und wie alles, was wahr ist." Merkwürdig ist, daß er hinzufügt: „Ich lese nur die lutherische Bibelübersetzung, die beste, die je in einem Lande und in einer lebenden Sprache gemacht worden ist." Trotzdem billigte er die Praxis der katholischen Kirche in Beziehung auf das Bibellesen und meint, in jüngeren Jahren hätte ihn ein genaueres Bibelstudium nur verwirrt.

Bücherschau.

Aus dem Leben Abrahams. 40 Betrachtungen, eingeleitet und zum Besten des Rh.-Westf. Jünlingsbundes herausgegeben von Karl Krummacher. Mülheim a. d. Ruhr 1881. Buchhandlung des ev. Vereinshauses.

Schlichte, praktische Betrachtungen eines Laien, der offenbar selbst vom alten Vater Abraham manches gelernt hat und nun wünscht, daß auch andere in die Schule gehen möchten, welche Gott mit dem Patriarchen gehalten.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.





Die Zukunft der Indianer in den Vereinigten Staaten.

Wie eine Mutter am fleißigsten nach ihrem schwächsten Kinde sieht, so fragt auch der Missionsfreund am theilnehmendsten nach denjenigen Heiden, welche am tiefsten gesunken und am schwersten zu retten sind. Zu diesen gehören die Indianer, die Australneger, die Feuerländer, und wenn es nach der Seelenzahl oder nach der politischen Bedeutung der Völker gienge, so dürften wir von diesen Aermsten unter den Armen — angesichts der Millionen Chinas, Indiens und Afrikas — wohl nur sehr selten und wie im Vorbeigehen reden. Aber so rechnet nicht einmal die Wissenschaft, geschweige denn die Mission.

Einer der tüchtigsten Ethnologen Deutschlands, Professor Gerland, hat im „Globus“ (1879) eine Reihe höchst lehrreicher Artikel über die „Zukunft der Indianer“ veröffentlicht und darin so viel Verständniß für diese von Gott mit nicht geringen Gaben ausgestatteten, von ihren weißen Brüdern aber so schändlich niedergetretenen Stämme an den Tag gelegt, daß es eine Freude ist. Gar manch altes Vorurtheil wird darin widerlegt, manche falsche Vorstellung korrigirt, manch neues Licht verbreitet, manch guter Gedanke ausgesprochen. Vor allem kämpft der gelehrte Professor gegen die weitverbreitete Ansicht, als seien die Indianer ein nothwendig dem Untergang geweihtes Geschlecht, das nun einmal für die Civilisation unempfänglich sei und daher vor dieser verschwinden müsse. Nur ganz kurz wollen wir ihm auf seinem Gedankengang folgen.

Er stellt zuerst die Thatsache fest, daß zur Zeit der Entdeckung Amerikas dieser ganze große Erdtheil außerordentlich dünn bevölkert war, daß diese Bevölkerung in Folge der ersten eingehenderen Berührungen mit den Europäern eine andauernde, sich immer steigernde

Abnahme zeigt, heutzutage jedoch theilweise, ja meistens ein Anwachsen derselben stattfinde, wenn gleich ein sehr unregelmäßiges. Dann fragt er überall nach dem Warum, d. h.: 1) warum war die einheimische Bevölkerung Nordamerikas eine so wenig zahlreiche, da doch die Weißen sich so rasch ausbreiteten, so gut sich entwickelten? 2) Warum trat jenes Hinschwinden ein? und endlich 3) warum schwinden heutzutage diese Stämme hin und jene nicht? und worauf beruht im Gegensatz zu jenem Hinschwinden das Anwachsen, das nicht wenige der Indianervölker zeigen?

Auf die erste Frage erhalten wir die Antwort: ihre vollständige Abhängigkeit von der Natur, d. h. ihre Wildheit, ihr Mangel an Civilisation ließ die Indianer nicht zahlreicher werden. Sie waren nicht im Stande, den Urwald, die Prairien zu beherrschen; sie siedelten sich deßhalb in den Flußthälern an, und schon dies Gebundensein an bestimmte Gegenden hinderte ihre Ausdehnung. Zunächst waren sie auf die Jagd, also auf mehr zufällige Nahrung angewiesen; auch dieser Umstand beschränkte ihre Zahl sehr, denn die elende Lage eines Volkes drückt bekanntlich die Zahl der Geburten herab. Dazu gerathen natürlich durch Verletzung der gegenseitigen Jagdgebiete die Stämme untereinander leicht in Krieg, und das kostet wieder Menschenleben, zumal bei der herrschenden Grausamkeit gegen den Feind und mangelnder Schonung gegen Kranke, Verwundete und Kinder. Aber nicht nur der Mangel eines höhern entwickelten Geisteslebens, sondern andererseits gerade das Vorhandensein gewisser geistiger Fähigkeiten und Funktionen macht den uncivilisirten Menschen der Natur gegenüber widerstandsloser und hinfälliger, als z. B. die Thiere, unter welche jener mit seinen Lastern und Leidenschaften ja oft herabzusinken scheint. Was aber das Merkwürdigste ist: nicht die krasse Selbstsucht, nicht die Willkür der Leidenschaft ist es, was die Naturvölker am meisten schädigt und daher auch ihre Vermehrung hindert, sondern vorzüglich ihre religiösen Vorstellungen und Sitten! Z. B. die so schädlich wirkende Zurücksetzung und Knechtung der Weiber hat auch bei den Indianern ursprünglich eine religiöse Bedeutung. Der Mann steht den Göttern näher, hat ein größeres „Tabu" als das Weib, welches daher nicht mit ihm zusammen und gewisse bessere Speisen gar nicht essen darf u. s. w. Die äußerst schlechte Pflege, ja die oft unsinnige Behandlung der Wöchnerinnen und der neugebornen Kinder ist eine der

verderblichsten Folgen dieser Anschauung. Auch der Kindermord hat ursprünglich eine religiöse Bedeutung. Tödtete man z. B. regelrecht, ohne die Seele desselben zu beleidigen, ein Kind, so gewann das Geschlecht, dem es angehörte, einen weiteren Fürsprecher bei den Göttern. Mißgestaltete Kinder tödtete man stets, Zwillinge entweder beide oder doch einen; namentlich aber Mädchen wurden getödtet und zwar ursprünglich deßhalb, weil sie minder heilig waren als Knaben, weil man also mit ihnen noch weniger Umstände zu machen brauchte, als mit diesen. Jedenfalls ist der Kindermord einer der Hauptgründe für die geringe Zahl der nordamerikanischen Indianer. Religiöse Vorstellungen waren es auch, was die Kriege so verheerend machte; man glaubte nämlich, daß die Seelen der Verstorbenen in derselben Weise im Jenseits weiter lebten, wie sie hier gelebt hatten. Alles aber, was den zurückbleibenden Leib betraf, das betraf auch die entflohene Seele; wer deßwegen einen Feind erschlug, also sich zum Herrn seines Leibes machte, der wurde dadurch auch Herr der Seele, die ihm dann als unklar gedachter Schutzgeist folgen mußte, ihm größere Macht, bessere Erfolge u. s. w. verlieh. Je mehr Feinde also der Sieger umbrachte, desto besser für ihn. Dazu galt jeder Einzelne als haftbar für den ganzen Stamm und umgekehrt; was man also einem Sterbenden anthat, traf zugleich alle Todten seines Stammes im Jenseits: Daher das Martern der Gefangenen! Eine andere Folge der nämlichen Vorstellung war das geheiligte Recht der Blutrache, wodurch ebenfalls ganze Stämme ausgerottet wurden. Ja, selbst die unsinnige Behandlung der Kranken beruhte auf einem Aberglauben: Daß nämlich alle Krankheit von Bezauberung herrühre und daß daher nur durch Entzauberung, nicht durch natürliche, vernünftige Mittel geholfen werden könne.

So sehen wir die Ausbreitung, das fröhliche Gedeihen der indianischen Urbevölkerung zunächst gehemmt durch die Feindseligkeit der sie umgebenden Natur, dann aber durch die Einrichtungen ihres eigenen Lebens, die mit um so größerem Zwang, um so unerbittlicher und unabänderlicher auf ihnen lasteten, als sie im innersten Wesen dieser Völker, in ihren religiösen Ueberzeugungen begründet waren. Gerade deßhalb mußten wir den religiösen Ursprung dieser Einrichtungen, der im Einzelnen nachzuweisen keine leichte Aufgabe ist, besonders betonen. Drittens aber bleiben uns noch eine Reihe Hemmnisse für die Ausdehnung der Bevölkerung übrig, welche der psychi-

schen Natur des Menschen und im Besonderen des nordamerikanischen Indianers angehören." Hieher gehört die zerstörende Berserkerwuth der Jagdbeute gegenüber, die geringe oder gänzlich fehlende Sorge für die Zukunft und die geschlechtlichen Ausschweifungen. Polygamie, Weibertausch, Mittheilung der Weiber an Freunde und Gäste herrschte überall, längst ehe die Weißen neue Laster ins Land brachten. Nimmt man hiezu die elende Wohnung, Kleidung und Nahrung, die schreckliche Unreinlichkeit, die aus all dem entstehenden Krankheiten — so wird man sich nicht mehr wundern über die geringe Zahl von Ureinwohnern, welche die weißen Einwanderer in Amerika vorfanden.

Warum aber — das ist nun die zweite Frage — führte die Berührung mit diesen Einwanderern zu einer noch größeren Verminderung der Volkszahl? Gewiß war es nicht die Civilisation, was vernichtend wirkte, sondern theils gerade die Barbarei, die Rücksichtslosigkeit, die Grausamkeit der erobernden und verdrängenden Eindringlinge, theils die merkwürdige Empfänglichkeit der Naturmenschen für ansteckende Krankheiten, theils die ihnen hie und da aufgenöthigte Veränderung der gewohnten Lebensweise, d. h. wiederum nicht die Civilisation als solche, sondern die zu plötzliche und rücksichtslose Einführung derselben. Man muthete den Indianern zu viel zu: sie, die Kinder, sollten auf einmal leben wie Erwachsene. Das mußte schädlich wirken. „Aus einer Raupe kann nicht plötzlich ein Schmetterling, aus einer Zwiebel nicht plötzlich eine Tulpe werden: die Entwickelung bedarf Zeit, und gewährt man ihr diese nicht, so geht der Organismus zu Grunde. Ganz ebenso ist es mit dem Gang der Civilisation. Wäre letztere etwas Aeußerlich-Fremdes, was man wie ein Kleid an- und ausziehen könnte, so würde man weit weniger Gefahren durch eine plötzliche Nöthigung, dies Kleid anzuziehen, entstehen sehen. Allein sie ist nichts Aeußerliches . . ., sie nimmt das Innerste des Menschen in Anspruch, bringt in das eintönige, den Geist ruhen lassende Leben der Nomaden tausend neue Eindrücke, Bewegungen und Anforderungen. Leib und Seele sträuben sich gegen diese Zumuthung, es tritt ein überreizter krankhafter Zustand ein und die schlimmsten Folgen sind unabwendbar.*) Zunächst werden

*) Wie viel günstiger war das Schicksal unserer Vorfahren, der alten Germanen, denen eine Civilisation, lange nicht so hochstehend wie die unsere, nicht plötzlich, sondern ganz allmählich zukam.

die Eingebornen durch das neue Leben um sie her verdutzt und betäubt, eine Art Verdummung, Erschlaffung und Trägheit tritt ein, ähnlich wie bei einem Schüler, der in eine Klasse eingereiht worden ist, für welche ihm die Vorkenntnisse fehlen. Es giebt Karrikaturen. Sämmtliche Werthbegriffe ändern sich: was früher als Höchstes und Bestes galt, wird jetzt verachtet, und umgekehrt. Dadurch entsteht eine Unsicherheit des Urtheils und moralische Haltlosigkeit, die schlimmer ist als Barbarei. Muthlosigkeit und Verzweiflung bemächtigen sich der Armen, zumal wenn sie sich in ihren Wohnplätzen und ihrer Nahrung beeinträchtigt sehen. Dadurch wird die Empfänglichkeit für Krankheiten enorm gesteigert, die Neigung zu berauschenden Getränken nimmt zu — ganz wie auch innerhalb der civilisirten Welt bei ähnlichen Zuständen oder Stimmungen — und mit reißenden Schritten geht das Volk seiner Auflösung, wo nicht seinem Untergang entgegen. Die schwächeren, der Civilisation am fernsten und fremdesten gegenüberstehenden Stämme kommen am tiefsten herunter, die stärkeren, geistig beweglicheren kommen besser weg. So war es in Nordamerika. Ein eigentliches Aussterben ist aber trotz allem nie eingetreten. Prof. Gerland stellt fest, daß die Abnahme der Indianer seit dem Jahre 1600 nur etwa die kleinere Hälfte ihrer Gesammtzahl beträgt, und zuversichtlich behauptet er, daß auch diese Abnahme nicht stattgefunden hätte, wenn nicht die Unmenschlichkeit der weißen Einwanderer gewesen wäre. „Das Hinschwinden der Indianer ist hervorgerufen einzig und allein durch die brutale, unmenschliche Art, wie sie von den Weißen behandelt sind. Diese Behandlung wirkte freilich doppelt verheerend durch das Zusammentreffen mit jenen anderen Fährlichkeiten, die wir besprochen haben: allein die eigentlich zerstörende Kraft lag in dem Verhalten der Weißen, der Träger des neuen Lebens, der Civilisation. Daher sind die Völker, welche am eingehendsten und unter den ungünstigsten Umständen*) mit letzteren in Berührung kamen, wie z. B. die Kalifornier, am stärksten decimirt;

*) „Die Civilisation trat dem Osten gegenüber in viel weniger entwickelter, roherer Form auf, als dem Westen, dem sie mehrere Jahrhunderte später — und diese Jahrhunderte sind fast die wichtigsten in der bisherigen Kulturentwickelung der europäischen Menschheit — zuerst entgegentrat, den untergeordneteren Völkern also mit viel höher entwickelten Ansprüchen.“

daher sind nur diejenigen, welche durch eigene Kraft und Zahl oder durch irgend welchen Schutz der Natur gegen die Weißen sicherer gestellt waren, gar nicht oder doch nicht bedeutend in ihrer Zahl vermindert, ja, sie zeigen wohl sogar ein Anwachsen, wie die Tscheroki, die Irokesen."

Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man von all den aktenmäßig beglaubigten Greueln zu hören bekommt, welche sich die Weißen gegen die Indianer erlaubten. Die Kriege, zum Theil förmliche Vernichtungskriege, welche gegen sie geführt wurden, sind noch nicht das Schlimmste. Absichtlich wurden die Pocken und die Blattern bei ihnen eingeschleppt, um dies „Geschmeiß" zu vertilgen. Nur je und je kamen den Europäern, und zwar den Engländern, Zweifel darüber, „ob es sich mit dem Christenthum und der Menschlichkeit vertrage, die Feinde lebendig zu verbrennen." „Wir müssen jetzt jedes mögliche Mittel benutzen, um sie aufzureiben" — schrieb 1763 Sir J. Amherst. Dazu kam, daß die Ueberlebenden zu Sklaven gemacht wurden, daß der Branntwein — oft mit Gewalt — eingeführt wurde und die Indianer von ihren Unterdrückern auch in friedlicher Zeit und im alltäglichen Leben nichts als Verachtung und Zurücksetzung zu erfahren bekamen. „Namentlich dieser letzte Punkt ist beim Charakter der Indianer von ungeheuerster Bedeutung. Mußten sie nicht eine Welt fliehen, welche sie so behandelte? eine Civilisation hassen, welche so unter ihnen, gegen sie auftrat? Wo sie mit wirklicher, echter Civilisation, die stets human ist, in Berührung kamen, da sind sie rasch von ihr gefördert, rasch auf sie eingegangen. Es ist also eine schmachvolle Verleumdung, wenn man der Civilisation einen giftigen, zerstörenden Hauch zuschreibt. Derselbe geht nur von den Trägern dessen, was sich heute so oft Civilisation nennt, aus, und ihnen und ihrer rohen Brutalität sind die Indianer erlegen, so in früheren Jahrhunderten, so in diesem in Kalifornien."

Und was sind nun die Aussichten, welche Professor Gerland für die Zukunft der Indianer eröffnet? „Es ist keineswegs sicher, daß sie in der Zukunft weiter leben!" So lautet sein Urtheil. Die Indianer sind zu sehr in der Minderzahl (das Verhältniß zur übrigen Bevölkerung wie 1 zu mehr als 113). Noch immer ist die Abneigung der Weißen gegen sie eine große. Ein Quäker klagt z. B.: „Es giebt viele, welche die Idee der Civilisirung und Christianisirung

der Indianer lächerlich machen und mit Wort und That sich allem derartigen entgegenstellen. Sie wollen nicht, daß man sich um die Indianer irgend kümmere, sondern würden sich freuen, wenn die ganze Rasse ausgerottet würde, ohne Unterschied zwischen bös und gut!" Dieser Mangel an Liebe und Achtung gegen die Indianer macht vieles Gute, was von Seiten der Regierung für sie geschieht, wieder wirkungslos. Aber auch die Regierung selbst trifft nicht immer das Richtige. Prof. Gerland macht z. B. folgende Mißstände namhaft: 1) Zusammendrängen der Indianer auf Reservationen, welche nicht immer günstig und groß genug sind; 2) Ungenügende Verpflegung und Behandlung, ungünstige Art der Unterstützungen und ihrer Vertheilung; 3) unzureichende Besoldung und Autorität der Beamten, häufiger Wechsel, bisweilen auch ungünstige Auswahl derselben, schlechte oder völlig mangelnde Aufsicht auf den Reservationen; 4) Mangel eines festen Rechtes für die Indianer; 5) die künstlichen Verpflanzungen (removals) der Stämme von einer Reservation auf die andere. Dazu kommt die unnatürliche und entwürdigende Zwitterstellung, in welcher sie politisch und social gehalten werden. „Sie sind weder Bürger noch Fremde, weder Unterthanen noch ganz frei." Sie haben weder die Rechte eines der Vereinigten Staaten, noch die eines fremden Staates: sie können zwar mit der Union Verträge abschließen und Krieg erklären, aber vor den Gerichten der Republik nicht klagbar werden. Obgleich mitten in die einzelnen Staaten hineingestellt, haben sie doch zu diesen gar keine Beziehungen, sondern nur der „große Vater" in Washington übt eine Art Patronat über sie aus. Prof. Gerland hat daher Recht, wenn er vor allem fordert: „Man gebe den civilisirten Indianern das volle aktive Bürgerrecht der Union, und denen, welche noch nicht so weit sind, stelle man es als Preis für die Annahme der Civilisation in nahe Aussicht." „Die Indianer werden sich rasch der Erhebung würdig zeigen und verhältnißmäßig bald bei ihrer Minderzahl in die große Masse des nationalitätenreichen Staates aufgehen. Sie würden verschwinden, aber nicht untergehen."

Auch der als Sprachkenner und Missionar rühmlichst bekannte Dr. Riggs hat nachgewiesen, daß z. B. die Dakotas im Zunehmen begriffen sind und der Schein des Aussterbens daher rühre, daß sie immer mehr unter den Weißen zerstreut und wie diese leben, wodurch

es allmählich zu einer höchst wünschenswerthen Verschmelzung beider Rassen kommen werde. „Ich glaube nicht," sagt er, „daß die Thatsachen die Annahme rechtfertigen, die Indianer seien eine aussterbende Rasse, wenn sie gleich als Indianer verschwinden werden. Wir bemühen uns nicht, Indianer zu erziehen; aber wir bemühen uns, die Indianer so zu erziehen, daß sie ihre Stellung unter den civilisirten christlichen Weißen finden können. Die Thatsachen beweisen zu völliger Genüge ihre Befähigung hiefür. Und wenn dieß nicht ihr Schicksal in den kommenden 50 Jahren ist, so liegt die Schuld reichlich auch an uns. Wir haben kein Recht, sie für eine Rasse zu halten, die Gott dem Untergang geweiht habe, oder gar selbst ihnen diesen Untergang zu bereiten."

Darin stimmen also die Kundigen überein, daß ein allmähliches Aufgehen der Indianer in das allgemeine civilisirte Amerikanerthum das für beide Theile wünschenswertheste wäre. Was aber kann gethan werden, damit dieses Ziel erreicht wird? „Alles," antwortet unser Professor, „was zur sittlichen Hebung und Ausbildung der Weißen geschieht, das geschieht zu Gunsten der Indianer. Denn je mehr sich eine wirkliche reine Civilisation ausbreitet ... desto gerechter wird man den Indianern werden, desto eher wird die wahre Civilisation, welche sie allein und sicher retten kann, mit ihren Segnungen sich über sie ausbreiten." Das ist ein wahres Wort! Es gilt aber nicht bloß von den Amerikanern im Verhältniß zu den Indianern, sondern von allen christlichen Nationen in ihrer Beziehung zu den nichtchristlichen Völkern, ja, von allen „Kindern Gottes" in ihrem Verhältniß zur „Welt:" Der größte Dienst, den wir Anderen erweisen können, ist der, daß wir selbst bessere Menschen, bessere Christen werden; wer mit Erfolg Heidenmission treiben will, der vergesse die innere Mission, und vor allem die innerste Mission — die am eigenen Herzen — doch ja nicht! Das ist der tiefste Eindruck, den wir von der Beschäftigung mit der Indianerfrage und auch von den Auseinandersetzungen des gelehrten Professors davon getragen haben.

Doch zurück nach Amerika! Wie steht es denn neuerdings mit den Bemühungen der Regierung und auch der Mission um die Indianer? Was zunächst die Regierung betrifft, so muß anerkannt werden, daß sie viel thut und überdieß im weitgehendsten Maße an sich selbst Kritik übt, wie aus allen Berichten des sog. „Indianer-

Bureaus" zur Genüge hervorgeht. Auch der jüngste dieser Berichte, der am 21. Nov. 1880 veröffentlicht wurde, ist wieder voll einerseits von erfreulichen Thatsachen, andererseits von Klagen über Mißstände und von Vorschlägen zur Abstellung derselben. Nach demselben haben jetzt fast alle Indianerstämme die Bahn der Civilisation betreten. Die Bemühungen der Beamten, die Indianer zum Ackerbau, zur Viehzucht, zu allerlei Handwerken anzuhalten, waren auch im letzten Jahr vom schönsten Erfolg gekrönt. Immer allgemeiner geht der Wunsch der Indianer dahin, nützliche Arbeiten zu treiben, und die Art und Weise, wie sie die erzielten Ernten einheimsen und zu verwerthen wissen, zeigt, daß die Anstrengungen der letzten Jahre nicht umsonst gewesen sind und daß die Indianer es nach und nach lernen, von ihrer eigenen Hände Arbeit zu leben, so daß die Regierung in nicht allzu ferner Zeit der Kosten überhoben sein dürfte, welche ihr bisher aus der Fürsorge für diese ihre „Kinder" erwuchsen. Die Zahl der in den Ver. Staaten (ausschließlich Alaska) lebenden Indianer wird auf 253,938 angegeben, welche sämmtlich, mit Ausnahme von nur 18,000, mehr oder weniger unter der Aufsicht von Regierungsagenten stehen. Im eigentlichen Indianerterritorium beträgt die Zahl der civilisirten Indianer (Tscherokis, Tschoktas, Tschikasas, Kriks, Seminolen) 60,560 und die der uncivilisirten 17,750. In runder Zahl befinden sich 25,000 Indianer in Dakota, 23,000 in Neu-Mexiko, 21,000 in Montana, 17,000 in Arizona und 14,000 im Territorium Washington. Sogar im Staat New-York leben noch mehr als 5000 Indianer und in Michigan über 10,000.

Besonders erfreulich ist der Umstand, daß jetzt ganz allgemein Indianer der Reservationen um Besitztitel für Privatländereien*) nachsuchen, da der Gewährung dieser Bitte die Auflösung des Stammverbandes auf dem Fuße nachfolgt. Wenn diese Ländereien eine genügende Anzahl von Jahren vor Veräußerung gesichert und die Indianer vor der Gier der Landspeculanten geschützt werden, so werden sie sich bald als Besitzer fühlen, die Vortheile der Arbeit schätzen lernen und sich so allmählich für ihre Bürgerpflichten vorbereiten. Auf den Erlaß bezüglicher Gesetze sollte daher ernstlich hingesteuert werden. Ferner empfiehlt der erste Indianer-Kommissär

*) Es ist nämlich eine Quelle großen Unheils, daß die Regierung immer noch mit den Indianerstämmen als solchen verhandelt.

1) das Verbot der Vielweiberei und die Einrichtung gesetzlicher Heirathen für die Indianer; 2) strenge Strafen gegen die Weißen, welche sich Eingriffe in die Rechte der Indianer in den Reservationen erlauben; 3) den Erlaß eigener Kriminalgesetze für die Indianerreservationen. — Unter dem jetzigen System nämlich werden außerhalb der fünf civilisirten Stämme alle Vergehen und Verbrechen der Indianer nach altem Stammesrecht bestraft, was natürlich nicht selten zu völliger Straflosigkeit einer-, zu greulicher Barbarei andererseits führt. Man sollte nur Ein Gesetz für Weiße wie für Indianer haben, und die letzteren lehren, daß dieses Gesetz nicht nur zur Strafe für Uebelthäter, sondern auch zum Schutz aller ruhigen Bürger da ist.

Ein großer Theil des Berichts ist dem Schulwesen gewidmet. Während des letzten Jahres waren bei den verschiedenen Stämmen (ausschließlich der 5 civilisirten) 60 Kostschulen und 110 andere Schulen in Thätigkeit, und zwar mit mehr als 7000 Kindern unter 316 Lehrern und Lehrerinnen. Bei der Erziehung der indianischen Jugend wird auf Anleitung zum Ackerbau und anderen Handarbeiten ebenso viel Gewicht gelegt, als auf Bücherweisheit. Da eine wirkliche Erziehung aber fast nur in Kostschulen möglich ist, giebt man sich große Mühe, die Zahl derselben, soweit die Geldmittel es gestatten, zu vermehren. Im Allgemeinen lauten die Schulberichte sehr ermuthigend und beweisen eine zunehmende Regelmäßigkeit des Schulbesuchs von Seiten der Kinder, sowie ein wachsendes Interesse der Eltern an der Erziehung ihrer Kinder. Im Laufe dieses Jahres (1881) sollen 13 neue Kostschulen errichtet werden. In zwei Staaten sind eigene Industrieschulen gegründet worden, deren Wirksamkeit aller Anerkennung werth ist und wohin die Häuptlinge mehrerer Stämme die weite Reise (auf Regierungskosten) unternehmen, um ihre Kinder zu besuchen und sich von ihren Fortschritten zu überzeugen.

Alle diese Verbesserungen in der Lage der Indianer sind großentheils dem Wohlwollen und der Einsicht des bisherigen Ministers Schurz zu verdanken, der namentlich dafür sorgte, daß die Bedrückungen und Uebervortheilungen von Seiten der Indianeragenten aufhörten und daß ehrliche Leute für diese Posten ernannt wurden. Vor 10 Jahren wurde das ganze „Indianer-Gebiet“ an die verschiedenen christlichen Kirchen und Gesellschaften des Landes in der

Weise vertheilt, daß jede derselben auf dem ihr zugewiesenen Gebiet die Regierungsagenten (natürlich aus ihren eigenen Kreisen) zu ernennen und für die Wohlfahrt der betr. Indianer zu sorgen haben sollte. Mit der Zeit hat sich nun aber herausgestellt, daß nicht alle so ernannten Agenten würdige Vertreter der Kirchen sind, zu denen sie gehören, und daß solche mitunter der Mission mehr schaden, als irgend ein direkt von der Regierung ernannter, mit keiner religiösen Gesellschaft zusammenhängender Agent ihr schaden könnte. Dazu kommt, daß neuerdings die Bostoner Missionsgesellschaft von einer ihrer alten Stationen unter den Dakotas geradezu ausgeschlossen worden ist, weil das betreffende Gebiet, auf dem die Station liegt, einer anderen Gesellschaft zugetheilt sei. Das erscheint manchen als ein Eingriff in die allgemeine Religions- und Lehrfreiheit. Weitaus die Mehrzahl der betheiligten Gesellschaften jedoch hat sich für Beibehaltung der bisherigen Einrichtung und damit auch der religiösen Exclusivität innerhalb der einzelnen Gebiete ausgesprochen. Die Bostoner allein protestiren dagegen. In dem speciellen Fall zwar, wo ihnen Unrecht geschehen war, ist Abhilfe getroffen, im Uebrigen aber soll es bleiben wie bisher.

Ganz besonders schlecht sind die **Katholiken** auf diese Indianeragenten zu sprechen. Einer ihrer Missionare äußert sich z. B. folgendermaßen über dieselben: „Diese Beamten werden vom Präsidenten der Vereinigten Staaten mit Einwilligung des Senates auf vier Jahre ernannt und beziehen einen Jahresgehalt von 1500 Dollars (6000 Mk.). Sie haben die Beziehungen zwischen den Weißen und den Indianern zu überwachen und zu regeln. Nach ihren Statuten sollen, wenige speciell bezeichnete Verbrechen ausgenommen, die allgemeinen Gesetze der Vereinigten Staaten auch auf die Indianer-Territorien Anwendung finden. Die Indianer dürfen die ihnen zugewiesenen oder selbstgewählten Reservationen ohne Erlaubniß der Agenten nicht verlassen. Ebenso dürfen sie ohne Erlaubniß der Agenten weder Handel treiben, noch sonst irgendwie mit den Weißen oder mit anderen Indianern verkehren. Diese schon an und für sich äußerst dehnbaren Bestimmungen sind natürlich in der Wirklichkeit völlig despotischer Willkür anheimgegeben. An wen sollten sich auch die Indianer um Hilfe wenden gegen einen Mißbrauch der Gewalt? Das Gesetz bietet keine wirksame Kontrole der Handlungsweise der Agenten. Derselbe weilt bei seinem Stamm, fern von jeder Aufsicht,

und ist thatsächlich dessen unumschränkter Herr. Zwar befinden sich in jeder Reservation noch ein Arzt, ein Dolmetscher, einige Farmer und Händler, aber auch diese sind alle vom Agenten abhängig oder mit ihm befreundet und deßhalb nicht geneigt, ihn wegen Amtsmißbrauch zu belangen. Zudem können nur die allergröbsten Verbrechen und zwar erst wenn sie in großer Anzahl vorgekommen sind, vor den Minister oder die Commission für die Indianer-Angelegenheiten gebracht werden. Und selbst dann, was nützt die Klage? Höchstens erhält der Agent einen Nachfolger. Eine so unumschränkte, aller Verantwortung enthobene Gewalt würde selbst eine gewöhnliche Tugend zu Uebergriffen verleiten; in den Händen gewissenloser Menschen aber wird sie zum Werkzeug jeder Art von Ungerechtigkeit. Und mit wenigen Ausnahmen gehören leider die Agenten zu dieser zweiten Klasse von Menschen. Kein Wunder, daß ihnen ihr Amt nur als ein Mittel zur Selbstbereicherung dient, und ihre erfinderische und rücksichtslose Habgier die armen Wilden zur äußersten Verzweiflung treibt.

„Nach meiner Ansicht wäre dieser traurigen Lage nur durch Ueberweisung der Indianergeschäfte an die Militärverwaltung abzuhelfen. Unsere Offiziere verstehen den Indianer am besten; sie wissen seine guten Eigenschaften zu schätzen, mit seinen Fehlern Nachsicht zu üben, und geben die Hoffnung nicht auf, ihn auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben. Im letzten Sommer gestand mir ein Offizier, in den 38 Jahren, die er an der Grenze der Indianergebiete verlebt, hätten die Indianer in einem einzigen Streit mit den Ansiedlern Unrecht gehabt. Ein anderer Offizier sagte mir, wäre er Sitting-Bull (der berühmte rebellische Häuptling) gewesen, niemals würde er sich unterworfen haben; denn dieser Häuptling und seine Leute seien von der Regierung des Landes grausam mißhandelt worden. Niemand zweifelt an der Rechtschaffenheit unserer Offiziere und an ihrer Befähigung zur Verwaltung der Indianer-Angelegenheiten. Warum also vertraut man sie ihnen nicht an? Man müßte den Indianern gestatten, in dem Lande ihrer Väter und ihren Jagdgebieten, oder aber in den ihnen zugewiesenen, nahe bei Militärstationen gelegenen Reservationen zu wohnen, sich frei ihre Missionare zu wählen und nach ihren eigenen Gesetzen und Gebräuchen zu leben. Den Kaufleuten müßte der Verkehr mit ihnen nur ein- oder zweimal im Jahre an bestimmten Orten und unter

der Aufsicht der Offiziere erlaubt werden. So würde die Indianerfrage eine schnelle, leichte und befriedigende Lösung finden."

Es ist manches Wahre, doch auch manches Uebertriebene in dieser Darstellung. Vielleicht spielt ein wenig Eifersucht gegen die protestantische Mission dabei mit, welche zwar lange nicht genug, aber doch viel für die Indianer, zum Theil mit Hilfe jener Agenten gethan hat. Gerade an jenen 5 „civilisirten Stämmen" sieht man deutlich den Einfluß der Mission. Diese 60,560 Indianer haben zusammen 131 Kirchen und Kapellen, d. h. auf je 462 Personen kommt eine Kirche oder Kapelle. Seit dem Jahr 1816 hat allein die Bostoner Mission 282 Arbeiter und Arbeiterinnen unter ihnen gehabt. Jetzt wird nicht mehr eigentlich unter ihnen missionirt. Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß jene 5 Stämme (die 2560 Seminolen ausgenommen) eben die sind, welche verhältnißmäßig am wenigsten von den Weißen durch Kriege, Versetzungen u. dergl. zu leiden gehabt haben. Unter anderen Stämmen, namentlich bei den Dakotas, hat das Evangelium ebenfalls ein großes Segenswerk gethan. Die Gesammtzahl aller christlichen Indianer (d. h. protestantischer) wird auf 80,000, die der Abendmahlsgenossen auf 27,215 angegeben. Ach, wie viel größer könnte der Segen sein, wenn nicht die gottlosen Namenchristen da wären, welche schon so manches Saatfeld zertreten, so manche Ernte zerstört, so manch einzelnen Fruchthalm geknickt haben! Wie traurig z. B. was im „Ueberblick über das Missionswerk der Brüdergemeinde" (1879) zu lesen ist. „Die Tscherokes," heißt es da, „sind der civilisirteste Stamm sämmtlicher westlich vom Mississippi wohnenden Indianer, der Seelenzahl nach der größte. Sie zeichnen sich auch durch körperliche Schönheit vor anderen aus, haben noch ihre eigene, freilich sehr ungenügende Regierung und bewohnen einen durch Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichneten, aber noch wenig ausgebeuteten Landstrich. Umgeben sind sie von weißen Ansiedlern, die auf den Zeitpunkt lauern, in welchem diese Selbständigkeit des Stammes aufgehoben, das Land an die einzelnen Indianer vertheilt und durch Kauf oder durch Lug und Trug in ihre Hände übergehen wird. Die Tscherokis dagegen hegen ein gerechtfertigtes Mißtrauen, ja, einen Haß gegen alle Weiße, da sie nicht vergessen können, wie sehr sie schon bis jetzt ihrer früheren Rechte und Freiheiten beraubt sind. Diese Gesinnung kann nicht anders als hindernd und störend auf

das Missionswerk wirken. Die wildeste Ungebundenheit herrscht unter dem Volk, das Menschenleben hat bei ihm keinen Werth, daher Mord und Todtschlag an der Tagesordnung, welchen Uebeln die Halbcivilisation nicht steuern kann."

Wenn ein Vertreter der Brüdergemeinde*) so schwarz malt, dürfen wir uns wohl nicht wundern, den materialistischen Missionsfeind v. Hellwald förmlich über die unter den „civilisirten" Indianern herrschende „Scheinkultur" spotten zu hören. In seinem Buche: „Die Erde und ihre Völker" läßt er sich also vernehmen: „Zur Zeit der Ankunft der Weißen in Nordamerika gab es nirgends Indianer in dauernder Seßhaftigkeit, die gleich ihren Stammesbrüdern in Central- und Südamerika zu einem geordneten Staatswesen fortgeschritten gewesen wären. Seither haben allerdings die Civilisationsbestrebungen der Weißen und namentlich der Missionare einige indianische Stämme in einen Zustand gewisser Scheinkultur überführt .... Diese Indianerbevölkerung ist in stetiger Abnahme begriffen, welcher auch die Civilisation keine Schranken setzt. Die Cherokees (14,000), die Creeks (12,294), die Choctaws (12,500) und die Chickasaws (4500), welche das Indianerterritorium bewohnen und sich in Folge der von ihnen angenommenen civilisirten Lebensart in guten Umständen befinden, unterscheiden sich von den von der Jagd lebenden Indianern nur darin, daß ihre Abnahme nicht mit derselben Schnelligkeit vor sich geht, wie die der wilden Indianer. Die Tage der in den Ver. Staaten lebenden Indianer sind offenbar gezählt ... Der rothe Mann will von der Kultur der Blaßgesichter, die in sein Land gekommen sind, absolut nichts wissen und deßhalb muß er untergehen. Die Rothhäute erliegen übrigens nur nach und nach jenem Naturgesetz, nach welchem auch die Raubthiere dort verschwinden müssen, wohin die Frieden, Wohlstand und geregelte Verhältnisse fördernde Kultur dringt. Und wahrhaftig, Raubthiere sind diese Indianer, man kann sie füglich nicht anders bezeichnen. So wenig es möglich, den Wolf derartig zu zähmen,

*) Ein anderer Brüdermissionar schreibt übrigens: „Wenn wir in Betracht ziehen die Unbeugsamkeit des Indianercharakters, daß die Kainsnatur, nicht seines Bruders Hüter sein zu wollen, so lebendig in ihnen ist, daß die Liebe zum Trunk mit den sie begleitenden Sünden sie zu Sklaven macht, daß sie eine Unversöhnlichkeit gegen ihre Beleidiger hegen, dann ist's uns ein Wunder, daß die Gnade Gottes auch diese Herzen schmelzen und beugen kann."

daß die Blutgier nicht mehr in ihm erwacht, so wenig kann es gelingen, den Indianer zu civilisiren, ihm Geschmack für die geregelte Thätigkeit eines betriebsamen Staatsbürgers beizubringen, ihn überhaupt als Arbeiter oder Landbebauer dauernd an die Scholle zu fesseln.

„Alle Europäer, die Pelzjäger vielleicht ausgenommen, haben sich geirrt in der Beurtheilung und Behandlung der Indianer, und dieser Irrthum ist auch schuld an dem totalen Mißlingen der mit so viel Aufwand an Geld und Mühe in Scene gesetzten Missionen. Kapt. Butler erzählt einige ergötzliche Stückchen von angeblich bekehrten Indianern. Munberton, so hieß einer davon in den frühesten Zeiten, war ein frommer Christ; wenn er aber das Paternoster sprach, vergaß er nie der Bitte ums tägliche Brod auch jene um Fische und Musethierfleisch hinzuzufügen. Vor seinem Tode begehrte er sehr ernstlich mit den bei den Indianern üblichen Ceremonien bestattet zu werden, und erst in neuester Zeit wurde ein hoher Würdenträger der Kirche nicht wenig entsetzt durch das Verlangen einiger bekehrter Hundsrippen-Häuptlinge, er möge das Sakrament der Taufe an drei hochrothen Flanellhemden vollziehen, die zum erstenmal in ihrem Leben in ihren Besitz gerathen waren.“

Man merkt deutlich: Hr. von Hellwald kennt die evangelische Mission gar nicht; sein Spott trifft eigentlich nur einige katholische Karrikaturen. Immerhin aber müssen wir bekennen, daß die Erfolge der Indianer-Mission vor Menschenaugen wenigstens — recht bescheidene sind. Denkt man freilich an die Vergangenheit der Indianer, so muß man sagen, daß ihr jetziges Loos gegen früher geradezu ein beneidenswerthes ist und daß — was die christlichen Indianer betrifft — gerade ihr Religionswechsel ihnen die größten Wohlthaten gebracht hat. Das geht aus den Schilderungen Prof. Gerlands, zusammengenommen mit den Missions- und Regierungsberichten, unwiderleglich hervor. Und das macht uns Muth auch für die Zukunft. Aber „gut Ding braucht Weile.“ „Die Civilisation der Indianer,“ schreibt einer jener Agenten, „ist ein langsamer Prozeß. Durch schlechte Einflüsse und Beispiele ist die Aufgabe von Anfang an sehr erschwert. Diese Indianer haben seit ihrer ersten Bekanntschaft mit dem weißen Mann bis in die letzten Jahre nur den Auswurf der Civilisation kennen gelernt. Von der moralischen Seite der letzteren haben sie wenig Gutes und Erhebendes gesehen.

Der Umgang mit Taugenichtsen und Trunkenbolden hat Eindrücke auf ihren Charakter gemacht, die sich nicht so leicht verwischen lassen. Nur fortwährende Bemühungen und die heilsamen Vorschriften der Gesetze können solch ein Volk zum Lichte leiten, und nur die wahre Annahme unserer christlichen Civilisation wird sie zu brauchbaren Bürgern machen.“ Das walte Gott!

La Lomo, der Fetisch-Prophet.

Von H. Bohner.

Erster Theil.

Owu als Wongtschä.

11. Owu's Glücksstern steigt.

Nicht lange nach seiner Genesung erhielt Owu einen wichtigen Besuch, der gar erfreuliche Folgen für ihn haben und seinen Beutel bald wieder füllen sollte. Es war Lomo, einer der reichsten Männer von Christiansborg, der ihm seine Noth zu klagen und seine Hilfe anzurufen kam. Was ihm fehlte, war der Kindersegen. Eine kinderlose Ehe ist in den Augen der Neger etwas Unerträgliches. Lomo war ein frommer Heide und rechtschaffner Mann. Er hatte sein Weib — Abla — lieb, und wollte deßhalb das Aeußerste versuchen, um Kinder zu bekommen, ehe er ein zweites Weib nahm. Andererseits war denn auch sein Weib ihm treu und verschmähte das, was fast jede andere Negerfrau in solchem Falle gethan hätte. Nachdem Lomo längere Zeit auf Kindersegen umsonst gewartet hatte, war er zuerst zum Wongtschä Labi gegangen und hatte diesen gebeten, durch den Fetisch die Ursache seines Unglückes zu erforschen. Labi hatte sich seine Mühe gut bezahlen lassen und die Erklärung abgegeben, der Stammesfetisch der Frau verhindere die Schwangerschaft. Dieser müsse ausgesöhnt werden. Adschowa, wie Lomos Frau hieß, war von La gebürtig und stand zunächst unter Lakpa. Diesen

suchte nun das Ehepaar auf. Sie nahmen 1 Flasche Rum und 1 Mark an Muschelgeld, um sich damit beim Wulomo anzumelden. Dieser wußte auch gleich Rath. Er erklärte, beide Eheleute müßten sich in geheiligtem Wasser — wie es stets im Tempel vorräthig ist — waschen. Der Wulomo holte nun eine große hölzerne Schüssel herbei, flocht von einer dünnen Schlingpflanze einen Kranz und that ihn in dieselbe. Dann gieng er in den Tempel, holte ein heiliges Schöpfgeschirr voll Wasser, rief Gott und die Erde, Väter (männliche Fetische) und Mütter (weibliche Fetische) an, und goß etwas vom Wasser vor das Ehepaar hin, indem er sagte: „Gute Kinder sollen kommen!" Dann that er das Gleiche im Rücken des Paares und sagte: „Böse Kinder — d. h. solche, die bald wieder sterben — sollen nicht kommen." Dann goß er drei Mal in kurzen Unterbrechungen etwas Wasser auf den Kranz in der Schüssel und füllte das Gefäß soweit mit Wasser, daß es zum Waschen hinreichte, legte dann noch den Segen, der an seiner Person als Priester haftet, in das Wasser, d. h. er nahm drei Mal davon den Mund voll und wusch damit Stirne, Brust und Schultern, so daß es wieder in die Schüssel hinein lief, und ließ endlich den Lomo und dessen Frau mit dem so zugerichteten Wasser sich waschen. Den Rest desselben mußten sie aber so ausschütten, daß es auf sie zulief, was der Wulomo dahin erklärte, daß gerade so der Kindersegen sich ihnen zuwenden werde. Der Kranz wurde nun entwirrt und mit den einzelnen Schlingpflanzen Hals, Hände und Füße der Beiden bekränzt und mit heiliger weißer Erde bestrichen. Dann schenkte der Wulomo ein Gläschen Rum ein, hob es gen Himmel, sprach ein langes Gebet, in welchem er wieder Gott und die Erde, sowie alle Fetische für dieses Ehepaar um Kindersegen anrief, goß dann ein wenig Rum auf den Boden und trank den Rest. Schließlich mischte er mit dem verschütteten Rum etwas Erde und strich dieselbe beiden auf die Herzgrube. Damit war die Feierlichkeit zu Ende. Voll neuer Hoffnung gieng Lomo mit seiner Frau nun nach Haus, aber bald genug fanden sie, daß man sie betrogen hatte.

Wiederum war längere Zeit vergangen, als sich ein Wongtschä von Christiansborg, namens Mensa Kuma, anmaßte, die Ursache und zugleich auch die Hebung von Lomos Hauskreuz zu wissen. Er erklärte, nachdem er sich zuerst einer guten Bezahlung versichert hatte, der Gbeschi sei an allem schuld. Nur konnte er nicht bestimmen, ob

es der Gbeschi des Weibes oder der des Mannes sei. In beiden Fällen wußte er aber Rath. Lomo mußte ein Stück weiches Holz von 3" Dicke und 3' Länge holen und davon so gut er es verstand ein Ehepaar in Miniatur schnitzen. Mit diesen beiden Figuren bestrich dann der Wongtschä die in feierlichster Stimmung dastehende Abla, indem er erklärte, daß, wenn es der weibliche Gbeschi sei, er in die weibliche, wenn es aber der männliche sei, in die männliche Figur übergehen werde. Beide Figuren wurden dann in Prozession vors Dorf getragen und durch einen kleinen quer über den Weg gezogenen Zaun abgeschlossen, um dadurch der oder dem Gbeschi die Rückkehr abzuschneiden. Zum zweiten Mal jedoch sah sich Lomo betrogen. Er sprach deßhalb gelegentlich bei Mensa Kuma vor, dem es dann noch einmal gelang, ihn zu vertröſten, ja, aufs neue Geld von ihm zu erpressen. Er wisse sicher, behauptete er, daß er sich nicht geirrt. Seine Mittel seien auch nicht vergeblich gewesen, der weibliche Gbeschi habe sich in Folge dessen zufrieden gegeben und der männliche wolle auch abziehen, nur wolle er es nicht umsonst thun, man müsse das erste Kind ihm abkaufen. Das könne aber leicht geschehen und er (Mensa Kuma) sei seines Mittels so gewiß, daß er es wage, sich vor der Geburt des Kindes bezahlen zu lassen, ohne daß er fürchte, später ein Lügner gescholten zu werden. Lomo war ganz Ohr, ein neuer Hoffnungsstern gieng ihm auf. Er sagte, er wolle zuerst sich mit seiner Frau berathen und dann sehen, was zu thun sei. Nach einigen Tagen brachte er Mensa Kuma eine Doppelflasche Rum und zwei Mark an Muschelgeld und bat ihn um Aufschluß, wie er es anzugreifen habe, um den Gbeschi zufrieden zu stellen. Mensa Kuma sagte, er solle sich nach einem Kauri-Sack in Miniatur umsehen und mit demselben nach acht Tagen in Begleitung seiner Frau wieder vor ihm erscheinen. Solche Säcklein kommen aber nicht in den Verkauf; Lomo mußte deßhalb lange suchen, bis er einen Sackflechter fand, der sich bereit erklärte, eines für ihn zu flechten. Die neue Hoffnung beseelte ihn aber so, daß er keine Mühe scheute.

Nachdem dieses Säckchen gefunden, finden wir Lomo und Frau bei Mensa Kuma. Dieser hat sich vom Fetisch ergreifen lassen, und erzeugt vermittelst eines großen Schneckenhauses, das er ins Unterkleid gebunden hat, einen pfeifenden Ton, angeblich die Stimme des Gbeschi, mit welchem der Betrüger sich nun in eine Art Unter-

handlung einließ. Der Gbeschi will eine ungeheuer hohe Summe Geld haben, wenn er von Lomos Frau lassen soll. Lomo bietet zuerst die Hälfte dieser Summe, endlich vereinigen sie sich auf 60 Mark Muschelgeld. Lomo erklärt aber, daß er im Augenblick sehr arm sei. Er könne vor der Hand statt der 60 Mark nur 60 Muscheln (Kauri) als Pfand geben, also ungefähr den 2000sten Theil. Er werde sich aber vorbereiten und sobald er die Freude habe, ein Kind zu besitzen, werde er die volle Summe auszahlen. Der Gbeschi (d. h. natürlich Mensa Kuma) gieng hierauf ein, nachdem Lomo einige Flaschen Rum und mehrere Mark in Geld an Mensa Kuma entrichtet hatte. Die 60 Muscheln wurden nun in den kleinen Sack gethan und derselbe unter Anrufung der Gbeschi neben die beiden geschnitzten Figuren gelegt.

Leider waren Lomo und Abla zum dritten Mal getäuscht, denn ihre Hoffnung gieng nicht in Erfüllung. Einen vierten Betrug wies er ab. Es behauptete nämlich ein anderer Wongtschä, der Gbeschi lasse sich nur durch eine Lehmfigur vertreiben. Hätte Mensa Kuma eine solche statt der hölzernen benützt, dann hätte er gewiß Erfolg gehabt. Er wollte es nun mit einer lehmernen versuchen, Lomo gab ihm aber kein Gehör. Hätte er es nur auch so gemacht, als ein vermeintlicher Freund ihm rieth, sich an Mahamadu, einen muhamedanischen Wongtschä, der in einem Akkradorf sein Wesen trieb, zu wenden. Lomo gieng dieses Mal in die Falle. Mahamadu erklärte aber, er könne nur helfen, wenn Lomo ihn sammt seinem Weib in sein Haus hole. Er dürfe aber nicht gehen, ehe ihm so viele Mark ausbezahlt seien. Lomo zahlte und Mahamadu kam, um — sich längere Zeit aufs Beste bewirthen zu lassen und daneben noch Lomo zu prellen. Als er, gleich Abudulaso in Nsaki, ein langes Gebet gesprochen, erklärte er, der Frau und ihrem Gemahl drohe ein furchtbares Unglück; er wisse aber nicht, ob er es noch abwenden könne. Man solle ein Schaf herbeibringen. Dieses hatte ein Mann aus der Familie auf die Schultern zu nehmen und damit hinzukauern. Halten durfte er es aber nicht. Nun schickte sich Mahamadu wieder zum Gebet an und erklärte, wenn das Schaf von der Schulter des Mannes herunterspringe, ehe er ausgebetet habe, dann sei die ganze Familie verloren; wenn es aber ruhig bleibe, bis er fertig sei, dann könne noch Hilfe geschafft werden. Lomo saß nun da wie ein Espenlaub: mit dem einen Auge sah er nach dem Schaf, mit

dem anderen nach Mahamadu. Endlich hatte dieser ausgebetet, und welche Freude! das Schaf war ruhig geblieben und wurde nun als Opfer geschlachtet und verzehrt. Nun sollte Mahamadu aber auch Hilfe schaffen. Er verfertigte zu diesem Zweck einige Amulette, für die er sich im Ganzen 15 Dollar zahlen ließ, gab einige Verhaltungsmaßregeln und zog dann seines Weges. Beim Abschied versprach er den besten Erfolg, der aber leider sich nicht einstellte.

Alle diese enttäuschenden Erfahrungen erzählte Lomo nun unserem Freunde Owu. Dieser hörte schweigsam zu, meinte aber schließlich, er glaube, Mensa Kuma habe die rechte Ursache errathen. Als ihn dann Lomo fragte, ob er nicht vielleicht ein Mittel wisse, sagte Owu: doch, er verstehe es, den Gbeschi auszutreiben und an einen bestimmten Ort zu bannen. Wenn das geschehen sei, dann könne er dem Weib nichts mehr anhaben, sie dürfe nur nicht mehr an jener Stelle vorbeigehen. Lomo gewann aufs neue Zuversicht, und obgleich er nun schon wiederholt angeführt worden, das letzte Mal auch betheuert hatte, nie wieder zu einem Wongtschä gehen zu wollen, so bat er doch nun Owu, sein Mittel anzuwenden. In den nächsten Tagen wollte er mit seiner Frau sich bei ihm einstellen, um sich die nöthigen Anweisungen geben zu lassen. Owu erkannte, daß, wenn er dieses Mal Erfolg habe, es ihm nicht wenig Ehre eintragen würde. Er forschte deßhalb noch am gleichen Tage bei seinen alten Freunden nach Mitteln, welche er, ohne viel Aufsehen zu machen, nebenher bei Lomos Frau anwenden wollte. Es gelang ihm auch, welche zu bekommen. Als nun Lomo und Frau sich zur Verabredung einstellten, sagte Owu zum Abschied, er habe da etwas, das der Frau gute Dienste thun werde, wenn sie es unter ihr Waschwasser mische u. s. w. Es wurde mit Dank angenommen. Die Austreibung des Gbeschi selber wurde auf den nächsten Dienstag festgesetzt. Lomo sollte für 4 weiße Hühner, $4^1/_2$ Mark in Muschelgeld, 6 Flaschen Rum und eine große Kalabasche oder hölzerne Schüssel sorgen. Auch sollten seine Verwandten so zahlreich als möglich sich einstellen.

Am besagten Dienstag finden wir ca. 20 Leute, Männer und Frauen, im westlichen Theil der Stadt Christiansborg in Lomos Hofe versammelt. Unter ihnen sind Owu und Kwaku; der erstere in seiner vollen Amtstracht. Man hat ihnen ein gutes Frühstück bereitet, das sie sich schmecken lassen. Es wird noch ein Glas Rum getrunken, worauf Owu seine Anordnungen trifft. Zuerst muß Lomo

in Begleitung von Kwaku an drei Ausgängen der Stadt auf dem Weg etwas Gras so ausrupfen, daß noch Erde daran hängen bleibt, und beides zu Owu bringen. Dieser thut die Grasbüschel in die gebrachte Holzschüssel, gießt Wasser darauf, legt auf jede Seite der Schüssel zwei Hühner und theilt das Muschelgeld in zwei gleiche Haufen, zu welch jedem eine Flasche Rum gefügt wird. Hierauf tanzt Owu ein wenig, während Kwaku die Pauke schlägt. Dann wird die schüchtern herzutretende Abla aufgefordert, auf jeden der beiden Muschelhaufen einen Fuß zu setzen, gewiß kein beneidenswerther Stand! Owu hebt nun die Holzschüssel in die Höhe, und setzt sie ihr auf den Kopf, während sie dieselbe mit beiden Händen zu fassen und dabei noch mit jeder Hand zwei der weißen Hühner festzuhalten hat. Regen oder gar bewegen durfte sie sich nicht! — eine Stellung, in welcher es wenige Leute länger als ein paar Minuten aushalten können. Owu ergreift nun die Fetischpauke, schlägt sie ein wenig und beginnt dann den Gbeschi zu beschwören. „Ich sage dir, daß du aus dem Weib ausfahrest und dir eine andere Wohnung aufsuchst, sei es in einem Stein oder einem Ameisenhaufen. Du mußt gehen, wenn du auch nicht willst, ich befehle Dirs 2c. 2c." Owu hatte richtig speculirt; denn kaum hatte er in dieser Weise eine Viertelstunde an das Weib hingeredet, als dasselbe vor Müdigkeit und Betäubung nicht wußte, wie ihm geschah, da Arme und Füße ihr ganz krampfhaft steif wurden. Sie sah, daß es aus dieser fatalen Stellung keinen anderen Ausweg gab, als davon zu rennen. Und das eben war es, was Owu bezweckt hatte. Als er bemerkte, wie sie vor Müdigkeit anfieng zu zittern, ja, sogar Hände und Füße zu rühren, rief er: „Seht, er kommt, er geht, er fährt aus! Da, fort! in der Richtung!" Und richtig, Abla taumelt davon, daß die Zuschauer wirklich meinen, sie sei in der Gewalt des Gbeschi, der sie treibe. Owu mit der Pauke und Kwaku mit der Rumflasche folgten ihr, dann auch die übrige Gesellschaft. Ungefähr alle 100 Schritt schüttete Kwaku etwas Rum auf den Boden, um des Gbeschi Rückkehr zu verhindern. Owu aber schrie den Gbeschi immer an: „Da hinaus mußt du, diesen Weg gehen u. s. w." So war man endlich nördlich von der Stadt ins Freie gekommen, wo sich ein hoher Termitenhaufen neben einem Baume befindet. Hieher trieb Owu den Gbeschi, indem er erklärte: „Da hinein mußt Du." Das Weib stürzte also auf diesen Ort zu, warf die Holzschüssel sammt den

Hühnern auf den Boden und rannte sammt ihren Begleitern so schnell sie konnte davon. Nur Owu und Kwaku blieben zurück, um den Gbeschi festzubannen. Sie zogen auf dem ganzen Platz die einzelnen Grashalme zusammen und banden sie in Büschel. Außerdem wurden einige Hölzer in ähnlicher Weise zusammengebunden, wie wir es beim Kablabinden in Kpantang gesehen haben. Ein gutes Abendessen mit reichem Rumgenuß beschloß das Ganze.

Ein Jahr ist verflossen. Freude ist in Lomos Haus eingekehrt, denn seine Frau ist eines Knäbleins genesen. Lomo war von Haus aus ein Odehe, d. h. ein Freier oder Adliger. Wurde in seiner Familie schon ohnehin jeder Brauch der Väter genau befolgt, so nahm sich Lomo vor, bei diesem seinem langersehnten und theuer erkauften Erstling mit doppelter Sorgfalt genau darüber zu wachen, daß nichts versäumt werde, was zu thun die Alten für gut fanden. So wurde denn beim erstmaligen Waschen dem neuen Weltbürger von der Großmutter drei Mal sorgfältig der Schwamm auf den Mund gedrückt mit der Formel: „Ein bescheidener Gaer spricht nicht, ehe der Wind weht.“ Dadurch glaubt man nämlich allen unnöthigen Vorwitz und voreiliges Schwätzen von dem Jungen verbannt zu haben.*)

Acht Tage nach der Geburt des Kleinen fand seine Darstellung (wörtlich: Hervorziehung, Offenbarung) statt. Bis dahin war die Geburtsstätte aufs Aengstlichste bewacht worden, damit kein Fremder ihr nahe, um möglicher Weise durch seinen mißgünstigen Blick Unheil anzurichten, d. h. den Tod des Kindes herbeizuführen. Ja, im Fall sich ein Unsichtbarer nahen sollte, suchte man seinen Blick auf allerhand Amulette zu lenken, welche man dem Kleinen an Hände, Füße,

---

*) Die Formel hat aber einen doppelten Sinn. Im Ga-Land weht der Wind erst am Abend stark, also solle der Junge mit dem Reden so lange als möglich warten. Ferner: Dem Brausen des Windes ist eine gerichtliche Volksversammlung erst dann gleich, wenn sich jedermann erlaubt, ein Wort drein zu reden. Dann erst solle auch der Neugeborne sagen, was er weiß, weil man dann niemand mehr, der großen Menge wegen, für seine Aussage verantwortlich machen kann. Würde er aber, so lange die Verhandlungen noch „ruhig“ geführt werden, den Mund in unbesonnener Weise aufthun, dann könnten ihm leicht daraus Unannehmlichkeit, Unkosten, ja, Neid, Haß bis zum Tod erwachsen. Diese Abneigung gegen öffentliches Zeugnißablegen steckt den Ga-Negern tief im Blut. Es circulirt unendlich viel Geschwätz, aber auch bei den schlimmsten und schwierigsten Fällen will sich niemand zum Zeugen hergeben, es sei denn, es gelte die Ehre oder Rache eines nahen Verwandten.

Hals und Haare band. Jetzt, am achten Tage, sollte er nun auch der Verwandtschaft im weiteren Sinn gezeigt werden. Viele schieben diesen Brauch zwar so lang als möglich hinaus, weil er mit etwas Unkosten verbunden ist. Bei Lomo war dieses aber nicht der Fall. Lomo scheute keine Kosten. Neben einigen Töpfen Bier finden wir auch Palmwein, ja sogar Rum zur Feier des Festes. Mit dem ersten Akt der Ceremonie war Ofoli, ein unbescholtener Jüngling, beauftragt worden. Derselbe fand unmittelbar vor Tagesanbruch statt und bestand darin, daß Ofoli das Kind unter eine gewisse vorher angefeuchtete Stelle des Daches trug, mit dem herabtropfenden Wasser demselben 3 Mal den Kopf benetzte und dazu sprach: „Betrage dich so gut, wie ich mich betrage. Ehre deinen Vater und deine Mutter. Werde kein Faullenzer, sondern sei fleißig und arbeite für sie.“ Diesen Segenswünschen fügten die umstehenden Frauen noch viele andere bei, z. B.: „Eines Aeltesten Frau sollst du wie deines Vaters Frau betrachten,“ d. h. kein böses Gelüste nach ihr haben. Wie er zu der Frau seines Gleichen sich verhalten soll, wurde ihm nicht gesagt. Wahrscheinlich weil der erstere Fall furchtbare Kosten über die Familien bringt, die Frau seines Gleichen zu verführen, dagegen für eine Art Heldenthat gilt. Ferner: „Werde kein kränklicher Mensch, sondern ein gesunder, damit du arbeiten kannst.“ „Hinter dir Finsterniß, vor dir Licht.“ Als alle Anwesenden — d. h. der engere Familienkreis — auf diese Weise das Kind gesegnet hatten, trug es Ofoli wieder ins Zimmer hinein.

Die Hauptfeier fand erst am Nachmittag statt. Zu dieser hatten sich sämmtliche Verwandte, das Familienhaupt an der Spitze, eingestellt. Die Männer in dem Hof, die Frauen in dem offenen Zimmer der Wöchnerin. Als alles sich gesetzt, wurde das Kind abermals von Ofoli aus dem Zimmer geholt und zwischen beide Gruppen gelegt. Dann erhob sich das Familienhaupt und redete den Neugebornen mit dem Gruß an, mit dem man Leute grüßt, die aus der Ferne kommen. 1. Frage: „Wie steht es da, wo du herkommst?“, worauf die Mutter antwortet: „Es ist Friede.“ — 2. Frage: „Wie geht es den dortigen Bewohnern?“ Antwort: „Sie sind wohl.“ Dann ertheilte er dem Kleinen eine ganze Reihe Ermahnungen, ähnlich denen, die wir am Morgen gehört haben, und hieß ihn herzlich willkommen. „Du bist auf eine Hand hin gekommen, wir begrüßen dich mit beiden.“ „Du bist ins Kraut (d. h. ins Wohlleben) gekommen, laß es dir bei uns

gefallen." Nachdem er so den Kleinen begrüßt hatte, wandte sich der Sprecher an die Eltern: „Glück zu, Glück zu, ihr habt Großes vollbracht." Endlich dankte er noch den Frauen, die bei der Wöchnerin saßen. Dem Familienhaupt nach thaten alle anwesenden Erwachsenen ein Aehnliches, nur machten sie es kürzer. Hierauf wurden die Töpfe mit dem Getränk herbei geholt und von einigen Jünglingen servirt. Wer nicht gleich trinken wollte, ließ sich sein Theil in eine Flasche oder Kalebasche schütten. Als der letzte Rest vom Getränk in eine Kalebasche gefüllt war, reichte man dieselbe dem Familienhaupt zum Gebet. Alle Männer erhoben sich und jener begann: »Dscha, omange aba!« d. h. „Laß den Frieden kommen!" worauf alle mit »Jao!« einfielen. Der Beter fährt fort: „Unsere Zahl möge feststehen, unsere Sitze sollen feststehen, wenn wir eine Sache schlichten, soll es uns gelingen; kein Verbrechen möge in unserer Mitte gehört werden; ferne sei von uns, daß jemand ein Beispiel der Auflehnung gebe." Dann erfolgte die Schlußformel, ebenfalls 3 Mal gesprochen. Der Beter: „Wir haben gesegnet," die Anderen: „Wir sind fertig," worauf das Familienhaupt den Rest des Getränkes auf den Boden ausgießt.

In Lomos Familie war es nicht wie in einigen anderen Sitte, daß man zu dieser Feierlichkeit einen Wongtschä beizog. Heute brachten es aber die Umstände mit sich, daß man Owu und seinen Begleiter als Festgäste einlud. Und da dieselben der Einladung wirklich Folge leisteten, so wollte man ihre Gegenwart auch benützen und von ihnen erfahren, welcher Abgeschiedene in dem Neugebornen wieder in dieser Welt erschienen sei. Owu verlangte deßhalb einen Topf mit Wasser und sagte, er werde den Okra (Schutzgeist) des Kindes in das Wasser citiren und erfragen. Wären die Verhältnisse nun anders gewesen, als sie waren, dann hätte Owu gewiß irgend eine sonderbare Geschichte vorgebracht, wie der Okra des Kindes ursprünglich in Asante, dann auf der Sklavenküste gelebt und endlich hieher gekommen sei, wo er zu bleiben gedenke, wenn man ihn gut behandle. Oder er hätte ihn als die Seele eines der im letzten Kriege Gefallenen hingestellt. Owu wußte aber, daß er mit solchem Vorgeben wenig Ehre einlegen würde, da er sich denken konnte, daß der sehr aristokratischen Familie die Rückkehr eines ihrer Ahnen wohl willkommener sein würde, als die Ankunft irgend eines Fremdlings. Er hatte deßhalb nicht lange in den Topf geschaut,

als er mit fremder Stimme antwortete, es sei im Neugebornen die Seele von Lomos Vater wieder zur Welt gekommen. Freudig wurde diese Nachricht begrüßt. Owu sagte aber, die Seele habe Begleiter mit sich gebracht, und diesen müsse man ein Essen kochen, ehe sie gehen. Man solle kleine menschliche Figuren aus Lehm machen, dieselben vor die Stadt hinaustragen und von dem Essen in kleine Gefäße neben sie stellen ꝛc. ꝛc. Alles wurde pünktlich befolgt. Zum Schluß wollte nun auch der Großvater mütterlicherseits sich ein Ansehen geben. Nachdem nämlich der Rum getrunken war, nahm er das letzte Gläschen voll, stand in die Mitte des Hofes und sprach ein Dankgebet. Zuerst rief er Gott und die Erde, dann alle bekannten Hauptfetische, dann seines Vaters abgeschiedene Seele an. Er bezeugte, daß er allen diesen seine Tochter anvertraut und sie um Kindersegen angerufen habe, und schüttete nun jedem in seiner Ordnung etwas Rum auf den Boden. Von seines Vaters Geist sagte er: „Dich rief ich an am Tage der Schlacht, auf dich schwur ich und du verhalfst mir zum Sieg.“ Zuletzt trank er selber die paar letzten Tropfen und beendete dadurch die Feier. Der junge Sohn wurde Lomote, d. h. Kind des Lomo, genannt. Gerade so hatte Lomos Vater geheißen.

Das nächste Familienfest fand fünf Monate später statt und bestand darin, daß ein unbescholtener Jüngling aus der Familie, der als Kind ungewöhnlich früh hatte gehen lernen, den Kleinen auf seine Arme nahm, mit dessen Sitzfleisch 3 Mal den Boden berührte und ihn dann eine Viertelstunde lang neben sich sitzen ließ. Man glaubte durch diese Ceremonie das Alleinsitzen und -gehen des Kleinen zu beschleunigen. Zu diesem „ersten Aufsitzen“ wurde übrigens Owu nicht eingeladen. Erst als Lomos älteste Schwester an der Ruhr erkrankt war, nahm dieser seine Zuflucht abermals zum unentbehrlichen Wongtschä von La. Nachdem dieser die Kranke ein wenig betrachtet und sich über die Entstehung der Krankheit erkundigt hatte, erklärte er, die Kranke sei verhext. Wie sollte das aber zugegangen sein? Nun, Owu wußte, daß in Lomo's Nachbarschaft ein böses zänkisches Weib wohnte, die ein paar furchtbar stechende Augen im Kopf hatte. Auch brachte er in Erfahrung, daß Lomos Schwester nicht lange vor dem Eintritt der Krankheit einen Wortwechsel mit dieser Frau gehabt, Anlaß genug für Owu, zu erklären, bei jener Gelegenheit habe die Alte durch ihren bösen Blick eine Ajä (wörtlich

Hexe)*) der Kranken hineingezaubert. Diesen Aufschluß gab jedoch Owu nicht in klaren Worten, d. h. er nannte den Namen der Frau nicht, doch wußte Jedermann, was er meinte. Man war aber höchst erstaunt darüber. Denn wenn man auch voraussetzte, daß obengenanntes Weib Owu bekannt sei, so konnte er doch unmöglich von dem kleinen Wortwechsel wissen. (Natürlich rührte seine vermeintliche Allwissenheit von den Erkundigungen her, die er durch einen seiner geheimen Helfershelfer in Christiansborg hatte einziehen lassen.) Beim Staunen blieb es aber nicht. Einige Familienglieder konnten sich nicht enthalten, ehrenrührige Bemerkungen gegen jene angebliche Hexe fallen zu lassen, woraus nicht geringe Streitigkeiten, ja, eine ganze Familienfehde hervorgieng, auf welche einzugehen uns jedoch zu weit führen würde. Wir kehren vielmehr zur Kranken — Dete — zurück. Eines Abends finden wir dieselbe — von sämmtlichen Verwandten feierlichst umgeben — auf ihrer Matte jämmerlich da kauern. Alle harren der Dinge, die da kommen sollen. Endlich erscheint Owu in vollem Ornat. Mit ihm kommt Kwaku, der drei kleine Bündel langer Holzspäne, wie sie von den Leuten gewöhnlich als Lichter oder Fackeln gebraucht werden, unter dem Arm trägt. Owu läßt nun die Kranke aus ihrem Zimmer in den Hof tragen und befiehlt, das in demselben glimmende Feuer etwas anzufachen. Dann zündet er an diesem das eine Bündel der Späne an und umwedelt mit dieser gewaltigen Fackel die Kranke, wobei er mit heftigen Worten die Hexe beschwört, von ihr zu lassen. Die erste Fackel wurde nun gelöscht und mit den beiden anderen in gleicher Weise verfahren. Dann verlangte er Jams und Eier, welche man zuvor hatte kochen müssen, knetete es unter einander und that den Brei in drei hiezu bereitstehende Töpfe. Die Kranke mußte nun aus jedem der Töpfe etwas genießen, worauf in stiller Prozession sowohl die drei Töpfe mit dem Essen, als die drei ausgelöschten Fackeln an den Ausgang der Stadt getragen und dort hingestellt wurden, wodurch die Hexe für immer hinausgebannt sein sollte. Tags darauf begann dann erst die wirkliche Kur. Zu jedermanns Erstaunen war die Kranke

*) Solche böse Leute sollen bei der Nacht feurig glänzend gesehen werden, während ihr Körper wie erstorben auf ihrer Matte liege. Oft will man auch schon dergleichen Kranke secirt und einen fremden Gegenstand im Körper gefunden haben.

schon nach acht Tagen gesund. Owu erklärte jedoch eine umständliche Nachkur für unerläßlich, bloß um auf diese Weise noch öfters in Lomos Haus zu kommen und sich hier jedes Mal aufs feinste bewirthen zu lassen. So gute Tage hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gehabt.

Auch finanziell war er wieder in die Höhe gekommen. Mit seinem Neffen und unterstützt von seinem Bruder, hatte er eine kleine Farm nicht sehr weit von der Stadt angelegt und mit Erdbohnen und Erdnüssen bepflanzt. Von dem Ertrag derselben konnte er beinahe seinen ganzen Lebensunterhalt bestreiten. Die Erdbohnen wurden von seiner Frau Tag für Tag in aller Frühe zu einem dicken Brei gekocht und auf der Straße feil geboten. Als Frühstück munden dieselben den Negern so, daß z. B. die Schuljungen in Afrika leicht begreifen, wie es möglich war, daß ein Esau gegen dieses rothe Gericht seine Erstgeburt verkaufen konnte. Anders wurden die Erdnüsse verwendet. Jede Woche gieng Owus Frau mit einer Traglast davon auf einen entfernten Markt und handelte damit Wälschkorn ein. Von diesem buck sie Brod, und ließ es sammt Erdnüssen als Zukost auf der Hauptstraße der Stadt durch ihr Töchterchen verkaufen. Owus Bruder besaß mit zwei anderen gemeinschaftlich ein Fischerboot, mit dem sie, so oft es das Wetter erlaubte, auf die See fuhren. Einer von ihnen ruderte, ein zweiter warf das Netz aus, ein dritter zog es herauf und leerte es. Schließlich wurden alle Fische gemeinschaftlich vertheilt. Da jenes Jahr ein sehr günstiges war, so erhielt Owu manche Fische von seinem Bruder als Geschenk, wogegen er denn hie und da den Neffen mit auf die See gehen ließ. Auf diese Weise bedurfte er wenig baares Geld, um seinen Haushalt zu bestreiten. Er konnte deßhalb fast alle Einnahmen von Lomo bei Seite legen und bald war er im Stand, seinem Schuldherrn zu kündigen und seinen Sohn auszulösen. So gieng er denn eines Tages mit Abe zu diesem hin, und nachdem beide auf den ihnen dargereichten Schemeln Platz genommen und die gegenseitigen Begrüßungen lang und breit ausgetauscht waren, begann Owu: „Wir sind eigentlich zu dir gekommen, um dir zu sagen, daß wir etwas Geld zusammengelegt haben, um dich zu bezahlen, damit du unsern Sohn, der bei dir ist, freigebest. Was sagst du dazu?“ Der Rumhändler besann sich ein wenig, denn die Sache kam ihm unerwartet. Dann frug er: „Wann wollt ihr mich be-

zahlen?" „In vier Wochen," lautete die Antwort. Das war dem Mann aber zu frühe, denn er hätte den Jungen noch gern einige Monate ausgenützt. Dieses aber offen zu sagen, hatte er nicht den Muth. Er sagte deßhalb, er habe nichts gegen die Loskaufung einzuwenden. Als aber Owu nach dem Betrag seiner Schuld fragte, machte der Rumhändler zuerst ein langes Gesicht, sagte dann, auswendig wisse er es nicht; er habe es von Herrn Akwete (einem Mulatten) ins Buch schreiben lassen. Sobald er Zeit habe, gehe er zu dem und lasse sich's lesen; sie sollen nach acht Tagen wieder kommen, dann wolle er es ihnen sagen. Owu merkte aber jetzt schon, wo es hinaus wollte, verbiß aber seinen Zorn. Herr Holm — diesen dänischen Namen trug der schwarze Rumhändler mit Stolz — hatte aber nicht nöthig, zu Herrn Akwete zu gehen; denn obgleich die Zahl seiner Schuldner eine sehr große war, so wußte er doch den Betrag einer jeden Schuld genau bis auf Heller und Pfennig. Das Aufschreiben war nur deßwegen geschehen, damit die ausstehenden Gelder im Fall des Todes seinen Erben nicht verloren giengen. Als nun Owu nach acht Tagen wieder kam, erklärte Herr Holm, in seinem Buche stehen: 30 Dollar ohne oder 45 mit Zinsen. Wenn er es nicht glaube, so solle er nur zu Herrn Akwete gehen und ihn fragen, der habe es für ihn aufgeschrieben und auch jetzt für ihn gelesen. In Owu kochte es. Er überwand sich aber und sagte ruhig: „Ich habe nicht nöthig, zu Herrn Akwete zu gehen, um zu erfahren, wie viel ich dir schulde! 30 Dollar sind's und keinen Heller mehr! Baar Geld habe ich von dir nicht erhalten, und sogar wenn das der Fall wäre, hätte mein Sohn die Zinsen reichlich durch seine Arbeit verdient, denn er ist kein Kind mehr und du hast ihn wie einen Sklaven gehalten. Nun habe ich von dir nur Rum bezogen und weiter nichts. Ich zahle keinen Zins, hast du verstanden?" Der Schuldherr aber war unbeugsam und erklärte kaltblütig: wenn Owu keine Zinsen zahlen wolle, dann solle er es bleiben lassen, er halte dann eben seinen Sohn noch länger. Wüthend kehrte Owu dem schnöden Händler den Rücken und begab sich geradesweges zum Stadthäuptling (oder König), erzählte dem die Sache und wollte gegen Holm Klage erheben. Der Häuptling hörte ihn geduldig an, sagte aber dann: „Mit Klagen kannst du vor der Hand nicht viel ausrichten, denn der Händler fürchtet weder Gott noch Menschen. Obwohl das Herkommen zu deinen Gunsten spricht, so fehlen eben

alle Zeugen. Dein Bruder kann als solcher nicht gelten, und Herr Holm wird erklären, du habest ihm Zinsen versprochen. Ich rathe dir, Vater Odonko zu ihm zu senden und ihm friedliche Vorstellungen machen zu lassen. Höret er die nicht, dann wollen wir sehen, was sich thun läßt.“ Owu gehorchte und Vater Odonko war alsbald bereit, den Vermittler zu machen. Dabei verfuhr er aber mit mehr als gewöhnlicher Schlauheit. Weit entfernt davon, offen zum Rumhändler zu gehen und ihm sein Anliegen vorzutragen, sprach er nur so ganz gelegentlich bei ihm vor, wie um ein Glas Branntwein zu trinken und ein wenig zu plaudern. Dabei entlockte er aber ganz unvermerkt dem arglosen Wirth die wichtige Aeußerung, daß wegen Zinsnehmen oder nichtnehmen zwischen ihm und Owu nichts ausgemacht worden sei. Damit hatte Odonko seinen Zweck erreicht und begab sich — ohne Holm etwas merken zu lassen — sogleich zum Stadthäuptling, um diesem die wichtige Nachricht zu melden. Von einem förmlichen Prozeß wollte dieser aber auch jetzt noch nichts wissen. Er fürchtete, der nicht von La gebürtige Rumhändler werde als Ausländer seiner Vorladung nicht Folge leisten und dadurch ihn und seinen Mitältesten in nicht geringe Verlegenheit bringen. Owu solle doch die Sache privatim vor sie bringen; wenn er vier Flaschen Rum zahle, so wolle er die Stadtältesten (Gemeinderath) dafür bestimmen, daß sie den Mann kommen ließen und ihm solche Vorstellungen machten, daß er gewiß von seiner Forderung abstehe. Man solle aber ein wenig zuwarten, damit der gegenseitige Zorn sich lege. So ruhte denn die Sache 8—14 Tage lang. Da, als Herr Holm behaglich neben seinem Rumfaß saß und ein Pfeifchen rauchte, erschien ein Junge aus des Häuptlings Familie und sagte, sein Großvater rufe ihn, er möchte gleich kommen. Der Mann folgte. Wie überrascht aber war er, als er den Häuptling nicht allein, sondern in Gesellschaft von Owu und dessen Bruder, dazu von allen Stadtältesten umgeben, da sitzen sah. Natürlich errieth er sogleich, um was es sich handle. Man bot ihm einen Stuhl zum Sitzen an. Er wollte aber vorher wissen, ob eine förmliche Klage gegen ihn vorliege, in welchem Falle er sogleich wieder umzukehren entschlossen sei. Wer etwas von ihm wolle, solle ihn beim englischen Gericht verklagen. Das ist nämlich die Art der Mulatten und halbgebildeten Schwarzen, daß sie auch bei dem geringsten Anlaß sogleich mit der englischen Regierung drohen. Nun, Herr Holm ließ sich

beruhigen, nahm schließlich den für ihn bestimmten Stuhl an und hörte — freilich mit trotziger Miene — auf die Vorschläge, welche ihm gemacht wurden: Er möchte doch, hieß es, dem Brauche der Väter treu bleiben und für eine Branntweinschuld angesichts der Leistungen des ihm verpfändeten Knaben von Owu keine Zinsen nehmen. Die Bitte schien aber erfolglos, denn Holm erhob sich schon wieder, um zu gehen. Da riß dem alten Odonko die Geduld. Er sagte: „Wenn du nach Akkra gehen willst (vor das englische) Gericht), dann gehen wir mit. Dort werde ichs nach deiner eigenen Aussage bezeugen, daß Owu dir keinen Zins versprochen hat. Wir aber gehen vorerst nicht nach Akkra, sondern wir lassen sogleich durch Trommelschlag bekannt machen, daß es keinem unserer Stadtgenossen von heute an erlaubt ist, irgend welchen Branntwein von dir zu kaufen oder Lebensmittel an dich abzutreten. Besinne dich wohl, ehe du aufstehst und gehst." Holm wurde nachdenklich und eine Pause trat ein, welche unser alter Mensa Kwao benutzte, um seinem Rivalen Owu doch auch eine kleine Lektion zu ertheilen. „Du bist ein Kind," sagte er, „wer macht denn eine Schuld oder verpfändet gar seinen Sohn ohne einen Zeugen. Daß du dich auf deinen Bruder berufst, hat keinen Werth. Sein Zeugniß würde ja vor Gericht doch nichts gelten, da er dein naher Verwandter ist. Selbst wenn Herr Holm behaupten würde, er hätte den Jungen fix und fertig von dir gekauft, so könntest du nichts machen! Ich hätte dir doch mehr Verstand zugetraut; für deine Dummheit verdienst du eben doch eine Strafe." Und nun schlug der Redner vor, Owu solle 2 Doppelflaschen Branntwein zahlen, mit diesen wollten sie seinen Schuldherrn überreden, daß er von der Zinsforderung abstehe; beharre dieser aber bei seiner Forderung, dann garantire er ihm (und dabei hob er seine beiden Fäuste gegen Holm in die Höhe), daß es um seine Wirthschaft in der Stadt geschehen sei. Da sich auch der Stadthäuptling dieser Ansicht anschloß, so erklärte schließlich der Wirth, er wolle das Angesicht der Väter nicht sterben lassen, sondern auf ihre Bitte eingehen. Wenn ihm von heute an über vier Wochen Owu das Geld bringe, dann könne er seinen Buben haben. Owu erklärte sich einverstanden, so sehr ihn auch die Worte von Mensa Kwao verletzt hatten. Der Branntwein wurde sogleich geholt und gemeinschaftlich bei lebhafter Unterhaltung getrunken.

Vier Wochen später sehen wir sechs Leute mit großen aus Binsen

geflochtenen Säcken belastet, sich der Wirthswohnung nähern. In jedem Sack befinden sich 20,000 Kauries (Muschelgeld), die Lösesumme für Odoi. An der Spitze der Träger schreitet Owu. Herr Holm aber ist ausgegangen. So stellten denn die Träger ihre Säcke im Hofe ab und setzten sich darauf nieder, während Owu von einem Hausknaben ein Stuhl gereicht wurde, auf den er sich niederließ. Endlich erschien der Erwartete. Für die stattlichen Kaurie-Säcke jedoch hatte er nichts als einen verächtlichen Blick und für Owu die enttäuschende Erklärung: er könne kein Muschelgeld brauchen, er verlange Silber. Owu fiel das Herz in die Schuhe! Denn wo hätte er jemand finden können, um sich dieses viele Muschelgeld in Silbermünze umwechseln zu lassen! Mit Holm weiter zu streiten hatte er aber keine Lust. Er legte sich deßhalb aufs Bitten, so schwer ihm das auch diesem Menschen gegenüber fiel. Er erhob sich von seinem Sitz, entblößte seine linke Schulter, zog seine Mütze ab, neigte sich vor Holm und sprach: „Herr Holm, ich bitte Sie sehr, sehr, nehmen sie doch die Kauries an; Sie können sie ja leicht verwenden, ich aber weiß keinen Menschen, der mir alle eintauschet, denn ich habe mit den Europäern keine Bekanntschaft, und wenn ich mich an Schwarze wenden soll, dann steht es zu lange an. Ich bitte Sie nochmals: Haben Sie Erbarmen!“ So herzlich aber auch diese Bitte war, so blieb sie doch eine Fehlbitte. Schweren Herzens und innerlich ergrimmt über die Bosheit dieses Menschen, belastete Owu wieder seine Träger und trat den Heimweg an.

Wo anders sollte er sich jetzt wieder Raths erholen, als bei Vater Odonko? Dieser durfte sich auch jetzt nicht lange auf solchen besinnen. Er sagte: „Siehe, da ist dein Vetter Abraham Odamete, der so viel mit den Missionaren in Christiansborg verkehrt! Wir haben zwar eine sehr harte Sache mit ihm gegessen, als er Christ wurde; aber ich glaube, wenn du zu ihm gehst und ihn bittest, wird er doch vielleicht mit dir gehen, und die Missionare, welche für ihre Schüler, wie für ihre eigenen Bedürfnisse immer Muschelgeld nöthig haben, bitten, daß sie dir das deinige abnehmen.“ Auch das war ein Weg der Demüthigung für Owu! Denn Odamete hatte er nie recht leiden können. Auch wußte er, wie unzufrieden sich dieser über sein Fetischamt ausgesprochen hatte, und wie sehr er sich nun vor ihm schämen müsse, daß er neulich nicht suchte das feindselige Auftreten von Mensa Kwao und anderen zu verhindern!

Was wollte er aber machen? Er nahm seinen Bruder als Begleiter mit und gieng hin. Abraham hörte die sehr lange und breite Erzählung der Geschichte geduldig an und sagte dann: „Hast du nun gesehen, wohin du mit deinem nichtswürdigen Treiben kommst? Früher hattest du etwas im Besitz, und deine Frau und Kinder waren frei. Dann hast du die Gemeinschaft der Betrüger aufgesucht, bist in Schulden gerathen, und kaum daß es dir gelingt, deinen Sohn frei zu machen. Ich habe gesagt, ich kehre mich nicht mehr an dich, obgleich du mein Vetter bist, denn du hast dich neulich auch nicht an mich gekehrt, als deine Freunde, die Betrüger, das Volk gegen mich aufgehetzt haben. Weil du nun aber doch gekommen bist und mich gebeten hast, will ich dein Angesicht nicht beschämen! Komme diesen Nachmittag um zwei Uhr, dann gehen wir miteinander nach Christiansborg; ich will sehen, was ich für dich thun kann."

Owu hatte noch nie ein europäisches Haus betreten; er hatte deßhalb keine Ahnung davon, wie es im Innern desselben aussieht; von einem christlich-europäischen Familienleben hatte er ohnedies keine Ahnung. So war er denn voller Staunen, als er gegen Abend das Gebäude der Knabenanstalt in Christiansborg mit Odamete betrat. Schon das freundliche Aussehen der Schulknaben im unteren Stock, welche, da die Schule vorbei, auf der Veranda im Hofe mit einander spielten, machte einen guten Eindruck auf ihn. Noch mehr aber die Wohnung des Missionars selbst. Man war gerade an der Abendmahlzeit. Daß man nun hiezu nicht auf niederen Schemeln kauerte, sondern alle mit einander, der Missionar, seine Frau und die beiden Kostgänger, um einen Tisch her saßen, und statt mit den Fingern hastig darauf los zu fahren, schön mit Gabel und Messer gemüthlich aßen und sich dabei lebhaft unterhielten, das setzte Owu in Staunen. Auch hatte er nicht versäumt, durch's offene Fenster in's Schlafzimmer hineinzuschauen und dort zwei gleich schöne Betten gesehen, wovon ihm Abraham bedeutete, das eine gehöre dem Herrn, das andere der Frau. Das wunderte Owu noch mehr. Er hatte zwar hie und da schon in das Zimmer eines „Gebildeten" hineingeschaut, auch etwas wie eine Bettstelle gesehen, wußte aber, daß hierauf nur der Herr schlafe, während die Frau neben ihm auf dem Boden sich mit einer Matte begnügen mußte. Auch das wunderte ihn, daß man ihn und seinen Begleiter nicht abwies, obgleich die Familie zu Tisch saß, sondern gleich ein kleiner dienstbarer Geist beauftragt

wurde, ihnen Stühle auf die Veranda zu bringen. Als dann nach dem Essen die Missionare herauskamen, mit Abraham spaßten, und obgleich sie nicht gerade Kauries nöthig hatten, doch auf seine Bitte eingiengen, trotz der Erklärung Abrahams: der Mensch sei nicht werth, daß man ihm diesen Gefallen erzeige, da er ein Lakalo, d. h. Betrüger sei, man solle aber Barmherzigkeit an ihm üben, vielleicht bekehre er sich einmal rc. rc., da wußte Owu nicht mehr, was er sagen sollte. »Nje ji wala dong,« d. h. „euer Haupt lebe lang!" und »nje sane jä säo!« d. h. „eure Sache ist schön" war das Einzige, was er vorbringen konnte. Auf dem Heimweg sprach er die gewonnenen Eindrücke Abraham gegenüber aus, und dieser nahm die Gelegenheit wahr, ihm noch weiter zu predigen. „Was hast du denn von deinen Freunden, den Wongtschäs? Keiner nimmt sich deiner an, wenn du in Noth bist; einige hassen dich sogar und gönnen dir den Ruhm nicht, den du hast. Und wer wird dann auch so schamlos lügen, wie ihr lügt? Daß es keinen Fetisch giebt, weißt du besser als ich, doch lügt ihr immer davon." Owu wußte auf dergleichen Einredungen nur das zu seiner Entschuldigung vorzubringen, daß Gottes Sache nur für die Weißen bestimmt sei, für die Schwarzen müsse man den Fetisch haben, um sie im Zaum zu halten und den Gesetzen der „Alten" Achtung zu verschaffen; so hättens ihnen ihre Väter hinterlassen. Abraham ließ ihm aber auch diese Ausrede nicht gelten, indem er ihn darauf hinwies, daß auch die schwarzen Christen, obgleich von den Fetischen abgefallen, ihre Alten ehren und der Obrigkeit unterthan sind.

Am nächsten Tag schon brachte Owu seine Säcke nach Christiansborg, wo auf der Veranda von einigen Schülern die 20,000 Müschlein gezählt und ihm vom Missionar dafür 60 halbe amerikanische Dollars ausbezahlt wurden. Von Abraham als unparteiischem Zeugen begleitet, eilte er noch am gleichen Abend zu seinem hartherzigen Gläubiger, zählte ihm die blanken Silberstücke auf den Boden und nahm dafür frohen Herzens seinen lang entbehrten Odoi in Empfang.

---

12. Auf den Schai-Plantagen.

Für die Grasebene, welche sich zwischen dem Akwapemgebirge und der See wellenförmig hinzieht, sind die runden Bergkegel, welche

da und dort unmittelbar dem Tiefland entsteigen, ein wahrer Schmuck. Es sind große, übereinandergeschichtete Granitblöcke, welche sich bis zu einer Höhe von 1000′ aufthürmen. Für die Ritter des Mittelalters hätte es keine besseren Orte zum Anlegen ihrer Burgen geben können, als diese Kegel. Von ihnen aus läßt sich leicht weit und breit das Land beherrschen und mit einer geringen Besatzung ein großes Heer im Schach halten. Dieses haben auch eine ganze Reihe von Negerstämmen erkannt und diese Berge zu ihren Wohnsitzen erkoren. Aber eine Schattenseite haben diese Bergvesten: Es wächst nichts auf ihnen. Die Bewohner müssen deßhalb, wenn sie anders nicht verhungern wollen, auf der Ebene ihre Pflanzungen anlegen. Da aber die nächste Umgebung der Kegel unfruchtbar ist, so müssen sie, um fruchtbaren Boden zu gewinnen, sich dem Akwapemgebirge nähern. Am Fuße desselben finden wir denn auch eine große Anzahl kleiner Dörfer, von den schönsten Palmenpflanzungen umgeben, welche von solchen Bergbewohnern angelegt sind. Hier halten sich die meisten Leute fast das ganze Jahr hindurch auf. Für gewöhnlich sind nur die von der Töpferei — ihrem Monopol — lebenden alten Weiber, eine Anzahl mit ihrer Jungfrauen-Feier beschäftigter Mädchen und einige alte Männer auf den Bergen zu treffen. Hingegen werden alle Festlichkeiten dort begangen, alle Todten dort begraben, alle Reichthümer dort aufgehoben, und in Kriegszeiten ist dort der einzige Zufluchtsort.

Zu einem dieser Völkerstämme führt uns unsere Geschichte. Es ist der Schaistamm, der sich auf dem am südlichsten gelegenen Kegel in zwei Städten niedergelassen hat. Es sind aber nicht diese Städte, mit denen wir zunächst zu thun haben, sondern das Dorf Adidom, mit dessen Hauptbewohnern wir uns nun bekannt machen wollen.

Agatschä war ein Neger alten Schlags, ein Bauer durch und durch. Dabei hielt er am Hergebrachten fest, wie vielleicht kein zweiter. Bei ihm wurde z. B. nie Jams gepflanzt, ehe auf dem Acker ein Opfer gebracht worden. Und hiebei war er sorgfältig darauf aus, alles nach uralter Sitte geschehen zu lassen. Etwas gekochter Jams mußte mit hartgesottenen Eiern zu einem Brei gestampft und unter gewissen Segenssprüchen auf das zu bepflanzende Feld gestreut werden, woran sich ein kleines festliches Mahl anschloß — alles ohne Wongtschä und Fetisch in patriarchalischer Ursprünglichkeit. War

dann der Jams reif, so wurden einige Stücke davon ebenfalls als Opfer an einen Kreuzweg in zwei Haufen auf den Boden gelegt. Bei der Wälschkorn-Ernte wurde sogar eine Art Altar aus Holzstäben errichtet und darauf acht reife Kolben ebenfalls in zwei Reihen gelegt. Zu diesen guten, alten Gebräuchen gehörte auch das, daß an den Rändern des Ackers immer etwas Korn für die Wittwen und Waisen oder Armen stehen gelassen wurde. Bei besonderen Gelegenheiten wurde sogar ein Lamm oder eine junge Ziege geopfert und in zwei gleiche Hälften zertheilt und davon auf jede Seite des Altars eine gelegt. Zu jedem Theil wurde etwas Pfeffer, Salz und Oel gethan und darum herum dünnes Feuerholz gelegt, aber nicht angezündet. Alle diese Opfer wurden dargebracht, ohne daß irgend ein Fetischmann zugezogen wurde. Der Familienvater war der Priester.

Neben diesen alten Bräuchen der Väter versäumte Agatschä aber auch die anderen nicht. War z. B. die ganze Ernte eingethan, dann „wusch er sein Gesicht," ein Brauch, den man bei allen heidnischen Bauern findet. An seinem Geburts-(Wochen-)tag hat zuerst ein weibliches Glied der Familie am Bach schweigend Wasser zu holen. Um sich als schweigend zu zeigen, hat sie in jeder Hand einige Grashalme und im Mund ein Laubblatt. Von diesem Wasser wird etwas in ein Gefäß gegossen, darin etwas Laub der Jamspflanze und noch zwei weitere Laubarten sich befinden. Ein Huhn wird geschlachtet und das Blut im Hof herum gesprengt, der Jams geschält und die Schalen in eine Holzschüssel gethan. Nun wäscht sich der Bauer hierüber Gesicht und Schultern drei Mal und sagt: „Wie ich dieses Jahr gesund gewesen und gearbeitet habe und Früchte einernten durfte, so laß es auch nächstes Jahr geschehen." Das vom Waschen abtriefende Wasser läuft in die genannte Holzschüssel, in welche schließlich das ganze Gefäß mit Wasser und Laub entleert wird, um von einem Glied der Familie auf den Weg am Ende des Dorfes getragen zu werden. Hat der Bauer noch Freunde, die am gleichen Wochentag geboren sind, so ladet er sie zu dem Mahle ein, das aus der geschlachteten Henne und dem Jams bereitet wird. Seltsam ist, daß die beiden ältesten Söhne sich dieser Waschung nie zu unterziehen haben, wohl aber alle anderen. Die ersteren halten nur ein Mahl. Wenn ein junger Bauer anfängt, diese Festlichkeit zu begehen, dann wird ihm vor dem Waschen das Haupt geschoren, aber nicht ganz,

sondern an einigen Stellen des Kopfes läßt man in malerischer Weise das Haar stehen. Zu dem Waschwasser werden in diesem Fall die Rippen der Landschildkröte gefügt und nach dem Waschen dem Jungen an einer Schnur um den Hals gehängt. Die Zahl der Rippen richtet sich nach der Reihenfolge der Geburt. Der dritte Sohn erhält 3, der vierte 4 u. s. w.

Alle diese Gebräuche wurden in Agatschäs Hause sorgfältig beobachtet. Daneben betheiligte er sich so fleißig als irgend jemand am öffentlichen Fetischdienst. Ja, noch mehr: Fast jedes Jahr sehen wir ihn einmal zu einem Wongtschä pilgern oder denselben zu sich in sein Haus einladen, um ihn zu beschenken und sein Haus von ihm reinigen, d. h. von einem etwaigen Bann befreien und segnen zu lassen. So hörte er denn auch eines schönen Tages, drunten in Donja habe sich ein fremder Wongtschä niedergelassen, der wunderbare Dinge verrichte. Er habe ein Ding, das ganz glatt und glänzend sei. Bestelle man ihn zu sich in sein Haus, dann sehe man in diesem Ding Alles, was man im Hause habe; wenn der Wongtschä aber hinein schaue, dann sehe er auch die Gedanken, die man im Kopf habe. Ja, wenn man als ganz fremd zu ihm gehe, dann dürfe er nur auf dieses Ding hin sehen, so wisse er schon alle Umstände, in denen man sich befinde; es sei zu fürchterlich, was er einem Alles sage und kund thue. Agatschä müßte nicht er selber gewesen sein, wenn er sich nicht sogleich entschlossen hätte, diesem großen Unbekannten seine Aufwartung zu machen. Er bestellte hiezu bei einem Weber einen schönen Teppich, kaufte ein Schaf und befahl seinem ältesten Sohn Tete, die schönste Pisangtraube auf der Farm auszulesen. So vorbereitet, nahm er eines Montags Nachmittag einen kleinen Topf Palmwein auf den Kopf und lief in raschem Schritt dem 2 Stunden entfernten Wohnsitz des Wundermannes zu. Hier wußte man schon, was dergleichen unbekannte Besuche zu bedeuten hatten. Man reichte Agatschä einen Schemel, erwiderte seinen Gruß aufs freundlichste und ließ sich den von ihm dargebotenen Palmwein wohl schmecken. Als derselbe getrunken war, fragte Agatschä den Mann, ob er wohl am nächsten Freitag zu Haus sei, er wünsche nämlich an diesem Tage ihn zu besuchen. Als diese Frage bejaht war, wurden noch verschiedene, dem Anscheine nach gleichgiltige Redensarten gewechselt, worauf Agatschä sich wieder seinem Dörflein zuwandte.

Der Leser geht nicht fehl, wenn er in dem fremden Wongtschä

den Helden unserer Geschichte erkennt. Wie kam aber Owu an diesen abgelegenen Ort? Was war die Ursache, daß er die Küste, an der er doch so viel Ruhm einerntete, verließ, um sich im Busch aufzuhalten? Es war das, daß er nicht viel von den Leuten im Mund herumgetragen sein wollte. Zwar fürchtete er nicht so das böse Maul wie andere, die in die Geheimnisse des Fetischklubbs nicht eingeweiht sind. Doch hatte er das mit allen Negern gemein, daß er dem Gerede der Leute eine gewisse magische Wirkung zuschrieb, umsomehr, da er wußte, daß einige seiner Freunde schon anfiengen, eifersüchtig auf ihn zu werden. Hatte er es doch mit eigenen Ohren gehört, wie Mensa Kwao es dem alten Wongtschä Aschong begreiflich zu machen gesucht, daß er (Owu) ein undankbarer Geizhals sei. „Wir haben ihm sein Ansehen verschafft, nicht er. Nun steckt er aber alles Geld ein, statt sich uns dankbar zu beweisen. Siehe, er hat bereits seinen Sohn loskaufen können."

So war Owu denn eines Tages plötzlich aus La verschwunden. Niemand wußte, wo er war, nur seiner Frau und Odonko hatte er mitgetheilt, daß er ein wenig verreise. Es war eine Art Entdeckungsreise. Zwar heilte er, wie gewöhnlich, Kranke, trieb böse Geister aus und verkaufte Amulette. Sein Hauptzweck aber war der, einen passenden Ort zu einem zeitweiligen möglichst einträglichen Aufenthalt zu finden. Dabei machte er viele Bekanntschaften mit allerlei Wongtschäs an den Ufern des Volta und andern Orten. Ja, mit einigen schloß er sogar innige Freundschaft. Den besten Ort aber fand er zwischen den oberen und unteren Schai-Plantagen am Fuß des Akwapemgebirges, unterhalb Late. Hieher verbrachte er seine ganze Familie, jenen Neffen — Amang — eingeschlossen, den er s. Z. als Ersatz für seinen verpfändeten Odoi ins Haus genommen, und gründete mit Hilfe derselben ein Dörflein, dem er den Namen Donja (Thal-Ausgang) gab. Zweierlei Gründe bewogen ihn, sich hier niederzulassen. Erstens das freundliche Entgegenkommen der unten am Gebirge hausenden Wongtschäs und zweitens und hauptsächlich der Aberglaube und die große Unwissenheit der Schaibevölkerung.

Mit ächtem Kennerblick hatte Owu gemerkt, daß er in Agatschä nicht allein einen angesehenen Mann, sondern auch ein recht unverdorbenes, unschuldiges Naturkind vor sich hatte. Er versäumte deßhalb nicht, theilweise noch in jener Nacht genaue Kunde über die Umstände dieses Mannes einzuziehen. Bei einem Akkra-Wongtschä

konnte er hören, daß er es mit einem der angesehensten Männer der Schai-Neger zu thun habe. Als Owu fragte, ob zwischen diesen und den Bewohnern von Volo am Fluß Wolta keine Feindschaft bestehe, wurde ihm zu seiner angenehmen Ueberraschung diese Vermuthung vollkommen bestätigt. Es sei aber schon ziemlich lange her, daß die Leute des Stadtviertels, zu dem Agatschä gehöre, einen Mann von Volo wegen einer unbedeutenden Sache so mißhandelt hätten, daß er an den Folgen gestorben. Beide Städte hätten dann lange mit einander prozessirt, die Sache sei aber nicht zum Austrag gekommen. Das war Wasser auf Owus Mühle. In Volo wohnte nämlich sein bester Gastfreund, der Wulomo Kwabla. Diesem einen fetten Bissen in seine Küche zu weisen, wollte er diese schöne Gelegenheit benutzen. Damit er dieses aber in recht großem Maßstab thun könne, mußte er auch einige Wongtschä des Schaistammes in sein Geheimniß ziehen, sonst hätten ihm diese wahrscheinlich im Stillen Opposition gemacht.

Der Freitag Morgen war gekommen. Agatschä und seine Leute machten sich, nachdem sie sich sorgfältig gewaschen, auf den Weg nach Donja. Er selber trug in einem kleinen Säcklein den oben erwähnten Teppich und in der einen Hand ein Huhn. Sein jüngerer Bruder hatte das Schaf in einem Tragkorbe auf dem Kopf. Sein Sohn Tete trug einen großen Topf mit Palmwein und sein Sohn Aga die Pisangtraube. Schmunzelnden Angesichtes sah Owu sie seinem Hofe nahen. Er hatte sich gebadet und war gerade am Einsalben, als ihm sein Odoi meldete, daß einige Leute kämen. Schnell ließ er sich seine Toga einhändigen, befahl Odoi die zwei Stühle in Ordnung zu stellen und auch die als Sitze dienenden Holzpflöcke zusammen zu suchen, um so die Gäste recht würdig empfangen zu können. Als die Ankommenden ihre Lasten abgestellt, Platz genommen, Wasser getrunken hatten und begrüßt waren, begann ihr Anführer Agatschä, zu Owu gewendet: „Ich bin gekommen, dir die paar Kleinigkeiten da zum Geschenk zu bringen, damit du immer gut gegen mich seiest, mich segnen und dich erkundigen mögest, wie es um meinen Handel und Wandel bestellt ist.“ Owu war angesichts dieser reichen Geschenke etwas verblüfft. Er wußte nicht, sollte er so undankbar sein, und seinen vorgefaßten Plan ausführen, oder davon abstehen. Er suchte deßhalb vor der Hand etwas Zeit zu gewinnen. Nachdem er und seine Familie gedankt, holte er eine

Branntweinflasche hervor, trank zuerst selbst ein Gläschen und schenkte dann auch Agatschä und seinem Bruder je ein Gläschen ein. Als das getrunken und noch ein wenig geplaudert war, forderte er sie auf, mit ihm hinter sein Wohnhaus unter den Schatten zweier Bäume zu gehen, wo ein Morgenimbiß, bestehend aus in Dampf gesottenen Wälschkornklößen, Salz, Pfeffer und getrockneten Fischen, zugerichtet war. Agatschä und sein Bruder aßen mit Owu, die beiden Jungen mit den andern Gliedern der Familie. Auf das Essen folgte ein Trunk Palmwein, den Owu für seinen Besuch im Voraus hatte kaufen lassen.

Inzwischen war dieser zu einem Entschluß gekommen. Er hatte, wie er meinte, seit seiner Ansiedlung noch nichts Rechtes verdienen können, jetzt gab es Gelegenheit, und gegen Kwabla von Volo wollte er doch auch erkenntlich sein; warum also von seinem Plan abstehen? Als deßhalb die Jungen das Geschirr weggeräumt hatten und bei Seite gegangen waren, sagte Owu, jetzt wolle er gehen und sich für ihre Anfrage vorbereiten. Er schritt deßhalb durch den Hof in die Wohnung, öffnete nach einer Weile an dieser ein Hinterpförtlein, das auf den Platz unter den Schattenbäumen führte, wo seine Gäste saßen. Er winkte ihnen, mit ihren Stühlen einzutreten, und als dieses geschehen, schloß er die Thüre zu. Sie befanden sich mit Owu in einem dunkeln Raum, dessen Wände über und über mit Fetischamuletten behängt waren. In der einen Ecke desselben bemerkten sie einen unheimlichen Glanz, ohne zu wissen, daß es ein Spiegel war. Vor diesen kauerte Owu hin und fieng nach einigen unverständlichen Phrasen an zu weissagen: „Heißt man dich nicht Agatschä?" — „Ja wohl!" — „Bist du nicht der Sohn des Kabu, den er mit Nagetes Tochter Maku erzeugt hat?" — „Ja wohl!" — „War nicht Agometa dein Onkel?" — „Ja wohl!" Nachdem so durch eine Menge Fragen Owu Agatschä gezeigt, daß ihm der Fetisch seine Umstände und Verhältnisse genau offenbart hatte, fuhr er fast winselnd fort: „Ich kann's nicht sagen; um euere Sache ist es zu traurig bestellt!" Agatschä erschrak, ermannte sich jedoch wieder und sagte: „Was denn, sag's nur, es hat nichts zu bedeuten!" Nun erfuhr er zu seinem Entsetzen, daß seiner ganzen Vaterstadt ein großes Sterben drohe, der und der sei ja, wie er wisse, schon weggerafft worden. Dieses Sterben komme von dem Fetisch Bobu in Volo her, der den Menschen räche, welchen vor so und so viel

Jahren die Schaier umgebracht hätten. Da sein Onkel bei dieser Geschichte besonders betheiligt gewesen sei, so treffe ihn und seine Verwandten diese Plage am meisten. Agatschä wußte gar nicht, wie ihm geschah. Es flimmerte ihm vor den Augen, als ob der leibhaftige Tod schon vor ihm stünde. „Ist denn keine Möglichkeit vorhanden, diesem Tode zu entrinnen?“ fragte er nach einer Weile. Owu sagte, er wolle seinen Fetisch nach Volo schicken, sich bei Fetisch Bobu zu erkundigen. Nun trat eine Pause ein. Owu kehrte um, sprach mit Agatschä in natürlicher Weise. Er suchte ihn zu trösten, indem er meinte, es werde schon einen Ausweg für sie geben. Richtig: Owus Fetisch ist bald zurück und erklärt durch ihn, Bobu habe sich erbitten lassen, eine Aussöhnung anzunehmen. Von Agatschä gefragt, worin diese bestehe, hieß es: Die Schaier müßten Bobu, beziehungsweise seinem Wulomo Kwabla, eine reine, freigeborene Jungfrau mit ihrer ganzen Aussteuer als Geschenk bringen. Agatschä faßte sich ein wenig und sagte: „Das wäre also nicht blos meine, sondern der ganzen Stadt Sache. Ich muß mich deßhalb, ehe ich eine Antwort geben kann, mit meinen Stammesgenossen besprechen.“ Owu sagte: „So ist's; beruhige dich deßhalb, eine ganze Stadt vermag viel.“ Damit war die Verhandlung zu Ende. Man begab sich wieder in den Schatten der Bäume, trank eine Schale Palmwein und vertrieb sich die Zeit bis zum Mittagessen mit allerhand gleichgiltigen Gesprächen, die darauf angelegt waren, Agatschä's Sorgen zu zerstreuen. Noch mehr that dieses das gute Essen und der nach diesem in reichem Maß genossene Palmwein.

Agatschä's Volksgenossen waren nicht alle so leichtgläubig, wie er, sondern viele meinten, der fremde Wongtschä habe gelogen, oder man könne ja das Sterben erst abwarten. Als aber in den nächsten Tagen hie und da ein Wongtschä des eigenen Stammes beim Behandeln von Kranken und andern Gelegenheiten das Gleiche weissagte, so gaben endlich auch die Ungläubigsten nach. Darin waren aber alle einig, Agatschä müsse aus seiner Familie das Mädchen liefern, das Geld für die Schmucksachen 2c. 2c. wolle dann die ganze Stadt zusammenlegen. So schwer es Agatschä auch fiel, ein Glied seiner Familie und dazu ein Mädchen als Sklavin oder Kebsweib an einen weit entfernten Ort auf diese Weise zu geben, so fand auch er keinen andern Ausweg. Sein Onkel war ja früher der Hauptbetheiligte und jetzt war er — Agatschä — es, dem zuerst

das drohende Unglück angezeigt worden war. Nach langem Hin- und Herreden, nach viel Sorgen und Kummer entschloß er sich endlich, die Tochter seines verstorbenen Bruders, Namens Dewi, zum Opfer zu bringen. Daß deren Mutter darüber ein paar Tage lang fortschimpfte und revoltirte, mußte er in den Kauf nehmen. Als die ganze Stadt die Aussteuer, nämlich mehrere hundert Mark an Geld, einige Schafe und etliche Kisten Branntwein in des Königs Hause zusammengebracht hatte, bestimmte dieser eine Gesandtschaft, bestehend aus seinem eigenen Sprecher, dem Sprecher der Stadt und Agatschä, welche das Mädchen mit den andern Gaben nach Volo bringen und dem Priester des Fetisches Bobu überreichen sollten. Sie waren, als sie hinkamen, nicht wenig erstaunt, als Bobu durch seinen Sprecher das Gleiche aussagte, was Owu geweissagt hatte, und athmeten wieder leichter auf, als sie hörten, daß er nun vollständig ausgesöhnt sei und nicht mehr an Rache denke.

Ehe aber die Gesandtschaft den Rückweg antrat, kam dem Sprecher der Schaier noch ein guter Gedanke. Dewi hatte nämlich, obgleich sie schon erwachsen war, ihre Jungfrauenfeier noch nicht gemacht. Fast alle von Osten her eingewanderten Stämme der Goldküste haben nämlich den Brauch, daß die Mädchen bis zu einem gewissen Alter fast unbekleidet gehen. Zwei dicke Perlenschnüre um die Hüften und ein schmaler Streifen Zeug ist alles, was sie auf sich haben. Dann müssen sie ungefähr für ein Halbjahr auf den Berg, wo sie fast die ganze Zeit unter der Aufsicht einer hiefür bestimmten alten Frau auf die Pflege ihres Körpers verwenden. Lebensmittel müssen ihnen ihre Verwandten oder ein etwaiger Bräutigam hinauf besorgen. Zum Schluß findet für jede einzelne Jungfrau eine kostspielige Feier statt, wobei ihre Gespielinnen ihr in ihrem vollen Schmuck, aber immer noch unbekleidet, einen Tanz aufführen, die Familie aber alle anwesenden Zuschauer mit Schnaps oder Palmwein bewirthet. Damit ist dann das Mädchen für heirathsfähig erklärt. Giebt es sich vor dieser Feier einem verbotenen Umgang hin, dann wurde es in früherer Zeit — sobald derselbe Folgen hatte — mit seinem Buhlen einen hohen Felsen hinabgestürzt, während jetzt nur noch Landesverweisung die Strafe für ein solches Vergehen ist.

Nun meinte also der Sprecher der Stadt, man solle Kwabla den Vorschlag machen, Dewi wieder in ihre Heimat zurückzusenden,

damit sie dort dem eben beschriebenen Otusobrauch sich unterziehe, er habe dann keine Kosten mit ihr und nach der Feier könne sie wieder zurückkehren. Agatschä war nicht sogleich damit einverstanden, sondern sagte: „Dann willst du mir diese Kosten aufladen! Ich habe genug gethan, ich kann nicht mehr thun." Darauf der Sprecher: „Du Thor, merkst du nicht, daß ich dein Bestes suche? Wir haben jetzt unsere Schuldigkeit gethan und dem Fetisch sein Weib gebracht. Schickt er sie nun wieder zu uns, dann muß er sie auch holen. Ob er das wirklich thut, weißt du ja noch nicht. Bis er's aber thut, kann sie dir durch Palmweinhandel nahezu die Kosten verdienen, und ihre Mutter wird dann vor der Hand das Schimpfen lassen." Das leuchtete Agatschä ein und der Wulomo Kwabla, dem man diesen in geheimer Sitzung gemachten Vorschlag machte, erklärte sich ebenfalls damit einverstanden und sandte Dewi bald zurück. Daß Owu von den dem Fetisch Bobu gebrachten Geschenken sein gutes Theil bekam, ist selbstverständlich, ebenso daß auch die Wongtschä der Schaier nicht leer ausgiengen.

Was ist aber aus Dewi geworden? Ueber ihr waltete die Hand Gottes, obgleich ihr Loos zunächst ein bedauernswerthes war, in merkwürdiger Weise. Zwar Kwabla ist nie dazu gekommen, sie heim zu holen, denn es brach bald ein Kriegswetter herein, in welchem seine Stadt gänzlich zerstört wurde. Ob er diesem Gericht überhaupt mit dem Leben entgangen oder nicht, ist uns nicht bekannt. Dewi wurde aber dessenungeachtet als Weib des Fetisches betrachtet, und deßhalb getraute sich kein einheimischer Jüngling, sie zur Ehe zu begehren. Ein fremder Händler und nach diesem ein fremder Schreiner nahmen aber diese Rücksicht nicht, und so wurde sie zuerst des einen und nachdem dieser das Dorf verlassen, des andern Weib, wodurch ihr Charakter, der wahrscheinlich schon vorher nicht der beste gewesen, sehr verdorben ward. Dabei wurde sie als eine dem Fetisch Geweihte herrschsüchtig. Ihre Verwandten mußten sich viel von ihr gefallen lassen. Wollten sie ihr aber einmal etwas wehren, dann hieß es: „Bin ich nicht für euch alle in den Tod gegangen?" 2c. 2c.

Inzwischen war für Adidom eine neue Zeit angebrochen. Ein Missionar mit seinen Gehilfen hatte sich öfters predigend im Dorf eingestellt. Agatschä zeigte sich ihm gegenüber freundlich und war jeder Zeit willig, seine Predigt anzuhören. Er sollte es aber nicht

mehr erleben, daß diese Predigt in seiner Familie herrliche Früchte trug, indem aus dieser die Erstlinge des Stammes für das Christenthum gewonnen wurden. Diesem Umstand hatte es Dewi zu verdanken, daß auch ihr Loos ein anderes wurde. Nachdem der Schreiner, mit dem sie zuletzt zusammengelebt, ihr Dorf für immer verlassen, wagte es ein zum Christenthum übergetretener Freund ihrer Brüder, sie zur Frau zu nehmen. Als solche meldete sie sich zur Taufe. Aber ihres aufbrausenden, herrschsüchtigen Wesens wegen konnte sich Schreiber dieses erst nach längerer Zeit entschließen, ihr und ihren beiden Kindern dieselbe zu ertheilen. Sie erhielt den Namen Martha und lebt nun mit ihrem Mann Johann Aji in christlicher Ehe.

Missions-Zeitung.

Hinterindien.

Am 4. Januar wurden in Tschiengmai, Laos, 4 Heiden getauft. Auf einer Außenstation ist eine neue Gemeinde gegründet worden, die bereits 24 Seelen zählt. Der König von Siam hat dem amerikanischen Dichter Arnold für sein Werk über Buddha den Weißen Elephanten-Orden verliehen und einen anerkennenden Brief geschrieben. Als Direktor des königl. siamesischen Kollegiums (Gymnasiums) ist Miss. Dr. Mc. Farlandber berufen worden. Die 102 Zöglinge sind großentheils Fürstensöhne, die einmal großen Einfluß haben werden. Im Dezember 1880 fand das zweite Jahres-Examen statt.

— Miss. Cushing hat nach 13jähriger Arbeit sein Wörterbuch der Schan-Sprache (600 S.) vollendet.

Indien.

Ein Korrespondent des „Record" schreibt aus Kalkutta: „Es ist interessant zu beobachten, wie in ganz Indien der Hinduismus sich anstrengt, das Christenthum — nicht durch Verfolgung, sondern mit geistigen Waffen — zu bekämpfen. In Kalkutta haben sich viele zusammengethan, die „Hari" (Wischnu) als den Einen lebendigen Gott verkündigen und den alten Namen des Zerstörers dahin deuten, daß er die Sünde zerstöre! Sie halten Versammlungen, in denen gebetet und erbaulich geredet wird, gehen auch herum, singen und disputiren, um neue Anhänger zu gewinnen. Die vielen Bengalis, welche von Kalkutta bis Peschawar auf Eisenbahnstationen und Büreaus aller Art angestellt sind, werden in Anspruch genommen, um diese

Belebung des Heidenthums weiter fortzupflanzen. Ihr Lieblingsbuch ist das berühmte Bhagavat Gita, ihre gewöhnliche Versammlungszeit der Samstag Abend. In Madras werden Beiträge gesammelt und Kolporteure angestellt, hinduistische Traktate zu verbreiten. Und im äußersten Norden, in Almora, hat neulich ein Pandit vor zahlreicher Versammlung einen Vortrag über das Thema gehalten: ‚Das Christenthum zerstört'."

— In Kalkutta wird mehr als je gepredigt — von Heiden, Muhammedanern und Christen, d. h. Protestanten. Die Katholiken halten die Straßenpredigt für eine Uebertretung des Wortes Jesu, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen soll. Sogar die hochkirchlichen Oxforder Missionare predigen an allerlei Orten und lassen dabei ihren Ritualismus wohlweislich im Hintergrund. Der katholische Polizei-Kommissär wollte die Ordnung einführen, daß jeder Missionar, der an öffentlichen Plätzen zu predigen wünsche, von ihm eine specielle Erlaubniß einholen müsse, und berief sich hiefür auf den Umstand, daß es neulich infolge einer solchen Straßenpredigt zu einem Auflauf und zu Schlägereien gekommen sei. Ein christliches Blatt bemerkt dazu: das sei gerade, wie wenn ein Reiter vom Pferd falle und sich verletze, und fortan niemand mehr ausreiten dürfe ohne specielle Erlaubniß des Polizei-Kommissärs! Nun, das Gericht hat ja gegen ihn entschieden, den Missionaren bleibt also ihre bisherige Freiheit. Lieb war es uns zu hören, daß auch Kesab Tschander Sen und andere hervorragende Eingeborne in dieser Sache für die Missionare Partei genommen. Traurig dagegen ist's, daß der Brahma Samadsch nicht christenfreundlicher wird. Eine Hindu-Zeitung sagt ganz unumwunden: wenn der Brahma Samadsch dem Lande sonst auch nichts genützt habe, so sei doch das ein unbestreitbares Verdienst, daß er manche unerfahrene Jünglinge von den Verführungen der christlichen Religion gerettet habe. Es sei ein großer Gewinn für den Hinduismus, daß der Br. Samadsch ihm diesen Dienst geleistet!

— Auf einer sechswöchigen Reise im Januar und Februar d. J. besuchte Miss. Clough von Ongol aus 52 Dörfer und taufte 1003 Heiden. — Dr. Smith, der Verfasser eines Traktats über diese baptist. Telugu-Mission, hat mit seiner Frau Ongol besucht und dort am 13. März 96 Neubekehrte getauft. Solche Besuche aus Amerika oder Europa sind natürlich eine große Erquickung für die Missionare.

Afrika.

Wieder eine neue Staatseinrichtung ist in Madagaskar eingeführt worden: am 31. März ernannte die Königin zum erstenmal eine Reihe von Ministern und Staatssekretären für die Departements des Kriegs, des Handels, der Erziehung, der Justiz, der Forstwirthschaft u. s. f. Zu-

gleich ist ein neues Gesetz erlassen worden, nach welchem diese Minister ihr Amt zu verwalten haben.

— Dr. Bacheler am Ogove sandte vor einiger Zeit zwei junge Schwarze mit Briefen an den Gabun. Einer wurde unterwegs von den Eingebornen getödtet und aufgefressen, worauf seine Stammesgenossen vom Missionar 350 Dollar Schadenersatz forderten. Durch Vermittelung eines befreundeten Kaufmanns wurde die Summe herabgesetzt, und schließlich kam der Missionar mit 30 Dollar davon. Jetzt bittet er um ein Dampfboot für den Flußverkehr, damit solche Dinge nicht mehr vorkommen und überhaupt die Missionsarbeit erleichtert werde.

— In der Juli-Nummer theilten wir eine Statistik des „Missionary Herald" über Afrika (mit Ausschluß Madagaskars und der andern Inseln) mit. Diesmal wollen wir eine solche von Dr. Irving aus dem „Foreign Missionary" mittheilen. Er zählt 77 amerikanische, 259 britische und 189 kontinentale, zusammen 525 Missionare, ferner 134 ordinirte Eingeborne (28 in amerikanischen, 94 in britischen, 12 — zu wenig — in kontinentalen Missionen), ferner 1190 eingeborne Gehilfen (245 amerikanische, 726 britische, 219 kontinentale), 91,036 Abendmahlsgenossen (6800 amerikanische, 56,437 britische, 27,799 kontinentale) und 45,118 Schüler (4124 amerikanische, 33,781 britische, 7213 kontinentale). In dieser Statistik fehlen aber z. B. die eingebornen Arbeiter der Brüdergemeinde, der Londoner, der Berliner, der Barmer, der Hermannsburger, der Norwegischen Mission. Auf Madagaskar und Mauritius rechnet dann Dr. Irving noch 52 Missionare, 86 ordinirte und 4100 unordinirte Eingeborne, 73,897 Abendmahlsgenossen und 51,767 Schüler.

— Die auf S. 251 erwähnte portugiesisch-katholische Expedition ist am 13. Februar in San Salvador angekommen mit Briefen und Geschenken vom König von Portugal an Dom Petro V., den guten alten König von Kongo, der „noch nie zuvor so prächtige Sachen gesehen", wie er selbst an den baptistischen Missionar Grenfell schreibt. Die 4 Priester haben sich gegen den König von Portugal verpflichtet, wenigstens 5 Jahre im Kongo-Land zu bleiben. Sie sind mit Pomp in San Salvador eingezogen und die baptistischen Missionare dürfen sich auf „Sturm" gefaßt machen. Was diese letzteren betrifft, so haben sie zu Anfang dieses Jahres zwei gleichzeitige Versuche gemacht „Stanley-Pool" zu erreichen: Comber und Hartland nochmals über Makuta, wo sie ja schon einmal von den Eingebornen fast ums Leben gebracht worden wären, Crudgington und Bentley von Vivi aus, dem Nord-Ufer des Kongo entlang. Am 8. Februar brachen sie alle von San Salvador auf. Comber und Hartland mußten sehr bald wieder umkehren, da alle ihre einge-

bornen Begleiter, Träger ꝛc., durch schreckhafte Gerüchte eingeschüchtert, desertirten; die beiden Andern waren glücklicher; ein 21tägiger Marsch brachte sie von Vivi an den ersehnten „Stanley-Pool“; den Rückweg machten sie in 15 Tagen, zum Theil zu Wasser. Herr Stanley war „mehr als höflich, ja sehr freundlich und herzlich“ gegen sie und auf alle Weise bemüht, ihnen zu helfen. Auch die Eingebornen zeigten sich freundlich. Nur als sie im Boot nach Ntamo (Ntamo) auf dem Südufer des Kongo kamen, wurden sie durch 150—200 Schwarze erschreckt, welche, mit Speeren und Messern bewaffnet, ihnen das Landen verboten, bis der Häuptling sie prüfend betrachtet und ihnen gestattet hatte, in die Stadt zu kommen, wo sie denn auch übernachten durften, sich aber nicht sonderlich wohl fühlten. Der Reisende S. de Brazza hatte kurz zuvor einige Ortschaften am Stanley-Pool, sowie zwischen diesem und dem Ogowe-Fluß für Frankreich in Besitz genommen. Ein, wie es scheint, von ihm eingesetzter Polizeisoldat forderte die Missionare auf, nach Nschascha zu kommen: dort wohne der Oberhäuptling. Die Missionare giengen hin, wurden aber von Schaaren Bewaffneter mit dem Tode bedroht: da sie nicht Franzosen seien, seien sie Feinde u. s. w.! Alles Palawern war umsonst, die Missionare mußten froh sein, als sie ein Boot bekamen und wieder aufs Nordufer hinüberfahren durften. Erst nachdem sie diese Reise glücklich vollendet hatten, wurden die beiden vom Fieber befallen, aber nur vorübergehend. Jetzt ist Crudgington auf den Wunsch seiner Kollegen nach England gegangen, um über die Zukunft dieser Mission mit der Kommittee zu verhandeln. In Isangila, bis wohin die von Stanley hergestellte Straße benutzt werden kann, und in Mbu sollen einstweilen Stationen errichtet werden; zwischen diesen beiden Plätzen ist der Kongo schiffbar, und ein eisernes Dampfboot „Plymouth“, das ganz nach Stanleys Angaben und Zeichnungen gebaut ist und für welches ein anonymer Missionsfreund sofort nach Erlaß eines Aufrufs die nöthigen 7400 Mk. geschenkt hat, soll den Verkehr vermitteln. San Salvador will man nicht aufgeben, die Hauptstation aber am Stanley-Pool anlegen. Sechs neue Missionare sollen ausgesandt werden. Auch sind Schritte geschehen, um Savorgnan de Brazzas politischen Geniestreich womöglich wieder rückgängig zu machen und dem Kongo-Fluß den Charakter eines internationalen, freien Verkehrswegs zu sichern. Wenn nur den Protestanten am Stanley-Pool Ruhe gelassen würde! Aber schon ist ein Pater Argourd von der französischen Mission in Landana damit beschäftigt, eine katholische Missionsexpedition dahin zu führen. Er erhielt zwar weder in Boma, noch in Mossuko, wo die Baptisten ihr Güterdepot haben, noch in Noki Träger, und die gegen

ein reichliches Geschenk an Rum vom König Kangan Pekka erhaltenen Leute giengen wieder durch; der Pater will nun aber vom Gabun und Ogowe her sein Ziel zu erreichen suchen!

Todesfälle.

Am 21. December 1880 starb in seiner Heimat der baptistische Prediger Subha Tschand. Er war der älteste Sohn eines Großgrundbesitzers in Rona bei Delhi, wo er vor 20 Jahren zum erstenmal das Evangelium hörte, ein Hindi-N.T. kaufte und in seine Heimat mitnahm, um täglich ein paar Stunden darin zu lesen, natürlich heimlich — draußen auf dem Felde. Nach 6 Monaten war er im Herzen ein Christ, ja stellte sich bei den Missionaren in Delhi ein und bat um die Taufe. Warum er denn getauft sein wolle? Weil Christus ausdrücklich befohlen habe, die an ihn Gläubigen zu taufen, sich auch selbst von Johannes habe taufen lassen. Ob denn die Taufe ihn selig machen werde? Nein, Christus sei der einzige Seligmacher, die Taufe aber sei ein Abbild seines Todes und seiner Auferstehung, sowie ein Gleichniß der Abwaschung unsrer Sünden. Die Baptisten waren mit diesen Antworten natürlich sehr zufrieden und tauften den jungen Mann mit Freuden. Nur einige Tage blieb derselbe bei ihnen, dann gieng er, mit Traktaten und Evangelien bewaffnet, nach Rona zurück. Es folgte daselbst ein Aufruhr. All seine Versicherungen, daß das Christenthum nicht in Branntweintrinken und Fleischessen bestehe, daß er in allen äußeren Dingen ein Hindu bleiben wolle u. s. w. halfen nichts; Subha Tschand wurde ausgestoßen und mußte, von Weib und Kindern verlassen, unter einem Baum auf dem Feld seine Wohnung aufschlagen. Monatelang war er hier mit seiner Bibel und mit seinem Gott allein, von allem Verkehr mit den Dorfbewohnern, sogar von dem Dorfbrunnen abgeschnitten. Er blieb aber fest. Gott bekannte sich wunderbar zu ihm, versorgte ihn und sein Feld mit Wasser, ließ es ihm gelingen, eigenhändig den Dorftempel sammt dem Dorfgott darin zu zerstören, schützte ihn vor allerlei Anschlägen, die auf sein Leben gemacht wurden und schenkte ihm zudem einen Geist der Sanftmuth und Liebe, so daß er all seinen Feinden vergeben und die segnen konnte, welche ihm fluchten. (Näheres darüber findet sich im Baptist Magazine 1863, März.) Jahrelang zog nun Subha Tschand predigend von Ort zu Ort und bereiste so den ganzen Nordwesten von Indien. Erst kurz vor seinem Ende kam er wieder nach Rona, um noch einmal vor seinen alten Kastengenossen das Zeugniß seines Glaubens abzulegen und seinen Sohn, der ebenfalls ein evangelischer Prediger geworden ist, zu bitten, daß er ihn unter dem Baum begrabe, wo er einst sein Herz dem Herrn geschenkt und wo er in der Zeit der Anfechtung ein Bethel gefunden. Die triumphirende Sterbensfreudigkeit, mit welcher er dem letzten Feind ent-

gegen gieng, hat auch auf seine noch heidnischen Verwandten einen tiefen Eindruck gemacht, so daß sie nun auch Jünger Jesu zu werden wünschen und um christlichen Unterricht bitten.

Am 21. December 1880 wurde der Baptisten-Miss. J. O. **Westrup** in Mexiko von einer Indianer-Bande ermordet.

Allerlei.

Neulich kam uns Nr. 3 einer **neuen Art von Missionsblatt** zu. Dasselbe heißt: „**The Missionary.** A quarterly record of missionary events" und wird herausgegeben von Bywater, Perry & Co., 11, Queen Victoria Street, London. Jede Nummer enthält auf 8 Seiten alle möglichen **Personal**-nachrichten aus den wichtigsten englischen und amerikanischen Gesellschaften, auch aus der Brüdergemeinde; die übrigen 8 Seiten sind mit Annoncen gefüllt. Der Hauptzweck scheint der zu sein, das Geschäft des Herausgebers, welcher sich allen Missionaren in der ganzen Welt anbietet, zu empfehlen. Man kann alles von ihm beziehen und zwar zu Fabrikpreisen. Er versichert, schon 10 Jahre lang mit etwa 600 Missionsleuten in Geschäftsverbindung zu stehen. Jedem Missionar, der darum bittet, sendet er das neue Blatt unentgeltlich zu.

Bücherschau.

Ferd. Hirt's **Geographische Bildertafeln.** Eine Ergänzung zu den Lehrbüchern der Geographie, insonderheit zu denen von E. v. Seydlitz. Herausgegeben von Dr. A. Oppel und A. Ludwig unter Mitwirkung von vielen hervorragenden Fachmännern. Erster Theil: Allgemeine Erdkunde. 1881. Ferd. Hirt. Breslau.

Daß unter der Leitung geistreicher Lehrer diese schön ausgeführten und nur wirklich Brauchbares liefernden Bildertafeln in der Schule von großem Nutzen sein werden, versteht sich von selbst. Worauf wir besonders aufmerksam machen möchten, das ist die Verwendbarkeit derselben auch im Haus, im Familienkreis. Jeder gebildete Missionsfreund ist ja auch ein Freund der Geographie und Ethnographie, und gerade den Kindern läßt sich so zu sagen auf geographischem Wege ein gut Theil Missionskenntniß beibringen. Aus vorliegendem ersten Theil sind für diesen Zweck die Völkertypen (64) und die Tafeln über Reisen, Verkehrsmittel und Jagden besonders geeignet. Mit Freuden empfehlen wir unsern Lesern dies schöne Werk. Jeder Bilderbogen ist einzeln zu 20 Pf. zu haben, die complete Sammlung (24 Bogen mit 324 Holzschnitten 2c.) zu 3.60 (brochirt), 4.50 (einf. geb.) und 5 Mk. (Prachtband) zu haben.





Papua-Mädchen mit einem Lieblingsferkel.

La Lomo, der Fetisch-Prophet.

Von H. Bohner.

Erster Theil.

Owu als Wongtschä.

13. Neue Schicksalsschläge.

Owu's Geschäft war im besten Flor. Als Wongtschä wurde er viel in Anspruch genommen und seine Felder lieferten ohnehin einen guten Ertrag. Kassade, Erdbohnen und -Nüsse, sowie verschiedene große und kleine Kürbisse, deren harte Schalen den Negern nicht allein ihre Trinkgefäße, Pulverhörner, Schnupftabaksdosen rc. rc., sondern auch die Fässer ersetzen müssen, baute er in großer Menge. Daneben reckten die in die Grasebenen gepflanzten Wein- oder Oelpalmen ihre spitzen, fächerähnlichen Blätter so gewaltig in die Höhe, daß Owu mit Recht auf ihren baldigen Ertrag rechnen konnte. Bis dahin mußte er darauf verzichten, sein eigenes Oel auf den Markt oder an die Küste zu bringen. Inzwischen suchte er durch die Seinigen doch in Palmöl Geschäfte zu machen. Er wußte, daß Kürbisse auf dem Gebirge nicht gedeihen, daß man aber dort derselben zum Aufbewahren des Oeles sehr bedürfe. So sandte er denn bald nach der ersten Ernte seinen Sohn und Neffen mit einem halben Dutzend großer und einem ganzen kleiner ausgehöhlter Kürbisse, wies sie an, wie sie dieselben verkaufen und mit dem erlösten Gelde Palmöl einkaufen sollten. Der Erfolg war ein sehr guter; denn nach einigen Tagen brachte jeder von ihnen ca. 20 Liter Oel und auch noch etwas baar Geld. Das erstere trugen sie Tags darauf an die Küste, woselbst sie es gut an die Europäer verkauften. Mit dem erlösten Gelde aber kauften sie dort Fische, Salz und Tabak, welche dann Owu's Frau auf dem nahen Markt wieder verkaufte. Auf diese

Weise hob sich sein Wohlstand zusehends. Ein Sack von Muschelgeld reihte sich an den andern, und er dachte schon daran, einige zu begraben oder aber, wenn es angehe, in Silber umzuwechseln, um nicht als reicher Mann zu erscheinen oder lüsterne Augen in Versuchung zu führen. Sollte sein Baarvorrath bis zu 50 Dollar angewachsen sein, dann wollte er damit einen Sklaven kaufen, um das Geschäft noch schwunghafter betreiben zu können. Und was wird dann Mensa Kwao sagen? Owu dachte sich an diesem dadurch zu rächen, daß er immer mehr auf seiner Bahn vorwärts schreite, bis er als eigentlicher Fetischprophet (Gbalo) auftreten könne. Daß ihm bei diesem Vorhaben derselbe viel heimlichen und öffentlichen Widerstand leisten würde, war Owu klar, er hoffte aber mit Unterstützung seiner Freunde doch den Sieg davon zu tragen.

So schwelgte Owu schon im Voraus in dem Ruhm, welchen ihm diese neue Würde bringen sollte, als plötzlich eine verhängnißvolle Störung seines Glückes eintrat. Die beiden jungen Leute waren wieder mit Oel an die Küste gegangen; aber, obgleich die Sonne schon tief im Westen stand, noch nicht zurückgekehrt. Schon wiederholt war Owu auf den Weg gegangen und hatte nach ihnen sehnsüchtig ausgeschaut, ohne daß er einen Laut von ihnen vernahm. An andern Tagen waren sie immer früh am Vormittag gekommen. Da endlich, es dämmerte schon, kommt Odoi allein, ganz abgemattet und erhitzt. Owu erschrak; doch faßte er sich, grüßte und fragte dann, warum er allein komme und wo seine Last sei. Odoi erzählte: „Gestern, als wir unser Oel verkauft und unsere Einkäufe gemacht hatten, giengen wir, wie immer, nach Kwantanang zurück, um dort zu übernachten und am Morgen heim zu kommen. Als wir zu Nacht gegessen hatten, giengen wir mit unserm Freund Amon auf ein benachbartes Dorf spazieren, und da wurde Anang von einer Schlange gebissen. Wir liefen sogleich heim, Herr Koi, Kwamli und andere nahmen ihn in die Kur, mich aber sandte man, weil der Biß gefährlich sei, sofort an die Küste, seine Mutter zu rufen. Diese gieng heute Morgen mit mir nach Kwantanang, hat mich aber jetzt geschickt, daß ich dir sagen soll, du möchtest schnell kommen, die Krankheit sei sehr schlimm.“ Owu schüttelte bedenklich den Kopf, und als er endlich gar erfuhr, was für eine Schlange den Jungen gebissen, da meinte er bei sich selbst, von Hilfe werde da keine Rede mehr sein. Er aß schnell etwas zu Nacht und begab sich dann auf

den Weg, zu sehen, ob er seinen ihm lieb und nützlich gewordenen Neffen noch beim Leben antreffe oder nicht.

Eilen wir ihm voraus, um uns den Kranken und seine Umstände ein wenig anzusehen. Als der Jüngling den Biß der Schlange fühlte, schlenkerte er unwillkürlich mit dem Fuß das Thier bei Seite, rief den Begleitern zu, es habe ihn etwas in die große Zehe gebissen und rannte schnurstracks, nicht in sein Absteigequartier, sondern in das Haus der berühmten Schlangendoktoren Koi und Kwamli. Diese legten sogleich Hand an. Während einer den Fuß fest unterband, sog der andere mit dem Munde das Gift aus der Wunde. Dann wurde der Fuß mit einem Messer gehackt, daß er blutete, und in diese Schnitte eine scharfe Salbe gerieben. Ein anderes Mittel wurde ihm in Branntwein gereicht. Zwei Mann rieben ihn beständig und ein dritter hielt ihm den Kopf in die Höhe, um das Einschlafen zu verhindern. Dessenungeachtet schwoll aber der Fuß immer mehr an und schien aller Kunst und Anstrengung der Aerzte zu spotten. Man verstärkte die Medizin und hüllte den ganzen Kranken in einen dicken Rauch ein. So traf ihn seine Mutter, die sich darob vor Gram und Kummer fast nicht zu helfen wußte. Bald jammerte sie laut, bald starrte sie stumpfsinnig und niedergeschlagen vor sich hin, bald fiel sie den beiden Brüdern zu Füßen und bat sie, doch ja ihr Bestes zu thun und ihr Kind zu retten. Was ihr so schrecklich war beim Gedanken an seinen Tod, waren zwei Umstände. Einmal hatte sie sich daran gewöhnt, in diesem Sohne ihren einstigen Versorger zu sehen, und dann hatte Anang — obgleich schon erwachsen — die Mannbarkeitskostüme noch immer nicht gemacht und hätte deßwegen nach Negerbrauch ohne Sarg, ohne Todtenfeier begraben werden müssen. Bittere Regungen gegen Owu stiegen in ihrem Herzen auf: warum hatte er ihren Anang so geizig behandelt? warum ihm nicht ein Gewehr gekauft? Sein eigener Sohn hätte ja gut noch ein Jahr länger „dienen" können, dann hätte man Geld zu Anang's Mannbarkeitskostüme gehabt. Als sie einmal wieder so dachte, und zwar hörbar, trat Owu in den Hof. Er erschrak über den Anblick seines Neffen so, daß ihm kein Gedanke kam, sich den Vorwürfen seiner Schwester gegenüber zu rechtfertigen. Denn die Geschwulst hatte schon den Unterleib erfaßt und schien mit jedem Augenblick zu wachsen. Das Thier, welches ihn gebissen, war schon an und für sich ein gefährliches; dazu kam

noch, daß es nicht unversehens oder zur Selbstvertheidigung, etwa weil der Kranke darauf getreten, sondern wahrscheinlich in der Absicht, ein Thier zu treffen, also mit voll geladenem Giftzahn ihn gebissen hatte. Als Owu Herrn Koi sah, machte ihm dieser Muth. Er solle nicht weinen; es sei zwar schlimm, aber mit Gottes Hilfe*) könne noch geholfen werden. Es komme ihm vor, die gebissene Zehe fange an besonders schlimm zu werden; geschehe das, dann verliere er diese wahrscheinlich, aber das Gift erhalte dadurch einen Ausweg. Diese Vermuthung trat wirklich ein und das Leben des Jünglings war gerettet. Bis man aber dieses sicher wußte, hatte Owu, so nahe ihm selber die Sache auch gieng, noch viel an seiner Schwester zu trösten. Er meinte, das Butuwo (jene Mannbarkeitsfeier) habe nicht viel zu sagen. Zwar früher sei es anders gewesen; da habe einer, der es noch nicht gemacht, mit andern Erwachsenen weder essen noch trinken, keine Kopfbedeckung noch Sonnenschirm tragen, zum Abschneiden der Nägel an Händen und Füßen kein Messer, sondern nur eine Glasscherbe benützen dürfen &c. Jetzt thäten aber die jungen Leute das Alles, deßhalb versichere er sie, Anang möge sterben, wann er wolle, jedenfalls erhalte er einen Sarg, auch wisse er ein sicheres Mittel, ihm dazu zu verhelfen, daß er (beim Sterben) „den Heimweg finde." Sollte er aber wieder gesund werden, dann stehe er dafür ein, daß Anang unmittelbar nach dem Homowo sein Butuwo feiere.

Die Fußwunde war endlich besser geworden. Owu war des Weilens in der Fremde müde, auch war der Aufenthalt in Kwantanang kostspielig. So trieb er denn, sobald der Kranke ein wenig gehen konnte, seine Schwester an, sich langsam mit Anang auf den Weg nach Donja zu machen, wo Lebensmittel in Hülle und Fülle seien. Er selber wolle noch kurz Vater Odonko Bescheid sagen und dann nachkommen. Ehe er gieng, zahlte er den Brüdern Koi ihre mäßige Forderung, 18 Mark.

In Donja hatte Odoi mit seiner Mutter, so gut er konnte, die Oekonomie besorgt. Doch mußte manche Arbeit ungethan liegen bleiben und vom Oelhandel konnte keine Rede sein. Nun Owu wieder eingetroffen, nahmen alle Geschäfte einen neuen Aufschwung. Anang zwar konnte beim Oelgeschäft gar nicht und beim Ackerbau

*) Koi war ein Christ.

nur wenig mithelfen. Aber sein Onkel wußte auch ihn geschickt auszunützen. Sein Nachbar hatte eine Menge abgeölter Palmnüsse,*) für welche er anders keine Verwendung wußte, als sie zu verbrennen.

Owu bat ihn, ihm dieselben gegen eine kleine Portion Brennholz abzutreten, was auch geschah. Nun hatte Anang einen schönen und dabei gewinnbringenden Zeitvertreib, denn er mußte den ganzen Tag solche Nüsse aufklopfen, deren Kerne, an die Küste gebracht, ein schönes Stück Geld abwarfen. Dem Oelhandel lag Odoi mit den beiden Frauen ob. Seine Schwester wußte Owu mit folgenden Worten hiezu zu animiren. „Siehe," sagte er, „viel Geld habe ich nicht. Du hast gesehen, welche Summe ich in Kwantanang für Fische, Korn und Stockjams ausgegeben, du weißt, daß ich obendrein auch noch die Heilung bezahlt habe! Auch wirst du begriffen haben, daß ich im Hause eines Fremden, ‚der Gottes Sache ißt,' nicht meinem ‚Geschäft' obliegen und dadurch Geld machen konnte. Dessenungeachtet bin ich aber meines Versprechens, Anangs Butuwo betreffend, eingedenk, und ich sage dir heute, es soll dich keinen Kreuzer kosten, sondern ich trage alle Kosten allein. Nur das verlange ich, daß du hie und da mit Odoi auf das Gebirge gehst. Seid ihr fleißig, dann darf dein Sohn bei seinem ersten Gang an die Küste sich sein Gewehr kaufen." Diese Zeit kam denn auch nach und nach heran, und es war große Freude im Haus, als der Junge eines Tages mit einem 7 Fuß hohen Steinschloßgewehr von der Küste heimkam. Es wurde blank geputzt, mit Oel abgerieben und so mit großem Stolz den Kameraden gezeigt, von welchen es einer um den andern probirte und seine Vortrefflichkeit lobte.

Nun war aber noch viel zu thun. Es mußte aus Wälschkorn Malz gemacht und Bier gebraut werden. Lebensmittel und Brennholz waren an der Küste sehr theuer. Owu zog deßhalb vor, seine eigenen Produkte hinbringen zu lassen. Die härteste Nuß war aber, den zur Feierlichkeit nöthigen Schmuck zu bekommen. Solchen zu kaufen, konnte Owu nicht in den Sinn kommen, aber auch das Entlehnen war schwierig und theuer, denn die Eigenthümer rechneten

*) Die kastaniengroßen Nüsse der Oelpalme wachsen in Büscheln von 2—600 Stück. Sie haben eine sehr harte Schale und enthalten 1—2 Kerne. Um die Nuß herum sitzt aber eine Linie dick ein gelbes Mark. Von der Nuß abgepreßt, gibt es das längst im Handel bekannte Palmöl. Auf die Verwendung der Kerne ist man noch nicht sehr lange gekommen (ca. 1868).

auf hohe Zinsen von ihrem darin angelegten Kapital. Und neben diesem Allem mußte noch tüchtig Geld verdient werden, wenn anders Homowo und Butuwo ohne Schulden sollten vorübergehen. Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, und die Familie konnte sich mit ihren sieben Sachen an die Küste begeben.

Wir sind in La. Es ist dunkle Nacht und lautlose Stille herrscht auf den Straßen. Kein Mensch ist zu sehen, nur hie und da schleicht sich eine Figur dem Schatten der Häuser entlang. Da, auf einmal ertönt der Ruf: „Halt, packet den Hund, den Taugenichts, schlagt ihn todt!“ Es entsteht ein furchtbares Rennen, man hört die schändlichsten Schimpfworte und ebenso kräftige Hiebe fallen, bis sich der Lärm gegen die See hin verliert. Es war Anang, der gieng oder vielmehr lief, um in der See die heilige Waschung vorzunehmen. Am Tag vorher hatte er, unterstützt von Odoi und andern Kameraden, sich eine kleine, runde Hütte gebaut, in welche ihn die letzteren am Abend nach althergebrachter Sitte einsperrten. In der Nacht mußte er diese Hütte zerstören und durch das Schimpfen und die Schläge seiner Altersgenossen hindurch in der See ein Bad nehmen. Der Rückweg geschah auf gleiche Weise.

Am Morgen war Festtag. Anangs Haupt wurde von einem seiner Freunde geschoren; ein sorgfältiges Waschen, Salben, Kämmen und Schmücken folgte, worauf sich die Familie (im weiteren Sinne) zu einem Festmahl niederließ. Nach diesem stellten sich Freunde und Verwandte in großer Anzahl ein. Jeder brachte außer seinem eigenen Sitz für den Helden des Tages ein kleines Geschenk an Muschelgeld mit. Die Biertöpfe wurden herbeigetragen und einer um den andern geleert. Wiederholt machte die Kürbisschale im Kreis die Runde. Als sie zum letzten Male gefüllt wurde, reichte man sie Owu zum „Gebet“. Alle erhoben sich und dieser rief nun in seiner Eigenschaft als Familienhaupt zuerst Gott, dann der Väter und Urväter Fetische, sowie die Schutzgeister der Familie an. Für jeden hatte er einen besonderen Dank, jeder bekam sein Trankopfer hingeschüttet, bis er schließlich den Rest selbst trank und mit dem bekannten Refrain („wir haben gesegnet“) schloß. Hiemit war der ceremonielle Theil des Festes zu Ende. Der männliche Theil der Versammelten blieb aber noch lange in gemüthlicher Unterhaltung bei einander. Anang erzählte seine Erlebnisse vom letzten Jahr. Ein nachdenkender Kopf wollte Aufschluß über das Butuwo haben.

Owu ertheilte sie wie folgt: „Du weißt doch, daß unsere Väter das Bauen der eckigen Häuser erst von den Europäern gelernt haben. Vorher verstanden sie nur runde Hütten zu bauen, wie unsere Fetische und Propheten sie heute noch haben. Als man nun das Wohnen in denselben aufgab, beschlossen unsere Alten, daß jeder Jüngling nicht eher seine Mannesrechte antreten dürfe, als bis er einmal in einem solchen runden Haus geschlafen. Dieses runde Haus hießen die Alten »mutu«, woraus ihr jetzt »butu« gemacht habt.“ (Wo heißt schlafen, also butuwo schlafen in der butu [Hütte].) „Aber was bedeutet denn das Schimpfen, Schlagen und Waschen?“ — „Das will ich dir sagen,“ fiel ein alter Nachbar ein. „Damit soll ein Jüngling von allem Fluch, Unheil und Schmutz, der sich an ihn angehängt hat, gefegt werden.“ — „So ist's,“ bestätigte ein anderer, „in meiner Heimat hat ein Jüngling sich einen Ochsenschädel zu kaufen, Stirne, Brust und Schultern mit Rothholzbrei zu bemalen und dann sieben Tage lang auf dem Schädel zu trommeln, damit alles Fluchwürdige an ihm in den Schädel geht, um dann mit diesem weggeworfen zu werden.“ Unter solchen Gesprächen war der Abend herbeigekommen und die Gesellschaft gieng vergnügt auseinander.

Die Festzeit war aber für unsern jungen Freund noch keineswegs zu Ende, sie begann jetzt erst recht. Denn in den nächsten vier Wochen sehen wir ihn nichts anderes thun, als sich am Morgen sorgfältig in den geborgten Schmuck werfen und mit einem grünseidenen Schirm in La und den umliegenden Städten herumstrolchen und bei Freunden und Verwandten Besuche machen. Ueberall gab es nicht allein etwas Gutes zu essen, sondern auch noch ein Gläschen Rum zu trinken. Die jüngern Freunde, welche er besuchte, waren aber so freundlich, seine Besuche zu erwidern. Ja, öfters stellten sie sich in großer Anzahl am Nachmittag oder Abend ein, brachten Trommeln mit und führten vor Owus Hause zu Ehren seines Neffen ihre Tänze auf. Anangs Mannsgefühl schwoll, aber für seinen Onkel hatte das Ganze eine recht dunkle Schattenseite. Die Besuchenden wollten bewirthet und die Tanzgesellschaft mit Rum regalirt sein. Ein Huhn um das andere mußte gekauft, eine Flasche Rum nach der andern in der Schenke geholt werden, und als die Festzeit zur Neige gieng, hatte Owu, den der Homowo schon viel gekostet, nicht Geld genug, alle, theilweise ohne sein Wissen gemachten Schulden

zu zahlen. Er hätte deßhalb gute Lust gehabt, es zu machen wie andere und seinen Neffen zu verpfänden. Allein er fürchtete, hiedurch Schande auf seinen Namen zu bringen, auch rechnete er mit Recht darauf, daß Anang angesichts der Schulden, die er gemacht, viel demüthiger und fleißiger sein würde, als andere junge Leute, die oft nach dieser Feier nicht mehr viel von Zucht und Ordnung wissen wollen. So zahlte er denn, was er konnte, und bat den Rumverkäufer — es war nicht Herr Holm — mit dem Rest etwas Geduld zu haben. Nicht wenig enttäuscht und niedergeschlagen begab er sich mit den Seinigen auf sein Dörflein zurück. Statt des Sklaven, von dem er schon geträumt hatte, begleitete ihn eine nicht unbedeutende Schuld, und von dem Erlangen der Prophetenwürde konnte einstweilen keine Rede sein. Er hatte nicht einmal gewagt, seinem Gönner Odonko etwas von diesem geheimen Ziel seines Strebens zu sagen.

---

14. Owu hört eine Missionspredigt.

Wir sind in dem Negerdorf Ajikuma. Eine große Anzahl Menschen, Einheimische und durchreisende Händler, sind auf der Straße versammelt. Auch ein Missionar, von einem schwarzen Evangelisten und einigen andern Christen begleitet, hat sich eingestellt und unter dem Schatten eines Baumes auf einem Schemel Platz genommen. Nachdem man ihm und seinen Begleitern Wasser gereicht hat und die üblichen Grüße gewechselt sind, erhebt sich der Europäer und ladet sämmtliche Anwesende ein, herzuzutreten und auf die gute Botschaft zu hören. Es geschieht. Die Frauen schaaren sich besonders, die Männer besonders. Einige versehen sich mit Schemeln, andere lassen sich auf Baumstämmen nieder, andere hören stehend zu. Nun stimmt der Missionar einige Verse des Liedes „Jesus Christus herrscht als König" an und seine christlichen Begleiter singen kräftig mit; die Heiden hören zu. Dann erhebt sich der Evangelist, spricht ein kurzes Gebet und redet endlich die Anwesenden an: „Väter, Mütter und Geschwister! Keine Sache ists, sondern wir sind gekommen, euch zu besuchen und euch Gottes Wort zu verkündigen. In demselben ist hier gesagt (er schlägt hier sein Testament auf und liest): „In keinem andern ist Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen

selig werden, als der Name Jesu Christi." Meine Freunde! In diesen wenigen Worten ist eine Sache erwähnt, die sehr süß ist und die uns allen Noth thut, nämlich Heil, Lebensrettung, Seligkeit. Doch, sind wir denn krank, ist denn unser Leben in Gefahr, daß wir der Heilung oder Rettung bedürfen? Ja, gewiß sind wir krank, du und ich, wir alle. Wenn wir auch dem Leibe nach gesund sind, so sind wir doch der Seele nach krank, und was uns da Noth thut, ist gerade das jiwalaheremo (Heil), von dem ich soeben gelesen habe. Ihr selber fühlt es auch, daß ihr krank seid. Wenn nicht, warum gehet ihr denn Tag für Tag zu den Wongtschä, um, wie ihr selbst sagt, „Leben" zu kaufen. Würdest du Leben kaufen gehen, wenn du nicht fühltest, du bedürfest solches? Oder warum geben wir uns so viel Mühe mit musukpamo? (musu = Fluch, kpamo = Wegwischen). Doch weil wir fühlen, daß ein musu auf uns liegt, der uns nicht glücklich sein läßt und den wegwischen zu können der Wongtschä vorgiebt. Sind wir denn Thoren? Lieben wir unser Geld nicht? Doch, wir lieben es; aber wir wissen, daß ‚Leben mehr werth ist als Geld', wie schon die Alten gesagt haben. Wer nun aber so zum Wongtschä läuft, um Leben zu kaufen oder den musu wegwischen zu lassen, der beweist dadurch, daß er krank ist. Aber weiß denn der Wongtschä, worin die Krankheit besteht, oder woher der musu kommt? Fraget ihn doch einmal; gewiß, er weiß es nicht. Wir wüßtens auch nicht, meine Brüder, aber da in Gottes Wort ist es uns gesagt. Da hören wir, daß Gott die Menschen nicht so kümmerlich und elend erschaffen hat, wie wir heute alle sind, sondern daß er sie gut und glücklich erschaffen hat. Am Anfang, als Gott die Welt schuf, da hat er auch die Menschen gemacht. Er schuf ein einziges Ehepaar, Adam und Eva, von welchem alle Menschen, schwarze wie weiße, abstammen. Diese beiden Menschen that Gott in einen schönen Garten, wo sie in seiner Gemeinschaft, gleich lieben Kindern in der Nähe ihrer Eltern, glücklich und vergnügt lebten. Sie wußten nichts von Krankheit und Tod, Schweiß und Thränen, sie genossen vollkommenen Frieden, und was wir heute musu nennen, kannten sie nicht. Gott war ihr Schöpfer und Vater und als solcher hatte er ihnen ein Gebot gegeben: Sie durften essen von allen Baumfrüchten im Garten, nur von Einem Baum, der mitten im Garten stand, sollten sie nicht essen. Dieses Gebot war nicht schwer, denn weder Hunger noch Durst plagte sie. Aber dessen

ungeachtet gelang es dem abonsam (Teufel), dem bösen Feind Gottes und der Menschen, zuerst das Weib und dann durch dasselbe auch den Mann zu verführen, so daß sie von den verbotenen Früchten aßen. Was geschah? — Kannst du länger in deines Vaters Hause bleiben, wenn du seine Gebote nicht hältst? Gewiß nicht! Dein Vater kann und wird es nicht zugeben. Gott hatte den Menschen den Tod gedroht, und dem Recht nach hätten sie sogleich sterben müssen. Aber er hatte Erbarmen mit ihnen und trieb sie nur aus dem Garten hinaus. Bist du aber glücklich, wenn du aus deines Vaters Hause verstoßen bist, wenn du deines Vaters Angesicht nicht mehr sehen darfst? Gewiß nicht. So ist es denn auch von da an um das Glück der Menschen geschehen gewesen. Furcht und wieder Furcht, Krankheit, Noth und Tod sind als die Folgen ihrer Sünde ihnen auf den Fersen gefolgt. Sie wurden musuafoi (mit dem musu behaftete, Verfluchte) und wären als solche elend zu Grunde gegangen, wenn Gott nicht ein jiwalaheremo (Heil) für uns erfunden hätte. Wie konnte dieses aber zu Stande kommen? Wenn du von deinem Vater verbannt bist und unglücklich in der Fremde umherirrst, so kannst du nur dann in deines Vaters Haus zurückkehren, wenn deines Vaters Zorn gesühnet, wenn das wieder gut gemacht ist, was du durch deinen frühern Ungehorsam verdorben hast. Aber kannst du dieses selber thun? Nein. Oder kann ein Dieb für den andern um Gnade bitten? Nein. So konnten auch Adam und Eva nicht sich selber mit Gott versöhnen, denn beide hatten gesündigt, und weil ein Krebs immer wieder einen Krebs und nie einen Vogel erzeugt, so konnten die in Sünde gefallenen Menschen auch nur sündige Kinder erzeugen. Ja noch mehr, je mehr die Menschen zunahmen, desto mehr wuchs auch die Sünde, wie wir es ja unter uns mit eigenen Augen sehen. Weil nun auf diese Weise kein Mensch im Stande ist, Gott zu versöhnen und die Schuld unsrer Uebertretungen zu bezahlen, hat sich der Sohn Gottes, Jesus Christus, unsrer erbarmt, und ‚unser Leben gerettet'. Wer ist dieser Jesus, und wie hat ers gemacht, um unser Leben zu retten? — Habe Geduld, ich will dir alles erzählen."

Hier trat eine kleine Unterbrechung ein. Während der Evangelist die paar letzten Sätze sprach, kreuzte eine Anzahl Personen das Dorf. Es waren Leute, die im Begriffe waren, auf ihre Plantage zu gehen. Zuvorderst trippelte ein kleiner Knabe von etwa

6 Jahren. Dann folgte eine Frau, einen Korb auf dem Kopf und ein kleines Mädchen auf dem Rücken tragend. Derselben schloß sich ein etwa dreizehnjähriger Bursche an, mit einem großen Wassertopf beladen. Der nächste, ein achtzehnjähriger, trug in einem Korbe drei Hauen und auf der Schulter ein Gewehr. Den Schluß machte ein Mann in den besten Jahren, ebenfalls ein Gewehr auf der Schulter und eine kleine Pfeife im Munde tragend. Jetzt hatte die kleine Karawane die Stelle erreicht, wo die Versammlung stattfand. Ausweichen konnten sie nicht; so machten sie denn Halt und fiengen an zu lauschen, was denn da verhandelt werde. Der Alte stellte sein Gewehr ab und gieng in eines der anstoßenden Gehöfte, um sich eine frische Kohle auf seine Pfeife zu stecken. Als er von da zurückgekehrt war und ebenfalls ein wenig gelauscht hatte, ergriff er sein Gewehr und begann die Frau, sowie die beiden Jünglinge zu zupfen, sie sollten nur weiter gehen. Das bemerkte aber der Missionar, stand auf, gieng auf den Fremden zu, faßte ihn bei der Hand und sagte: „Onukpa (Alter), ich bitte dich, habe ein wenig Geduld. Komm, sitze hieher und höre mit den Deinigen auch das Wort Gottes an.“ — „Meister, ich muß auf meine Plantage gehen, ich bin ein Bauer.“ — „Schon gut; aber nicht wahr, von dem da Droben erwartest du Regen und Sonnenschein?“ — „Ja.“ — „Aber wie kannst du nun so undankbar sein und nicht einmal sein Wort anhören wollen?“ — „Dschogbang (Gut)!“ sagte nun der vom Missionar Gepreßte und blieb stehen. Es war unser Wongtschä, der bis dahin der Straßenpredigt geflissentlich aus dem Wege gegangen war, weil er die Sache Gottes eben für eine Sache der Europäer hielt und glaubte, daß alles, was der Missionar rede, ihn und alle Schwarzen nicht im geringsten angehe. Auch dieses Mal war es keineswegs Mangel an Zeit, was ihn der Predigt gegenüber so ungeduldig gemacht hatte. Daß er nun doch blieb, geschah nur, um, wie er später sagte, das Angesicht des Europäers nicht zu beschämen. Derselbe hatte ihm ja einmal eine Wohlthat erwiesen, und ein Dienst ist doch des andern werth.

Der Evangelist fuhr nun in seiner Rede fort und zeigte in einfältig kindlichen Worten, wie der ewige Sohn Gottes vom Himmel gekommen und Mensch geworden sei, wie er auf Erden gelebt und gewirkt; wie er dann für die Menschen gelitten und zuletzt den blutigen Kreuzestod erduldet habe, wie er also das Lamm Got-

tes geworden, durch dessen Tod die Sünden aller Menschen gesühnet worden seien u. s. f. „Wir Menschen hatten den Tod verdient und diesen Tod hat Jesus für uns erlitten. Wir hatten uns dem abonsam (Teufel) zum Pfand oder in Knechtschaft hingegeben, Jesus ist gekommen und hat uns durch seinen Tod befreit. Er starb und wurde begraben, aber der Tod konnte den Sohn Gottes nicht halten; am dritten Tage ist er aus dem Grabe erstanden. Dann ist er noch vierzig Tage bei seinen Jüngern geblieben, hat dieselben unterrichtet und ihnen den Befehl gegeben, hinzugehen in alle Welt, Alle zu seinen Jüngern zu machen. ‚Denn, hat er gesagt, wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, wird verdammet werden.‘ Dann ist er vor ihren Augen gen Himmel gefahren, von wo er aber einst am Ende der Tage kommen wird, Gericht zu halten. Das ist die Botschaft, welche uns zu bringen, ‚unser Meister da‘ sein Vaterland verlassen hat. Es ist ein gar süßes Wort, denn wir wissen nun, daß Gott mit uns ausgesöhnt ist, daß er unser Bestes will! Aber wie ist es denn, mein Bruder, wenn dir jemand deines Vaters Haus wieder erschlossen, oder wenn dich dein Onkel aus der Knechtschaft befreit hat, was hast du dann zu thun? Weiter in der Irre zu gehen oder beim alten Herrn zu bleiben? Mit nichten, dann würde ja die dir erwiesene Wohlthat vereitelt. Umzukehren hast du, ins Vaterhaus zurückzukommen, dem Onkel dich dankbar zu erweisen! Nicht wahr? Aber seht, machet ihr es denn so? Ihr geht ja alle noch in der Irre, ihr dienet ja alle noch dem alten Herrn, dem abonsam!

Darum sind wir gekommen, euch zu bitten: Kommet zu Jesus, werdet seine Jünger. Dann werdet ihr in eurem Herzen erfahren, was jiwalaheremo ist, denn ihr werdet frei werden vom musu, ihr werdet hedschole (Frieden) empfinden in euren Herzen und nach dem Tode werdet ihr eingehen in eures Vaters Haus, denn ihr seid mit ihm ausgesöhnt. Verachtet ihr aber diese Versöhnung, dann erwartet euch nach eurem Tode die ewige Verdammniß. Meine Freunde! Wir alle haben Frieden nöthig; viele aber suchen ihn bei den Wongtschä, und was soll ich euch von diesen sagen? Sie sind die größten Betrüger, die es giebt. Denn glaubet es mir: es giebt überhaupt gar keinen Fetisch; gäbe es einen, der auch nur so viel vermöchte als eine Ameise, so wollte ich stille sein.“

Bis hieher hatte Owu nicht ohne Interesse zugehört; aber jetzt,

als der Redner so den Fetischen auf den Leib rückte, da wußte er nicht, was machen. Er glaubte, der Boden schwanke ihm unter den Füßen, wenn so das Ansehen der Fetische beim Volke untergraben werde. Es wurde ihm jedoch etwas leichter ums Herz, als ein vor ihm Sitzender den Redner mit der Frage unterbrach, woher er denn wisse, daß es überhaupt keinen Fetisch gebe? Der Gefragte erwiderte: „Weil ich keine Spur von ihm sehe. Alles, was lebt und existirt, tritt auch in die Oeffentlichkeit. Wenn ich einen Vogel nicht gerade sehe, sehe aber sein Nest, dann weiß ich, daß es da Vögel giebt. Sehe ich eine Plantage, so schließe ich daraus, daß ein Bauer nicht fern sein müsse; giebt es nun einen Fetisch, so sage mir auch, was er thut und treibt, zeige mir eine Spur seiner Wirksamkeit, und ich will dirs glauben, daß er existirt. Der Fragesteller verstummte; ein Anderer aber, dem mans freilich auf dem Gesicht ablesen konnte, daß er das Pulver nicht erfunden, behauptete dreist, er habe schon einen Fetisch gesehen. „Wie hast du ihn gesehen?“ fragte der Evangelist. „Ich habe ihn tanzen sehen.“ — „Wie? den Wong (Fetisch) hast du tanzen sehen, oder den Wongtschä?“ „Natürlich den Wongtschä,“ erwiderte der dumme Kerl, und alles brach in ein Gelächter aus. Damit hatte aber der Missionar noch nicht gesiegt. Wie denn der Wongtschä sich todtschießen und wieder lebendig werden könne, wenns keinen Fetisch gebe? fragte nach kurzer Pause ein Anderer. Natürlich wurde es dem Missionar nicht schwer, hierauf zu antworten. Er benutzte die Gelegenheit, das ganze Gaukelspiel der Fetischmänner aufzudecken und dem Volke eingehend zu zeigen, wie alles nur Betrug und Taschenspielerei sei, was ihnen die Wongtschä vorzumachen pflegen. Owu stand wie auf glühenden Kohlen. So etwas hatte er noch nie gehört. Was sollte er dazu sagen? Endlich kam ihm ein guter Gedanke. „Du hast gesagt, sprach er zum Missionar gewandt, es gebe keinen Fetisch, weil man ihn nicht sehen könne! Da möchte ich dich doch fragen, woher weißt du denn, daß es einen Gott giebt; kannst du ihn sehen?“ „Nein, sehen kann ich ihn nicht, lautete die Antwort (mit dem Finger gen Himmel zeigend); da droben sehe ich eine gewaltige Maschine und willst du es mir bestreiten, wenn ich sage, diese Maschine ist von jemand erbaut worden? Ferner: da diese Maschine in schöner Ordnung arbeitet, willst du es leugnen, daß der Maschinist noch lebt und sie leitet?“ Owu schwieg, der Evangelist aber musterte

ihn ein wenig und sagte dann: „Nicht wahr, du bist selber ein Wongtschä?“ Wie gern hätte der Aermste in diesem Augenblick seinen Stand verleugnet, wenn es möglich gewesen wäre. Aber es kannte ihn ja jedermann. So nickte er denn verschämt ein Ja auf jene Frage. Die nun folgende Strafrede des eingebornen Evangelisten aber wollte er sich nicht gefallen lassen. Zu den Umstehenden gewendet, ließ er sich jetzt also vernehmen: „Ihr alle wisset und könnet es mir bezeugen, daß ich auch bete und Gott anrufe! Sage ich nicht immer: ‚Njangmo dschi onukpa‘ (Gott ist der Aelteste-Größeste, Haupt), er hat uns erschaffen, er läßt für uns regnen, er ist unser Vater! Den Fetisch aber haben wir von unsern Vätern bekommen, und wenn dir dein Vater etwas hinterlassen hat, mußt du es in Ehren halten. Der Weiße ‚betet‘, wie es ihn seine Väter gelehret haben, und wir Schwarze ‚beten‘, wie es uns unsere Väter gelehret haben. Die Sache des Weißen ist gut, unsere Sache ist aber auch gut.“ — „Ist denn Gott nicht Gott, ist er nicht allmächtig?“ fuhr der Evangelist fort, „daß man ihm eine hölzerne Stütze geben muß? Oder wenn du so am Hergebrachten festhalten willst, warum kleidest du dich nicht in Baumbast, wie es unsere Väter zu thun pflegten? Sie wollen wir ja nicht richten, sie haben es nicht besser gewußt. Ihre Sache ruht in Gottes Hand. Aber so gut wir den Baumbast haben fahren lassen und uns in Baumwollzeug kleiden, gerade so müssen wir, nachdem wir die Sache Gottes kennen gelernt haben, den Fetisch fahren lassen.“

Owu hatte genug. Ohne weiteren Widerspruch räumte er das Feld und setzte seinen Weg fort auf die Plantage. Die Sache hatte ihn „gebrannt“, wie einige Anwesende treffend bemerkten. Aber er versuchte auch gegen den Stachel zu löcken. „Der Mensch hat ein gutes Mundstück. Der Europäer wird ihn bezahlt haben, deßhalb redete er so! Aber was er gesagt hat, ist nicht wahr.“ Durch solche und andere Betrachtungen, die er halblaut vor sich her murmelte, suchte Owu seine innere Unruhe zu beschwichtigen. Die Thatsache, daß ein Schwarzer vor so viel Zuhörern fast unbeanstandet den Fetisch angreifen durfte und seine Aussagen von vielen gebilligt wurden, ließ ihn etwas ahnen von der Zeit, wo es um das Ansehen wie der Wong, so auch der Wongtschä geschehen sein würde. Das Schwinden dieses Ansehens war aber in Owus Augen gleichbedeutend mit Revolution. Denn, dachte er, wenn die Jungen ein-

mal wissen, daß es keinen Fetisch gibt, dann werden sie auch nicht mehr den Alten gehorchen; es wird alles drunter und drüber gehen. Die göttliche Autorität war ihm unbekannt. Er betrachtete es deßhalb als seine Aufgabe, dahin zu wirken, daß das Ansehen der Wong auf alle Weise befestigt werde, natürlich nicht bloß aus Patriotismus, sondern vornehmlich im allereigensten Interesse. Gelegenheit hiezu sollte ihm schon in den nächsten Tagen gegeben werden.

---

15. Der Häuptling von Donja.

Von dem fleißigen Völklein des Schaistammes, unter dem Owu lebte, haben wir schon gehört. Sie hatten von ihrem hohen Bergkegel aus nicht allein bald die ganze Niederung am Gebirge mit Palmenpflanzungen bedeckt, sondern bald war ihnen dieses Gebiet zu klein. Sie fiengen an, das Gebirge zu er-, ja zu übersteigen und von den Bewohnern desselben große Landstrecken zu erwerben. Dieser so erworbene Boden war mit Urwald bedeckt. Bei diesen Ankäufen, welche natürlich nur von Wohlhabenden gemacht werden konnten, wollten die Wongtschä ihrerseits nicht leer ausgehen. Es hieß deßhalb bald, daß, ehe diese Wälder urbar gemacht werden dürften, zuvor die Abodoi (Waldgeister) daraus vertrieben werden müßten, was natürlich nur von den Wongtschä geschehen konnte. Wenn diese aber mit ihren Kuhschwanzwedeln kommen und ihre Hühneropfer darbringen sollten, so mußte gehörig bezahlt werden. Hiezu hatte Aji, der freisinnige Häuptling von Donja, zumal nachdem er jene Missionspredigt mit angehört hatte, weniger Lust als je. Die Wongtschä klopften wiederholt an, bald direkt, bald indirekt, aber Aji wies sie immer ab. Einmal war er zu Hause geblieben und nur seine Brüder und Söhne waren ins Holz gegangen. Da plötzlich kommen diese mitten am Tage ganz verblüfft zurück. „Wir wissen nicht, was im Busch los ist, es ist nicht recht geheuer dort! Kaum waren wir an die Arbeit gegangen, als es durch die Bäume unheimlich zu rauschen anfieng. Wir dachten, es seien vielleicht Affen, die wir aufgescheucht hatten, sahen aber nichts und arbeiteten fort. Wieder fieng es an zu rauschen, gleich als ob etwas vom Himmel auf die Erde falle. Wir giengen an jenen Ort, fanden aber nichts. Kaum hatten wir aber wieder etwas gearbeitet, als wir

eine Stimme in der Luft hörten, die uns angst und bange machte. Wir dachten, es ist nicht gut, länger zu bleiben und sind nun gekommen." „Ihr Thoren und Feiglinge!" fuhr Aji die Erschrockenen an, „das ist gewiß nichts anderes gewesen, als ein Wongtschä, der sich im Gebüsch versteckt hatte und Steine durch die Bäume warf, um euch zu erschrecken und mich irre zu machen. Frisch daran, die Buschmesser genommen, ich selber gehe mit." Diese List war also nicht gelungen.

Nun wurde aber Aji's Schwiegersohn schwer krank und keine Medizin wollte helfen. Aji machte zuerst selber den Arzt, dann holte er einen Wongtschä um den andern, bis schließlich die Reihe an Owu kam. Alle erklärten, es sei ein geheimer Bann vorhanden, der die Wirkung der Medizin aufhebe; sie wüßten aber nicht recht, was es sei, man solle einmal Owus Fetisch fragen. Gesagt, gethan. Die Antwort kann man sich denken. Die Waldgeister, die seien an allem schuld; die seien immer hinter dem Kranken her, suchten ihn am Genick zu fassen und mit dem Kopfe an die Mauer zu stoßen. Zu jedermanns Erstaunen bestätigte der Kranke das alles. Aji wußte nicht, was machen. Noch länger zu zweifeln und mit den Wongtschä zu streiten, dazu hatte er keine Lust. Er ließ deßhalb der Sache ihren Lauf und fragte Owu, ob er ein Mittel wisse, zu helfen? Ob er die Abodoi verscheuchen könne? Owu bejahte es, meinte aber, es müsse zweierlei geschehen, wenn gründlich geholfen werden solle. Die zürnenden, den Kranken verfolgenden Abodoi müßten ausgesöhnt und die, welche sich noch im Urwald befänden, von dort vertrieben werden. Beides zu vermögen, maßte er sich (Owu) an, nachdem Aji mindestens das zweifache an Geld und Opferthieren von dem geliefert hatte, was sonst beim Austreiben der Abodoi verlangt wurde. Die Abodoi selber erhielten aber nur einen geringen Theil von der Opfermahlzeit und dem Trinkwasser, das ihnen reichlich unter einem Strauch hinter der Wohnung in vielen kleinen Töpfchen hingestellt wurde. — Was die Kur für Erfolg hatte, ist Schreiber unbekannt; ebenso das, ob es Dummheit oder heimtückische Bosheit von Seiten des jungen Mannes war, daß er die Aussagen Owus bestätigte. Wenn er aber nach dem urtheilen soll, was er dem Halbkurirten vom Gesicht abgelesen hat, dann ist er geneigt, der Dummheit die Schuld beizumessen. Auf diese Weise brachte Owu nicht allein das Ansehen der Wong wieder in die Höhe, son-

dern er machte sich auch dadurch, daß er auf die Pläne der Schai-Wongtschä eingieng, dieselben immer mehr verbindlich. „Eine Hand wäscht die andere." Die wichtigste Folge davon war aber die, daß sein Wohlstand sich wieder hob und die alten Lieblingspläne wieder vor seinem Gemüthe auftauchten. Der Prophetenruhm und das Gefühl, auch einmal Sklavenbesitzer zu sein, ließen ihn keine Anstrengungen scheuen. Lag nichts Besonderes vor, so arbeitete er von Dienstag bis Sonntag unausgesetzt auf der Farm oder an der Oelkelter. Am Montag aber, an welchem Tag die Fetische der Schaier die Landarbeit verbieten, finden wir ihn auf irgend einem Dorf seiner Amtsthätigkeit obliegen, und meist mit gutem Erfolg.

---

16. Eine Pause.

In der nächsten geheimen Zusammenkunft der Wongtschä gieng es sehr geschäftig zu. Eine große Anzahl Traktanden war bereits erledigt, als Kwaku, Owus Gehilfe, von einigen Genossen unterstützt, den uns schon bekannten rothen Okai auf die Tagesordnung setzte. Sein Hochmuth und seine Prahlerei sei nicht länger zu ertragen, man müsse gegen ihn einschreiten. Er wolle nun nicht gerade sagen, daß man ihn am Leben schädigen solle, aber es gebe demnächst eine schöne Gelegenheit, ihn wenigstens um seinen besten Sklaven zu bringen. Er werde dadurch gewiß etwas zahmer werden. Man solle deßhalb die Gelegenheit, wenn sie komme, benützen. Von Odonko, welcher diesen Abend den Vorsitz führte, gefragt, was das für eine Gelegenheit sei, erklärte Kwaku: „Ihr wißt doch alle, daß Donko der beste Sklave des rothen Okai ist und daß dieser, um ihn zu ehren, ein kleines Mädchen für ihn gekauft hat, das einmal seine Frau werden soll. Nun ist das Mädchen schon längst erwachsen, hat sich aber bis zur Stunde geweigert, Donkos Frau zu werden. Vielmehr ist sie hingegangen und hat sich an den Laja gehängt und lebt jetzt mit ihm. Der letztere nun ist krank und wird wahrscheinlich nicht mit dem Leben davon kommen. Wie wäre es, wenn man sagen würde, Donko habe ihn aus Eifersucht getödtet?" Es wurde nun die Sache noch eingehender besprochen und schließlich meinten alle, der Plan sei probat.

In der Hauptstraße von Täschi ist ein großes Getümmel. Zwei Männer, einer etwas älter als der andere, stehen sprungfertig da, um auf einander loszustürzen. Der junge schreit immer aus vollem Hals den andern an: „Ein Mörder bist du, ein Mörder bist du, du hast meinen Bruder getödtet, mit Gift hast du ihn ums Leben gebracht, du Mörder, du Hund ꝛc. ꝛc.“ Der Angegriffene aber weiß gar nicht, wie ihm geschieht; er ist an der Sache so unschuldig wie ein Engel. „Was sagst du? Ich ein Mörder? Der Mörder wirst du wohl selber sein und nun deine Schuld auf mich abladen wollen. Wenn dein Bruder mir auch mein Weib entrissen hat, so habe ich mich doch an nichts gekehrt, sondern gedacht: ein Mädchen, das mich nicht mag, kann gehen, wohin es will. Wen habe ich jemals getödtet, daß du mich einen Vergifter nennst ꝛc.?“ Als Badu, so hieß der Andere, seine Anklagen wiederholte, ergriff Donko sein Gewand, umgürtete sich und sagte: „Her, wenn du mir etwas anhaben willst, der Kampf soll es entscheiden, wer von uns beiden Recht hat.“ Es treten nun einige herzu, die vermitteln wollen. Andere aber meinen, man solle sie nur machen lassen; wer Recht habe, werde gewiß Sieger bleiben. Ein Dritter meinte, Badu werde guten Grund haben, daß er den Donko so anfalle, einem Sklaven könne man alles zutrauen. So stürzen denn beide auf einander los und ringen so lange mit einander, bis sie erschöpft sind und einige alte Männer, die des Weges kamen, sie nöthigten, auseinander zu gehen. Keiner war Sieger, die Erbitterung aber aufs Höchste gestiegen. Es war zu befürchten, daß einer dem andern auflauern würde, um ihn zu tödten, oder daß sich die gegenseitigen Familien- und Stammesgenossen hineinmischen und eine allgemeine Prügelei oder Straßenkampf entstehen würde. Die herzugekommenen alten Männer trugen deßhalb beim König (Stadthäuptling) darauf an, daß er die Sache in die Hand nehme. Nachdem sich der letztere mit den übrigen Stadtältesten verständigt, wurde am Abend durch den Sprecher des Königs den beiden Streitenden mitgetheilt, sie hätten am nächsten Morgen vor dem König zu erscheinen, und sich wegen ihrer Prügelei zu verantworten.

Der andere Morgen ist gekommen. König und Aelteste sind zum Gerichte versammelt und die beiden Angeklagten erschienen. Eine

Anzahl ihrer Verwandten sitzt hinter ihnen. Der Sprecher erhebt sich mit einem langen Stock (Scepter) in der Hand, gibt den Zweck der Versammlung an, erklärt aber, daß, ehe die Verhandlung beginne, Badu und Donko als Gerichtskosten je einen Dollar hinterlegen müssen. Diese winden und drehen sich ein wenig, wollen zuerst je nur einen halben Dollar zahlen, ziehen aber schließlich das Geforderte aus einem Zipfel ihres Unterkleides hervor. Nun werden sie vom König aufgefordert, sich zu verantworten. Zuerst erhält Badu das Wort. Er schildert in langer, fließender Rede, wie sein Bruder Laje krank geworden, wie kein Mittel hätte helfen wollen und wie sich's schließlich herausgestellt habe, daß er vergiftet worden. Gefragt, woher er das wisse, erwidert er, das habe der Fetisch des Kwaku geoffenbart. Der Fetisch habe zwar nicht Donko genannt, aber so wie er es gesagt habe, wisse er, daß es kein anderer als dieser sein könne. Er habe darüber Donko zur Rede stellen wollen, und das habe dieser übel genommen. Hierauf entgegnete Donko, er wisse nichts von alledem, er arbeite nur für seinen Herrn und kehre sich an sonst nichts in der Welt. Er habe noch nie eine Fetischschnur gekauft, auch verstehe er sich gar nicht auf's Mediziniren, Gifte seien ihm unbekannt 2c. 2c. Als er geendet, zog sich der König mit den Aeltesten zurück, das alte Weib zu fragen, d. h. Rath zu halten. Von da wiedergekehrt, grüßten sie zuerst die Versammelten, dann erhob sich der Sprecher und verkündete in langer Rede den Urtheilsspruch: Badu habe Unrecht. Wenn er wisse, daß Donko seinen Bruder vergiftet habe, dann solle er ihn verklagen und nicht auf der Straße anfallen. Damit wurde Donko sein Geld wieder zurückgegeben, das von Badu aber in Rum verwandelt und vertrunken. Daß das Urtheil so gefällt wurde, war größtentheils das Verdienst von Donkos Meister, der ebenfalls zu den Stadtältesten gehörte. Die übrigen wollten wenigstens beide strafen, um mehr Geld zum Rumtrinken zu bekommen, gaben aber schließlich dem Drängen Okais nach, zumal sie wußten, daß an diesem Tag nicht das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen worden sei.

So war es auch. Badu ward wüthend vor Zorn. Hätten ihn seine Verwandten nicht beschwichtigt, es wäre zu einem schlimmen Auftritt gekommen. Als er aber heim kam, da machte er seinem Herzen Luft. Er kollerte bald über Donko und seinen Meister Okai, bald über den König und die Stadtältesten. Wie er nun so schim-

pfend auf seiner Thürschwelle saß, da fiel ihm ein, daß, als er und sein Bruder einmal mit dem rothen Okai ein Geschäft abgemacht hatten, da habe zum Schluß Donko im Auftrag seines Meisters ihnen Maisbier servirt. „Jetzt hab ich's," brach er aus, „ich weiß, gut, wie Donko es gemacht hat, um Laje zu vergiften. Als wir mit seinem Meister jene Sache gegessen haben, da hat er uns das Bier gereicht, gewiß hat er da das Gift an den Nagel seines Daumens gethan, und denselben so in die Kürbisschale hineingesteckt, daß das Gift ins Bier gekommen ist! Jetzt will ichs ihm aber zeigen, was es heißt, einen Menschen umbringen. Er sprang auf, steckte etwas Geld zu sich, befahl seinem Bruder, ihn zu begleiten, und gieng dann zum König, seine Klage vorzubringen. Dieselbe wurde angenommen und der Gerichtstag auf den nächsten Dienstag festgesetzt. An diesem Tag gieng es aber bei den Verhandlungen nicht so ruhig zu, als das vorige Mal. Die einzelnen Redner ließen einander kaum ausreden, und wenn das Ganze nicht in eine wilde Prügelei ausartete, so war das nur das Verdienst einiger weniger alten Männer, die wirklich unparteiisch den Frieden suchten. Zwar zu einem endgiltigen Urtheil kam es nicht. Denn wenn auch der Neger geneigt ist, in dieser Beziehung Unglaubliches zu glauben, so schien es doch dem König und den Aeltesten zu zweifelhaft, daß ein vor Jahren beigebrachtes Gift jetzt erst den Tod herbeigeführt haben sollte. Aber sie hatten den Muth nicht, dieses offen zu sagen und fest zu ihrem Wort zu stehen, denn Badus Partei war eine mächtige. So bewegten sie sich denn stundenlang in allerlei vergeblichen Versöhnungsversuchen, denn das alte Weib wollte dieses Mal keine gute Antwort geben. Endlich gieng einem unter den vielen, die sich nach und nach auf dem Gerichtsplatz versammelt hatten, ein Licht auf. Er sagte: „Badu sagt, er wisse es gewiß, daß Donko seinen Bruder Laje vergiftet habe, und Donko behauptet ebenso bestimmt, daß er es nicht gethan. Wenn nun jeder seiner Sache so gewiß ist, dann laßt sie doch das Aka mit einander essen, dann wird sichs entscheiden, wer von ihnen Recht hat. Sollten sie glauben, daß wir alle, die wir hier zum Gericht versammelt sind, Kotompokoi (Betrüger) sind, dann kann ja jeder ein paar seiner Freunde zu sich nehmen und mit ihnen in ein ganz fremdes Land zu einem weisen Mann gehen, der nichts von ihrer Geschichte weiß, der wird dann gewiß das Rechte herausfinden." Diese Rede gefiel allen wohl,

auch der König meinte, besser hätte sogar der Blofonjo (Europäer) nicht urtheilen können. Er gab deßhalb den streitenden Parteien den vorgeschlagenen Rath und entließ sie damit.

Acht Tage sind vergangen. Sechs Männer von Täschi passiren die Stadt La, um, wie sie sagen, weit ins Fanteland zu einer ihnen unbekannten Größe zu pilgern und von dieser eine zwischen ihnen ausgebrochene Fehde schlichten zu lassen. Wie aus Zufall schließt sich ihnen am Ende der Stadt ein junger Mann an, fragt, wo sie hin wollen und läßt sich die Sache kurz erzählen. Dann meint er, sie seien doch rechte Thoren, daß sie sich für nichts und wider nichts so viel plagen und ins ferne Fanteland gehen wollen. „Gibt es Besseres als das, was wir in La haben? Sitzt da nicht Vater Odonko, dessen Gleichen es nirgends gibt? Wenn dieser eueren Streit nicht schlichten kann, dann kann es überhaupt niemand. Ihr solltet wenigstens seinen Rath hören, ehe ihr weiter gehet." Und richtig, die Streitenden erklären sich einverstanden, kehren um und folgen dem Fremden zu Ata Odonkos Gehöfte. Als man ihnen hier Wasser gereicht und sie begrüßt hatte, erzählte einer den Unbetheiligten ihre Geschichte. Odonko hörte aufmerksam zu, that hie und da eine Zwischenfrage und erklärte dann schließlich: „Die Sache ist sehr schlimm, weil sowohl Badu als Donko meint, er habe Recht. Das Aka wird die Sache aber ganz aufklären. Wenn ihr wünscht, so will ich es euch essen (d. h. ausüben) lassen. Damit ihr aber nicht denket, ich wisse jetzt schon die Sache, so soll es ein ganz Fremder für mich thun. Ihr habt doch schon von Owu gehört? Der thut wunderbare Dinge und ist weit weg von hier! Dieser soll für mich handeln. Wir richten alles zu, dann muß jede Partei einen Mann als Boten hergeben, daß sie miteinander Owu auf den Schaiplantagen holen und er euch dann das Aka reicht." Alle waren damit einverstanden. Es wurde nur noch die Geldfrage geregelt und der nächste Freitag als Termin angesetzt.

Vor Vater Odonkos Haus ist eine große Menschenmenge versammelt. Alle wollen sehen, wer Recht hat; Badu oder Donko, welche beide je mit ihren Parteigenossen vor den einen großen Kreis

bildenden Anwesenden dasitzen. Abgeschlossen ist dieser Kreis von öffentlichen und geheimen Wongtschä. In der Mitte desselben steht ein Topf mit einer Art Lauge. Neben demselben liegen eine Anzahl Wedel, von Kuhschwänzen gemacht, wie sie die Wongtschä gewöhnlich mit sich führen. Odonko und Owu sitzen im Vordergrund ihrer Freunde. Der erstere erhebt sich nun und erzählt des langen und breiten die uns schon bekannte Geschichte, dann fordert er Owu auf, die Handlung vorzunehmen. Dieser steht auf, nimmt einen der daliegenden Wedel und rührt damit, so rasch er kann, im Topf herum. Dann heißt er Badu herzutreten und sein Angesicht im Topf waschen. Als er's gethan, sagte Owu: „Laß mich sehen, ob es dich getroffen hat oder nicht." Das Waschen schmerzte Badus Augen ein wenig. Als ihm aber Owu ein paar Mal hineingeblasen hatte, konnte er wieder frei umhersehen und es hieß: „Es hat ihn nicht getroffen." Seine Anhänger jubelten. Nun ergriff Owu wieder einen Wedel. Es schien ganz der gleiche zu sein, war es aber nicht. Als Owu damit die Brühe umgerührt hatte, forderte er Donko auf, herzuzutreten und sich zu waschen. Es schmerzte seine Augen furchtbar. Als nun Owu bei der Untersuchung ihm nicht blos in die Augen blies, sondern durch das Blasen auch noch ein gewisses Pulver in das eine Auge beförderte, da konnte es Donko vor Schmerzen kaum aushalten. Mit dem einen Auge sah er gar nichts mehr und mit dem andern nur sehr wenig. Als deßhalb zuerst Owu und dann alle andern riefen: „Es hat ihn getroffen," da sagte er: „Ich wills zugeben, machet mit mir, was ihr wollet, erlöset mich nur von meinen Schmerzen." Nach dem Glauben der Menge hatten sich nun mehrere kleine Muscheln (Kauri) in einem Auge gebildet und diese sollte nun Owu nach erfolgtem Geständniß durch Hineinblasen wieder entfernen. Owu that es auch und zeigte der staunenden Menge die Kauri, welche beim Blasen in seine Hand fuhren.

Aber was ist denn das? Der Mensch sieht ja am einen Auge noch nichts und die Schmerzen haben auch noch nicht nachgelassen! Sind denn noch mehr Muscheln drin oder was ist es? Odonko erhebt sich, sieht, daß das ganze Auge mit einem Flor bedeckt ist und schüttelt bedenklich den Kopf. Die andern Wongtschä thun dasselbe und es entsteht eine höchst peinliche Aufregung. „Er hat sein Aug' verdorben! Er hat sein Aug' verdorben!" hört man mit Entsetzen ausrufen. Die Wongtschä flüstern unter einander, es müsse

entweder die Portion Gift zu groß oder das Gegengift zu schwach gewesen sein. Mehrere von ihnen entfernen sich, um nach einem stärkeren Gegengift zu sehen, unter ihnen auch Mensa Kwau, der sich schon wieder im Geiste als Sieger über Owu triumphiren sah, wenn ihm nämlich mit seiner Medizin gelingen würde, was Owu nicht gelungen war.

Aber wen sieht er da die Straße heraufkommen? Zwei Schwarze in dunkelblauem Anzug mit rothem Rockkragen und blanken Knöpfen. Es sind zwei Konstabler der englischen Regierung. Sie sehen an der Eile, mit welcher Mensa Kwau die Straße passiren will, daß etwas vorgefallen sein muß, gehen auf ihn zu und fragen, was denn los sei. Leicht hätte der Angeredete durch eine Ausrede sie veranlassen können, ihres Weges zu ziehen; aber jetzt kamen ihm diese Herren gerade recht, denn eine bessere Gelegenheit, seinen Nebenbuhler Owu für eine Zeit lang auf die Seite zu schieben, hätte er nicht finden können. Er sagte also: „Geht nur in die Oberstadt, dann werdet ihr es schon sehen," und verschwand so schnell er konnte in seinem Gehöfte.

Das Entsetzen der lärmenden Menge über die Ankunft der beiden Polizisten läßt sich kaum beschreiben. Alles wogte durcheinander; Owu ward vor Schrecken blaß, so blaß ein Neger nur werden kann. Im ersten Augenblick dachte er gar nicht an's Entfliehen, und als er es nachher versuchen wollte, war es zu spät; er wurde festgenommen. Der größte Theil der Anwesenden war darüber empört, andere aber meinten, da er Donko um sein Auge gebracht habe, so geschehe ihm Recht. Die ersteren hatten zum Theil Lust, Gewalt zu brauchen, die älteren Männer aber riethen davon ab und meinten, man solle es einmal mit Geld und guten Worten versuchen, denn für das erstere thäten diese Polizisten doch alles. Man fieng nun an, in Güte zu unterhandeln und Versprechungen zu machen. Allein die beiden Herren machten eine Ausnahme von der Regel und ließen sich durch nichts bestechen; Owu blieb ihr Gefangener. Mit knapper Noth konnte man sie nur so weit bringen, daß sie ihn wenigstens nicht banden. Im Uebrigen aber hieß die Parole: nach Akkra zum englischen Kommandanten! Owu, Donko und Badu marschirten voran, dann die Konstabler und zuletzt noch einige Dutzend Männer.

Der englische Kommandant war noch nicht sehr lange auf seinem

Posten. Wir dürfen es ihm deßhalb nicht verargen, daß er am Schluß der langen Verhandlungen, die sich nun vor ihm entspannen, nicht viel mehr wußte, als am Anfang. Der Uebersetzer selber wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, denn jeder der verschiedenen Redner oder Zeugen stellte die Sache anders dar. Klage führen wollte keiner, sogar Badu und Donko nicht. So sah denn der Richter nur den Menschen mit dem beschädigten Auge und Owu als den Uebelthäter vor sich stehen. Daß er es hier mit einem Wongtschä zu thun habe, so viel hatte er aus den Verhandlungen gemerkt. Und da er von seinen Kollegen schon viel über das schädliche Treiben dieser Bande gehört hatte, so hielt er es für das Beste, Owu in sichern Gewahrsam zu bringen. Ein Verhaftbefehl wurde ausgefertigt und der Schuldige von zwei Polizisten ins Gefängniß geführt. Seine Freunde wollten für ihn bitten, wurden aber ohne viele Komplimente abgewiesen. Traurig und niedergeschlagen kehrten sie heim. Owu aber hatte Zeit, über sich selbst und sein Treiben nachzudenken.

Hiemit schließt der erste Theil unserer Erzählung. Findet der inzwischen nach Afrika zurückgekehrte Verfasser dort Zeit und Kraft zur Fortsetzung, so wird uns — vielleicht im Jahrgang 1883 — ein zweiter und letzter Theil mit dem weitern Ergehen unseres Helden bekannt machen.

Aus Russland.

Die Juli-Nummer der „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland" (Riga 1881) enthält einen beachtenswerthen Artikel von Pastor A. H. Haller in Reval über die Mitarbeit an der Mission, dessen Hauptgedanken wir hier kurz wiedergeben wollen:

Der Missionsbefehl Matth. 28, 19 gilt der ganzen Jüngerschaft Jesu, d. h. allen, die zur Kirche „nicht bloß von Rechtswegen gehören durch die Taufe, sondern auch von Herzen gehören wollen durch den

Glauben." Aber auch ohne diesen ausdrücklichen Befehl würde die Kirche aus einer innern Nothwendigkeit heraus nicht anders können, als Mission treiben. „Soviel eine Religionsgemeinschaft Leben hat, soviel missionirt sie; und umgekehrt." All die landläufigen und nur zu oft gehörten Einwände gegen die Mission sind sammt und sonders leere Ausreden. Es kann sich daher nur um die Frage handeln: „wie sollte es unter uns mit der Mitarbeit an der Mission stehen?" Und die Antwort lautet: „Die Theilnahme daran muß eine allgemeine, eine freiwillige und eine bewußte sein."

1. Eine allgemeine. Freilich so wenig unsere sog. Gemeinden wirklich christliche, gläubige sind, so wenig dürfen wir der großen Menge zumuthen, sich für die Mission zu interessiren, oder auch nur Beiträge für dieselbe herzugeben. Das würde möglicherweise nur eine mehr oder weniger bewußte Heuchelei begünstigen. „Nur wer selbst ein Christ ist oder doch sein will, von dem darf und muß Betheiligung an der Mission gefordert werden," von einem solchen aber auch entschieden.

2. Eine freiwillige. „Es ist zwar in der Ordnung, daß die berufenen Prediger, wie in jeder Beziehung, so auch in dieser den Gemeinden nicht bloß mit eigenem Beispiel voranleuchten, sondern ihnen auch den Impuls geben und die Sache des Reiches Gottes nahe und ans Herz legen müssen. Und es wäre ferner auch höchst erfreulich, wenn überall das Kirchenregiment seinerseits das Missionsinteresse beförderte und begünstigte, denn es würde damit dokumentirt und demonstrirt, daß die Mission eben Sache der Kirche und nicht bloße Privatliebhaberei Einzelner sei. Aber wie die Sachen nun einmal liegen, können wir uns nicht mit dem Gedanken befreunden, daß die eigentliche Leitung des Missionswerkes aus den bewährten Händen der besonderen Vereine zu nehmen und etwa in die der Konsistorien zu legen sei; denn dieß dürfte nur zu leicht den Charakter der Freiwilligkeit beeinträchtigen. Es darf da durchaus nichts von oben kommandirt und reglementirt werden; es muß von unten wachsen .... Am allerwenigsten scheinen uns jene künstlichen Mittel am Platz, die heutigen Tages so beliebt sind und mitunter recht schwunghaft betrieben werden, um für einen wohlthätigen Zweck recht große Summen zusammenzubringen (Concerte, Lotterieen, Bazare u. dergl.), sofern man mit ihnen einfach auf den Beutel der Leute losgeht und nicht auf ihr Herz, und auf diese Weise auch dort

Gaben erpreßt, wo das wirkliche Interesse an der guten Sache selbst durchaus nicht vorausgesetzt werden kann . . . . Desgleichen halten wir es nicht für richtig, wenn etwa ein Prediger dann und wann durch anstürmende Beredsamkeit eine gewaltige Pression auf die Gemeindeglieder ausüben will, um sie zu recht reichlichem Geben für die Mission zu bewegen, während er im Uebrigen nichts dafür thut, daß sie ein herzliches Interesse für die Sache gewinnen, auch eingestandenermaßen solches bei ihnen gar nicht voraussetzt. Wie ein erzwungenes Gebet um das Kommen des Reiches Gottes ein Unding ist, so haben auch solche forcirte Gaben in sich selbst keinen Werth.

3. Eine bewußte, d. h. jeder an der Mission theilnehmende soll deutlich wissen, wofür er beiträgt, soll mit der Mission bekannt und womöglich vertraut sein. „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß." Zu einer wirklichen, stetigen und dauernden Mitarbeit ist eine gewisse Kenntnißnahme von der Mission und ihrem Fortgang unbedingt erforderlich. Weil nun gegenwärtig das Missionsgebiet ein so ausgedehntes, das Missionswerk ein so weitverzweigtes und mannigfaltiges ist, daß dem Einzelnen gar nicht zugemuthet werden kann, er solle das Ganze und alle seine Theile genau kennen, so ist es heilsam, ja, geradezu nothwendig, daß ein jeder besonders eine Mission habe, an der er zunächst Antheil nimmt und die er als die seine betrachtet.

Soviel im Allgemeinen. Wie steht es nun aber speciell bei uns in Rußland mit der Mitarbeit an der Mission? „Es sei uns gestattet, ein Bild der Wirklichkeit, so wie es uns erscheint, zu entwerfen. Es fließen aus der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands und speciell der Ostseeprovinzen jährlich recht ansehnliche Summen in die Missionskassen verschiedener ausländischer Gesellschaften, am meisten wohl nach Leipzig, aber auch nach Basel, Berlin, Barmen, Herrnhut, Hermannsburg . . . . Es sind uns aber viele Lokalgemeinden bekannt, die bei einer Zahl von 3000—8000 Seelen jährlich nur 10—20 Rubel für die Mission beisteuern, also etwa $^1/_3$—$^2/_3$ Kopeken per Kopf, und dieß sind noch nicht einmal die ungünstigsten! . . . . Schon hieraus ist der Schluß berechtigt, daß es bei uns mit der Theilnahme an der Mission recht dürftig bestellt ist . . . . Und auf welche Weise werden diese Beiträge gewonnen und zusammengebracht? Sind sie freiwillige Gaben im vollen Sinn, aus eigenem Herzensdrang und persönlichem Interesse dargebracht?

Sehen wir zuerst solche Gemeinden darauf an, mit welchen es in dieser Beziehung noch am besten steht und deren immerhin nur wenige sein mögen. Da hält der Pastor mehr oder weniger häufig und regelmäßig Missionsstunden; er versäumt auch sonst nicht, wo sich die Gelegenheit darbietet, an die Mission zu erinnern. Viele Einzelne verschließen sich dann auch nicht der Erkenntniß, daß er Recht habe, daß auch sie als Christen zur Theilnahme verpflichtet seien. Dieß bestimmt sie etwa, regelmäßig einen Jahresbeitrag zu geben. Der Pflicht ist damit genügt und es ist gut! Wohin ihre Gaben gehen, was damit gemacht wird, darnach fragen wohl nur wenige; sie haben das gute Zutrauen zu ihrem Pastor, daß er damit das Beste thun werde, und lassen ihm gerne ganz freie Hand darin. Er dirigirt sie an diejenige Missionsgesellschaft, welche er principiell für die passendste oder uns am nächsten stehende hält. Die Geber wissen vielleicht gerade von dieser am allerwenigsten; es ist manchem unter ihnen wohl gar irgend eine andere weit sympathischer, aber er giebt nicht viel darauf: was liegt daran? Wenn nur überhaupt durch ein Opfer der Christenpflicht Genüge geleistet ist! — Wir fragen: Ist das eine normale Mitarbeit an der Mission? Ist da nicht aus dem Wort des Herrn: Gehet hin in alle Welt, unvermerkt das andere geworden: Gebet hin in alle Welt?! — Jetzt aber stellen wir daneben ein anderes, ungünstigeres Bild, wie es in den meisten Gemeinden der Wirklichkeit viel mehr entsprechen dürfte: Der Pastor hält keine Missionsstunden; sie erfordern ja in der That viel Arbeit und Mühe, sehr fleißige Vorbereitung; er hält sie gar nicht so sehr für ein Bedürfniß, daß er so viel Zeit darauf verwenden sollte. Er begnügt sich damit, etwa ein Missionsblatt den Leuten zu empfehlen und anzubieten. Einige, oft wohl nur sehr wenige, entschließen sich auch, das Blatt zu halten; sie lesen es dann als Erbauungslektüre, vielleicht mit Andacht, namentlich wenn es recht viele Bekehrungsgeschichten in kleinem Rahmen enthält; oder aber — sie lesen es auch wohl gar nicht. Zu irgend einer Specialkenntniß einer bestimmten Mission kommt es jedenfalls nicht. Die meisten Gemeindeglieder wissen und erfahren dann überhaupt von der Mission nur genau so viel, als ihnen der Pastor dann und wann einmal von der Kanzel sagt; und wie viel kann das denn wohl sein? Es geschieht in der Regel nur einmal jährlich, etwa am Epiphaniastage. Man nennt das dann wohl ein Missionsfest, aber der Name ist im Grunde nur

eine leere Redefigur: einem wirklichen Feste müßte ja auch eine wirkliche Arbeit entsprechen, und die ist eben nicht da. Gelingt es dem Pastor, bei dieser Gelegenheit der Gemeinde recht warm und erwecklich zu Herzen zu reden, an ihr christliches Gewissen zu appelliren, so öffnen sich auch wohl die Beutel und es wird ein einigermaßen nennenswerther Kollektenertrag erzielt. Es tröpfelt im besten Fall etwa noch kurze Zeit nachher einzelne Gaben von Nachzüglern, und dann ist's vorbei: die Sache wird für ein Jahr wieder ad acta gelegt .... Ist das eine normale Theilnahme an dem Gotteswerke der Mission?"

„Unsere Kirche muß in Wahrheit eine Missionskirche werden .... Die Mission muß unter den Lebensbethätigungen der gläubigen Gemeinde zu der centralen Stellung und Bedeutung erhoben werden, die ihr gebührt. Die christliche Kirche kann ohne Missionsthätigkeit gar nicht bestehen: sie muß das Werk treiben schon um ihrer selbst willen, zur Selbsterhaltung . . . . Damit aber die Mission all ihre segensreichen Rückwirkungen auf das religiöse Leben der Heimat auch bei uns ausüben könne, muß es mit unserer Mitarbeit an ihr ganz anders werden als bisher. Was soll und was kann dazu geschehen?" Der Verfasser wendet sich zuerst an die Prediger, welche nicht nur gelegentlich in der Predigt von der Mission reden, sondern auch eigene Missionsstunden halten sollen (die aber zugleich immer Bibelstunden sein sollten). Besonders wichtig erscheint ihm dabei, daß man die Gemeinde möglichst dazu anleite und erziehe, sich für eine bestimmte Mission speciell zu interessiren und ihrem Fortgang beständig zu folgen. Hiezu empfiehlt sich der lutherischen Kirche Rußlands vor allem die Leipziger Mission, „weil wir keine uns räumlich näherstehende haben, welche das Evangelium unserem evangelisch-lutherischen Bekenntniß gemäß verkündigt. Es bleibt dabei nur lebhaft zu bedauern, daß gerade sie manches an sich hat, wodurch es wesentlich erschwert wird, die besondere Sympathie der gläubigen Gemeinde für sie zu erwecken. Es ist charakteristisch, daß unseres Wissens überall da, wo in Gemeindekreisen unabhängig von direkter Anregung des Pastors ein etwas lebhafteres Missionsinteresse erwacht ist, die Sympathien vielmehr nach anderen Seiten gehen und bisweilen sogar ein gewisser Antagonismus gegen Leipzig besteht. Woraus erklärt sich das?" Nicht aus dem ausgesprochenen konfessionellen Charakter der Leipziger Mission, auch nicht aus der Be-

handlung der Kastenfrage von Seiten dieser Gesellschaft. „Am Ende ist es das Leipziger Missionsblatt selbst, dessen Ton und Weise manchen nicht recht zusagen will? Es ist uns vor Jahren einmal von sehr maßgebender Seite gesagt worden: ‚Unser Blatt ist das langweiligste und darum das beste.‘ Wir können diesem Paradoxon nicht die mindeste Berechtigung zugestehen . . . . . Langweiligkeit ist entschieden ein Vorwurf und schwerer Fehler. Wir können nicht verhehlen, daß nach unserer unmaßgeblichen Meinung das Leipziger Missionsblatt manchmal, namentlich in früherer Zeit . . . . . einen gar zu theologischen, pastoralen, unpopulären Ton gehabt hat. Doch ist es damit wesentlich besser geworden. Der Vorwurf aber ist leider ein traditioneller geworden. Es wird wenig gehalten und noch weniger gelesen. Das ist ein großer Mißstand. Nachdem einmal die Geistlichkeit der Ostseeprovinzen sich officiell durch ihre Synoden für Leipzig entschieden hat, ist es ganz in der Ordnung, daß wir die Gaben derjenigen Gemeindeglieder, die eben nur in der oben beschriebenen Weise ihre Opfer für die Sache des Herrn ganz im Allgemeinen darbringen, nach Leipzig senden. Doch das darf unseres Erachtens ja nicht zu einem Zwange gemacht werden, nicht einmal für jeden einzelnen Pastor, viel weniger noch für die Gemeindeglieder. Man darf es mir nimmermehr als eine Art von Ketzerei anrechnen, wenn ich für eine andere Missionsgesellschaft kollektire, zumal wenn ich etwa in der Lage bin, das, womit ich das Missionsinteresse in der Gemeinde anrege, den Berichten dieser anderen zu entnehmen und vielleicht nur ausnahmsweise einmal auch von der Leipziger Arbeit rede; das ist eine Inkongruenz, die von etwas geweckteren Gemeinden deutlich empfunden wird und schon an sich geeignet ist, gegen Leipzig einzunehmen, als gegen etwas Officielles, von den Pastoren Octroyirtes. Und zumal wo in einer Gemeinde christliche Kreise vorhanden sind, die von früher her mit einer anderen Gesellschaft in Verbindung stehen, da halten wir es geradezu für unrecht und der Sache schädlich, wenn ein Pastor dies bemängeln oder ignoriren wollte; er kann damit vielleicht bewirken, daß das Interesse für jene andere Mission erlahmt, aber Leipzig gewinnt dabei sicher nichts . . . . . Die Mission muß eine Sache nicht der Pastoren, sondern der Christen sein. Die Zersplitterung der Gaben ist zwar nicht das Normale, aber immerhin ein geringeres Uebel, als die Gleichgültigkeit, die gar nicht darnach fragt, was mit dem

Scherflein geschieht. Wie die Sachen bei uns liegen, wird diese Zersplitterung schwerlich jemals gehoben werden, so lange es nicht irgend ein Missionsunternehmen giebt, welches uns äußerlich und räumlich so nahe steht, daß es sich den Blicken der Christen von selbst als das zu allernächst zu befördernde darstellt."

Und damit kommt nun der Verfasser auf die Hauptsache, nämlich auf den Vorschlag, die lutherische Kirche Rußlands möchte doch eine eigene Missionsthätigkeit anfangen. „Wir haben in den weiten Grenzen unseres russischen Reiches noch ein urwüchsiges Heidenthum, dessen Anhänger nach Hunderttausenden zählen. Sollen wir für diese nichts thun und unsere Gaben über Leipzig nach Indien schicken? .... Gerade jetzt stehen wir an einem Zeitpunkt, wo mit guter Zuversicht auf baldige Gewährung der Religionsfreiheit gehofft werden darf. Und wenn sich uns damit offene Thüren darbieten, was dann? Werden wir darauf vorbereitet sein, daß wir sie auch benutzen können? Werden dann nicht fremde Religionsgemeinschaften uns sofort zuvorkommen? Sollte es nicht jetzt schon Zeit sein, daß wir in ganz bescheidener Weise die ersten Schritte dazu thun, in irgend einer Form eine Vorschule für künftige Missionäre unter uns ins Leben zu rufen? An Zöglingen würde es nicht fehlen. Manche könnten für den Eintritt in ausländische Missionsseminare wenigstens vorbereitet werden, manche könnten daheim im Dienst der innern Mission verwendet werden .... Ein neues Unternehmen brauchte auch keineswegs die Verbindung mit allen ältern radikal aufzuheben und würde es sicherlich nicht mit einem Schlage thun. Aber gesetzt auch, es würden mit der Zeit die Summen, die von uns nach Leipzig oder nach Basel gesandt werden, dadurch vermindert: es wäre nach unserer Ueberzeugung kein wirklicher Schade, die große Sache des Herrn würde gewinnen, und das ist doch die Hauptsache. Ja, angenommen auch, die sichtbaren Erfolge unter den Heidenvölkern würden, namentlich für den Anfang, nur sehr geringe sein im Verhältniß zu den aufzuwendenden Mitteln: der Erfolg steht ja überhaupt nicht bei uns, sondern beim Herrn. Die erste Frage ist uns nicht die: wie erzielt man die meisten Heidenbekehrungen? sondern vielmehr diese: wie genügen wir am besten unserer Missionspflicht? Wie werden wir eine Missionsgemeinde?"

Soweit unser verehrter Freund, Herr Pastor Haller, mit dessen Ausführungen wir im Wesentlichen ganz einverstanden sind und dem

wir zu seinem gewiß berechtigten, ja sehr erfreulichen Zukunftsplan Gottes reichsten Segen wünschen. Eins nur möchten wir im Anschluß an die Schlußworte seines Artikels uns zu bemerken erlauben: Der Wunsch, „eine Missionsgemeinde zu werden", oder „der Missionspflicht zu genügen", reicht nicht hin, um eine selbständige Missionsthätigkeit ins Leben zu rufen. Was dazu kommen muß, ist die Liebe zu den Heiden, das Verlangen, Seelen zu retten, wenigstens ein inniges Mitleid mit dem Elend der Nichtchristen. Um dieses in den Gemeinden zu wecken, sollten die Pastoren sich vor allem mit dem Zustand der heidnischen und muhammedanischen Völkerschaften Rußlands bekannt machen und den Stoff zu ihren Missionsstunden wenigstens von Zeit zu Zeit diesem Gebiete entnehmen. Dann wird aus den Gemeinden heraus, wie von selbst, die Frage sich erheben: Warum thun wir nichts für diese armen Heiden, unsere Mitunterthanen? Und auf diese Frage wird die Antwort der That schwerlich ausbleiben. Eine Art Missionsthätigkeit wird ja von Esthland aus schon an den Armeniern, die freilich keine Heiden sind, geübt, und zwar mit anerkennenswerther Opferwilligkeit.*)

Eindrücke eines christlichen Negers in England.

In Liverpool ist kürzlich ein Buch erschienen, wie es nicht viele giebt. Ein junger, von den Wesleyanern erzogener, jetzt zur Basler Missionsgemeinde in Ada gehöriger Neger, John E. Ocansey, der in Geschäften nach England gekommen war, erzählt darin seine Erlebnisse in so naiver, treuherziger Weise, daß es

*) In Schemacha und Baku in Russisch-Armenien besteht nämlich seit Jahren als nachträgliche Frucht der Arbeit einiger Basler Missionare eine lutherische Gemeinde, deren Patriarch, der s. Z. in Esthland zum Schullehrer ausgebildete Sarkis, noch lebt und wirkt. Schmerzlich aber vermißt die Gemeinde einen eigenen, ihrer Sprache mächtigen Pastor. Mehrere Armenier, welche zum Theil in Reval und hernach in Basel ihre Bildung erhalten hatten, wurden nicht als Pastoren zugelassen, weil sie in Basel studirt

eine Freude ist. Sein Adoptivvater, der reichste eingeborne Kaufmann in Ada, noch Heide und völlig ungeschult, aber überaus betriebsam, gewandt und umsichtig, bei Tag und Nacht auf seine Handelsinteressen bedacht, hat große Verluste gehabt, theils infolge eines der vielen afrikanischen Kriege, theils durch allerlei Unglücksfälle, theils durch die Unredlichkeit seines Liverpooler Agenten. Diesem hat der alte Ocansey für 52,000 Mark Palmöl geschickt, damit er ihm ein kleines Dampfboot machen lasse und hinausschicke; Herr Hickson aber hat diese Summe — ohne das Dampfboot auch nur zu bestellen — sich selber gutgeschrieben, um seinen hereinbrechenden Bankrott wenigstens aufzuhalten. Um vielleicht noch etwas zu retten, im schlimmsten Falle aber den Schuldigen vor Gericht zu ziehen, wird nun John Ocansey nach Liverpool geschickt.

Es ist die erste Seereise, die er unternimmt. Am 28. April 1881 besteigt er die Dampf und Rauch speiende „Mayumba“. Verwandte

---

hatten. Vorübergehend war einer von ihnen, der das theologische Examen in Dorpat gemacht hat, als Pastor in Schemacha angestellt, aber nach dem großen Erdbeben, das vor ca. 10 Jahren die Stadt theilweise zerstörte, wurde er Pastor im Innern Rußlands. So sind denn jetzt die lutherischen Armenier kirchlich dem Pastor Hüsemann in Tiflis zugeordnet, der aber kein Armenisch versteht und außer ganz Transkaukasien nun auch ganz Russisch-Turkestan als seine Parochie zu bedienen hat. Sein Adjunkt freilich ist von den Gemeinden in Schemacha und Baku speciell zu ihrem Pastor erbeten worden; es ist aber sehr fraglich, ob die Regierung ihn bestätigt, auch müßte er erst noch Armenisch lernen. Am liebsten hätten diese Gemeinden wohl den in Tiflis aus der Ferne für seine Landsleute und Glaubensbrüder wirkenden Abr. Amirchanjanz zum Pastor; die Regierung wird hiezu aber nie ihre Einwilligung geben. Als dieser rührige Mann im Sommer 1879 zwei armenische Jünglinge nach Reval brachte, um sie hier zu Schullehrern ausbilden zu lassen, glaubten die Missionsfreunde dort, des Herrn Hand darin erkennen zu müssen. Die jungen Leute, 18 und 20 Jahre alt, wurden freudig aufgenommen und haben bis jetzt fleißig gelernt. Inzwischen hatte es sich aber als durchaus nothwendig herausgestellt, in Armenien einen Evangelisten zu stationiren, wozu wiederum die Freunde in Reval helfen sollten. Da jedoch die Erziehung jener beiden schon 800 Rubel jährlich kostet und für den Evangelisten 600 Rubel jährlich nöthig sein würden, wagten sie es anfangs nicht, diese Last auf sich zu nehmen; mit Beihilfe des lutherischen „Gotteskasten“, der ja ganz besonders geeignete Arbeiter für die Diaspora gewinnen möchte, thaten sie es aber doch. In neuester Zeit sind wieder zwei Armenier in Reval eingetroffen, und es scheint, als wollte diese Arbeit an Ausdehnung und Bedeutung immer zunehmen. Gott gebe es!

und Freunde stehen winkend am Ufer, und vom Dache des väterlichen Hauses weht die Familienflagge ihm noch einen letzten Abschiedsgruß zu. Die Trennung fällt ihm nicht leicht. Dazu kommt ein geheimes Grauen vor der langen Meerfahrt, vor der Seekrankheit und vor all den Gefahren, die ihn ja treffen könnten. Aber mit den Worten eines geistlichen Liedes, das er einst in der Schule bei den Wesleyanern gelernt hat, legt er sich in Jesu Arme und genießt nun vergnügt all das Neue, das sich in Cape Coast, in Liberia, dieser „Musterkolonie“ (!), in Sierra Leone, in Madeira und auf dem Ocean selbst seinen Blicken darbietet. Wie eine Spazierfahrt verläuft die ganze Reise. Gott dankend kommt er in Liverpool an. Was für eine große Stadt! Wie praktisch die Straßeneinrichtung: in der Mitte eine gepflasterte Bahn für Fuhrwerke und Reiter und zu beiden Seiten breite bequeme Trottoirs für Fußgänger! dazu „die dunklen Straßen bloß für Eisenbahnen, welche unter den anderen Straßen hinlaufen und auch voll von Reisenden sind!“ Und wie schön gekleidet sind alle Menschen, Klein und Groß, Männer und Frauen; nicht eine einzige Person sieht man unbekleidet; gewiß, es muß ein hoher Festtag sein? Aber nein, man sagt ihm, so sei es alle Tage, und wenn jemand sich unterstehen würde, nackt einherzugehen, so würde die Polizei ihn einstecken. Was für eine vortreffliche Einrichtung!

Und wie wunderbar das helle Licht in den Straßen und im Hotel, ohne Oel und ohne Kerzen, nur so aus einer Röhre herausströmend. Nun geht's aber ins Bett und das Licht sollte ausgelöscht werden. Wie das machen? Nun, nach einigem Schwanken bläst unser John die Gasflamme aus; fragen mag er nicht, um seine Blödigkeit und Verlegenheit nicht zu verrathen. So wird denn das ganze Haus voll Gas, und früh Morgens hört er die Wirthin erschreckt hin- und herlaufen, bis sie endlich an seine Thüre kommt und fragt, ob er etwa das Licht ausgeblasen habe beim Zubettgehen. „Ja wohl!“ — „Nun, Gott sei Dank, daß Sie nachher kein Zündholz mehr gezogen haben, sonst wären wir alle in die Luft gesprengt und das ganze Haus wäre zerstört worden; wissen Sie denn nicht, daß Gas ebenso gefährlich ist wie Schießpulver?“ Nein, das hatte der gute John in der Missionsschule, scheint's, nicht gelernt. Bereitwillig aber läßt er sich nun zeigen, wie man denn eigentlich so ein Gaslicht auszulöschen habe, ja, auch die falsche Scham legt er jetzt

ab und fragt entsetzt, ob am Ende noch andere gefährliche Dinge im Zimmer seien. „Aber sie sagte: Nein!“ Gott sei Dank!

Nun kommt der Sonntag. Natürlich geht Herr Ocansey in die Kirche. Schon die 2000 Zuhörer imponiren ihm; als nun aber die Orgel — anfangs leise und silberhell, dann aber laut und gewaltig daherbrausend, erklingt und die Gemeinde ein herrliches Lied dazu ertönen läßt, da ist's ihm, als höre er die Chöre der himmlischen Heerschaaren. Sein ganzer Leib zittert, sein Herz hebt sich und er bedarf nicht, daß jemand ihm sage: hier ist Gott; die Andacht aller Anwesenden ist ihm Beweis genug, daß er in „Gottes Haus“ sich befindet. Es war eine presbyterianische Kirche. Sonntags darauf geht er in eine methodistische. Es wird gerade ein Sonntagsschulfest gefeiert. Die Lieder und Melodieen heimeln ihn so an, und auch die Leute sind so freundlich, reden ihn an und laden ihn in ihre Häuser. Den Rest des Tages verbringt er gar fröhlich in einer christlichen Familie. Am nächsten Sonntag kommt er in eine Waisenhauskirche; in langer Procession ziehen die Kinder daher, alle so gesund, so frisch und rein und — was unserem Schwarzen am meisten imponirt — alle mit großen weißen Krägen um den Hals! Es folgt ein Gesang, den einer von den Knaben vorsagt, und ein Examen über den Katechismus, Fragen wie Antworten bloß von den Kindern selbst gesprochen. Das Wunderbarste aber — und da staunen wir mit — kam am vierten Sonntag, wieder in der Methodistenkirche: zwei Prediger besteigen die Kanzel; zuerst ein „Gentleman“, der das Lied angiebt und betet, dann eine „Lady“ — ungefähr 30 Jahr alt, einfach schwarz gekleidet und sehr bescheiden aussehend, aber auch sehr ernst — und diese hält die Predigt über Isaak's Opferung, so fließend und vortrefflich als irgend ein Pfarrer!

Doch nun zum Geschäft. Herr Hickson hat Bankrott gemacht und die 2678 Pfund Sterling sind verloren, Grund genug, drei Tage lang nichts essen zu können und niedergeschlagen einherzuschleichen. Aber es hilft nichts. Dem treulosen Agenten wird der Prozeß gemacht, und die Zeit bis zur Verhandlung der Sache vor dem Geschworenengericht muß irgendwie ausgefüllt werden. Also auf nach London! Die erste Eisenbahnfahrt. Was für bequeme Kutschen, in denen man mit dem Hut auf dem Kopf da sitzen kann, ohne oben anzustoßen; und was in Afrika mehrere Tagereisen brau-

chen würde, geht hier schneller als in ebenso viel Stunden. „O, da betete ich," schreibt unser Freund, „daß ich die Zeit erleben möchte, wo so eine Eisenbahn auch in Westafrika geht! Was für eine Ersparniß an Zeit und Mühe für die armen Afrikaner wäre das! O, möge Gott in Gnaden herabsehen und der armen Afrikaner gedenken, damit auch sie aller Vortheile und Annehmlichkeiten der Civilisation theilhaftig werden. O daß sie nachdenken und weise werden möchten, um sich aufzumachen wie der verlorene Sohn und zu sagen: Ich will aufstehen und zu meinem Vater gehen . . . wahrlich, Gott unser barmherziger Vater würde uns gewiß nicht von sich stoßen, sondern würde uns statt zu Knechten zu seinen lieben Kindern machen! Ich habe mit vielen einsichtsvollen, hochherzigen Christen in England gesprochen, und sie alle sagen, daß die hohe Entwicklungsstufe, auf welcher die Weißen sich befinden, einzig dem Wort Gottes zu verdanken sei. Afrika, so hoffe ich, wird doch dies heiligste, theure Wort nicht verwerfen, das jetzt an so vielen Orten ihm von weißen Männern gepredigt wird seit 50, 40, 30, 20 oder 10 Jahren und das überall wenigstens einige köstliche Früchte getragen hat. O möge die Erkenntniß des Herrn sich ausbreiten über Afrika, wie das Wasser den Meeresboden bedeckt! Dann wird Afrika seine Reichthümer und Schätze erst heben, dann wird das Land sein Gewächs geben und Gott, unser Gott, wird uns — segnen. Komm heim, komm heim aus dem schrecklichen Land, wo der Finsterniß Macht dir nur Jammer gebracht! O verlornes Kind! komm heim, o komm heim! u. s. w."

Und Gott sei Dank, eine neue Zeit ist angebrochen auch für Afrika; es fängt an, aus dem Schlummer zu erwachen. „Wie klein war noch vor wenig Jahren die Zahl der Afrikaner, welche nach Europa kamen, und das waren meist Sierra Leone-Leute, welche im Dienst der Regierung reisten. Jetzt aber kommen afrikanische Kaufleute und deren Söhne (NB!) in ihren eigenen Geschäften nach England, und die Freundlichkeit, welche sie erfahren, ist so groß, daß sie mit Freude und Dankbarkeit erfüllt werden. Man führt sie herum und zeigt ihnen alles mögliche Nützliche und Lehrreiche, und sie werden gebessert, nicht verdorben. Kehren sie dann zu ihren Freunden und Landsleuten zurück, so haben sie sehr viel zu sagen und man lauscht ihren Worten mit Achtung und Vertrauen. Ihre Angehörigen freuen sich und sind stolz darauf, daß die Engländer

ihnen so viel Aufmerksamkeit geschenkt haben und nehmen nun um so williger allerlei englische Sitten und dergl. an. Und so wird nach und nach Afrika umgewandelt werden, wie England umgewandelt worden ist, denn auch England ist ja aus der Finsterniß heraus an Gottes wunderbares Licht — gekommen."

Soviel von den patriotischen und vielleicht etwas alttestamentlich klingenden Missionsgedanken unseres lieben Afrikaners, für den es uns von Herzen freut, daß er in England so gute christliche Freunde gefunden und so liebliche Eindrücke empfangen. „Wer weiß, wozu Du noch bestimmt bist — so benutze denn die Gelegenheit, hier allerlei zu sehen und zu lernen," so sprachen ihm seine Liverpooler Freunde, von denen einige „großen Glauben an Afrika" hatten, gar aufmunternd zu. Beobachtend und lernend finden wir ihn denn auch in den Straßen, Museen, Ausstellungen und Etablissements der großen Weltstadt. Am empfänglichsten aber ist er stets für die Eindrücke, welche ihm in den Kirchen am Sonntag werden. Die St. Paulskathedrale in London erscheint ihm als „eine sehr große Kapelle" und auf ihre Spitze zu steigen, reichen seine Kräfte nicht aus; mit wahrer Begeisterung aber betheiligt er sich am reichen liturgischen Gottesdienst. Der herrliche Gesang ergreift ihn mächtig, und die 24 Geistlichen, welche er in ihren weißen Chorhemden am Altar stehen sieht, kommen ihm vor, wie die Versammlung der Seligen droben, so daß er an das Lied denken muß: „Wer sind die vor Gottes Throne? Was ist das für eine Schaar? Träget jeder eine Krone, Glänzen wie die Sterne klar, Hallelujah singen all, Loben Gott mit hohem Schall." „Wir setzten uns nieder," erzählt er, „um mit ihnen anzubeten, denn meine Seele dürstete nach dem lebendigen Gott, und — die Zeit vergieng sehr schnell."

Im Ganzen blieb Herr Ocansey acht Tage in London, war aber zuletzt so müde, wie wenn er eine lange beschwerliche Reise gemacht hätte. Von der Neugier oder Ausgelassenheit der Gassenjugend hatte er nicht viel zu leiden. Nur einmal, scheint's, blieben ein paar kleine Buben vor ihm stehen, stierten ihn an und riefen: „Hallo Schwarzer, warum hast du dich denn heute Morgen nicht gewaschen, daß du so schwarz bist?" Im Uebrigen war jedermann höflich und zuvorkommend gegen ihn, so daß viele traurige Erfahrungen ihm erspart blieben, wie sie schon von anderen Ausländern, zumal Afrikanern, in London gemacht wurden.

Auch in Manchester machte er einen Besuch, sah sich die Fabriken, den Thiergarten, Bildergallerie, Panorama u. dergl. an und hatte auch hier überwiegend angenehme Erlebnisse. Einmal sah er einen Betrunkenen, der von der Polizei aufgehoben und ins Loch gesteckt wurde, um am nächsten Morgen 5 Mk. Strafe zu zahlen. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in England war das der erste Betrunkene, dem er begegnet. „In Afrika sehe ich täglich ein Dutzend oder mehr," schreibt er; „ja, in Afrika haben wir zuviel Branntwein, und das ist eins von den Dingen, die wir versuchen müssen, anders zu machen, sonst wird unser Volk nie groß werden."

Einmal wohnte er auch einer Straßenpredigt bei und sah bei dieser Gelegenheit einen „Farbigen" aus New York, den jedermann zu kennen schien und der sich ihm sehr zutraulich zu nähern suchte. Herr Ocansey aber fühlte sich gar nicht „zu ihm hingezogen," sondern dachte, als er seine schmutzige Kleidung und sein Gesicht betrachtet hatte: „Du führst kein gutes Leben!" Der Betreffende war ein sog. „Aufwecker", der alle Morgen früh an gewissen Thüren klopfen mußte, um so die Hausbewohner zu wecken. Damit verdiente er seinen Lebensunterhalt. — Gegen einen weißen Straßenjungen war unser Afrikaner gnädiger. Trotz alles Abmahnens von Seiten seines freundlichen Führers schenkte er dem Bettelnden einen Groschen, um sich dann eine Vorlesung über das Armengesetz und die Schädlichkeit des Bettels halten zu lassen. Auch die Schuhputzer, Zeitungsverkäufer, Straßenbewässerer und viele andere in Afrika nie gesehene Erscheinungen fallen ihm auf. Ja, es ist doch ein herrliches Land, dies England!

Wie eine dicke, schwarze Wolke drückt aber je länger je mehr jene Geschäftssache auf sein Gemüth, und so oft er an den bevorstehenden Gerichtstag denkt, wird ihm beklommen ums Herz, und als dann dieser Tag immer weiter hinausgeschoben wird, da packt ihn das Heimweh so mächtig, daß er an nichts mehr Freude hat und auch die freundlichsten Einladungen nicht annehmen mag. Das unerwartete Eintreffen eines Jugendfreundes, des Herrn Jacobson aus Quitta, den ein ähnliches finanzielles Unglück nach Liverpool gebracht hatte, war zwar eine Freude für ihn, vermehrte aber nur noch die Entrüstung über das Unrecht, das ihm und seinem Vater von ihrem weißen Agenten war zugefügt worden. Rachegelüste übrigens lagen ihm ferne. Er wollte nur der Gerechtigkeit ihren La[illegible]

ihnen so viel Aufmerksamkeit geschenkt haben und nehmen nun um so williger allerlei englische Sitten und dergl. an. Und so wird nach und nach Afrika umgewandelt werden, wie England umgewandelt worden ist, denn auch England ist ja aus der Finsterniß heraus an Gottes wunderbares Licht — gekommen."

Soviel von den patriotischen und vielleicht etwas alttestamentlich klingenden Missionsgedanken unseres lieben Afrikaners, für den es uns von Herzen freut, daß er in England so gute christliche Freunde gefunden und so liebliche Eindrücke empfangen. „Wer weiß, wozu Du noch bestimmt bist — so benutze denn die Gelegenheit, hier allerlei zu sehen und zu lernen," so sprachen ihm seine Liverpooler Freunde, von denen einige „großen Glauben an Afrika" hatten, gar aufmunternd zu. Beobachtend und lernend finden wir ihn denn auch in den Straßen, Museen, Ausstellungen und Etablissements der großen Weltstadt. Am empfänglichsten aber ist er stets für die Eindrücke, welche ihm in den Kirchen am Sonntag werden. Die St. Paulskathedrale in London erscheint ihm als „eine sehr große Kapelle" und auf ihre Spitze zu steigen, reichen seine Kräfte nicht aus; mit wahrer Begeisterung aber betheiligt er sich am reichen liturgischen Gottesdienst. Der herrliche Gesang ergreift ihn mächtig, und die 24 Geistlichen, welche er in ihren weißen Chorhemden am Altar stehen sieht, kommen ihm vor, wie die Versammlung der Seligen droben, so daß er an das Lied denken muß: „Wer sind die vor Gottes Throne? Was ist das für eine Schaar? Träget jeder eine Krone, Glänzen wie die Sterne klar, Hallelujah singen all, Loben Gott mit hohem Schall." „Wir setzten uns nieder," erzählt er, „um mit ihnen anzubeten, denn meine Seele dürstete nach dem lebendigen Gott, und — die Zeit vergieng sehr schnell."

Im Ganzen blieb Herr Ocansey acht Tage in London, war aber zuletzt so müde, wie wenn er eine lange beschwerliche Reise gemacht hätte. Von der Neugier oder Ausgelassenheit der Gassenjugend hatte er nicht viel zu leiden. Nur einmal, scheint's, blieben ein paar kleine Buben vor ihm stehen, stierten ihn an und riefen: „Hallo Schwarzer, warum hast du dich denn heute Morgen nicht gewaschen, daß du so schwarz bist?" Im Uebrigen war jedermann höflich und zuvorkommend gegen ihn, so daß viele traurige Erfahrungen ihm erspart blieben, wie sie schon von anderen Ausländern, zumal Afrikanern, in London gemacht wurden.

Auch in Manchester machte er einen Besuch, sah sich die Fabriken, den Thiergarten, Bildergallerie, Panorama u. dergl. an und hatte auch hier überwiegend angenehme Erlebnisse. Einmal sah er einen Betrunkenen, der von der Polizei aufgehoben und ins Loch gesteckt wurde, um am nächsten Morgen 5 Mk. Strafe zu zahlen. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in England war das der erste Betrunkene, dem er begegnet. „In Afrika sehe ich täglich ein Dutzend oder mehr," schreibt er; „ja, in Afrika haben wir zuviel Branntwein, und das ist eins von den Dingen, die wir versuchen müssen, anders zu machen, sonst wird unser Volk nie groß werden."

Einmal wohnte er auch einer Straßenpredigt bei und sah bei dieser Gelegenheit einen „Farbigen" aus New York, den jedermann zu kennen schien und der sich ihm sehr zutraulich zu nähern suchte. Herr Ocansey aber fühlte sich gar nicht „zu ihm hingezogen," sondern dachte, als er seine schmutzige Kleidung und sein Gesicht betrachtet hatte: „Du führst kein gutes Leben!" Der Betreffende war ein sog. „Aufwecker", der alle Morgen früh an gewissen Thüren klopfen mußte, um so die Hausbewohner zu wecken. Damit verdiente er seinen Lebensunterhalt. — Gegen einen weißen Straßenjungen war unser Afrikaner gnädiger. Trotz alles Abmahnens von Seiten seines freundlichen Führers schenkte er dem Bettelnden einen Groschen, um sich dann eine Vorlesung über das Armengesetz und die Schädlichkeit des Bettels halten zu lassen. Auch die Schuhputzer, Zeitungsverkäufer, Straßenbewässerer und viele andere in Afrika nie gesehene Erscheinungen fallen ihm auf. Ja, es ist doch ein herrliches Land, dies England!

Wie eine dicke, schwarze Wolke drückt aber je länger je mehr jene Geschäftssache auf sein Gemüth, und so oft er an den bevorstehenden Gerichtstag denkt, wird ihm beklommen ums Herz, und als dann dieser Tag immer weiter hinausgeschoben wird, da packt ihn das Heimweh so mächtig, daß er an nichts mehr Freude hat und auch die freundlichsten Einladungen nicht annehmen mag. Das unerwartete Eintreffen eines Jugendfreundes, des Herrn Jacobson aus Quitta, den ein ähnliches finanzielles Unglück nach Liverpool gebracht hatte, war zwar eine Freude für ihn, vermehrte aber nur noch die Entrüstung über das Unrecht, das ihm und seinem Vater von ihrem weißen Agenten war zugefügt worden. Rachegelüste übrigens lagen ihm ferne. Er wollte nur der Gerechtigkeit ihren Lauf

lassen. Es dauerte aber sehr lange, bis endlich der Richterspruch gefällt und Herr Hickson zu 15monatlicher Haft mit Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Das Geld übrigens blieb verloren. Mit Hiob sich tröstend und Gott für alle Bewahrung dankend, trat unser Freund seine Rückreise an, nachdem er kurz zuvor noch die schmerzliche Nachricht vom Tode seiner alten Großmutter erhalten.

Wer ihn zum Schreiben seines Buches*) bewogen, ist nicht ersichtlich. Wir vermuthen aber, daß Herr James Looney, der Drucker und Herausgeber desselben, dahinter steckt; wenigstens ist im Buch selbst eine Frau Looney als „Mutter aller Schwarzen", die nach Liverpool kommen, bezeichnet, und es läßt sich denken, daß diese wohlwollenden Leute, in der Hoffnung, dadurch der Sache Afrika's einen Dienst zu leisten, die Abfassung und den Druck dieser Reisebeschreibung veranlaßten. Möchte dieselbe ihren Zweck erreichen! Was uns betrifft, so haben wir sie nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit herzlicher Theilnahme gelesen. Der Held derselben, an Jahren kein Kind mehr, redet darin so offen, so naiv, daß es nicht schwer ist, sich ein Urtheil über die Reife oder Unreife seines ganzen Wesens, insbesondere seines Christenthums zu bilden. Oberflächlich, hie und da etwas kindisch, ein wenig eitel, in der Hauptsache aber doch kindlich und aufrichtig — so kommt uns dieser gebildete Negerchrist als ein recht charakteristisches Exemplar westafrikanischer Christlichkeit vor. Ein liebenswürdiger Anfang ist gemacht, das Mannesalter aber noch nicht da!

Missions-Zeitung.

Indien.

In Kalkutta hat jetzt die Polizei angeordnet, daß zu Vorträgen, Predigten und Ansprachen irgendwelcher Art von den beiden Hauptplätzen der Stadt (Welling-

*) „African Trading; or the Trials of W. N. Ocansey. By John E. Ocansey. Liverpool: James Looney, 11 Cable Street. 1881. Das Buch ist mit dem photographischen Porträt des schwarzen Verfassers geschmückt. Das Englisch ist tadellos, der Styl naiv.

ton und Beadon Square) nur je die südliche Hälfte benutzt werden darf, damit solche Personen, die nur zum Lustwandeln und nicht zum Hören gekommen sind, in der nördlichen Hälfte unbelästigt sich ergehen können; ferner, daß die Redner nicht auf die öffentlichen Bänke oder andre Sitze steigen dürfen und endlich, daß wenn mehrere (etwa einander bekämpfende) Redner zugleich auftreten, sie wenigstens 60 Schritt entfernt von einander stehen müssen. Schiedlich, friedlich!

— Es heißt, daß auf Kosten des Maharadscha von Benares eine Deputation von frommen Hindus nach England gehen soll, um auszuwirken, daß in Zukunft keine Kühe mehr in Britisch-Indien getödtet werden dürfen! Eine Kuh tödten ist ja eines der schwersten Vergehen für den Hindu. Vielleicht hängt diese Deputation mit einem Streit zusammen, welcher neulich in Benares zwischen Hindus und Muhammedanern ausbrach, als letztere ein Kuh-Opfer bringen wollten.

— Frl. Beilby, die seit 1875 als Missionsärztin in Laknau gearbeitet hat, überbrachte neulich der Königin von England eine rührende, vom traurigen Loos der indischen Frauen Zeugniß gebende Botschaft der Maharani von Pannah, welche sie in ihrer Krankheit nicht nur gepflegt, sondern auch mit dem Evangelium bedient hatte. Ehe Frl. Beilby die Einladung des heidnischen Maharadscha, zu seiner Frau zu kommen, angenommen, hatte sie erklärt: Sie komme nur, wenn sie mit dem Evangelium und als Missionarin kommen dürfe. So war ihr denn gestattet worden, zu den Frauen, aber auch nur zu diesen, von Christo zu reden. Der Hindu aber, welcher ihr als Dolmetscher beigegeben wurde, bemerkte, daß Frl. Beilby sich jeden Morgen mit ihren Dienerinnen zum Gebet zurückzog, und bat, daran theilnehmen zu dürfen. Er wurde zugelassen und wunderte sich nun über die Maßen, daß kein Gott und überhaupt kein Gegenstand da zu sehen war, den die christliche Dame angebetet hätte. Es wurde ihm erklärt, daß Gott ein Geist sei u. s. w. So gieng ihm ein Licht ums andre auf, und jetzt ist er im Glauben an Christum — aber ungetauft — gestorben, nachdem Frl. Beilby ihn noch auf seinem Sterbebett — nicht ohne Furcht vor den Brahmanen — hatte besuchen können. Der Betreffende muß ein edler Mann gewesen sein. 1857 hatte er während des Aufstands, um zweien englischen Damen das Leben zu retten, sich selbst der größten Gefahr ausgesetzt.

— Der Bischof von Rangun, der im Februar 25 Fuß tief in ein steiniges Flußbett in den Bergen bei Taungu hinabstürzte, nachdem seine Wunden geheilt waren, aber weiter arbeitete und reiste, ist jetzt genöthigt, nach England zurückzukehren.

— Ein wischnuitischer Maharadscha oder Oberpriester, der sich in Dschamnagar an einem Perlendiebstahl betheiligt hatte, ist zum Zuchthaus verurtheilt und wird — obgleich seine Verehrer

10 Millionen Mark zu seiner Loskaufung boten, wie ein gemeiner Verbrecher behandelt. Solche Thatsachen missioniren auch.

— In einer soeben erschienenen zweiten Auflage seines „Indian Missionary Directory“ theilt Miss. Badley folgende Statistik mit:

	1850.	1861.	1871.	1880.
Ausländ. Missionare	339	479	622	689
Eingeb. "	21	97	225	389
Eingeb. Christen	91,092	138,731	224,258	340,623
Abendmahlsgenossen	14,661	24,976	52,816	102,444

Afrika.

Vom 17. Dez. bis 20. Febr. hat der Bischof von Sierra Leone die Stationen und Gemeinden der Joruba-Mission visitirt. Am 1. Januar weihte er die neue St. Paulskirche in Breadfruit, Lagos, ein, wobei 1200 eingeborne Christen anwesend waren. Der bekannte James Johnson, der sich in Abeokuta unmöglich gemacht und der früher schon diese Gemeinde bedient, ist jetzt wieder an ihr angestellt. In Abeokuta wurden vom Bischof wichtige Berathungen über die Haussklaverei und über die Loskaufung von Sklaven durch die Gemeinde gehalten. 479 Personen wurden von ihm konfirmirt. Dr. Cheetham — so heißt der Bischof — hat 11 Jahre in Westafrika gearbeitet, länger als irgendeiner seiner Vorgänger. Die drei ersten Bischöfe von Sierra Leone sind alle im Lauf von ein paar Jahren auf ihrem Posten gestorben. Jetzt aber kehrt Dr. Cheetham für immer nach England zurück.

— In Ode Ondo im Jorubaland haben der König und die Häuptlinge sich durch einen Vertrag verpflichtet, keine Menschenopfer in ihrem Gebiet mehr zu dulden.

— Kürzlich hat der König von Dahome mit seinen Amazonen einen Raubzug gegen mehrere Städte im Nordwesten von Abeokuta ausgeführt. Igano und Okepo wurden zerstört und die Einwohner großentheils gefangen nach Abome geführt, um als Sklaven zu dienen oder beim jährlichen Opfer geschlachtet zu werden.

— Ein neuer Missionar, Dr. Hannington, ist nach Livingstonia am Njassa-See abgegangen, von wo Dr. Laws die Gründung einer neuen Station Bandawe meldet.

— John Dunn im Zululand hat sieben seiner Töchter in den Taufunterricht bei Bischof

Mackenzie eintreten lassen, nachdem zwei Nichten von ihm schon früher getauft worden.

— Am 18. März kamen die Missionare O'Flaherty und Stokes mit den aus England zurückkehrenden Waganda-Gesandten in Rubaga an und wurden von Mtesa herzlich empfangen. Stokes und Pearson fuhren dann über den See nach Kagei, wo sie Miss. Litchfield, der sich dort eine Hütte gebaut und fleißig an der Sprache gelernt hatte, sehr krank fanden. Pearson blieb in Kagei, Stokes aber gieng mit dem Kranken nach Uyui, von wo dieser weiter nach Urambo gebracht werden sollte, um Dr. Southon von der Londoner Missionsgesellschaft zu konsultiren. In Uganda sind also gegenwärtig nur O'Flaherty und Mackay. Mtesa hat der Königin von England einen Brief gesandt. Man hofft, daß die Missionare ungestört werden weiter arbeiten dürfen. Nach Briefen vom Jan. d. J. waren freilich drei Schüler der Missionare gebunden worden wegen ihrer „Anhänglichkeit ans Christenthum!" Aus Mamboia, einer Zweigstation von Mpwapwa, sendet Missionar Last, der seit Ende vorigen Jahres seine Frau bei sich hat, interessante Berichte. Er besucht fleißig die umliegenden Dörfer und wird überall freundlich aufgenommen. Von Heilsverlangen ist aber noch keine Spur zu merken. Das muß ja eben erst geweckt werden. Uyui liegt ein paar Stunden nordöstlich von Unjanjembe, wo der Sultan von Sansibar einen Gouverneur hat. Schon Ende 1878 bauten Stokes und Copplestone dort ein Haus und seit 18. Oktober 1879 ist der letztere ganz dort stationirt. Am 21. Jan. 1881 fieng er eine kleine Schule an. Ein Schwarzer aus Freretown unterstützt ihn. In Giriama, wo die kleine Schaar Neubekehrter lange auf einen Lehrer hatte warten müssen, ist nun der erfahrene Katechist Georg David aus Freretown stationirt. Im März machte Miss. Binns einen Besuch daselbst und lernte bei dieser Gelegenheit allerlei neue Dörfer und Häuptlinge kennen, die der Mission nicht abgeneigt sind. In Kisuludini ist Isaak, der treue Begleiter Rebmann's, die Hauptperson. In der Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten dieser Kolonie, Schlichtung von Streitigkeiten 2c., unterstützen ihn vier Aelteste. Nur wichtigere Sachen sind der Entscheidung des Missionars Binns vorbehalten. In Freretown sollen die Missionare in ähnlicher Weise, wie ihre schottischen Kollegen in Blantyre, sich eine Gerichtsbarkeit angemaßt und körperliche Züchtigungen vorgenommen haben, die sie nachher nöthigten, sich beim Landesherren, dem Sultan von Sansibar, zu entschuldigen. Etwas Sicheres wissen wir hierüber noch nicht.

— Anfang Juli brachen die abgesetzten Missionare, Hr. Duff Macdonald, Buchanan und Tenwick von Blantyre auf, wurden aber durch eine zwischen dem Häuptling Tschipitula und einem Halb-Portugiesen Matekenye ausgebrochene Fehde und die Er-

klärung des letzteren, daß er keinen Engländer werde passiren lassen, zur Umkehr genöthigt. Tags darauf kam denn auch die Nachricht, daß ein zur schottisch-afrikanischen Handelsgesellschaft gehöriger Ingenieur, Hr. Ramsay, der zwei Tage vor jenen Missionaren nach Kilimane aufgebrochen war, mit all seinen Leuten von Matekenje ermordet worden. So trafen denn die abgesetzten Missionare nach 8tägigem Marsch wieder in Blantyre ein, wo sie von den Eingebornen mit lauten Freudenbezeugungen empfangen wurden; denn von Anfang an hatten diese es schmerzlich beklagt, daß ihre Freunde ihnen genommen werden sollten, wie sie ihnen denn auch durch allerlei Abschiedsgeschenke, (Thierfelle, Elfenbein, Schmucksachen, Pfeilspitzen 2c.) ihre Anhänglichkeit bewiesen hatten.

(Times.)

— Die Pariser Missionare im Bassutoland frohlocken über die Wiederherstellung des Friedens und freuen sich, daß — wie es scheint — infolge des Krieges die Engländer nun doch eingesehen haben, daß die Bassutos „ein vergleichsweise tapferes, verständiges, ausdauerndes Volk sind, bei dem sich gar manche Anzeichen einer zunehmenden Civilisation finden," wie aus dem Hauptquartier an eine Zeitung in der Kapkolonie geschrieben wurde. Missionar Dieterlen schreibt (31. Mai): „Ueberall sind die Missionare gern gesehen. Wir haben einen großen Schritt in der Achtung und dem Vertrauen der Eingebornen vorangemacht. Was mich betrifft, so hat die Thatsache, daß ich für meine Leute geerntet und ihnen ihr Korn aufbewahrt habe, mir viel Dank eingetragen. Ich habe Blut und Wasser geschwitzt bei dieser Arbeit, bin aber reichlich dafür belohnt durch die Dankbarkeit der Eingebornen und durch den Beifall aller Welt."

Ueber die Kriegssteuer von 5000 Stück Vieh, welche die Bassutos den Engländern zahlen müssen, soll der Häuptling Massupa geäußert haben: „Ich begreife nicht, warum wir eine Kollekte für diejenigen veranstalten, welche wir geschlagen haben. Würde man eine solche für Gott veranstalten, gut: Er ist's, der gesiegt hat, und wir würden unser Vieh den Missionaren geben zum Besten Seines Werkes."

Die Reorganisation der durch den Krieg nicht nur äußerlich aufgelösten, sondern zum Theil auch innerlich verwüsteten Gemeinden ist eine schwere Sache. Die Missionare verfahren dabei so milde und nachsichtig als möglich. Eine der Schwierigkeiten ist die Gereiztheit, welche noch besteht zwischen den der englischen Regierung treu gebliebenen und den gegen diese zu Aufrührern gewordenen Bassutos. Leider bringen die Boers aus dem Oranje-Freistaat viel Branntwein ins Land, da jetzt keine Grenzpolizei mehr da ist, welche das von Moschesch veranlaßte Verbot der Einfuhr berauschender Getränke aufrecht erhalten könnte. Die Missionare wünschen ihre Pflegbefohlenen zu behandeln wie wiedergenesende

Schwerkranke; zuerst sollen wieder Gebetsversammlungen, Bibelstunden u. dergl. gehalten werden, Kirchenzucht einstweilen aber nicht ausgeübt werden, bis die Ordnung wieder ganz hergestellt ist.

Todesfälle.

Am 17. Juni 1880 starb auf Mare, einer der Loyalitäts-Inseln, der alte Häuptling Naisiline. Während seiner achtwöchigen letzten Krankheit ermahnte er seine Unterthanen, treu am Wort Gottes festzuhalten, bat auch einige Katholiken, die ihn besuchten, in der Bibel zu lesen und fügte hinzu: „Als ich von der französischen Regierung um des Evangeliums willen ins Gefängniß geworfen war, betete ich zu Gott, dem ich ohne alles Wanken vertraute, Er möge doch meine Unschuld an den Tag bringen. Jetzt haben die französischen Beamten dieselbe erkannt. Mein Vater ist als Heide gestorben, ich aber danke Gott, daß ich den rechten Grund gefunden habe.“ Unter heftigen Schmerzen bewies der Sterbenskranke große Geduld, und als man um seine Genesung betete, wandte er ein: „Warum versucht ihr, Gottes Kinder, mich auf die Erde zurückzuziehen. Gott der Herr zieht mich hinauf, zu Ihm, und ihr wollt mich mit euren Gebeten hier festhalten. So bin ich wie ein Seil, an dessen beiden Enden gezogen wird. Ach, laßt mich gehn, damit ich zur Ruhe komme!“

Naisiline, bis zu seinem dreißigsten Jahre ein Wilder, Menschenfresser und Polygamist, wurde durch Londoner Missionare bekehrt, von seinem Vater aber am Uebertritt gehindert. Erst nach dessen Tode legte er öffentlich alles Heidnische ab, entließ alle seine Frauen bis auf eine und nahm die Taufe an. Von da an ist er ein tapferer Bekenner und eifriger Verbreiter des Evangeliums gegen Heiden und Katholiken gewesen. Von den Franzosen, denen er sich widerstandslos unterwarf, wurde er auf gewisse Verläumdungen hin eine Zeitlang sehr schlecht behandelt, sogar gefangen gesetzt, schließlich aber in hohen Ehren gehalten. Während seiner Krankheit sandte z. B. der Gouverneur von Neukaledonien ihm auf einem eigenen Schiff einen Arzt. Sein Sarg wurde mit der französischen Fahne bedeckt.

— Am 20. Januar 1881 starb in Kisuludini, Ostafrika, Abraham Abe Gondscha, der Erstling der englisch-kirchlichen Mission in Ostafrika. Im Jahr 1851 begleitete er Dr. Krapf auf seiner Reise nach Usambara, nachdem er schon von Rebmann einigen christl. Unterricht erhalten hatte, und leistete dem Reisenden werthvolle Hilfe. 1853 zog er ganz nach Kisuludini zu Rebmann, wo er lesen lernte und sammt seinem Sohn Isaak 1860 getauft wurde. Letzterer ist der bekannte Katechist, der s. Z. den blinden Rebmann nach Europa begleitete und jetzt unter seinen Landsleuten im Segen wirkt. Abe Gondscha stellte nie viel vor, war aber ein treuer Christ. Jetzt liegt er neben Frau Rebmann und Miss. Remington auf dem Gottesacker in Kisuludini.

— Am 3. Juli starb in Hongkong der deutsch-evangel. Pastor Klitzke an einem Herzschlag, nachdem er Morgens noch in seiner neuen schönen Kirche gepredigt hatte. Klitzke ist 15 Jahre lang Vorsteher des Berliner Findelhauses und Pastor der deutschen Gemeinde in Hongkong gewesen. Eine Gemeinde von 188 Deutschen und eine Schaar von 90—100 kleinen Chinesinnen beklagen den Heimgang ihres treuen Seelsorgers und Pflegers.

— Am 18. August starben in St. Louis am Senegal der Pariser Missionar Golaz und dessen Frau, beide am gelben Fieber, in einem Zwischenraum von nur zwei Stunden! Die Sterblichkeit unter Schwarzen wie Weißen hat einen noch nie dagewesenen Grad erreicht. Man spricht schon von „Pest."

— Am 13. September starb Dr. S. Manning, der vielgereiste Sekretär der Londoner Traktatgesellschaft, für welche er eine Reihe werthvoller Bücher geschrieben. Obgleich Baptist, arbeitete und lebte er in brüderlichster Einigkeit mit Christen der verschiedensten andern Bekenntnisse.

Allerlei.

Auf der ökumenischen Methodisten-Konferenz, welche am 7. September in London zusammentrat, waren auch 20 schwarze Abgeordnete, darunter drei Negerbischöfe erschienen: Dickerson von Südcarolina und Georgia, Shorer von Ohio und Payne von Baltimore, Virginia und Nordcarolina. Vom methodistischen Muskogi-Indianer-Häuptling Samuel Cleecote, der gesundheitshalber nicht hatte kommen können, wurde ein Brief verlesen, dessen männlich-christlicher Ton Zeugniß davon giebt, was das Evangelium auch aus einem Indianer machen kann.

— Mitte Juli gieng ein neues Missionsschiff, der Schooner „Ellengowan", von England ab, um den Londoner Missionaren, welche unter den wilden Papuas (s. das Bild) in Neuguinea arbeiten, das Reisen zu erleichtern.

— Prof. Van Oosterzee's Neutestamentliche Theologie ist von Miss. J. L. Amerman am vereinigten presbyt. Predigerseminar zu Tokio ins Japanesische übersetzt worden und dieses Jahr im Druck erschienen.

— Am 4. Juli wurde in Puna, Indien, die erste öffentliche Versammlung des dortigen Zweiges der Evang. Allianz gehalten. Der Hauptredner war Dr. Murray Mitchell.

— Vor einigen Monaten wollte Präsident Garfield einen Mulatten, namens Fr. Douglas, zum Gesandten der Ver. Staaten in Brasilien machen. Dieser Mann aber, der selbst noch Sklave gewesen und die Spuren der Sklavenpeitsche auf seinem Rücken trägt, lehnte diesen sehr ehrenvollen und einträglichen (beinahe 50,000 Mk. jährlich) Posten ab!

— Die Zahl der Schwarzen in den Ver. Staaten wird jetzt auf 6,577,151 angegeben, woraus man sieht, daß sie zunehmen. 1870 kamen auf je 100,000 Weiße 14,528 Schwarze, 1880 dagegen

15,153! Triumphirend haben sie schon ausgerufen: „Weder durch Auswanderung noch durch Aussterben wird man uns aus dem Land bringen. Hier sind wir; hier bleiben wir. Am Ende des Jahrhunderts werden wir 10,000,000 sein." Bei weitem das Meiste für diese Schwarzen haben die Methodisten und Baptisten gethan.

Bücherschau.*)

Pfarrer **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Lebensbild von Fr. Zündel, Pfarrer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Zürich, S. Höhr, und Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Blumhardt war durch und durch ein Missionsmann, d. h. ein Mann des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung — für alle, auch für die Heiden. Wenig Männer haben soviel für die Heidenmission gewirkt, wie er, durch Wort und Schrift, mit Arbeit und Gebet. Als Lehrer im Basler Missionshause, als Verfasser des Calwer Handbuchs der Missionsgeschichte und Geographie, als langjähriger Schreiber der Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden, als stets dienstfertiger Missionsfestredner, hat er trotz seiner großen, vielverzweigten Hauptarbeit gewissermaßen so nebenbei und doch gar nicht nur so nebenbei mehr für die Heidenmission gethan, als viele, die von Berufswegen in dieser Arbeit stehen. Es ist daher eine Pflicht der Dankbarkeit, daß wir auch an dieser Stelle des theuern Hingeschiedenen gedenken und sein von nicht nur liebender, sondern wirklich kompetenter Hand gezeichnetes „Lebensbild" auch denjenigen unter unsern Lesern empfehlen, welche vom „Pfarrer im Bad Boll" und von der „Boller Hoffnung" vielleicht keine hohe Meinung haben. Der Mann verdient es, daß man ihn von allen Seiten kennen lernt und ihn auch da zu verstehen sucht, wo man — in manchen Stücken wohl mit Recht — ihm nicht zu folgen den Muth oder die innere Erlaubniß hat. Der Biograph hat uns das leicht gemacht. Und daß er seine schwere Aufgabe in so kurzer Zeit gelöst hat, verpflichtet uns zu besonderem Danke. Bis dat qui cito dat. Dazu kommt, daß er zwar als dankbarer Verehrer, nicht aber als blinder Parteigänger geschrieben hat. So sagt er S. 538, was uns gefreut hat: „Es bildete sich in Blumhardt, meist infolge seines Alleinstehens, vielleicht auch infolge körperlicher Ermüdung, zuletzt etwas fast einer Schwäche Aehnliches aus an seinem Hoffen und eine Ungeduld, wie die eines Kindes, das nach Nahrung schreit. Sein Sehnen und Harren — zersprengte ihm schier das Herz."

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Möchten doch alle Freunde, Verehrer und — wenn man so sagen kann — Schüler Blumhardts ihm darin ähnlich bleiben, resp. werden, daß sie nicht mit müßigen Spekulationen, geschweige denn in unmännlicher Traurigkeit über nicht erfüllte Hoffnungen ihre Zeit und Kraft vergeuden, sondern in freudigem Dienst an den Kranken, Gedrückten, Elenden und Armen, sowie durch eifrige Theilnahme an der Heidenmission ihre Liebe zum Heiland an den Tag legen.

A Foreign Missionary Manual, geographical, synoptical, statistical and bibliographical. By Frank S. Dobbins. Philadelphia: American Baptist Publication Society.

Auch für die Mission scheint nun das Zeitalter der statistischen Tabellen, Adreßbücher, Wegweiser und was dergleichen mehr ist, allen Ernstes anzubrechen. Das vorliegende mit großem Fleiß und offenbar mit viel Liebe zur Sache mühsamst zusammengestellte Werk ist freilich noch sehr lückenhaft und voll von fehlerhaften, oft geradezu lächerlichen Angaben. Doch hoffen wir, daß es in Amerika und England gute Dienste leisten wird, wenn auch nur durch die Anregung zu weiterem Sammeln und Zusammenstellen missions-geographischer, -geschichtlicher und -statistischer Thatsachen. Im I. Theil wird ein Verzeichniß von 500 Hauptmissionsstationen mit Angabe der geographischen Länge und Breite, sowie der Einwohnerzahl jedes Ortes gegeben. Theil II zählt die verschiedenen Missionsländer auf und giebt für jedes die Namen der dort arbeitenden Gesellschaften, sowie die Zahl der Missionare und ihrer Bekehrten an, während Theil III die amerikanischen, englischen und kontinentalen Missionsgesellschaften der Reihe nach vorführt und Theil IV einen Katalog der gesammten dem Verfasser bekannt gewordenen Missionsliteratur enthält: 1971 Bücher und 91 Zeitschriften. Von Herzen wünschen wir, daß der Verfasser bald in die Lage kommen möchte, eine zweite verbesserte und vervollständigte Ausgabe seines „Handbuches" erscheinen zu lassen.

Welche Stellung haben die Glieder der christlichen Kirche dem modernen Judenthum gegenüber einzunehmen? Vortrag von K. H. Chr. Plath. Berlin 1881. Preis 50 Pf.

Voraussetzung: Die Juden sind nun einmal, als Nachkommen der Christusmörder, „etwas ganz Besondres, Einzigartiges, Geheimnißvolles und deßhalb in besondrer und einzigartiger Weise von uns zu behandeln." Vor allem sollen wir uns s c h ä m e n, daß es mit der Entchristlichung unsrer Verhältnisse durch die Juden schon so weit gekommen ist, uns schämen auch der Judenkrawalle u. dergl.; dann sollen wir Mitleid mit ihnen haben, sollen Judenmission treiben, sollen uns von den jüdischen Nivellirungsbestrebungen durchaus nicht übermannen lassen, sondern gegen ihre Uebergriffe auf rechtlich socialem Gebiet mit christlichem Zeugenmuthe protestiren 2c. Dies der Inhalt des maßvoll und praktisch gehaltenen Vortrags.

Jesus und die Samariterin am Jakobsbrunnen. Von C. A. Egli. Basel, C. F. Spittler.

Sechszehn kurze einfache Betrachtungen über Joh. 4, 1—42, mehr erwecklich praktischer, als lehrhaft schrifterklärender Art. Für die Mission hat der Verfasser offenbar ein warmes Herz. Möchte es ihm gelingen, in vielen Seelen wenigstens den Wunsch zu wecken, daß auch sie wie die Samariterin — vom Herrn getroffen, geheilt und beseligt — nun auch andere suchen und finden möchten.

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch herausgegeben von Rud. Kögel, Wilh. Bauer und Emil Frommel. 1882. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung in Bremen. Preis 4 Mk. broch.

Von all dem Schönen und Guten, das der neue Jahrgang dieses vortrefflichen, nicht genug zu empfehlenden Jahrbuchs wieder bietet, hat uns die „Apologie eines Krüppels" von O. Funcke am meisten interessirt und gefreut. Der Verfasser ist zwar, nach seinem eigenen Bekenntniß, auf dem Gebiete der Heidenmission — denn die ist unter dem Krüppel gemeint — ein Neuling, weßwegen wir ihm einige kleine Ungenauigkeiten, die nur der kritisch lesende Fachmann bemerken wird, nicht vorwerfen wollen. Aber seine Gedanken über die Mission sind richtig, biblisch und energisch; die Darstellung ist drastisch, geistreich, etwas breit. Sehr gelungen ist der spöttelnde Nachweis, wie die Gegner der Mission mit ihren Ein- und Vorwürfen gar oft sich selbst widersprechen und damit zeigen, daß es ihnen nicht um die Sache, sondern nur ums Kritikastern und Verneinen zu thun ist. „Da heißt es: ‚Ja, wenn diese Missionare einen solchen Märtyrergeist hätten wie die Apostel und die Heldengeister der ersten Kirche, das wäre was Anderes; aber das sind jetzt ja nur Schustergesellen und Bauernjungen, die eine Versorgung suchen und der Arbeit entlaufen wollen.‘ Wenn dann aber unläugbar vor aller Welt festgestellt wird, daß diese ‚faulen Schustergesellen und Bauernjungen‘ Leib und Blut unter unsäglichen Leiden freudig und willig geopfert haben im Dienste des Evangeliums, dann schreit man: ‚Es ist eine empörende, eine unverantwortliche Wirthschaft! Es ist eine Schande, solche Menschenopfer zu bringen um dieser Kaffern willen!‘ — Schilt man jetzt über die Mission, weil sie von ‚ungebildeten‘ Menschen besorgt werde (als ob die Apostel nicht auch allermeist ‚ungebildete Menschen‘ gewesen wären!); — so ist der Zorn erst recht groß, wenn wissenschaftlich gebildete Männer unter die Heiden gehen, ‚denn diese Gelehrten reden eine Sprache, die weit über die Köpfe der Barbaren hinweggeht.‘ — Weiter: Wenn von Bekehrungen unter den Heiden erzählt wird, so heißt es: ‚Diese armen Wesen sind von den Missionaren gekauft, sie stellen sich zahm und fromm um äußerlicher Vortheile willen.‘ Paßt aber dieser Beweis nicht mehr . . . . . geschieht es, daß die jungen Gemeinden aus den Heiden ihre eigenen Pastoren besolden, eigene

Kirchen bauen, ja große Summen auftreiben für die Mission unter ihren Brüdern, die noch Heiden sind, dann — ja was dann? Nun, dann posaunt man in die Welt hinein, wie schmählich diese armen Schäflein aus den Heiden von den Missionaren geschoren würden 2c." Das ist nicht übertrieben; und wenn der Verfasser behauptet, daß auch „die christlich gesinnten Gegner der Mission, ohne es zu ahnen, im Schlepptau der Feinde des Evangeliums sind," so ist das ebenfalls keine Uebertreibung. Vielleicht geht sogar dem Verfasser selbst noch etwas von dieser Gewohnheit nach, unwillkürlich die eine oder andere Verleumdung der Feinde selbst in den Mund zu nehmen, wenn er im „Sündenregister der Heidenmission" S. 151 auch die Schönfärberei ihrer Berichte aufzählt und hinzufügt, es seien „Hunderte von Bekehrungsgeschichten erzählt worden, die entweder nur halb wahr oder nur ein Viertel wahr oder gar ganz unwahr gewesen sind." Wir fragen: In welchen Berichten finden sich diese Bekehrungsgeschichten? Wer ist im Stande, uns auch nur 50, auch nur 20 oder 10 solcher Fälschungen ad oculos zu demonstriren? wollen aber darüber mit dem Verfasser keinen Streit anfangen, sind wir doch gewiß, daß er sofort zugeben wird, mit dem citirten Ausdruck in seinem Streben nach Wahrhaftigkeit etwas über die Schnur gehauen und zugleich einen neuen Beweis für die Richtigkeit des „semper aliquid hæret" geliefert zu haben. Im übrigen hat sein „Diskurs über die Heidenmission" unseren vollen, dankbaren Beifall.

Christlicher **Volkskalender 1882.** Herausgegeben von der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth. Preis 50 Pf. broch.

Dieser reichhaltige und in jeder Beziehung empfehlenswerthe Kalender kann zugleich als Missionstraktat dienen, enthält er doch auf 86 Seiten eine ansprechende, mit zahlreichen Holzschnitten, einer Karte von Palästina und einem Plan von Jerusalem ausgestattete Biographie des bekannten Missionars und Bischofs Samuel Gobat.

Des Volksboten Schweizer-Kalender 1882. Basel, Felix Schneider. Preis 30 Ct.

Niklaus von der Flüe, Dr. Wichern und Präsident Garfield nehmen den Ehrenplatz in diesem ebenso guten als billigen Kalender ein. Auch der Heidenmission ist darin freundlich gedacht. Als Gratis-Prämie ist ein „Naturhistorischer Kalender für alle Jahre" beigelegt.

Evangelischer Missionskalender 1882. Basel. Missionsbuchhandlung. Preis 25 Pf. = 30 Ct.

Dieser Kalender, der durch seine hübsche Ausstattung und mannigfachen Inhalt sich ja schon viele Freunde erworben hat, ist in deutscher und französischer Sprache zu haben. Berichtigungen und Nachträge zu den missionsgeschichtlichen Daten sind uns stets willkommen.





Beirut.

Aus Japan.

In Japan, dem Lande der Moden, herrscht gegenwärtig eine wahre Manie, allerlei Gesellschaften und Vereine zu gründen. In Osaka ist eine „Gesellschaft von Patrioten," in Tosa von „Protestlern," in Tokio von „Freunden und Brüdern," in Kaga von „Loyalen," in Tottori eine „Bettler-Brüderschaft," in Kijoheischa eine „Umsturz(?)-Gesellschaft," in Kumamoto eine „Selbstvernichtungs-Gesellschaft" (altbuddhistisch oder modern-nihilistisch?) entstanden. In Tokio sollen sich sogar die Taschendiebe genossenschaftlich zusammengethan haben, um ihren von Auswärts eindringenden Konkurenten das Handwerk zu legen. Einige Vereine richten sich gegen alles Ausländische, theilweise direkt gegen das mit Macht voranschreitende Christenthum. In Osaka z. B. haben eine Anzahl Heiden sich zusammengethan und durch einen feierlichen Eidschwur gegenseitig verpflichtet, nie den christlichen Glauben anzunehmen, und in Kijoto erscheint seit November v. J. unter dem Titel „Magazin der zwei Religionen," sechsmal monatlich ein Blatt, durch welches Buddhisten und Schintoisten einander näher gebracht werden sollen, um gemeinschaftlich das Christenthum zu bekämpfen. Der Herausgeber eröffnet sein Programm mit der Erklärung, von allen in Japan eingeführten ausländischen Dingen sei das Christenthum das schlechteste, und da es sich im ganzen Lande reißend verbreite, so werde bald nichts mehr gegen dieses Gift zu machen sein, wenn die Freunde der alten Religionen sich nicht schleunigst aufraffen und zusammenthun. Ihre Priester hätten zwar vielerlei wichtige Pflichten zu erfüllen, die wichtigste sei aber gegenwärtig die, das Christenthum zu bekämpfen; man solle daher alle Streitigkeiten zwischen Buddhisten und Schintoisten ruhen lassen, bis der gemeinsame Feind vernichtet sei. Als überaus dankenswerth erscheint ihm der segensreiche Um-

stand, daß die Regierung officiell das Christenthum noch nicht duldet oder anerkennt; „wenn aber die Priester sich deßwegen sicher glauben, so sind sie einem Menschen vergleichbar, der auf dem jenseitigen Ufer ruhig ein Feuer brennen sieht, ohne im geringsten etwas für sein eigenes Haus zu fürchten, bis das Feuer über den Fluß schlägt und ihm alles verbrennt.“

In einer Nummer findet sich ein Gespräch zwischen einem Priester und einem Christen. Der letztere führt die zehn Gebote an, um die Vortrefflichkeit seiner Religion zu beweisen, der Priester aber bringt ihn zum Schweigen durch die Bemerkung, daß diese Gebote sich ja alle nur auf das Verhältniß des Menschen zu Anderen, d. h. zu Gott und zu seinen Nebenmenschen beziehen, während der Buddhismus hauptsächlich lehre, was der Mensch an und für sich sei und werden solle, ganz abgesehen von seinen Beziehungen zu Anderen! Da sehe man, wie weit das Christenthum hinter dem Buddhismus zurückstehe! Außer dieser witzigen Bemerkung wird nichts gegen das Christenthum vorgebracht, was irgend der Rede werth wäre.

Uebrigens schmeichelt der Herausgeber den Priestern durchaus nicht, vielmehr hält er ihnen ihre Unwissenheit und Lasterhaftigkeit vor und betont die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform. Vor einigen Jahren sei es noch schlechter gewesen, aber gut sei es auch jetzt noch nicht. Er geht sogar soweit, die Ansicht lächerlich zu machen, daß durch Gebete und Ceremonien leibliche Krankheiten geheilt werden könnten. Das sei nicht besser, als der Schwindel mit dem delphischen Orakel in Griechenland (!) und ein Aberglaube, den kein Gebildeter mehr theile. In einer andern Nummer sucht ein Priester einen Artikel zu widerlegen, in welchem der Wunsch ausgesprochen war, die Regierung möchte in Zukunft keinerlei Staatsreligion mehr anerkennen und ihre Verbindung mit dem Buddhismus und Schintoismus lösen.*) Solche Trennung von Staat und

*) Die Regierung hat noch immer nicht förmlich mit der alten officiellen Religion gebrochen. Auf den 5. April d. J. ließ sie z. B. durch gedruckte Anzeigen zur Schunki Korei Sai, d. h. Frühlingstodtenfeier für die verstorbenen Kaiser auffordern. Der Hauptzweck scheint aber zu sein, dem Volk seine gewohnten Fest- und Feiertage nicht zu nehmen. Dieses soll aber bereits so wenig Interesse an dergleichen nehmen, daß zuweilen die Laternen- und Bannerträger für die Processionen durch Schnaps- und Speisespenden gedungen werden müssen.

Religion sei im Abendlande wohl gut, weil die dortigen Religionen der Regierung nichts nützen; die japanischen aber seien vom größten Werthe für die Regierung: Staat und Religion seien wie zwei einander entsprechende Räder eines Wagens oder wie die Flügel eines Vogels: der eine sei nichts ohne den andern.

Ferner wird folgendes Geschichtchen erzählt: Ein Buddhist und ein Christ treffen im Wirthshaus zusammen. Der Buddhist erzählt, er habe soeben 500 Yen für einen neuen Tempel beigesteuert. Der Christ lacht darüber und sagt, etwas so Thörichtes würde er nicht thun, zumal da ja von den 500 doch höchstens die Hälfte wirklich an die Priester kommen würde, der Rest bleibe sicherlich in den Händen der Beamten hängen. „Und wenn dem so ist," erwidert der Buddhist," so gebe ich statt 500 eben 1000 Yen, damit ich gewiß bin, daß wenigstens die 500 an die rechte Adresse kommen," worauf der „Amen-Mann" nichts mehr zu sagen weiß! Das Beispiel des Buddhisten aber wird vom Herausgeber zur allgemeinsten Nachahmung empfohlen. Uebrigens traut derselbe auch den Christen eine wirklich erstaunliche Freigebigkeit zu. An einer Stelle seines Blattes erklärt er nämlich das schnelle Wachsthum der fremden Religion daraus, daß die Christen im Ausland nicht weniger als den fünften Theil ihrer Einkünfte den Missionsgesellschaften schenken! Bei solchen Geldmitteln sei es kein Wunder, daß Stationen und Kirchen überall aus der Erde wachsen.

Wieder an einer andern Stelle wird von einem Prinzen des königlichen Hauses erzählt, dem es gar wehe thue, daß gegenwärtig das Christenthum so öffentlich in Kijoto gelehrt werden dürfe, und der im Februar einer großen Versammlung von Priestern präsidirt habe, um mit ihnen über die Bekämpfung desselben zu berathen.

Uebrigens ist aus der schintoistisch-buddhistischen Union nichts geworden. Die erwähnte Zeitschrift hat bereits ihren Titel geändert und vertritt jetzt nur noch die Sache des Buddhismus. Die andere Religion hat überhaupt nicht viel Leben und kann auf literarischem Gebiet gar nichts leisten. Recht eindrücklich konnte einem die Bedeutungslosigkeit derselben im Gegensatz zum frisch aufstrebenden japanischen Christenthum am 31. April d. J. in Kijoto werden. Es war ein hoher schintoistischer Festtag. Von einem Tempel aus setzt sich die lange, aus wunderlich kostümirten Lokalbeamten, Banner tragenden Männern und einen wahren Heidenlärm hervorbringenden

Knaben zusammengesetzte Prozession in Bewegung. Mehrere heilige Wagen, je von einem Haufen halbnackter Kerls getragen, die heulen und springen und sich stoßen, wie wenn es darauf ankäme, der im Wagen sitzenden Gottheit die Situation so ungemüthlich als möglich zu machen, — ziehen durch die Straßen. Etwas Sinnloseres kann man sich nicht denken. Und zu gleicher Zeit tagt nur ein paar Hundert Schritt von jenem Tempel entfernt die Jahresversammlung der japanischen Missionsgesellschaft. 17 Gemeinden (der Bostoner Missionsgesellschaft) mit ihren 669 mündigen Mitgliedern, 11 ordinirten Pastoren und 22 Evangelisten sind hier vertreten, und in dreitägiger Konferenz wird Bericht erstattet über die Missionsarbeit des letzten Jahres und berathen über neue Mittel und Wege zur Ausbreitung des Evangeliums.*) Die Missionare spielen dabei nur eine untergeordnete Rolle. Denn das ist eben das Eigenthümliche und Erfreuliche an der japanischen Mission, daß die Eingebornen bereits mit soviel Selbständigkeit und Eifer an derselben mitarbeiten. Im letzten Jahr hatten die eben erwähnten 669 Gemeindeglieder zusammen 4492 Yen, d. h. ungefähr 2700 Dollars für christliche Zwecke geopfert. Aber das ist nicht die Hauptsache. Ihre Bereitwilligkeit zu direkten Missionsdiensten, auch wo diese Zeitverlust und allerlei Unbequemlichkeiten mit sich bringen, ist noch wichtiger. Einige von ihnen sind vortreffliche Redner und machen hervorragenden Gebrauch von ihrer Gabe. An vielen Orten wird auf diese Weise das Evangelium gepredigt, wohin Missionare nur selten oder gar nicht hinkommen könnten. Und das Volk hört aufmerksam zu. Neuerdings hat man angefangen, in den japanischen Theatern christl. Vorträge zu halten, und zwar mit solchem Erfolg, daß einerseits die heidnischen Priester in eine wahre Wuth gerathen sind, andrerseits

*) In dieser Versammlung wurde von Pastor Homma aus Hikone ein Kleid vorgezeigt, das eine jetzt bekehrte Frau sich als Heidin hatte machen lassen, um ihrer Seligkeit gewiß zu sein. Es besteht aus weißer Leinwand und ist mit einer Menge heiliger Sprüche bedeckt, welche die Priester — natürlich für Geld — ihr draufgeschrieben hatten. Ein solches Kleid soll nämlich, wenn es vom Besitzer auf dem Sterbebett getragen oder ihm nach dem Tode angelegt wird, als sicherer Paß in den Himmel dienen. Die arme Frau hatte aber keinen Trost dadurch gefunden, war endlich Christin geworden und hatte nun dieses Kleid verbrennen wollen, es aber schließlich ihrem Pastor, auf dessen Bitte, überlassen. Einer der Missionare kaufte es nun, und das Geld kam in die Kasse der japanischen Missions-Gesellschaft.

aber ein Missionar schreiben kann: „Die Hauptgefahr für unsere Sache ist jetzt die, daß sie so populär ist,“ und ein andrer Missionar bemerkt, kein anderer Gegenstand ziehe gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Massen so auf sich, als der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum. Wo ein öffentliches Religionsgespräch oder ein Vortrag über diesen Gegenstand gehalten werde, da strömen die Leute zusammen.

Das Merkwürdigste dieser Art ist jedenfalls die Massenversammlung, welche Ende April d. J. in Kijoto gehalten wurde und welche von Missionar Curtis unter der Aufschrift:

„Zehn Stunden in einem japanischen Theater“

folgendermaßen beschrieben wird: „Endlich bin ich in einem japanischen Theater gewesen. Seit ich in's Land kam, plagte mich immer die Neugier und gern wäre ich in eins gegangen; doch ich widerstand der Versuchung, bis ich endlich hörte, daß in einem der größten Theater von Kijoto etwas Extra, eine wirkliche Seltenheit, zu sehen sei. So entschloß ich mich denn, diese Gelegenheit zu benützen und gieng hin. Und wahrlich, nie werde ich bereuen, gegangen zu sein, denn das war allerdings ein seltener Genuß, ein königlicher Tag: eine christliche Massenversammlung mitten in der alten religiösen Hauptstadt von Japan! Freilich nicht eine Versammlung von lauter Christen, — obschon eine schöne Anzahl solcher sich eingestellt hatten, die eigentlich als Abgeordnete oder Gäste zur Jahresversammlung der Japanischen Missions-Gesellschaft nach Kijoto gekommen waren — wohl aber eine Versammlung von solchen, die das Christenthum kennen lernen wollten.

„Noch vor einem Jahr würde der Gedanke an eine solche Versammlung uns förmlich erschreckt haben, aber die Zeiten ändern sich: Der Christen-feindliche Gouverneur von Kijoto ist durch einen andern, freundlicher gesinnten ersetzt worden, und wahrscheinlich hat jenes Feindschaft dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der Leute auf das Christenthum zu lenken, das er nebst andern guten Dingen zu bekämpfen suchte. Jedenfalls waren viele Einwohner der Stadt begierig, etwas über das Christenthum zu hören, ja sie erklärten, nicht wieder einen wissenschaftlichen Vortrag hören zu wollen, wie unsre jungen Schullehrer sie mit großem Beifall von Zeit zu Zeit gehalten haben; nein, die christliche Religion solle der ausschließliche Gegen-

stand aller Ansprachen sein; wenn man diese Bedingung erfülle, so wollen sie mit ihrem Einfluß und Geld eine solche Versammlung arrangiren helfen. So wurde das Theater gemiethet und alles Nöthige veranstaltet. Die Kosten beliefen sich auf etwa 40 Dollar. Das Programm bestand aus einer Nachmittags- und einer Abendversammlung mit je 10 Ansprachen, die nicht länger als 15—20 Minuten dauern durften. Wenn Japaner ins Theater gehn, so kommen sie, um den ganzen Tag zu bleiben, und diejenigen, welche sich nicht an benachbarte Restaurationen halten wollen, nehmen ihr Essen dahin mit. In den Pausen wird dann ganz gemüthlich gruppenweise Thee oder zuweilen auch Sake (Reisbranntwein) getrunken und bescheiden geraucht.

„Als wir zur bestimmten Stunde, um 1 Uhr Mittags, das Haus betraten, waren von 4000 Plätzen etwa 3000 besetzt. Ein bunteres Auditorium ließe sich nicht denken. Alle Schichten der Gesellschaft und alle Phasen der Mode waren vertreten, vom halbnackten Taglöhner bis zum etikettemäßig gekleideten Samurai. Auch an europäischen Röcken und Hosen fehlte es nicht. Nur zwei oder drei Zopfträger waren zu sehen. Für die Damen war eine Gallerie reservirt, unter den Männern sah man nur ganz vereinzelt eine sitzen. In einer Loge, der Bühne gegenüber, hatten mehrere Beamte Platz genommen, die aufmerksam zuhörten. Ueberdieß waren gegen 200 Priester gekommen!

„Die Rednerbühne war mit Teppichen belegt, und auf einem kleinen Tisch lag neben einem Gefäß mit Trinkwasser eine — Bibel. Ehe ein Redner auftrat, wurde jedesmal sein Name und der Gegenstand, über den er sprechen wollte, auf einem großen Aushängeschild bekannt gemacht. Zwischen je zwei Reden wurde einige Minuten lang pausirt, so daß das Auditorium immer wieder Gelegenheit hatte, einige Worte zu wechseln oder sich durch ein Pfeifchen Tabak zu stärken. Sake wurde fast gar nicht getrunken. Rechts von der Rednerbühne saß der Präsident, der ein kleines Tischchen mit einer Glocke vor sich hatte. Die Glocke wurde angeschlagen, sobald die 15 oder 20 Minuten des betreffenden Redners um waren. Außerdem stand noch ein Harmonium da, um welches herum einige 20 Seminaristen sich placirt hatten. Ihren Beifall gab die Zuhörerschaft durch Händeklatschen nach den Reden kund.

„Gern würde ich nun noch eine Reihe von Personen, hauptsächlich von Christen, einzeln erwähnen, welche ich da sitzen sah, so

den Badbesitzer von der Nordküste, dem der ‚Jesus-Hund' gehört und der neulich sein Etablissement zum Zweck christlicher Versammlungen vergrößert hat; dann den Pastor einer unsrer Gemeinden, der einst ein Paar Schuhe gestohlen hatte und nach seiner Bekehrung sich als Dieb der Polizei stellte, die natürlich gar nicht wußte, was sie mit so einem verdrehten Kerl anfangen sollte; dann einen jungen Mann, nicht eben von einnehmendem Aeußern, auch nicht gelehrt, überhaupt nach menschlichem Urtheil durchaus nicht vielversprechend, vom Herrn aber gebraucht in wunderbarer Weise, so daß er schon an vier neuen Orten in einem Hauptsitz des Götzendienstes dem Evangelium Eingang verschafft, berüchtigte Sake-Trinker gebessert und solche, die im Konkubinat lebten, bewogen hat, sich christlich trauen zu lassen! Ferner einen großen Sake-Händler aus dem Süden, dem es nicht mehr wohl ist bei einem Geschäft, das soviel Unheil im Gefolge hat, und der nun gekommen ist, um sich bei seinem Freund Nisima Raths zu erholen. Aber ich darf mich bei dem Einzelnen nicht aufhalten und will — was die Zuhörerschaft betrifft — nur noch erwähnen, daß auch unsre Mädchenschulen zahlreich vertreten waren, daß Pastoren oder andre Abgeordnete von fast allen unsren Gemeinden sich eingestellt hatten, viele andre Christen per Eisenbahn aus Osaka und Kobe gekommen und die älteste Klasse unseres Seminars fast vollzählig erschienen war.

„Die erste Rede hielt Kanamori, der Pastor von Okajama, über ‚das Wesen Gottes,' denn mit etwas Derartigem muß man Grund legen, ehe man vom Heiland viel sagen kann. Dann kam Ukita, Pastor der Temma-Gemeinde in Osaka, mit einer Rede über ‚das Leben Christi,' dann Herr Fuwa aus Fukuoka, der über ‚die Seele' sprach; und hierauf wurde — englisch — das Heber'sche Missionslied ‚Von Grönland's eis'gen Zinken' gesungen. Was wohl der selige Dichter gesagt haben würde, wenn er hätte sehen können, wie hier aus dem „fernsten Volksstamm" Tausende den Klängen seines Liedes lauschten! Die nächste Ansprache hielt der englisch-kirchliche Missionar Denning aus Hakodate, der sehr geschickt gerade damals bei uns auf Besuch war. Er sprach von der ‚Macht der Wahrheit.' Dann sprach unser Seminarlehrer Jamasaki über ‚das Sehen des unsichtbaren Gottes,' der Seminarist Ujehara über ‚die Früchte des Christenthums,' Missionar Learned über ‚die gegenwärtige Lage des Chri-

stenthums,' Nisima über 'die Angemessenheit der christlichen Religion für die ganze Welt;' und nach abermals einem Gesange sprach Pastor Jamada aus Kijoto über 'die Bibel,' Joschida, Mädchenschullehrer in Kobe, über 'Wissenschaft und Christenthum;' den Schluß aber machte Dr. Gordon mit einer Ansprache über 'Amita Nijorai,' d. h. den von der Schinschin-Sekte, diesen Protestanten Japans, verehrten Buddha. Viele Priester hörten mit Spannung zu; ein Alter, mit rasirtem Haupt und in seiner Amtstracht, vergaß sich soweit, daß er, um recht gut zu hören, auf die Rednerbühne kletterte und mit aufgerissenen Augen unverwandt auf den Redner sah, ohne zu bemerken, daß inzwischen vieler Augen sich auf ihn gerichtet hatten. So unangenehme Wahrheiten der Redner aussprach, so konnte doch Niemand durch das was er sagte, sich verletzt fühlen. Der Unterschied zwischen Buddha und dem Christengott, das Unzureichende des Buddhismus auch in seiner besten Gestalt, sein Unvermögen gerade in der Hauptsache wurde schlagend nachgewiesen und endlich durch ein Gleichniß erläutert, das von zwei berühmten Brücken der Stadt hergenommen war. Die eine derselben ist ein solider, fertiger Bau, den Tausende täglich in vollkommener Sicherheit betreten; die andere, auch ein herrliches Bauwerk, aber nicht im Stande, einen über den Fluß zu bringen, seit die eine Hälfte von einem Hochwasser zerstört worden: auf der einen Seite gar prächtig anzusehen, auf der andern Seite aber nicht ans gewünschte Ufer, sondern — diejenigen, welche in gutem Glauben sich ihr anvertrauen — ins Verderben führend! Ich glaube, die anwesenden Buddhisten, die auch alle begierig lauschten, müssen es gefühlt haben, daß ihr System, so hübsch es vom Standpunkt der Diesseitigkeit aus auch erscheinen mag, einem doch nicht über den Abgrund helfen kann. Einige haben sich freilich geärgert, sechs oder sieben Priester machten sich davon, ohne den Schluß abzuwarten; aber es würde mich nicht wundern, wenn der eine oder andre von den anwesenden Priestern durch das Gehörte dahin kommen würde, ihre von Menschen erfundene Religion aufzugeben und die Offenbarung Gottes in Jesu Christo anzunehmen.

„In der Abendversammlung sprachen u. A. Kadschiro, der Pastor einer Gemeinde in Osaka, Pastor Ise aus Imabari, *) Pastor Mura-

*) Neulich wurde in Imabari auf der Insel Schikoku eine neue Kirche eingeweiht. Am gleichen Tage erhielten 8 Erwachsene die heil. Taufe, darunter

kami aus Hiogo, die Seminarlehrer Morita und Mijagawa über ‚wahre Freiheit,‘ ‚Sünde,‘ ‚Glauben,‘ ‚das Kreuz‘ u. s. f.

„Als der letztgenannte Redner, der zugleich dem Ganzen präsidirte und einer der Hauptveranstalter dieser Versammlung war, seine Ansprache beendigt hatte, wurde ihm ein anonymer Brief zugestellt, der ihm, als einem Friedensstörer und Bösewicht ankündigte, daß er diesen Abend nicht lebendig nach Hause kommen werde! Nun fehlt es in Japan keineswegs an Fanatikern, und Meuchelmorde sind da auch nichts Unerhörtes. Der Bedrohte war daher nicht in der Lage, über diesen Brief zu lachen, obgleich er nach Leib, Seele und Geist ein Starker ist; aber ruhig erklärte er: ‚Wenn es nöthig ist, bin ich bereit, auch den Märtyrertod zu sterben.‘ Tags darauf lebte er aber noch und nahm so thätigen Antheil am Missionsfest, als jetzt an der Theaterversammlung.

„Die jungen Männer, welche als Redner auftraten, sind ohne Ausnahme bedeutende Leute, deren Einfluß sich schon fühlbar macht und immer mehr machen wird. Es wurde uns bei dieser Massenversammlung recht eindrücklich, wie wir in den letzten 6 Jahren um eine ganze Schaar von jungen Männern reicher geworden sind, die sowohl durch natürliche Gaben,*) als durch die Kenntnisse, welche sie sich erworben, wie auch durch herzliche Begeisterung ganz die rechten Leute für die ihnen gewordene große Aufgabe zu sein scheinen und auf denen Gottes Segen jetzt schon sichtbarlich ruht. Was wir nun noch brauchen, um wahre und dauernde Frucht zu schaffen, ist eine Ausgießung des heiligen Geistes. O wenn diese jungen Leute und wir Missionare voll heiligen Geistes würden, was könnten wir nicht in ein paar Jahren alles erleben! Die Wahrheit breitet sich in einer Weise aus, daß wir uns nur wundern müssen; aber geht sie auch tief genug? O, ich bitte die Gemeinden daheim so

---

die Mutter des eifrigen Pastor Ise. Die dortige Gemeinde, welche erst vor kaum 2 Jahren (7 Mitglieder) gegründet wurde, hat jetzt 73 Glieder. Herr Ise hat sich neulich mit einer Nichte des bekannten Nisima verheirathet.

*) Daß es an solchen den Japanern überhaupt nicht fehlt, sieht man auch an denen von ihnen, welche in Europa studieren. Bei der letzten Preisvertheilung an der Universität Glasgow z. B. haben zwei japanische Studenten je 4 und einer 3 Preise für ihre Leistungen in der Mathematik und Naturwissenschaft davongetragen. Durch Raschheit der Auffassung und Leichtigkeit im (englischen) Ausdruck übertreffen sie die meisten ihrer Mitstu

dringend ich nur kann: erflehet uns das Eine, was noth ist, damit wir alle, Missionare, Evangelisten und Gemeinden, gesalbt werden mit dem heiligen Geist!“

Soweit Missionar Curtis. Hören wir nun auch, was die oben erwähnte buddhistische Zeitschrift über diese Theaterversammlung zu sagen hat: „Wie angezeigt, wurde die christliche Predigtversammlung am 17. d. M. gehalten. Das Haus war Nachmittags und Abends gedrängt voll: über 3000 Zuhörer hatten sich eingestellt. Die Redner waren theils bekehrte Japaner, theils Ausländer. Die Reden selbst waren wohl vorbereitet, tüchtig und mit Beredsamkeit vorgetragen. Die über ‚Glauben‘ und über ‚Ursache und Wirkung‘ (?) richteten sich ans Gefühl der Leute und waren geeignet, die Ungebildeten aufzuregen. ‚Liebe Gott und deinen Nächsten‘ war sehr eigenthümlich. Was Liebe betrifft, so haben unsre Buddhisten Ursache, sich zu schämen. Von den verschiedenen Arten der Liebe ist die zu unsren Freunden und Parteigenossen eine der stärksten, und das führt zu gegenseitiger Hilfleistung und zu raschem Fortschritt (bei den Christen. Red.) Mir scheint, daß wir dieser Liebe baar sind und statt ihrer innere Spaltungen haben. Ist das nicht tadelnswerth?“

In der Woche nach diesen Vorträgen kaufte ein Buddhist für 25 Yen christliche Bücher und bat um jemand, der ihm dieselben in seiner Wohnung erklären könne. In Osaka wünscht man nun auch solch eine Versammlung, und zwar hat der Eigenthümer der bedeutendsten dortigen Zeitung zuerst diesen Wunsch ausgesprochen unter Zusicherung seiner Mithilfe! *) Selbst auf den Besitzer des Theaters in Kijoto machten die Reden solchen Eindruck, daß er sich für die Benutzung des Lokals nur 2 Yen statt 10—12 zahlen ließ. Bei den christlichen Gottesdiensten lassen sich seither manche neue Gesichter sehen, und auch die Christen selbst fühlen sich wie neu gehoben. „Heute haben wir die Macht des Evangeliums gesehen,“ sagte einer.

*) An einer andern Stelle des „Missionary Herald,“ dem diese Mittheilungen entnommen sind, findet sich über diesen Mann Folgendes: „Der Besitzer des ‚Osaka Nippo,‘ der bedeutendsten Zeitung in Südjapan, ein Edelmann aus der alten Schule, hat wiederholt mit Hr. Mijagawa, dem Lehrer der Mädchenschule in Kijoto, verhandelt über die Errichtung einer Knabenschule in Osaka, ‚welche die Freiheit des Christenthums lehren soll;‘ und einer seiner Redakteure wurde kürzlich in der Naniwa-Kirche in Osaka sammt seiner Familie getauft.“

Die charakteristischste Folge dieser Theater-Predigten ist aber die, daß die Priester drei Redner aus Tokio, Schüler des berühmten Fukusawa daselbst, haben kommen und Gegenvorträge halten lassen. Ihre Lehre ist, kurz gesagt, die, daß alle Religionen nichts werth seien im Vergleich mit der ‚Wissenschaft,' man aber dem Buddhismus immer noch den Vorzug vor dem Christenthum geben müsse. Das letztere bekämpfen sie hauptsächlich als etwas unpatriotisches, fremdländisches; wer es annehme, helfe dazu, daß das Land schließlich von den Ausländern in Besitz genommen werde, wie man ja sehe, daß das Christenthum der Engländer diese zu länderverschlingenden Eroberern mache!

Gegen diese karrikirende Darstellung ihrer Religion protestirten dann wieder die japanischen Christen in einer Extra-Versammlung und hielten vor 8—900 Zuhörern abermals eine Reihe von Ansprachen. Einige Priester und von ihnen gedungene Vagabunden machten zwar großen Lärm, doch gelang es ihnen nicht, die Versammlung zu sprengen.

Bedenklich dagegen lautet eine Nachricht, welche sich in der ‚China Mail' findet. Nach dieser habe Miss. Atkinson, von eingebornen Christen unterstützt, an drei aufeinander folgenden Tagen in einem Theater gepredigt und dabei „ernstlich die japanische Landesreligion angegriffen;" ein Zuhörer sei in Folge dessen so aufgebracht worden, daß er dreihundert Leute um sich gesammelt habe, um den Missionar gehörig durchzuprügeln. Dieser sei mit genauer Noth entkommen und habe sich wieder nach Osaka zurückziehen müssen! Dergleichen Erfahrungen können natürlich nicht ausbleiben.

Merkwürdig aber bleibt es, daß — wie mehrere Missionare schreiben — die öffentliche Meinung in Japan sich neuerdings mit keiner Frage so lebhaft beschäftigt, wie mit der religiösen. Allerlei Gedanken tauchen da auf, darunter sogar der freilich sehr abenteuerliche, aber für Japan bezeichnende

Vorschlag, „eine neue Religion zu gründen!"

Derselbe wurde in den Spalten des „Meikijo Schinschi" veröffentlicht, hat aber sofort in einem andern japanischen Blatt „Pikugo Zasshi" seine wohlverdiente Widerlegung und Abfertigung gefunden.*)

*) S. Church Missionary Intelligencer, Oct.

„Es giebt Dinge unter dem Himmel, lesen wir da, die auf den ersten Anblick gut scheinen, in Wirklichkeit aber schlecht sind, und andere, die auf den ersten Blick schlecht scheinen, in Wirklichkeit aber gut sind. Die erstere Gattung von Dingen richtet viel Schaden an, weil dadurch die Ununterrichteten geblendet und die Massen des Volkes irre geleitet werden. . . .

„Neulich las ich den Artikel eines Hrn. Kawai Kijomaru, welcher die Gründung einer neuen, wahren, aus allen bisherigen zusammengesetzten und den Bedürfnissen Japans angepaßten Religion vorschlägt. Er geht davon aus, daß zur Aufrechterhaltung unsrer Sitten und zur Wohlfahrt des ganzen Landes die Religion unentbehrlich sei, sucht dann zu zeigen, daß die bestehenden Religionen alle in dem einen oder andern Stück unvollkommen sind und daher keiner von ihnen ausschließlich gefolgt werden, vielmehr etwas Neues gegründet werden sollte. Dieser Vorschlag scheint auch auf den ersten Anblick gut, ist aber in Wirklichkeit — schlecht, obschon natürlich diejenigen darüber frohlocken werden, deren Bildung oberflächlich und deren Kenntnisse beschränkt sind."

Dann zeigt der Verfasser sehr nett, wie alle derartige Versuche zu nichts geführt haben, weil kein Mensch eine Religion machen oder erfinden kann, wahre Religion vielmehr ihren Sitz in der innersten Wesensnatur des Menschen haben und sich auf Offenbarung gründen muß. Der Mensch könne nur, wie Bacon sage, die Natur interpretiren, ihre Gesetze herausfinden und zusammenstellen, aber keine einzige neue Wahrheit erfinden. Wenn jemand glaubt, von sich aus eine Religion machen, oder auch nur reformiren zu können, so könne das nur unser Mitleid erregen. „Neuerdings haben Schinto-Priester es unternommen, ihre Religion zu reformiren: diesen Gott setzen sie ab, den setzen sie ein, und schließlich kriegen sie nichts als Streit untereinander. Was für ein Schauspiel! Die Frömmigkeit wurzelt doch im Glauben, was würde daher auch die beste Religion, — angenommen, daß eine solche aufgestellt werden könnte — nützen, wenn es ihr nicht gelingt, bei den Menschen Glauben zu finden? . . . Wie kann aber etwas Glauben finden, was von fehlbaren, wenn auch wohlmeinenden, doch immer kurzsichtigen, nicht alles wissenden Menschen zusammengestellt wird, zumal wenn man bedenkt, daß die Wissenschaft täglich Fortschritte macht und daher nie ein für alle Zeiten passendes System aufgestellt werden kann. Alle, welche nur

auf menschliche Kraft gestützt, eine Religion haben stiften wollen, sind daher stets gründlich zu Schanden geworden. Alle Religionen, welche je in der Welt wirklich populär geworden sind — einerlei ob wahr oder falsch — basirten auf einer Offenbarung oder höchsten Vernunft.

„Von den gegenwärtig in Japan existirenden Religionen, Schintoismus, Buddhismus und Christenthum ist bei weitem die einflußreichste der Buddhismus. Im Zusammenhang jedoch mit dem ostwärts fließenden Strom der westländischen Civilisation und der allmählich sich ausbreitenden Aufklärung hat man angefangen, alle falschen Glaubenssysteme über den Haufen zu werfen, auch auf dem Gebiet der Religion eine Grenzlinie zu ziehen zwischen dem was wirklich und dem was bloß eingebildet ist, und von der Wahrheit des Christenthums sich zu überzeugen, so daß man heutiges Tages wohl sagen kann, daß — die ganz Unwissenden abgerechnet, — nur noch sehr wenige Personen da sind, welche fest an die alten Religionen glauben. Und obgleich sich hie und da unter den Priestern gelehrte Männer finden, glauben doch auch von diesen die Mehrzahl nicht mehr an ihre eigene Religion; denn ein Glaube, der auf nichts weiter ruht als darauf, daß man an dem Gedankensystem einer Religion Geschmack findet, kann doch im religiösen Sinne eigentlich nicht für Glauben gelten. Die Mehrzahl der Menschen geht wohl im Unglauben dahin und weiß nicht, wo sie einen Halt finden soll.

„Daß unter solchen Zeitumständen Männer auftreten, die eine neue Religion gründen wollen, ist nicht zu verwundern. Sie sind wie Leute, die, im Dunkeln nach etwas suchend, herumtappen. Ich erlaube mir daher zum Schluß dieses anspruchslosen Artikels den Gelehrten dieser Klasse zuzurufen: Meine Herren, meine Herren! Wenn ihr der Ansicht seid, daß man ohne Religion nicht auskommt, so strenget euch doch aufs äußerste an, die wahre Religion zu suchen. Dessen könnt ihr gewiß sein: Der Himmel hat dafür gesorgt, daß für jedes Bedürfniß auch das zu finden ist, was es stillen kann. Wo ein Auge ist, da wird ganz gewiß auch ein Licht sein; wo ein Ohr, da wird der Schall nicht fehlen; wo Flügel sind, da wird es an Luft, und wo Flossen, da nicht an Wasser mangeln, sie zu gebrauchen. Wenn dem so ist, kann man dann glauben, der Mensch hätte mit einer Natur ausgestattet werden können, für welche Religion ein absolutes Bedürfniß ist, ohne daß zugleich auch für eine

wahre Religion gesorgt worden wäre, welche diesem Bedürfniß entspricht? Da man also nur zu suchen braucht, um die wahre Religion zu finden, was soll es denn heißen, wenn Menschen ihre Kraft darauf verschwenden, eine neue Religion aufstellen zu wollen?

„‚Es giebt Dinge, die auf den ersten Anblick gut scheinen, in Wirklichkeit aber schlecht sind, und es giebt Dinge, die auf den ersten Blick schlecht scheinen, in Wirklichkeit aber gut sind.‘ Wir denken, dieser Satz paßt auch auf die Religion, wie auf alles andere.“

Von wem dieser vortreffliche Artikel herrührt, wissen wir nicht. Der Verfasser wird doch wohl ein Christ sein. Immerhin ist es ein Zeichen der Zeit, daß heutigen Tages dergleichen in einer japanischen Zeitung zu lesen ist. Noch erfreulicher aber ist das Zeugniß, das ein anderes heidnisches Blatt den japanischen Christen ausstellt. Wenn man das Leben der Christen ansehe, bemerkt dasselbe, so könne man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ihre Religion besser als alle anderen sei; wenn der Buddhismus bei seinen Anhängern ähnliche Bekehrungen von einem schlechten zu einem guten Lebenswandel aufweisen könnte, so würde das die beste Vertheidigungswaffe für ihn sein!

Gott gebe, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft immer völliger von den japanischen Christen möchte abgelegt und dadurch das Kommen des Reiches Jesu Christi in diesem merkwürdigen Lande möchte beschleunigt werden!

Die amerik. Mission und das engl. Hochkirchenthum in Armenien und Mesopotamien.

Jedermann weiß, daß die amerikanischen Missionare in der Türkei seit 30 Jahren eine ganze Reihe von evangelischen Gemeinden gegründet haben, hauptsächlich unter den Armeniern. Dazu haben sie über 400 Schulen mit 15,000 Kindern,

11 Mädchenseminare mit 463 Schülerinnen, 20 Obergymnasien mit 586, 4 Predigerseminare mit 20—25 Zöglingen und 4 sogenannte „Colleges," in welchen neben Religion und Englisch hauptsächlich Mathematik, Physik, Chemie, Geologie, Logik, Psychologie, Staatsökonomie und theilweise auch Medicin gelehrt wird. Der Einfluß, den die Missionare, welche gegenwärtig von nicht weniger als 32 unverheiratheten amerikanischen Lehrerinnen und mehreren Aerzten unterstützt werden, durch ihre Schulen, ihre fast über alle Zweige des Wissens sich verbreitende literarische Thätigkeit, durch ihre Predigtreisen und nicht zum wenigsten durch ihr christliches Familienleben auf das Volk ausgeübt haben, ist ein unberechenbar großer und schon wiederholt von sachkundigen und hochgestellten Männern, selbst von türkischen Würdenträgern, bewundernd anerkannt worden. Die Hauptsache aber ist, daß sie sich's vor allem haben angelegen sein lassen, Christum den Gekreuzigten zu predigen und ein selbstständiges geistliches Leben bei ihren Pflegebefohlenen zu pflanzen. Dabei haben sie sich mit Bewußtsein in Acht genommen, ja keine Treibhausgewächse zu erziehen, sondern jede noch so kleine Gemeinde von vornherein zur Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten, zur Besoldung ihres Pastors und Schullehrers, wie zur Ausübung der nöthigen Kirchenzucht und zur Theilnahme an der Ausbreitung des Evangeliums angehalten. Viele Gemeinden sind denn auch schon ganz, andere theilweise selbstständig. In der Nähe von Charput ist eine nur hundert Mitglieder zählende Gemeinde, die aber in den letzten 12 Jahren zusammen 48,000 Mark für den Bau von Kirche und Schule, sowie für den Unterhalt eines Pastors und mehrerer Lehrer und Evangelisten aufgebracht, von der Mission aber nur einen Zuschuß von 6600 Mk. erhalten hat. An manchen Orten sind die Bekehrten fast bis zum Uebermaß freigebig und wohlthätig. Namentlich in der Kriegs-, Krankheits- und Hungerzeit, sowie bei dem jetzt noch immer herrschenden ökonomischen und politischen Elend haben manche Gemeinden und viele Einzelne wirklich staunenswerthe Opfer gebracht, um anderen zu helfen, ein Beweis, daß ihr Christenthum nicht bloß in Worten oder im Empfangen von Wohlthaten besteht. Auch von ihrem Missionseifer könnten rührende Beispiele erzählt werden. Kein Wunder daher, daß je länger je mehr selbst Türken, Altarmenier und Griechen, ja auch Kurden und Drusen bekennen müssen, daß diese Protestanten an Wahrheitsliebe, Mäßigkeit und

anderen Tugenden ihnen selbst weit überlegen sind. Dazu kommt, daß in den letzten 23 Jahren in dem Arbeitsgebiet dieser Missionare von der amerikanischen und britischen Bibelgesellschaft zusammen 888,000 Exemplare h. Schriften (mit einem Erlös von 960,000 Mk. für verkaufte Bibeln und Bibeltheile) verbreitet, der gute Same also weithin ausgestreut worden ist. Die Früchte hievon zeigen sich je länger je mehr. Ein Heißhunger nach Bildung ist an vielen Orten erwacht: dem Schulunterricht und sogar der Erziehung des weiblichen Geschlechtes wird eine bisher nicht dagewesene Aufmerksamkeit gewidmet, und — was mehr ist — Tausende spüren einen Zug zum Evangelium und zur protestantischen Kirche. Eine wahre Erntezeit scheint also für die amerikanische Mission anbrechen zu wollen.

Aber siehe! da erscheinen Vertreter einer anderen Kirche, die der altarmenischen näher steht als der amerikanische Independentismus, und fangen an zu ernten, was jene gesäet haben. Es sind die anglikanischen Hochkirchler, welche seit Jahren ein lüsternes Auge namentlich auf Armenien und Mesopotamien, aber auch auf das Nestorianergebiet in Kurdistan und Persien geworfen haben und nun Ernst machen zu wollen scheinen mit der Organisation einer anglikanisch-armenischen Kirche in Kleinasien.

Hören wir, wie der „Missionary Herald," das officielle Blatt der Bostoner Missionsgesellschaft, sich über diese unbefugte Einmischung beklagt:

„Unsere Gemeinden, heißt es da, sind wachsam in der Aufrechterhaltung der Disciplin und energisch in der Ausschließung unwürdiger Mitglieder. Aber zuweilen kommt es vor, daß der Orientale, durch die von seiner Kirche ihm zu Theil gewordene Rüge verletzt, eine Handvoll guter Freunde um sich sammelt und nun, stolz darauf, das Haupt einer Partei zu sein, ohne Rücksicht auf die Folgen nach rechts und links hin um sich schlägt. So lange er in dieser Gemüthsverfassung ist, gelten Fragen des Rechts, der Wahrheit, der Ueberzeugung ihm wenig. Solch eine Partei, wenn auch nur ein halb Dutzend an der Zahl, richtet sich dann oft selbstständig ein und hält ihre eigenen sog. Gottesdienste in Opposition gegen die regelrechte Kirche. Zuweilen handelt es sich weder um eine Lehr- noch um eine Verfassungsfrage; gleichwohl aber wird mit unermüdlichem Eigensinn der Parteistandpunkt festgehalten und nach allen Seiten hin werden Hilferufe erlassen, in welchen man nicht vergißt,

sich als sehr fromm und ebenso — arm darzustellen. Werden solche Häuflein sich selbst überlassen, so kehren sie in der Regel nach einiger Zeit gewitzigt und gebessert zur Kirche zurück; in den letzten Jahren haben jedoch die rührenden Aufrufe solcher Leute in gewissen Kreisen in England, die einen Flügel der anglikanischen Kirche repräsentiren, Gehör gefunden. Ohne viel Rücksicht auf das Uebereinkommen zu nehmen, wonach die verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften einander nicht Konkurrenz machen sollen, und ohne sich genügend mit dem wirklichen Thatbestand bekannt zu machen, haben sie diese Vorstellungen und Bittschriften mit erstaunlicher Leichtgläubigkeit entgegengenommen. Ein kleines Parteihaupt dieser Art, das aus irgend einem Grunde vor ein paar Jahren aus der alten Kirche aus- und halbwegs zum Protestantismus übertrat, wurde vor 1—2 Jahren nach England eingeladen, kam hin, wurde vielfach gefeiert und kehrte endlich mit dem schmeichelhaften Titel ‚Erzbischof‘ in seine Heimat zurück. Seither haben mehrere englische Agenten Armenien besucht und diesen kleinen Häuflein schmollender Protestanten Trost und Unterstützung gebracht, großartige Pläne für Schulen und Kirchen entworfen, die von englischem Gold gebaut werden sollen, ihr Möglichstes gethan, aus verschiedenen Kirchengemeinschaften die Mißvergnügten zu sammeln und der Aufsicht des ‚Erzbischofs‘ zu unterstellen.

„Und gegenwärtig macht kein Geringerer als ein hervorragender englischer Domherr die Runde durch unser Missionsgebiet. In Aintab stellten die drei dortigen protestantischen Gemeinden, nicht aus Sympathie für seine Kirchenpolitik, sondern weil sie seine hervorragenden Gaben zu schätzen wußten, an einem Sonntag ihre gewöhnlichen Predigtgottesdienste ein, versammelten sich, 1500 an der Zahl, in der ältesten der drei Kirchen und luden ihn ein, ihnen eine Ansprache zu halten. Als er in Marasch war, zeigte einer unserer Missionare ihm unsere großen Gemeinden- und Sonntagsschulen, und diesem versicherte er wiederholt, daß er nie und nirgends in die Arbeit der amerikanischen Mission einzugreifen beabsichtige. Am Nachmittag versammelten sich viele, um ihn zu hören; aber von diesen war unter zehn nicht einer, der auch nur der leisesten Neigung zur „englischen Bewegung“ könnte verdächtigt werden. Dann besuchte er eine unserer nächsten Außenstationen, wo wir eine kleine Gemeinde von schlichten Bergbewohnern haben, und in der Abwesenheit ihres

Pastors nahm er 20 von ihnen in seine Liste auf, theilte ihre Namen dem ‚Erzbischof' mit, und am Sonntag darauf fiengen diese naiven Leutchen, mit Hilfe des englischen Gebetbuches, einen ‚englischen Gottesdienst' statt des gewöhnlichen Predigtgottesdienstes zu halten an!*)

„Ein paar Tage später traf der gelehrte Domherr zufällig mit einem Missionar zusammen, ließ jetzt, voll Freuden über seine jüngste Errungenschaft, alle Vorsicht und Zurückhaltung fahren und erklärte, nachdem er anerkannt, daß die Missionare durch Bibelverbreitung und Hebung des tiefgesunkenen Volkes wirklich ein gutes Werk vollbracht, jetzt sei es Zeit, daß die ‚Kirche' sich einstelle, um die Früchte ihrer Arbeit einzuernten. Wie unvorsichtig enthüllte er hier den wahren Charakter dieser ‚englischen Bewegung'! Wir staunten über dieß offene Geständniß. Wer nun auch daran Schuld sein mag, bei unseren eingebornen Brüdern ist allgemein die Ansicht herrschend, daß alle, die sich unter das ‚englische Banner' stellen, ohne viel Rücksicht auf ihren Charakter und Lebenswandel, zum Abendmahl und zur Taufe (ihrer Kinder) zugelassen werden, zu einem großen Theil die früher aufgegebenen Formen und Gebräuche der alten Kirche wieder annehmen dürfen und nicht mehr zum Unterhalt ihrer Kirchen und Schulen beizutragen brauchen. Jeder renitente Prediger oder Laie, dem es bei uns nicht gelingt, seine eigenen Begriffe von Lehre und Kultus durchzusetzen, droht nun, daß er ‚Inglis' werden werde, und unsere Gemeinden machen bereits Front gegen solche Drohungen durch um so treueres Predigen, durch Kirchenzucht und dadurch, daß sie ihre Kirchen- und Schulausgaben selbst bestreiten. In diesen drei Stücken nämlich droht die ‚englische Bewegung' — soweit sie überhaupt Einfluß hat — die mit großer Mühe und Sorgfalt gelegten Fundamente zu erschüttern, während andererseits ihr Voranschreiten kaum etwas anderes bedeuten würde, als einen großen Rückfall, d. h. eine halbe Umkehr zur alten Kirche. Es giebt innerhalb unseres großen Gebietes hie und da noch dunkle Stellen, wo bis jetzt noch kein Evangelium hingekommen ist; an keinem einzigen dieser Orte aber hört man etwas von einer ‚englischen Bewegung.' Aber da, wo die Tage vorüber sind, in welchen Bibeln verbrannt, Mis-

---

*) Wir hoffen, daß diese Darstellung des Hergangs doch auf Mißverständniß beruht, da wir Hr. Tristram keineswegs für einen blinden Parteigänger halten. Red.

sionare gesteinigt und Bekehrte verfolgt wurden, da tritt diese ‚englische Bewegung‘ auf, um ihren Altar gerade vor unsern Kirchenthüren aufzupflanzen. Wenn die Vertreter derselben auf reinere Lehre Anspruch machen könnten oder ihre Pflegebefohlenen auf einen schmaleren Pfad führen würden, als wir, gut! dann könnte man ihre Aufdringlichkeit und Rücksichtslosigkeit als irregeleiteten Eifer entschuldigen, da es sich aber hier um dergleichen Fragen gar nicht handelt, steht diese ‚englische Bewegung‘ einfach da als eine freche Verletzung des Missionsanstandes, welche Tadel und Protest herausfordert.“

Der in dieser Anklage-Akte erwähnte „Erzbischof“ ist der unseren Lesern nicht unbekannte Armenier Migherditsch (s. Jahrg. 1880, S. 217), der englische Domherr aber ist der gelehrte Kanonikus Tristram. Hören wir, wie derselbe von seinem Standpunkte aus die Sache ansieht. Am 27. Juni d. J. schrieb er aus Antiochien in Syrien an den Erzbischof von Canterbury: „Nachdem ich nun meine Rundreise durch den größten Theil Süd-Armeniens vollendet habe, erlaube ich mir, Ew. Gnaden Ihrem Wunsche gemäß zu berichten, was ich an Ort und Stelle von der Reformbewegung in der altarmenischen Kirche gesehen und in Erfahrung gebracht habe. Ich finde es schwer, dabei den Schein der Uebertreibung zu vermeiden, kann aber nur versichern: nicht die Hälfte war mir gesagt worden, Erzbischof Migherditsch hat aus seiner Angelegenheit sicherlich nicht zu viel gemacht, in Städten wie in Dörfern, überall ist eine Ernte reif, die wir einheimsen können, ohne gesäet zu haben.

„In Aintab, wo des Erzbischofs Kirche gebaut wird, brachte ich einige Tage zu und hatte einen Architekten aus Beirut bei mir, der ganz zufrieden mit den Plänen ist, nach welchen gearbeitet wird, und findet, daß für die bisher auf den Bau verwendete Summe (12,000 Mk.) schon mehr geleistet sei, als man hätte erwarten können. Diese Kirche „St. Gregors des Erleuchters“ ist ein längliches Viereck mit einer Absis im Basiliskenstyl nach dem Muster der ältesten armenischen Kirchen des Landes. Die Mauern sind fast bis zur Dachhöhe vollendet; das Dach wird ein steinerner Dom sein. Die gegenwärtige Gemeinde von mehr als 300 Personen hält ihren Gottesdienst

in einem alten Häuschen, d. h. die Mehrzahl muß draußen an der offenen Thür stehen. Die von der Erkenntniß-Gesellschaft gedruckten Gebetbücher werden benutzt und geschätzt: es war sehr rührend, wie lebhaft die Gemeinde sich an den Responsorien der Liturgie betheiligte. Die meisten sind sehr arm, doch sah ich auch mehrere wohlhabende Armenier, welche erklären, der reformirten Kirche beitreten zu wollen, sobald dieselbe organisirt sein wird.

„In Marasch, einer Stadt von 35,000 Einwohnern, von denen 16,000 Armenier sind, besteht eine Gemeinde von mehr als 1000 Seelen, die ihre Schule und ihren Pastor seit 12 Jahren selbst unterhalten und unsere Liturgie brauchen. Ihr Pastor, ein hervorragender Mann, ist im Robert-College in Konstantinopel erzogen worden, wollte sich aber nicht von den Kongregationalisten ordiniren lassen; so ist er sammt seiner Gemeinde ganz unabhängig von der amerikanischen Mission. Er verlangt ernstlich nach der armenisch-bischöflichen Ordination. Ich habe mit den amerikanischen Missionaren gesprochen und ihnen erklärt, daß wir wünschen, allen Streit (antagonism) zu vermeiden, und ich bin gewiß, der Bischof von Jerusalem wird die Ordination gut heißen. Diese Gemeinde hat schon einen Bauplatz für ihre Kirche erworben und sammelt jetzt Geld für den Bau selbst. Ich predigte bei einer ihrer Versammlungen, welche unter freiem Himmel gehalten werden, vor 2300 Zuhörern. In Adiaman ist ein armenischer Priester abgesetzt worden, weil er die Bibellektionen türkisch las, und nun hat er mit 30 Familien sich der reformirten Kirche des Erzbischofs Migherditsch angeschlossen. Ihre Gottesdienste halten sie in einem einfachen Zimmer, und der Priester arbeitet die Woche über für den Unterhalt seiner Familie. Seine Einfachheit und sein Ernst imponirten mir sehr. In Charput braucht der Priester Kosar, dem sich 300 Familien angeschlossen haben, die reformirte Liturgie, und seine Leute bitten dringend um einen Prediger, da er hiezu nicht taugt. Aus der altarmenischen Kirche sind sie noch nicht förmlich ausgetreten. In Severek haben sich etwa 100 Familien für die Reformbewegung erklärt; ein Priester ist nicht dabei. Hr. Karabet aus Diarbekir geht von Zeit zu Zeit hin, um die zwei Sakramente zu spenden. In Adana wünschen über 100 Familien und ein Priester sich anzuschließen; sie bitten um Bücher und um einen Prediger. In Albestan haben 104 Familien sich als reformirte Armenier erklärt. Sie haben keinen Priester oder Pastor, aber in ihren

sonntäglichen Zusammenkünften beten die Brüder und ermahnen sich gegenseitig selbst. Auch sie sehnen sich nach einem Geistlichen. Es verdient bemerkt zu werden, daß an diesem Ort keine amerikanische Missionsstation, auch kein eingeborner protestantischer Prediger ist. In Sivas sind etwa 100 Wahrheit suchende, die unsere Liturgie brauchen. In Kessab (mit 3000 armenischen Einwohnern) haben bereits 25 Familien und ein Priester, ein sehr alter Mann, sich erklärt und 240 weitere Familien sind bereit, sich ihnen anzuschließen, wenn man ihnen einen Geistlichen giebt. Sie alle sind arm. An diesem Ort bestand auch eine unirt-katholisch-armenische Gemeinde. Der Priester Nikolai Budschidjan weigerte sich aber, das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit anzunehmen und wurde durch jesuitische Umtriebe in's Gefängniß geworfen. Jetzt ist er frei und hält sich im Libanon auf. Seine Kirche ist geschlossen und seine ganze Gemeinde wünscht sich der reformirten Kirche anzuschließen. Er selbst hat sich mit der Bitte um Anerkennung an den Bischof von Jerusalem gewandt. In Hablijeh sind von 200 Familien 20 übergetreten und 40 weitere erklären sich bereit, das Gleiche zu thun. Sie sandten eine Deputation an mich, die eine Tagereise weit zu gehen hatte und von einem armenischen Diakon geführt war. Sie baten um einen Geistlichen und um Gebetbücher. Der altarmenische Priester weigert sich, die Kinder der Ausgetretenen zu taufen, und sie baten mich, es zu thun. Ich konnte nicht selbst hingehen, schickte aber den Kaplan Garbuschian aus Cypern, der sich zufällig gerade in der Nähe aufhielt und statt meiner zu gehen versprach.

„Die Bewegung ist so weit verbreitet, daß ich keinen armenischen Ort, groß oder klein, gefunden habe, in welchem nicht wenigstens einige derselben geneigt gewesen wären. In einem Dorf, wo ich übernachtete, sah ich, als ich am Morgen erwachte, auf dem flachen Dach, wo wir geschlafen hatten, einen jungen Mann in einem Winkel unser Gebetbuch lesen, und fand dann, daß alle, obgleich Alt-Armenier, dasselbe schätzten. In einem andern Dorf erklärte sich mein Gastwirth, nachdem er gehört, daß ich ein Engländer sei, sofort für einen Bruder und zeigte mir seine türkische Bibel, sowie zwei Gebetbücher. Ja, er nöthigte mich, stante pede, da oben auf dem Hausdach an Erzbischof Migherditsch um 20 Gebetbücher für's Dorf zu schreiben, sie würden gern dafür zahlen. Und dieser Ort ist 8 Tagereisen weit von Aintab entfernt!

„Alles was ich bisher erzählt habe, bezieht sich auf Alt-Armenier. Ich habe mich sorgfältig davor gehütet, irgendwie den Gedanken aufkommen zu lassen, als suchten wir Ueberläufer von den amerikanischen Missionsgemeinden, und mehrere amerikanische Missionare haben gegen mich geäußert, daß die Anhänger des Erzbischof Migherditsch sich ganz nur aus den Alt-Armeniern, nicht aus ihren Leuten rekrutirt hätten.

„Aber nicht nur in Armenien selbst, auch in Mesopotamien fängt der Wunsch nach einer Reformation an die Gemeinden zu bewegen. So finde ich, daß in Urfa mit seinen 30,000 Einwohnern, in Diarbekir am Tigris und in Mosul unsere Liturgie sowohl von Armeniern als von Syrern geliebt und benutzt wird. Aus all diesen Orten sind wiederholte ernstliche Hilferufe an den Bischof von Jerusalem gekommen, und ich selbst habe mit armenischen und syrischen Priestern in Mesopotamien gesprochen, welche die Nothwendigkeit einer schriftgemäßen Reformation zugestehen, sich nach einem Führer sehnen, aber ausrufen: ‚Wer soll den Anfang machen?‘ Der eingeborne Pastor in Urfa, ein Mann von Bildung und ernster Frömmigkeit,*) sprach mit großer Zuversicht von der in Aussicht stehenden Reform und sagte, von je 100 Alt-Armeniern seien wohl 80 im Besitz einer Bibel, die sie dann auch lesen. Er glaubt, daß, wenn die Reformation von Armeniern selbst geleitet wird und sich an die kirchliche und nationale Eigenthümlichkeit der Armenier anschließt, ihr im Lauf eines Menschenalters die ganze Nation zufallen und so eine einige erneuerte Volkskirche entstehen könnte. Meine eigenen Beobachtungen stimmen damit überein, nicht nur für Mesopotamien, sondern für's ganze Land, dank den lang fortgesetzten Bemühungen der amerikanischen Mission und der Bibelgesellschaft.

„In Diarbekir ist ein von Bischof Gobat ordinirter armenischer Geistlicher, namens Karabet, der 15 Familien hat, die sich zu ihm halten, seit Bischof Gobat's Tod aber ganz ohne Mittel ist und sich kümmerlich durch Schulehalten ernährt. Außerdem besteht hier eine große protestantische Gemeinde unter einem eingebornen Pastor, die Frucht davon, daß die amerikanische Mission früher hier eine Station hatte. Pastor Thomas braucht unser Gebetbuch. Leider

*) Der in Basel gebildete Hakub Stephanjan.

war er während meines Aufenthaltes in Diarbekir gerade in Konstantinopel abwesend. In Mosul, bei den Erdhügeln des alten Niniveh, haben wir ein Häuflein von 17 Familien, die sich zur reformirten Kirche halten.

„Ich fürchte Ew. Gnaden mit diesen Einzelheiten zu ermüden; aber ich weiß nicht, wie ich sonst von der Ausdehnung dieser merkwürdigen Bewegung einen richtigen Begriff geben könnte. Was mich am meisten mit Staunen erfüllt, ist die ausharrende Festigkeit, womit viele von diesen Leuten nun schon zum Theil 12 Jahre lang warten und um Lehrer bitten und, trotzdem, daß sie von uns auch nicht ein aufmunterndes Wort gehört haben, ihren Ueberzeugungen treu geblieben sind. Die amerikanischen Missionare, von deren Zuvorkommenheit und Gastfreundlichkeit gegen mich ich nicht dankbar genug reden kann, gestehen selbst zu, daß die englische Kirche nicht anders kann, als auf die Einladung eingehen, welche ohne ihr Zuthun durch Gottes Führung an sie ergangen ist.

„Ich glaube, man sollte keine Zeit verlieren, denn die Ernte ist mehr als reif; und wenn irgendwo, so ist hier der Ruf der Vorsehung unmißverstehbar, wo Gottes Geist die Todtengebeine ohne unser Zuthun, bloß (?) durch die Verbreitung der hl. Schrift, in Bewegung gebracht hat. Vor allem sollten ohne Aufschub zwei Geistliche gesandt werden, von denen der eine bei Erzbischof Migherditsch zu bleiben und ihm in der Organisation des Ganzen zu helfen hätte, der andere aber als Reiseprediger die Dörfer besuchen und sich der Gemeinden annehmen sollte, wo entweder gar kein reformirt-armenischer Priester sich findet oder doch keiner, der predigen kann. Für den letzteren Posten haben wir ja in der Person des Hrn. Garbuschjan einen Mann zur Hand, der selbst ein Armenier ist und dazu mit hoher Auszeichnung in Cambridge graduirt hat, dessen Stellung als Kaplan der Kolonial- und Kontinental-Gesellschaft wegen Mangel an Mitteln ein Ende hat und der sich darnach sehnt, unter seinen Landsleuten zu arbeiten. Er kann in drei Sprachen predigen: armenisch, türkisch und arabisch. Ich meine, es wäre ein sehr dummer Streich, solch einen Mann sich entgehen zu lassen. Seine Zeugnisse u. s. w. habe ich in England. Was den anderen Arbeiter betrifft, so braucht er für den Anfang die Landessprachen nicht zu verstehen und würde bald genug soviel Türkisch lernen, als er nöthig hat. Dem Erzbischof Migherditsch könnte er aber sofort von Nutzen sein.

„Ich kann keinen Augenblick zweifeln, daß wenn man in England mit dieser merkwürdigen Bewegung bekannt wäre, die erforderlichen Geldmittel sofort flüssig werden würden; und ich glaube nicht zu sanguinisch zu sein, wenn ich hoffe, daß ohne viel Mühe 20,000 Mk. jährlich zusammengebracht werden könnten für Erzbischof Migherditsch und drei Prediger, zwei für die Armenier, einen für die Syrer. Außerdem würde ich noch um 6000 Mk. zur Vollendung der St. Gregorskirche bitten. Erzbischof Migherditsch hat mir viel dankbare Grüße an Ew. Gnaden aufgetragen. Das von Ihnen geschenkte Chorhemd hatte er zum erstenmal am Pfingstsonntag an, wo ich ihn bei der Austheilung des Abendmahles an 100 Kommunikanten unterstützte und er überdieß sieben Kinder zu taufen hatte — durch Untertauchung, denn an dieser halten die Armenier fest.

„Ich habe die Ehre zu bleiben 2c. 2c.

H. B. Tristram."

Was sollen wir hiezu sagen? — Vor allem möchten wir unsere Leser darauf aufmerksam machen, daß es sich hier nicht um Konkurrenz zwischen zwei Missionsgesellschaften, sondern um den Kampf zwischen zwei einander schnurstracks entgegengesetzten Formen des Kultus und der Kirchenverfassung handelt. Die amerikanische Mission ist kongregationalistisch. Sie hat weder Bischöfe noch einen liturgischen Gottesdienst. Da ist es nicht zu verwundern, wenn die an beides gewöhnten Armenier mehr Gefallen am anglikanischen Hochkirchenthum finden. Aber das glauben wir auch, daß es nicht eben die besten Elemente sein werden, welche um solcher Aeußerlichkeiten willen sich von den Amerikanern abwenden. Und auch das steht fest, daß die hochkirchliche Partei in England in katholisirender Anmaßung wie ein Recht auf alle Seelen zu haben meint und daher vor dem Vorwurf der Aufdringlichkeit sich nicht sonderlich fürchtet.

Wir fühlen tief mit unseren amerikanischen Brüdern das Verwirrende und Verstimmende eines solchen Eindringens fremder Arbeiter in ihr so lange mit aller Treue gepflegtes Arbeitsfeld; stimmen ihnen auch ganz bei, wenn sie in der September-Nummer des „Missionary Herald" ihre Freunde auffordern, zu beten, daß doch Gott alle Gesellschaften, Inspektore, Kommitteen und Missionare mit dem Geist christlicher Sanftmuth und Billigkeit (nach der goldenen Regel

Matth. 7, 12 und dem Beispiel Abrahams 1. Mose 13) erfüllen und jeder Konkurrenzmacherei vorbeugen wolle; glauben aber, daß sie diese ‚englische Bewegung‘ eben werden leiden müssen, und hoffen zuversichtlich, daß auch durch diese manche Seele wird zu Christo geführt oder bei ihm erhalten werden. Er, der Herr der Ernte, sehe darein und schenke beiden Parteien die Gnade, daß sie nicht sich, sondern Ihn allein und das Heil der von Ihm theuer erkauften Seelen suchen!

Nach dem Druck des Obigen ist uns ein Brief des Canonicus Tristram zugegangen, in welchem derselbe sich in völlig befriedigender Weise gegen die Anklagen der Amerikaner rechtfertigt und eine ganze Reihe von Aussagen in dem von uns mitgetheilten Artikel des „Missionary Herald“ als auf Erfindung beruhend nachweist. Der Verfasser desselben habe wohl dem Gerede der Eingebornen zu schnell Glauben geschenkt. Er (Tristram) habe auf allen amerikanischen Missionsstationen, die er besucht, am Gottesdienst der Kongregationalisten theilgenommen und von der „englischen Bewegung“ kein Wort gesagt, auch nie andere Bücher vertheilt, als Stücke der h. Schrift und in der amerikanischen Missionsdruckerei gedruckte Traktate. Was er über die Reformbewegung unter den Armeniern gesagt, beziehe sich lediglich auf solche Armenier, die nie zur amerikanischen Mission gehört haben. Auch Migherditsch, der vor etwa 17 Jahren wegen seiner evangelischen Ueberzeugung aus der altarmenischen Kirche hinausgedrückt worden sei, habe sich nie zu den Amerikanern, sondern von Anfang an zur anglikanischen Kirche gehalten und 14 Jahre lang von Bischof Gobat 3000 Mark jährlich erhalten. Den erzbischöflichen Titel, sowie einen türkischen Orden habe der armenische Patriarch ihm nach seinem Uebertritt wohl streitig machen wollen, beide aber seien ihm von der Regierung ausdrücklich zuerkannt worden. — Die Sache ist eben einfach die: alle orientalischen Christen fühlen sich mehr zur bischöflich verfaßten und mit einem liturgischen Gottesdienst ausgestatteten Kirche hingezogen als zu den Kongregationalisten. Bisher wurde dieser Neigung von England aus kein Vorschub geleistet. Jetzt aber glaubt man solchen Männern wie Migherditsch zu Hilfe kommen zu müssen. Warum sollte man das nicht dürfen? Dadurch, daß eine Missionsgesellschaft

früher als alle andern in einem Lande zu arbeiten angefangen hat, sind doch nicht alle, die darin dem Evangelium sich zuwenden, verpflichtet, an die Kirchenform dieser Gesellschaft sich zu halten. Und wenn solche Erweckte da sind, die einer anderen Kirche sich anzuschließen wünschen, warum sollte diese — vorausgesetzt die Aufrichtigkeit der Betreffenden — ihnen nicht die Hand bieten?! Das ist noch keine Verletzung der christ-brüderlichen Rücksicht, welche allerdings alle Missionsgesellschaften einander schuldig sind. Ob es in dem vorliegenden Fall trotz dem Gesagten nicht doch besser und weiser wäre, die Anglikaner würden das von den Amerikanern so lange und so erfolgreich bearbeitete Gebiet nicht betreten, darüber maßen wir uns kein Urtheil an.

Missions-Zeitung.

China.

In der Zeit vom 29. Nov. bis zum 4. Mai haben die China-Inland-Missionare Stevenson und Soltau eine Reise von Bhamo durch Yunnan nach Shaohing im östlichen China ausgeführt, wobei sie 86 Tage lang keine Missionsstation und keinen Christen zu sehen bekamen. Die Heiden aber waren freundlich, zuweilen sogar herzlich, nahmen gern Arzneien und christliche Schriften an und hörten willig der Predigt zu.

— In der Provinz Schantung, Distrikt Schukwan, wurde ein eingeborener Christ von einigen Unterbeamten bloß wegen seines Glaubens verfolgt und gefangen gesetzt. Seine Frau starb während seiner Abwesenheit aus „Angst um ihren Mann."

— In Tientsin geht ein neues Missionsspital, das ein reicher Missionsfreund in Amerika auf seine Kosten errichten läßt, um es der Methodisten-Mission zum Geschenk zu machen, seiner Vollendung entgegen. Frl. Dr. Howard wird demselben vorstehen. Das Haus ist für ungefähr 40 Kranke eingerichtet.

— Der amerikanische Gesandte Angell in Peking hat bei der chinesischen Regierung einen Erlaß ausgewirkt, wonach eine Verordnung vom Jahr 1862, daß katholische eingeborene Christen nicht gezwungen werden dürfen, zu heidnischen Ceremonien Geld beizutragen, nun auch für die Protestanten gelten soll. Im Jahre 1863 war der bekannte Miss. Burns von Amoy nach Peking gereist, um eben diesen Zweck zu

erreichen, hatte ihn aber nicht erreicht, da der englische Gesandte Bruce, obgleich sehr freundlich, doch erklärte, nichts in der Sache thun zu können!

— In Tschangtschau wurde im Frühjahr eine Kapelle der Londoner Mission von den Heiden verbrannt. Die Lokalbeamten thaten aber ihre Pflicht, ebenso der britische Consul, so daß weiteres Unheil verhütet wurde und die Ruhestörer vollen Schadenersatz leisten mußten.

— Der Telegraph, welcher zwischen Schanghai, Tientsin und Peking errichtet wird, geht seiner Vollendung entgegen; ein großer Fortschritt für China, dessen Anblick die Missionare mit neuen Hoffnungen erfüllt.

— In Tschinanfu, der Hauptstadt von Schantung, sind zwei amerikan. presbyter. Missionare, Dr. Hunter und Hr. Murray, stationirt, beide mit Weib und Kind. Wie erschraken ihre Freunde in Tientsin, als sie eine am 16. Juli geschriebene Karte aus Tschinanfu erhielten, welche Folgendes meldete: „Wir sind alle in Lebensgefahr. Der Ueberbringer dieser Karte (ein junger Christ) wird alles erzählen. Behaltet ihn bei Euch, bis Ihr weiteres von uns höret!" Am 13. Juli hatte ein wohlmeinender Beamter den Missionaren mitgetheilt, daß ein Anschlag auf ihre Station im Werk sei, und richtig, Tags darauf versammelten sich die Honoratioren der Stadt in einer Examenshalle neben der im Bau begriffenen neuen Kapelle, drangen, von einer großen Volksmenge begleitet, ins Missionsgehöft ein, schlugen die Arbeiter, nöthigten die Bauführer zur Flucht und fiengen an, die beweglichen Gegenstände hinauszutragen. Nun erschienen die Beamten und stellten die Ruhe wieder her, verhafteten aber den Agenten der Missionare, einen eingeborenen Christen, schlugen ihn und sperrten ihn ein! Am 15. Juli erlangten die Missionare eine Audienz beim Gouverneur, der nun seinerseits den Wunsch aussprach, die Missionare möchten den Platz verlassen, er werde sie entschädigen; wogegen sie erklärten, der Grund und Boden, den sie inne hätten, sei von Miss. Mc. Ilvaine gekauft und testamentarisch der Mission geschenkt worden. Der Gouverneur ließ sich nun die betreffenden Dokumente geben und schlug dann einen Tausch vor. Die Missionare erklärten sich bereit darauf einzugehen, die Honoratioren (gentry) aber protestirten. So blieben die Verhandlungen ohne Resultat. Doch wurde eine Proklamation des Inhalts erlassen, daß die Missionare nichts Böses im Sinn hätten und die gegen sie ausgestreuten Gerüchte nicht wahr seien. Eine Drohung gegen solche, die ihnen etwas zu Leid thun würden, enthielt die Proklamation aber nicht. Sie befanden sich daher in sehr großer Noth. Ihre Schulen mußten geschlossen werden, die Christen fliehen oder sich verstecken, ebenso die Dienstboten der Missionare. Niemand wollte ihnen mehr etwas verkaufen, und wenn sie auf de[illegible]

erschienen, wurden sie bedroht. Am 17. Juli hatten die Feinde verabredet, die Missionare in ihren Häusern zu überfallen und sie sammt allen Christen umzubringen. Eine zweite Proklamation wurde nun zum Schutz der Missionare erlassen, von den Honoratioren aber mit Gegenproklamationen beantwortet, welche zur Vernichtung der Christen aufforderten und das geplante Blutbad vom 17. auf den 23. Juli verschoben. Dieser Aufschub war ihre Rettung. Schon am 20. Juli konnte gemeldet werden, daß die Gefahr vorüber sei. Der amerikan. Gesandte hat sich ernstlich der Sache angenommen. Was das Verhalten der Missionare betrifft, so bezeugt ihnen jedermann, daß sie stets bemüht gewesen seien, die Vorurtheile der Chinesen zu schonen und ihnen keinerlei Anlaß zu Klagen zu geben. Es fragt sich nur, ob es weise war, die neue Kapelle so nah bei der Examenshalle zu errichten. Die katholische Mission in Tschinanfu sei unbeläſtigt geblieben.

Oceanien.

Auf Tahiti arbeiten die französischen Missionare, von der Regierung geschützt und begünstigt, mit neuem Eifer. Im Mai d. J. kehrte Miss. Vernier aus Europa dahin zurück, fand sein Pfarrhaus neu gebaut — auf Kosten der Regierung — und wurde von seinen Kollegen wie von den Eingeborenen mit großem Jubel empfangen. Das Budget für die protestantische Kirche in Tahiti ist um 1000 Fr. erhöht worden. Zwei hawaiische Missionare, welche auf den Markesas Inseln arbeiten und über 100 Bekehrte haben, während es dem katholischen Bischof und seinen acht Priestern nicht gelingen will, einen Eindruck auf die Heiden zu machen, bitten dringend um Hilfe. Vielleicht wird ein französischer Missionar dort stationirt werden. Der französische Resident aber bittet um protestantische Lehrer, welche die Eingebornen Französisch lehren sollen. Solche hat die Mission nicht. Sie arbeitet in der Landessprache.

— Der „Missionary Herald" vom Sept. erklärt die Nachricht, welche einige verworfene Händler in Tapiteuea verbreitet haben, als seien die christlichen Eingebornen zu der von uns S. 212 erwähnten Metzelei von den Missionaren aufgestiftet worden, für eine Verleumdung. Zuweilen gelinge es den Missionaren, Blutvergießen zu verhindern und Frieden zu stiften, zuweilen aber auch nicht.

— Die mikronesische Mission, welche 1874 angefangen wurde, zählt jetzt 11 Gemeinden mit 829 Mitgliedern. Die neuesten Stationen sind Namoluk, Losap, Nomr und Uman (Ruk). Letztes Jahr wurden in Namoluk 36, in Losap 50, in Nomr 51, in Uman 24 getauft.

Türkei.

Miss. Chambers besuchte im letzten Frühjahr von Erzerum aus die Stadt Erzingan, wo seit sieben Jahren keine Missionsarbeit mehr geschehen war, jetzt

aber 39 Armenier um Aufnahme in die evangelische Kirche baten, darunter ein Lehrer, der seine 55 Schüler mit Begeisterung in der Bibel unterweist. Auch zwei Kurden kamen hier, wie sie sagten, als Repräsentanten von 21,000 Familien, zum Missionar mit der Bitte um Unterricht und um Schutz vor den Gewaltthaten der Türken. Sie sagten, was das Christenthum sei, wüßten sie nicht, sie hätten aber bemerkt, daß die Christen besser leben als die Türken, am Muhammedanismus hätten sie genug, man solle ihnen doch Zuflucht in der christlichen Kirche gewähren. Auf die Erklärung, daß hier möglicherweise der Märtyrertod ihrer warte, meinten sie, das könne sie doch nicht abschrecken. Diese Leute sind sehr unwissend, kein einziger unter ihnen kann lesen. Der Missionar rieth ihnen ab, ernstliche Schritte zu thun, bis er sich höheren Orts erkundigt, was im Fall ihres Uebertritts ihre Stellung dem Gesetz gegenüber sein würde und ob sie auf Schutz von der Regierung würden rechnen können. — In der Nähe von Erzingan fand Miss. Chambers auch einen Türken, der sich seit $1^1/_2$ Jahren offen zum Protestantismus bekennt, 180 Mk. zu einem Kirchenbau beigetragen hat und auf Verfolgung und den Märtyrertod, wie er versichert, gefaßt ist. — Seither hat Miss. Chambers seine Frau durch den Tod verloren.

— Aus dem maronitischen Dorf B'Sherry im Libanon wollte die Mehrzahl der Einwohner zu Miss. Jessup nach Beirut gehen und protestantisch werden, der Patriarch bezeichnete sie aber der Polizei als Rebellen und vereitelte dadurch ihr Vorhaben; Miss. Jessup aber will ihnen nun einen evangelischen Lehrer senden. Leicht wird derselbe es nicht haben, denn in B'Sherry allein sind 40 Maronitische Priester; mehrere Klöster sind in der Nähe, darunter dasjenige, wo s. Z. der Märtyrer Asaad Schidiak starb (s. Miss. Mag. 1873 S. 109, 112, 129). Miss. Jessup erhält Besuche von maronitischen Scheichs.

— In Beirut trägt ein Diakon des dortigen griechischen Bischofs seinen Zuhörern Moody'sche Predigten vor, von denen er sich ein Exemplar in der Missionsbuchhandlung gekauft!

Todesfälle.

Drei katholische Missionare sollen am Tanganjika See ermordet worden, drei andere mit dem Leben davon gekommen sein.

— In der Mendi-Mission in Westafrika ist Miss. Kemp, ein Schwarzer aus den afrikan. Südstaaten, der erst im April d. J. ausgesandt wurde, gestorben.

— Am 23. Okt. starb in Jerusalem Bischof Barclay.

— Auf der holländisch-ostindischen Insel Bali wurde kürzlich Miss. De Broom von seinem früheren Knechte ermordet.

Allerlei.

— Die Hermannsburger Mission hat auf 20 südafrikan. Stationen i. J. 1880 zusammen 525 Heiden getauft, so daß die

Gesammtzahl der Heidenchristen auf diesen Stationen jetzt 4059 beträgt. In Indien sind auf 9 Stationen 891 Taufen und 45 Aufnahmen vorgekommen.

— Die Brüdergemeinde zählte im Juli 1881 in Grönland, Labrador, den Ver. Staaten, Westindien, auf der Moskitoküste, in Guiana, Südafrika, Australien und im Himalaja auf 98 Hauptstationen und 15 Außenposten 132 verheiratete Missionare neben 11 ledigen Brüdern und 7 ledigen Schwestern; ferner 12 eingeborne Missionare, 10 Missionsgehilfen, 124 Versammlungshalter, 745 Nationalhelfer und 602 Nationalhelferinnen. Die Zahl der Kommunikanten betrug 25,298, der getauften Erwachsenen 14,477, der getauften Kinder 26,836, der Taufkandidaten 1406, der „Neuen Leute" 2977, der Ausgeschlossenen 3446 (darunter 1647 allein in Surinam), aller irgendwie in Pflege der Mission stehenden 74,440, bloße Schüler (16,437) und Sonntagsschüler (6651 Kinder und 6210 Erwachsene) nicht gerechnet. Neu getauft wurden im letzten Jahr 426 Erwachsene und 2842 Kinder, konfirmirt 1489, Ehen eingesegnet 677, begraben 1946, ausgeschlossen 813, readmittirt 1366. — Zurückgekehrt oder ausgetreten sind 6 Brüder und 9 Schwestern, gestorben 4 Brüder und 2 Schwestern, neu berufen 10 Brüder und 12 Schwestern. Die Einnahmen betrugen 340,978 Mk. plus 50,481 Mk. zur Schuldentilgung, so daß trotz einer alten Schuld von 21,258 Mk. und einer neuen Mehrausgabe von 29,354 Mk., das Deficit jetzt doch nur 131 Mk. beträgt.

— Die Presbyter. Kirche der Südstaaten hat 18 ordinirte Missionare, 1 Missionsarzt, 26 Hilfsmissionare, 13 ordinirte Eingeborne und 34 andre eingeborne Gehilfen. Voriges Jahr wurden 12 neue Arbeiter ausgesandt. Die letzte Jahreseinnahme betrug 59,215 Dollar, 10,737 mehr als im Vorjahr. Eine neue Mission in Loango und Kabenda ist beabsichtigt.

— Die englischen Presbyterianer haben 14 ordinirte Missionare, 5 Missionsärzte und 65 eingeborne Evangelisten — fast alle in China. Die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder (Abendmahlsgenossen) ist 2228, wovon 196 im letzten Jahr neu hinzugekommen sind.

— In den Missionen der nordamerikan. Presbyterianer hat sich in den letzten 10 Jahren die Zahl der Gemeindeglieder von 3512 auf 14,588, die der eingebornen Gehilfen von 41 auf 300 gehoben, während die Zahl der ordinirten Missionare nur um 19 gewachsen ist. In China sind aus 772 Gemeindegliedern 1995 geworden, in Japan gab es vor 10 Jahren noch gar keine Gemeinde, jetzt sind es 14 Gemeinden mit 4000 Gliedern, in Siam waren es 38, und sind es nun 280, in Persien waren es 700 und sind es nun 1510, in Syrien waren es 294, und sind es nun 878, in Brasilien waren es 116 und sind es nun 1044 Gemeindeglieder.

Die noch nicht 10 Jahr alte Mission in Mexiko hat bereits 23 eingeborne Prediger und 5000 Kirchenglieder. Nur in Indien ist noch kein größeres Wachsthum zu bemerken.

Bücherschau.*)

Das Leben David Livingstone's, hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen. Von W. G. Blaikie. Erster Band. Mit dem Bildniß Livingstone's. Gütersloh 1881. C. Bertelsmann. Preis Mk. 3. 80.

Wir hörten neulich Miss. Coillard erzählen, wie ihm der bloße Name Livingstones in Südafrika als Schlüssel zu den Herzen und gleichsam als Reisepaß durch die Länder der Eingebornen gedient habe. Die Erklärung dieser überraschenden Thatsache findet man im „persönlichen Leben" des großen Reisenden und Missionars, wie es in diesem Buche uns aufgeschlossen wird. Schon als Jüngling betete er nie, ohne die Bitte hinzuzufügen, daß wir möchten „Christi Nachahmer werden in allen seinen Vollkommenheiten, soweit dieselben nachahmbar sind," und einer, der Livingstone durch und durch gekannt hat, bezeugt von ihm, nie sei ihm ein Mann begegnet, der mehr von wirklich kindlichem Vertrauen auf Gott, mehr vom Geist Christi, mehr Unbescholtenheit, Reinheit und Einfachheit des Charakters und mehr selbstverleugnende Liebe für seine Mitmenschen besessen habe, als Livingstone. Das war das Geheimniß seines Wirkens. Wir bitten dringend alle Männer der Wissenschaft, welche Livingstone nur als Entdecker und Reisenden kennen, dies Buch zu lesen und daraus die Quellen seiner Kraft kennen zu lernen. Daß Missionsfreunde begierig nach demselben greifen werden, versteht sich wohl von selbst.

Die mit einigen Erläuterungen und Zusätzen versehene Uebersetzung (von Otto Denk) ist gut, viel besser aber wäre eine freie Bearbeitung gewesen.

Die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche. Von G. Uhlhorn, Abt zu Loccum. Stuttgart. Verlag von D. Gundert. 1882.

Dies bedeutende Buch hat alle Vorzüge des ältern aber noch lange nicht veralteten Uhlhorn'schen Werkes über den „Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum." Es beruht auf umfassenden und gründlichen, nicht nur stellensammelnden, sondern auch sichtenden, den Zusammenhang und spezifischen Sinn jedes einzelnen Citats

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

würdigenden Quellenstudien, ja ist eigentlich ein aus lauter Quellencitaten zusammengesetztes Mosaik, aber ein so kunstvolles, daß nur der Sachkundige oder der die Anmerkungen nachlesende und an der Hand derselben den Verfasser gleichsam kontrollirende Leser es merkt. Wahrhaft künstlerisch ist schon die Anordnung des Ganzen. Dasselbe zerfällt in drei Abtheilungen: I. „Ausgänge und Anfänge," II. „Die Zeit des Kampfes," III. „Nach dem Siege." Jede dieser Abtheilungen bildet sozusagen ein großartiges historisches Gemälde, das auf dem dunklen Hintergrund einer „Welt ohne Liebe", ja einer in „Armut und Noth" recht eigentlich „untergehenden Welt" das helle Licht der in Christo und seiner Gemeinde erschienenen Liebe leuchtend hervortreten läßt. Dabei ist die Darstellung so plastisch, der Styl so vollendet, daß die Lektüre schon dadurch zu einem Genuß wird. Die Hauptsache aber ist die gesunde maßvolle Art, wie der Verfasser die urchristliche, evangelische Auffassung von Reichthum und Armut, von Eigenthum und Almosen, von Arbeit und Beruf als Maßstab an die verschiedenen Erscheinungen der altkirchlichen Liebesthätigkeit anlegt und von hier aus nicht nur lobt und verherrlicht, sondern auch Trübungen aufzeigt und Schäden nachweist, immer aber gerecht bleibt. Natürlich ist nicht alles neu, was er sagt, namentlich mit Schmidt's „Die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt rc." befindet er sich in fast völliger Uebereinstimmung des Urtheils. Manche Gedanken sind aber auch ganz originell, ja ebenso überraschend als überzeugend. Wehmüthig und doch wieder erhebend ist das Resultat, zu welchem der Verfasser schließlich gelangt: „Retten konnte die Kirche die alte Welt nicht, aber sie hat helfend und tröstend an ihrem Sterbebette gesessen und ihre Todesstunde durch das Abendroth einer Liebe verklärt, wie sie die alte Welt in ihrer Blüthezeit bei all ihrer Herrlichkeit nie gekannt hat. Damit stand sie zugleich an der Wiege einer neuen Welt, der christlich-germanischen, an der Wiege des Mittelalters .... Es sind junge Völker mit ungebrochener, aber noch roher Kraft, die sich jetzt mit den Resten der alten Völker vermischen und ihre Stelle einnehmen, ihre Erben und zugleich die Fortsetzer ihres Werks. Sie dazu zu erziehen, war die Aufgabe der Kirche, und unter den erziehenden Mächten ist die barmherzige Liebe eine der hervorragendsten gewesen .... Im Spital die Liebe, im Kloster die Arbeit — das waren die erziehenden Mächte."

Die sociale Frage ist gegenwärtig eine brennende. Wer für die Beurtheilung derselben einen Maßstab und über die Aufgaben der christlichen Gemeinde ihr gegenüber eine tiefgehendere Belehrung wünscht, der wird sich durch das Studium dieses in jeder Beziehung, selbst durch seine gefällige Ausstattung, anziehenden Buches reichlich belohnt finden.

Register.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1881.

Inhalt:

Ein Bild aus der Evangelisationsarbeit in England.

Bei dem englischen Marktflecken **Epsom**, 6 Stunden südwestlich von London, wird seit 1778 alljährlich im Mai ein großes **Wettrennen** abgehalten, zu welchem Hoch und Nieder mit einem Eifer herbeizuströmen pflegt, der einer besseren Sache würdig wäre. Es gränzt an's Unglaubliche, was da alljährlich gespielt, gewettet, Geld ausgegeben, geschwindelt, gegessen, getrunken, getanzt und gesündigt wird. Aber auch die „**bessere Sache**" ist dort vertreten. Die englischen Christen gehen von dem Grundsatz aus, daß zu allen Zeiten und an allen Orten dem Evangelium sozusagen der Ehrenplatz und das erste Recht gehört, und daß gerade da, wo die Sünde mächtig ist, auch mit rechter Macht, womöglich Uebermacht, für den Sünderheiland geworben werden muß. Daher ihre Art, bei allerlei öffentlichen Belustigungen und an allerlei Vergnügungsorten, in den Höhlen des Lasters und in den Quartieren der Verbrecher, im Getümmel der Volksmenge und unter den um Mitternacht scheu oder frech über die Straße Huschenden, zur Zeit und zur Unzeit — zu missioniren, d. h. Traktate zu vertheilen, Bibelabschnitte vorzulesen, Gespräche anzuknüpfen, ja sogar zu singen, zu

beten und zu predigen. Aber heißt das nicht „Perlen vor die Säue werfen?“ Nun, es kommt darauf an, wie schnell oder wie langsam man sich dazu entschließt, jemand unter die Säue zu rechnen. Mir ist ein Prediger bekannt, der einmal im Hause eines ungläubigen Edelmanns geistliche Gespräche zu führen anfieng und als der Hausherr den frommen Reden durch die spöttische Bemerkung ein Ende machen wollte: „Werfen Sie doch ihre Perlen nicht vor die Säue!“ schlagfertig erwiderte: „Herr Baron, darum führe ich eben solche Gespräche in ihrem Hause, weil ich Sie noch nicht zu den Säuen rechne.“ Die Liebe hoffet alles; der Lauheit und Lieblosigkeit aber wird es nie an Gründen fehlen, mit denen sie ihren Unterlassungssünden noch den Schein der Tugend zu geben versteht. Darum wollen wir nicht allzu bereit sein, das oft allerdings unweise und aufdringlich scheinende Verfahren mancher Engländer und Amerikaner zu verdammen.*) Bessermachen wäre — besser.

---

*) Damit wollen wir nicht sagen, daß nicht Kritik geübt werden soll und daß die mehr nach innen gerichtete Art der deutschen Christen nicht auch ihre Berechtigung hat. Sicherlich ist in England manches recht faul, was äußerlich sehr fromm aussieht. Aber nicht alles. Merkwürdig ist uns in dieser Beziehung ein Brief, den der sel. Miss. W. T. Ringeltaube vor 80 Jahren (2. Mai 1800) aus England an seinen Vater geschrieben hat: „Sie verlangen — heißt es da — Auskunft über die Straßenprediger in London und andern Orten. Sie sind gewöhnlich ungelehrte Leute, ausgerüstet mit etwas Erfahrung und noch mehr Ehrgeiz und natürlicher Beredsamkeit. Ein Handwerksbursche z. B., der einen Trieb zum Predigen fühlt, nimmt einige Freunde auf einen freien Platz in Stadt oder Feld. Sie fangen an laut ein Lied zu singen. Der Janhagel, auch viel ehrbare Leute, bleiben stehen, der Mann Gottes zieht eine Bibel heraus und predigt mit gewaltiger Stimme von Tod, Hölle, Teufel, Christo und Prädestination, schimpft wacker gegen die Miethlinge ‚der Kirche von England,‘ Oxford, Cambridge u. s. w., die Zuhörer seufzen, lächeln oder beten dazwischen ihr lautes Amen! Gott geb, es werde wahr! und gelegentlich wird wohl viel Gutes gestiftet, denn das Evangelium wird denn doch bekannt dadurch. Alle solche Prediger und ihre Hörer (selbst erweckte Prediger der Kirche von England) heißen Methodisten.... Weiber predigen oft auf dieselbe Art zu sehr zahlreichen Versammlungen, und neulich hat hier in der Nachbarschaft ein fünfzehnjähriger Knabe gepredigt und, wie die Leute sagen, einen unerschöpflichen Schatz geistlicher Erfahrungen zu Tage gelegt. Religion ist jetzt in England Modesache. Der Bischof Porteus hält wöchentlich Vorlesungen, wozu die ganze Modewelt sich drängt. In alledem ist freilich wenig Realität, aber doch ist England unter allen europäischen Ländern in Absicht auf Religion jetzt vorzüglich ge-

Doch zurück nach Epsom. Es ist Dienstag den 31. Mai 1881. Ein Londoner Evangelist oder wie sie ihn heißen „Bibel-Leser" ist mit dem Frühzuge angekommen, auf einen heißen Tag und eine heiße Arbeit gefaßt. Ehe er aber das Feld betritt, geht er in's stille Haus der Epsomer Stadtmission. Hier kommen alle Morgen einige Brüder und Schwestern zusammen, um sich durch Berathung und Gebet für die schwere Arbeit zu rüsten und dann, mit Traktaten, Bibeltheilen, Spruchkarten und dergleichen ausgestattet, sich unter die bunte Menge der Vergnügungssüchtigen zu mischen. Diesmal stellen sie sich an die verschiedenen Wege, auf denen die Leute dem Festplatz zueilen oder von da zurückkehren. Keinen Augenblick fehlt es an solchen, die man anreden oder denen man freundlich einen Traktat anbieten kann, und in vier Tagen werden auf diese Weise über 120,000 Büchlein und Spruchkarten an den Mann gebracht, oft im Anschluß an eine gesegnete Unterhaltung über das Eine, was noth ist.

Sehen wir uns einmal die Vorübergehenden an. Da kommt eine Figur daher, der man den durchtriebenen Schwindler sofort ansieht. Es ist eine Art Taschenspieler, der aber zugleich ein Taschendieb ist. Vor den Augen der Leute legt er mehrere größere Geldmünzen in eine Börse, hält diese in die Höhe und bietet sie für eine Kleinigkeit oder auch dem Meistbietenden zum Kauf an. Im-

---

segnet. In Cambridge sind jetzt viele erweckte Studenten, die unter einem alten würdigen Professor Simons eine Gesellschaft formiren. So was würde vor wenigen Jahren eine Verfolgung auf sie gebracht haben, aber seit Frankreich sein religiöses Etablissement abgeschüttelt hat, erlauben die Engländer, daß Christus um Haß und Haders willen gepredigt werde. Wenn er denn nur gepredigt wird!"

In einem etwas späteren Brief (30. Nov. 1800) desselben heißt's: „Die Welt wird immer klüger, nur nicht auf das Gute, das in Ewigkeit währt. Doch muß ich sagen, daß hier in England, zumal im Westen von Yorkshire, zehnmal mehr Religiosität ist als in Deutschland, auch mehr Sittsamkeit, Mäßigkeit, Fleiß und Ehrlichkeit; das Nationallaster ist Geldsucht .... Die Erweckungen in der lutherischen Kirche sind mehr real als die in England. Ums Herz kümmert man sich hier wenig, wenn einer nur äußerlich anständig lebt, in die Versammlungen geht und fleißig betet (NB. so daß alle darum wissen und davon hören) und von Prädestination und Reprobation schwatzt, so ist's just recht. Die Lehre von der Prädestination im gröbern Sinn wird mehr und mehr das Schibboleth in England unter den Erweckten."

mer finden sich Uneingeweihte und Naseweise, die dumm genug sind zuzugreifen, und wenn sie die Börse aufmachen, ist natürlich — nichts drin. Die Polizei sieht lächelnd zu. Dann kommt ein sauberes Brüderpaar daher: der eine zeigt dem andern, was er erbeutet hat, eine ganze Tasche voll Damenuhren! Dann zieht eine Schaar von Trödlern, Tabuletkrämern, Zeitungsträgern, Cigarrenhändlern vorbei; dann wieder eine Gruppe von Seiltänzern, Gauklern, Quacksalbern und allen möglichen „Geschäfttreibenden," für welche der Herausgeber der „Bibelblätter" nicht einmal die rechten Namen weiß. An allerlei Ausstellungen fehlt es auch nicht. Hier ist „die dickste Frau der Welt," dort „der kleinste Zwerg" je um ein paar Batzen zu sehen. Für Lotterie und andre Glücksspiele ist ebenfalls gesorgt. Boxer, Fechter, Turner, Puppentheater, Trinkbuden und Tanz-„Salons" werben um die Gunst des Publikums. Ein wahres Panorama von Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Leben zieht da an den Augen unsrer Evangelisten vorüber.

Gewaltig flink müssen sie sein, um womöglich keinen passiren zu lassen, dem nicht wenigstens ein Traktat angeboten wäre. Man kann sich denken, was da für Gesichter gemacht werden. Hier fängt ein alter Mann mit rother Nase und schmierigen Kleidern laut zu fluchen an: was denn das für eine Zumuthung sei, daß er so ein Pietisten-Büchlein, so einen ver—ten Mucker-Traktat lesen solle; dort aber sagt freundlich dankend ein anständiger Familienvater: „So, das will ich meinen Kindern mit nach Hause bringen!" Jetzt kommen ein paar junge Kerls, machen ganz scheinheilige Gesichter, lassen sich bereitwilligst jeder ein Büchlein geben, rollen dasselbe dann blitzschnell in Knäuel zusammen und werfen es — dem Evangelisten an den Kopf. Ja ein rechter Taugenichts erfrecht sich sogar, den geduldig Dastehenden anzuspeien. Wie lustig, wenn derselbe zornig würde und man eine kleine Schlägerei zu stande bringen könnte! Aber er wird nicht zornig, und im nächsten Augenblick hat er schon wieder einer Aufmunterung sich zu erfreuen. Ein junger Mann, den er freundlich angeredet hat, schlägt die Augen nieder, bekennt, daß er früher ein Sonntagsschullehrer gewesen und fügt hinzu: „Gott segne Sie für Ihre Mühe! heute bin ich zum letzten Mal hier gewesen!" Ein andrer erklärt, daß er eigentlich die Christen beneide, weil sie immer so fröhlich seien; er für seine Person suche schon lange das wahre Glück, habe es aber noch immer nicht gefunden. Natürlich wird ihm

gesagt, daß er wohl nicht am rechten Ort gesucht habe; die einzige rechte Freudenquelle sei Jesus Christus, und den Weg dazu finde man in der h. Schrift. Ein andrer junger Mann kommt sehr niedergeschlagen daher, er hat durch leichtsinniges Wetten 600 Mark verloren, und überdies ist ihm seine goldene Uhr mit Kette gestohlen worden. „Heute habe ich aber eine Lektion gekriegt," sagt er, „wie noch nie. Jetzt weiß ich aber auch, daß ich nie wieder etwas mit diesem Pferderennen und Wetten zu thun haben will." Nicht alle sind so offenherzig. Manche sehen den Evangelisten gar nicht an. Manche würdigen ihn nur eines mitleidigen Blicks. Ein feiner Herr z. B. läßt sich einen Traktat geben und sagt dann zu seinem Begleiter: „Der Mann hier scheint sehr eifrig; ich glaube, er meints gut, armer Kerl!" Andere gehen mit tiefster Verachtung an ihm vorüber. Einer bleibt stehen, nimmt einen Traktat an, schreibt etwas auf den Umschlag und hält es dem Evangelisten hin. „Mit dem Tode ist alles aus" — lautet sein Spruch. Und „nein, mein Freund, nach dem Tode kommt das Gericht" — lautet die Antwort des Traktatmannes. Ueberhaupt wird viel vom Tod gesprochen. Ein in der Nähe befindlicher Gottesacker giebt Anlaß dazu. Fragt einer, ob das der Weg sei zur Rennbahn, so heißt die Antwort: „Ja, und auf den Kirchhof," was dann wieder zu weiteren Gesprächen führt. Jetzt kommt einer mit seinem Pferd daher und sagt laut: „Christen sind mir ganz recht am rechten Ort, am Sonntag und in der Kirche; aber was haben sie hier zu schaffen? Wollen sie uns um unsern Verdienst bringen?" — „Was hülfe es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne?" antwortet der Evangelist, und der spekulirende Pferdebesitzer zieht schweigend seinen Weg. Vielleicht ist doch ein Körnlein des guten Samens in sein Herz gefallen! Jedenfalls hat unser „Bibel-Leser" den Muth noch nicht verloren! Er wagt sogar einen Schritt weiter zu gehen. Am Haupttag begiebt er sich, von vier treuen Mitarbeitern begleitet, ganz in die Nähe des eigentlichen Festplatzes und fängt an ein Instrument — eine Geige oder eine Ziehharmonika — zu spielen. Es dauert nicht lange, so hat sich eine ansehnliche Zuhörerschaft eingefunden von solchen, die des Treibens müde sind oder die keinen guten Platz zum Beobachten des Rennens haben erwischen können, — kurz es bildet sich ein Kreis um die Evangelisten, es wird gesungen, gebetet und Ansprache um Ansprache gehalten, ganz wie die Missionare auf einem

Götzenfest oder Heidenmarkt es machen. Alles verläuft gut. Keine Störung kommt vor. Nicht so am Abend, wo in der Stadt selbst eine Straßenpredigt gehalten werden soll. Eine Dame (Frl. Alexander) spielt das Harmonium, ein Redner steht bereit. Aber da wird es unruhig. Wunderliche, wurstähnliche, weiße Geschosse werden nach den „Frommen" geworfen. Es sind kleine Säckchen, mit Mehl gefüllt und an einem Ende offen. Sie kommen zahlreich geflogen und die schwarzgekleidete „fromme" Gesellschaft ist im Nu — weiß geworden. Allgemeiner Jubel — und der Gottesdienst hat ein Ende. Einige rohe Gesellen sind aber damit nicht zufrieden; sie fangen an Steine zu werfen, ein junger Mann trägt eine gehörige Stirnwunde davon. Auch Stöcke werden aufgehoben, und nicht bloß aufgehoben! Eine kleine Schlägerei ist in Scene gesetzt, wie es scheint, bloß um der Schlägerei willen. „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich." Unsere Evangelisten sehen stillschweigend zu, verlassen aber ihren Posten nicht. Sie kennen wohl schon die Launen des Publikums, auch sind bessere Elemente da, auf welche sie sich verlassen können. Und richtig! Bald ist die Ordnung wieder hergestellt, und ein ganz friedlicher, ja feierlicher Abendgottesdienst kann auf offener Straße gehalten werden.

Tags darauf werden die Zigeuner aufgesucht, welche hie und da ihre Lager aufgeschlagen hatten, und auch ihnen wird gepredigt. Und hier gab Gott besonderen Segen. „Noch nie," versichert einer der Betheiligten, „habe ich so viele Männer so aufmerksam und so geräuschlos der Predigt lauschen sehen." Und „diese Predigten allein," schreibt unser Bibel-Leser, „waren es schon werth, nach Epsom gegangen zu sein."

In der Eisenbahn.

Ich bin kein Freund des Eisenbahnfahrens. Vielleicht deßwegen, weil ich 18 Jahre alt geworden, ehe ich eine Eisenbahn auch nur gesehen. „Reisende Menschen sind reißende Thiere" — schrieb ich damals als ersten Eindruck von der neuen Art zu reisen in

mein Tagebuch. Seither habe ich es vielfach besser gefunden. Aber im Allgemeinen macht doch das Eisenbahnfahren die Menschen nicht eben liebenswürdig. Sind es Neulinge, so werden sie nervös, und das ist kein liebenswürdiger Zustand. Sind es gewohnheits- oder gar berufsmäßig Reisende, so findet man sie nicht selten mürrisch oder langweilig, wenn nicht gar unfreundlich und grob. Das verstimmt einen und verleidet einem das Eisenbahnfahren. In jüngeren Jahren freilich gelang es mir wohl, auf jeder Reise ein paar lohnende Bekanntschaften oder mich selbst — durch das Vertheilen von Traktaten und dergl. — dem einen und andern nützlich zu machen. Aus allerlei Gründen ist mir das mit der Zeit immer schwerer geworden und dadurch auch das Reisen selbst.

Je und je gibts aber eine Ausnahme, eine Ueberraschung. So hatte ich neulich von B. nach M. zu fahren. Die Reise sollte sechs bis sieben Stunden dauern, und ich hoffte, in dieser Zeit den ersten Band vom neuerschienenen Leben Dr. Livingstone's, den ich zu dem Zweck bei mir hatte, durchlesen zu können. Der Wagen war ziemlich besetzt. Mir gegenüber saßen zwei englische Damen, neben mir ein französischer Herr, offenbar ein Kaufmann. Ich achtete aber nicht sonderlich auf die Mitreisenden. In O. stieg ich einen Augenblick aus, das Buch auf meinem Platz liegen lassend. Als ich wieder eintrat, hatte die Gesellschaft sich vergrößert. Ein recht behäbig aussehendes Ehepaar war dazu gekommen. Auf den ersten Blick erkannte ich, daß es fromme Leute waren, Hauseltern irgend einer christlichen Anstalt oder so etwas. Wir wollen sie Herr und Frau K. nennen. Schon waren sie mit den ebenfalls sehr „lieb" aussehenden Engländerinnen im Gespräch, und nun merkte ich erst, daß die eine derselben deutsche Traktate ausgetheilt hatte. „Wie schön ist's doch, mit Kindern Gottes zusammenzutreffen!" und „Wie erkennt man sich doch überall!" „Ja, man sollte den Herrn viel muthiger bekennen" — diese und einige ähnliche Brocken konnte ich aufschnappen; auch ein Knak'scher Liedervers wurde vernommen.

Mein schwarzer Nebensitzer horchte verwundert auf. Es war, wie wenn er sich besänne, ob denn er auch zu denen gehöre, die sich als „Brüder und Schwestern" überall erkennen oder nicht. Die Andern schienen ihm auch nicht zu trauen. Auf mich wurden neugierig fragende Blicke geworfen, die jedoch unerwidert blieben, bis es endlich hieß: „Sind Sie vielleicht ein Missionar, mein Herr? wir

sehen, daß Sie da Livingstone's Leben lesen." Kurios! dachte ich, hoffentlich wird Livingstone's Leben doch nicht bloß von Missionaren gelesen! Aber es half nichts, ich mußte gestehen, daß ich allerdings ein Missionar sei. Und nun gieng die Unterhaltung erst recht an. Ich mußte fast eine kleine Missionsstunde halten. Der Kaufmann neben mir fieng auch an zu fragen, und zwar, wie es mit der katholischen Mission in Indien stehe. Ich antwortete nach bestem Wissen, mußte aber leider hinzufügen, daß wir Protestanten in Indien öfters in die Lage kämen, den Heiden gegenüber die Katholiken geradezu zu verläugnen, d. h. sie gar nicht als Christen anzuerkennen. Wie denn das möglich sei? fuhr nun mein Nebensitzer auf, und auch die Andern machten bedenkliche Gesichter. Ich sah mich daher genöthigt, einige Beispiele davon zu erzählen, wie die Katholiken gegen die evangelische Mission intriguiren und wie andrerseits die Heiden, auf den Bilderdienst und das Amulett- und Reliquienwesen der Katholiken hinweisend, uns höhnisch fragen, ob wir auch solche Götzendiener aus ihnen machen wollen. Der Katholik — denn das war mein Nebensitzer — schwieg. Ich fuhr fort und erwähnte die päpstlichen Verbote des Bibellesens und Verfluchungen der protestantischen Bibelgesellschaften. „Aber wir haben doch auch das Evangelium," meinte der Katholik. „Gut, aber sind Sie jemals angehalten worden, im Neuen Testament selbst zu lesen?" „Nein!" — „Und woher kommt das? Gewiß, die katholische Kirche hat ein Interesse, ihre Anhänger vom Lesen der hl. Schrift möglichst abzuhalten, weil ihnen sonst die Augen aufgehen würden über all den Aberglauben und die falschen Lehren des Papstthums." — „Aber wir haben doch dieselben Lehren, wenigstens in der Hauptsache?!" „Da täuschen Sie sich doch, mein Herr! Glauben Sie z. B. an die Unfehlbarkeit des Papstes, an die unbefleckte Empfängniß und dergl.?" Der Franzose lächelte und suchte nun dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem er vom Unglauben, vom Leichtsinn, von der Unkirchlichkeit vieler Protestanten zu reden anfieng. Natürlich benutzte ich diese Gelegenheit, jetzt auch die „Protestanten" zu verläugnen und davon zu reden, daß es in erster Linie nicht darauf ankomme, zu welcher Kirche man gehöre, sondern wie man zum Herrn Jesus stehe: ob man Den liebe und Ihm diene oder ob man die Welt lieb habe und ihr diene? ob man die Bibel, Sein Wort, gerne lese oder sich an Zeitungen und dergl. genügen lasse? ob man dem Heiland, wie

er uns im Evangelium beschrieben sei, ähnlich zu werden trachte, oder gleichgültig und frivol in den Tag hineinlebe? u. s. f. Diese Predigt gefiel den frommen Eheleuten gar wohl und auf's Eifrigste fiengen nun auch sie an, auf den guten Franzosen einzudringen. Ich athmete inzwischen auf und hörte zu. Der Angegriffene vertheidigte sich energisch. „Er bete doch auch alle Tage!“ Aber das bekam ihm übel. Frau K. — sie war früher Diakonissin gewesen und hatte viel mit Katholiken zu thun gehabt — wollte von dem Hersagen oder gar Herplappern der auswendig gelernten Gebete, zumal von den Anrufungen der Heiligen gar nichts wissen, das sei überhaupt nicht gebetet. „Sehen Sie,“ sagte sie, „wenn ich mit Gott rede wie mit meinem Vater oder wie mit einem reichen edeln Freunde und ihn gerade das bitte, was ich an dem Tage oder zu der Stunde brauche, ganz wie es mir eben um's Herz ist, das nenne ich beten; und das verstehen nur die, welche Vergebung ihrer Sünden in dem Blute Jesu Christi haben und von der Welt abgekehrt als Kinder Gottes leben.“

Alle Anwesenden hörten zu, und nun ergriff auch eine Dame, die bis dahin geschwiegen, das Wort. „Ja, meinte sie, das sei wahr, daß zwischen beten und beten ein großer Unterschied sei. In ihrem Hause werde auch Andacht gehalten und gebetet; aber das sei nichts. So wie in B., wo sie soeben zu Gast gewesen, habe sie noch nie beten hören. Da habe der Hausherr alle Morgen frei aus dem Herzen für sich und für all die Seinigen, auch für die abwesenden Kinder, für jedes besonders gebetet, und heute Morgen zum Abschied habe er auch für sie um eine gute Reise und einen gesegneten Tag gebeten. Das werde sie nie vergessen, und nun sei ja dies Gebet schon erhört durch alles das, was sie jetzt hier in der Eisenbahn vernommen u. s. f.“

Nun waren wir aber bald am Ziel, und Herr K. fühlte, scheints, daß dem Katholiken noch etwas festere Speise, als das im Lauf der Disputation ihm ans Herz Gelegte, sollte auf den Weg gegeben werden. So zog er denn sein ziemlich abgegriffenes Neues Testament aus der Tasche, rückte meinem Nebensitzer näher und sagte zu ihm: „Sehen Sie, mein Herr, das ist der größte Schatz, den es auf Erden giebt. Wenn Sie dies Buch lesen, an seinen Inhalt glauben und darnach leben, so werden Sie auch ein glückliches Kind Gottes werden, und dann ist's einerlei, ob Sie Protestant

sind. Dies Buch will ich Ihnen schenken, wenn Sie mir versprechen, daß Sie alle Tage darin lesen wollen." — „O, dazu habe ich keine Zeit! Wissen Sie, ich muß meinem Geschäft nachgehen." — „Nun, Sie werden doch auch zuweilen etwas lesen," bemerkte jetzt ich, „Sie haben ja vorhin allerlei Meinungen über religiöse Dinge geäußert; dazu haben Sie nicht das mindeste Recht, wenn Sie zu denen gehören, die keine Zeit haben, dies kleine Büchlein zu lesen, ohne das zu kennen man überhaupt in religiösen Fragen gar nicht mitsprechen kann. Ich rathe Ihnen wirklich, nehmen Sie das Buch an!" Es folgten nun noch einige Weigerungen seinerseits und einige ebenso herzliche als ernste Worte von Seiten des Herrn K., bis jener sich endlich entschloß, das Geschenk anzunehmen. „Dann müssen Sie mir aber auch Ihren Namen hineinschreiben!" – sagte er mit echt französischer Galanterie. Es geschah, und das Neue Testament, begleitet von den stillen Segenswünschen wohl aller Anwesenden, wanderte in die Tasche des schwarzen Herren, der schließlich noch ganz aufthaute und warm für das Neue Testament dankte, an dem gewiß auch seine Frau und seine Kinder eine Freude haben würden!

Das war mehr, als ich erwartet hatte. Mit freundlichen Händedrücken verabschiedeten wir uns alle von einander, und ich meinestheils werde noch lange mit Vergnügen an diese kleine Eisenbahnreise zurückdenken.

Graf Campello's Uebertritt zum Protestantismus.

Seit dem Uebertritt des bekannten Professors Desanctis im September 1847 hat die katholische Kirche in Italien keinen bedeutungsvollern Verlust mehr erlitten, als durch den Abfall des Domherren Monsignore Enrico Conte di Campello, der am 14. September 1881 in der Methodisten-Kapelle an der Piazza-Poli sich öffentlich und feierlich zum evangelischen Glauben bekannt hat.

Was hat den hochgestellten Mann getrieben, auf seine reichen Einkünfte und auf alle ihm noch bevorstehenden Ehren innerhalb der Kirche des Papstes zu verzichten und sich den verachteten Methodisten anzuschließen? In einem ausführlichen Schreiben an den Cardinal Borromeo, sowie in einer bald darauf erschienenen Selbstbiographie spricht er sich offen hierüber aus. Zunächst scheint es zwar nur der Italiener, der Patriot zu sein, den es schon längst empört hat, die unversöhnliche und feindliche Stellung des Papstthums zum neuen einigen Italien mit ansehen zu müssen, ohne auch nur dagegen protestiren zu dürfen. Aber das ist nicht alles. Es ist vielmehr auch der aufrichtige Christ, der es nicht mehr ertragen kann, in der römischen Kirche Schädigung zu erfahren. Graf Campello beschwört es „vor Gott und Jesu Christo, welcher über uns alle zu Gericht sitzt, daß er bei seinem Schritte nichts als die Ruhe seiner Seele im Auge hatte“ und beruft sich auf das Zeugniß vieler würdigen Geistlichen, mit denen er über seine Absicht vertrauliche Besprechungen gepflogen, daß er es lauter und aufrichtig meine. Das mechanische Lippenwerk des Horenlesens und der ganze Kirchendienst des Katholicismus, der für seine Canoniker „mit Ausnahme weniger Stunden“ den ganzen Tag beanspruche, sei ihm unerträglich geworden. Nun sucht er die Freiheit und bittet Gott, daß er ihm viele Nachahmer erwecken möge unter solchen, „welche gegenwärtig noch die Ketten der eigenen Knechtschaft schleppen.“

Natürlich wird er jetzt von römischen Kirchenblättern als ein räudiges Schaf geschildert, welches durch seine Entfernung von der Heerde nur deren Ehre und Stärke erhöht habe; mit den Pflichten seiner kirchlichen Würde und den Rücksichten auf seine geistliche Stellung habe er es stets sehr leicht genommen u. s. w. Liest man aber, was Graf Campello selbst erzählt, wie er gegen seine Neigung, bloß damit der Aussöhnung seiner Familie mit dem päpstlichen Stuhle das Siegel aufgedrückt werde, ganz ohne gehörige Vorbereitung zum Priester gemacht und dann von Würde zu Würde erhoben wurde, mit wie leichtsinnigen Gründen selbst Cardinäle seine Bedenken niederzuschlagen versuchten und wie ihm trotz alles Eifers innerhalb der katholischen Kirche eine gesegnete Amtsführung nicht recht möglich geworden, so bekommt man vielmehr den Eindruck, daß das „leicht nehmen“ auf Seiten der Kirche und nicht auf der des aus ihr freiwillig Ausgetretenen zu suchen ist. Auch das berührt angenehm,

daß Graf Campello erklärt, er wolle es den Schwächen der katholischen Kirche gegenüber nicht machen wie Ham, der spottend die Schande seines Vaters aufdeckte, sondern nur mit dem Schwerte des Geistes kämpfen: das habe eine übernatürliche Kraft u. s. f.*)

Wir können unseren Lesern nicht verhehlen, daß in den uns bisher bekannt gewordenen Aeußerungen selbst, wie auch in den Mittheilungen Anderer über ihn nichts begegnet ist, was darauf führen könnte, Graf Campello gehöre zu den Mühseligen und Beladenen, welche bei Jesu Erquickung suchen. Um wo möglich etwas dieser Art über ihn zu vernehmen, haben wir uns in Rom selbst bei einer die dortigen Verhältnisse genau kennenden und nüchtern zu beurtheilen gewohnten Freundin erkundigt und von ihr folgende Auskunft erhalten: „Der Uebertritt Campello's hat in Rom viel Lärm gemacht, viel freudige Erregung, viel Feindschaft, gute und böse Gerüchte hervorgerufen. Manche meiner italienisch-evangelischen Freunde, ernste gediegene Christen, glauben an seine aufrichtige Bekehrung, wenn auch andrerseits nicht geläugnet werden kann, daß er als Prälat der alleinseligmachenden Kirche ‚das Leben in aller Freiheit‘ genossen und dem ‚Fleisch‘ viel Raum gegeben hat. Zu seinen Gunsten spricht aber mächtig, daß er für die Sache des Evangeliums seine beträchtliche Einnahme als Kanonikus geopfert hat.

„Wer die Verhältnisse näher kennt, der weiß, daß seit 1870 der Uebertritt zum Protestantismus niemals ein Schritt zur Freiheit gewesen, vielmehr der weite Mantel der katholischen Kirche deckt alles zu, gewährt alles. Ich kenne viele Priester, die ihren Priesterrock weggeworfen und sich in aller Ordnung verheirathet haben,

---

*) In einem Brief, welchen Graf Campello am 13. Okt. zu seiner Selbstvertheidigung an den „Scotsman" gerichtet hat, versichert er auf's Neue, daß sein Uebertritt ganz nur die Frucht seiner „aufrichtigen, gereiften Ueberzeugungen und eines neuerdings vom hl. Geist und durch das Evangelium Christi erleuchteten Gewissens" sei, und Dr. Vernon, der Leiter der methodistisch-bischöflichen Mission in Italien, fügt bei, er habe in den letzten drei Jahren wiederholt eingehende Gespräche über religiöse, theologische und kirchliche Fragen mit ihm gehabt, ihn und seine Umgebung genau kennen gelernt, ihn selbst scharf beobachtet, aber nie etwas entdeckt, was ihn auch nur auf den Gedanken hätte bringen können, daß seine Vorgesetzten ihn im Verdacht der Immoralität hätten oder irgend welche Schritte gegen ihn zu thun beabsichtigten.

ohne je evangelisch geworden zu sein .... Die Vorsteher und Leiter der amerikanischen Methodistengemeinde, zu der Campello übergetreten ist, sind mir wohl bekannt und ernste aufrichtige Christen, denen es nicht daran liegt, mit dieser Bekehrung Aufsehen zu machen. Diese glauben an seine Aufrichtigkeit."

Zum Schluß spricht unsere Berichterstatterin ihr Bedauern darüber aus, daß soviel über diese Sache gesprochen und geschrieben werde; das könne ja doch nur schaden. Diese Warnung verdient wohl beherzigt zu werden; und was wir im Vorstehenden mitgetheilt, hat auch keinen andern Zweck als den, in unseren Lesern die rechte — fürbittende — Theilnahme zu erwecken, welcher der Vielbesprochene gewiß in hohem Grade bedürftig ist. Was er bei uns Protestanten zu finden hofft, ist brüderliche Liebe, nicht richterische Neugier. Am Abend seines Uebertritts hat er in der erwähnten Kapelle an seine neuen Glaubensgenossen u. A. folgende Worte gerichtet: „Nur wer vor mir den Schritt gethan hat, den ich jetzt thue, kann die Größe des Kampfes ermessen, den meine Seele durchzumachen hat. Ich übergebe mich der Gnade Christi in der Gewißheit meines ewigen Heils und in der Zuversicht, bei Euch das zu finden, was mir in der päpstlichen Kirche allezeit gefehlt hat, nämlich brüderliche Liebe. Diese Hoffnung erhebt im gegenwärtigen Augenblick meinen bekümmerten Geist und wird, ich bin dessen gewiß, mich bald die Herrlichkeiten der ersten Kirche der Welt, St. Peters im Vatikan, vergessen machen, und der Trost meines Lebens wird es allezeit bleiben, mich Euren Bruder nennen zu dürfen."

Bücherschau.

Wahre Geschichten zum Evangelium Lukas und zu vielen andern Stellen heiliger Schrift A. u. N. Testaments, gesammelt und mit bequemem Register versehen von W. Iselin. Basel. C. F. Spittler 1881. broch. Fr. 5.

Auf 524 Seiten werden uns hier 423 Geschichten aus allerlei Biographien, Traktaten, christlichen Blättern, Missionsschriften, älteren

Sammlungen, welt- und kirchengeschichtlichen Werken, sowie aus mündlicher Ueberlieferung und eigener „Anschauung" dargeboten, die zunächst als Belege und Beispiele zur Erklärung des Ev. Lukas bestimmt sind, aber mit Hilfe eines sorgfältig gearbeiteten Registers auch beim Gebrauch des Katechismus, sowie der ganzen Bibel gute Dienste leisten können. Welcher Prediger, Missionar und Sonntagsschullehrer hat sich nicht schon eine solche Sammlung gewünscht oder selbst anzulegen angefangen? — Wir danken dem fleißigen Sammler für die große Mühe, der er sich zum Besten vieler unterzogen hat, und wünschen dem Buche, das ganz wohl auch in christlichen Familien als Lesebuch und Geschichtenschatz benutzt werden kann, die weiteste Verbreitung.

Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol nach den besten Quellen dargestellt von W. Claus, Pfarrer in Belsen. Basel. C. F. Spittler. 1881. broch 2 Fr.

Dies ist die dritte, gänzlich umgearbeitete und bedeutend abgekürzte (280 S.) Auflage eines sehr nützlichen und empfehlenswerthen Buches. Wer G. Müller nur aus seinen bescheidenen Vorträgen kennt, wird beim Lesen desselben staunen, was Gott diesem schlichten, nach keiner Seite hin glänzenden Manne hat gelingen lassen. Beigefügt sind die Bilder der fünf Waisenhäuser.

Der Himmel und das ewige Leben hier und dort. Aus der heil. Schrift geschöpft von D. L. Moody. Frei aus dem Englischen übertragen vom Verfasser der „Lyra Passionis." Basel. C. F. Spittler. 1881. broch. 1 Fr.

Wem der Einfluß und die Erfolge des eben wieder im vollen Segen des Evangeliums in England wirkenden Amerikaners unerklärlich sind, der lerne aus diesem lieblichen Büchlein, daß er, wie den ganzen Inhalt seiner Vorträge, so auch die Kraft seines Auftretens lediglich aus der h. Schrift geschöpft hat. Die „Uebertragung" gefällt uns weit besser, als die sonst üblichen „Uebersetzungen."

Erinnerungen aus dem Leben des seligen **K. Fr. Werner in Fellbach.** Basel. C. F. Spittler. broch. Fr. 1. 50.

Auch dieses Buch ist ein Beweis dafür, was die Bibel aus einem machen kann, der sie schon früh sich zu seinem „Lieblingsbuch und zum Mittelpunkt aller seiner Beschäftigungen" macht. Besonders interessant war uns beim Lesen der Abschnitt über W.'s Aufenthalt im Missionshaus. „In Basel ist Werner ein Mann in Christo geworden." Von daher datirt auch W.'s Freundschaft mit Dr. Barth.

Die Heilung des Blindgebornen. Evangelische Betrachtungen von H. Dalton. Basel. C. F. Spittler. 1881. broch. Fr. 2. 50.

Diese an den Sonntagen von Ostern bis Pfingsten dieses Jahres in St. Petersburg gehaltenen Predigten haben dadurch ein eigenthümliches Interesse, daß in ihnen die traurigen Zeitumstände, die Erinnerungen an den Kaisermord, die Erwartung der Dinge, die noch kommen werden für das arme Rußland, hie und da durchklingen.

Ferner sind uns aus dem C. F. Spittler'schen Verlag zugegangen eine Reihe von Jugendschriften, welche wir für den Weihnachtstisch glauben empfehlen zu können:

Stephan Fern (mit 6 Bildern, cart. Fr. 1. 25); **Mathilden's Genesung** (4. Aufl. broch. 25 Cts.); **Lichtblicke im Kinderleben,** 4 Erzählungen (broch. Fr. 1. 50); **Der lahme Anton** oder der Schatz im irdenen Gefäß (broch. 25 Cts.); **Wundersame Gotteswege** aus der Gegenwart, 8 Erzählungen und zwei Gedichte mit einem Farbendruckbild (broch. Fr. 50); **Wie es kam, daß ich ein Doktor wurde** (broch. 25 Cts.); **Die Salzburgerin,** von W. Redenbacher, 4. Aufl. (cart. Fr. 1. 20); **Die Liebe suchet nicht das Ihre; Unter einem Dach; Schloß und Hütte** (je mit 1 Farbendruckbild broch. 60 Cts.); **Aus dem Seemannsleben** (mit 1 Farbendruckbild broch. 85 Cts.); **Allein** (25 Cts.); **Kindergarten,** 5 Hefte je mit 1 bunten Titelbild und eleg. Umschlag à 30 Cts.

Ein nettes Büchlein ist auch **„Das tägliche Brod des Christen;"** ausgewählte Stellen aus der h. Schrift auf jeden Tag des Jahres (cart. 80 Cts.).

Sechs Wandsprüche mit großen Initialen in feinstem Farbendruck. Frankfurt a. M. Schriftenniederlage des Evang. Vereins.

Diese zum Schmuck des christlichen Hauses, für Anstaltssäle und Vereine bestimmten Wandsprüche gehören zum Feinsten und Geschmackvollsten der Art, was uns bekannt ist. Es sind: „Ehre sei Gott in der Höhe" und „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden", pendants, Größe 32 × 42 à 90 Pfg.; „Sei getreu bis in den Tod" und „Danket dem Herrn," pendants, 28 × 35 à 90 Pfg.; „Gnade sei mit Euch von Gott unserm Vater ꝛc." und „Fürchte dich nicht, ich habe dich erwählt ꝛc.," pendants, 32 × 40 à Mk. 1. 20.

Seelenkämpfe und Seelenfrieden. Predigten von O. Funcke. Bremen. C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.

„Allerlei Netze sind nöthig, um allerlei Fische zu fangen." Das sind keine Predigten für Pietisten oder für ein Dorfkirchlein, noch weniger für Gelehrte oder auch für eine das Hauptgewicht des Got-

tesdienstes auf das Liturgische und Feierliche legende Gemeinde. Es sind vielmehr Netze, ausgeworfen nach den modernen Alltagsmenschen, welche noch „nicht unchristlich genug sind, die Kirche ganz zu meiden, aber auch nicht altmodisch genug, um durch den gewöhnlichen Kanzelton nicht abgeschreckt zu werden. Es sind Missionspredigten, die sich den Bedürfnissen der Gegenwart ebenso anzupassen bemühen, wie etwa ein Missionar in Indien oder China sich bemüht, möglichst indisch oder chinesisch zu sprechen. Wir empfehlen dies Buch daher besonders als Geschenk an solche, die irgend eine liebende Hand gern aus dem Vorhof in's Heilige führen möchte." „Die sieben ersten Predigten über David und Nathan handeln von Selbstbetrug und Selbstverblendung, von Selbstgericht und Selbstverdammung, von Vergebung und Tilgung der Sünde. Die eilf Eliaspredigten wollen des Glaubens Art, Natur und Herrlichkeit darlegen, aber auch in die Anfechtungen, Schmerzen und Kämpfe hineinführen, die Gotteskinder im irdischen Pilgerlauf nun einmal nicht erspart werden können." Die Schlußpredigt „Im Lichte des Tabors" endlich weist hinaus und hinauf auf das selige Ziel jenseits aller Arbeit und alles Kampfes.

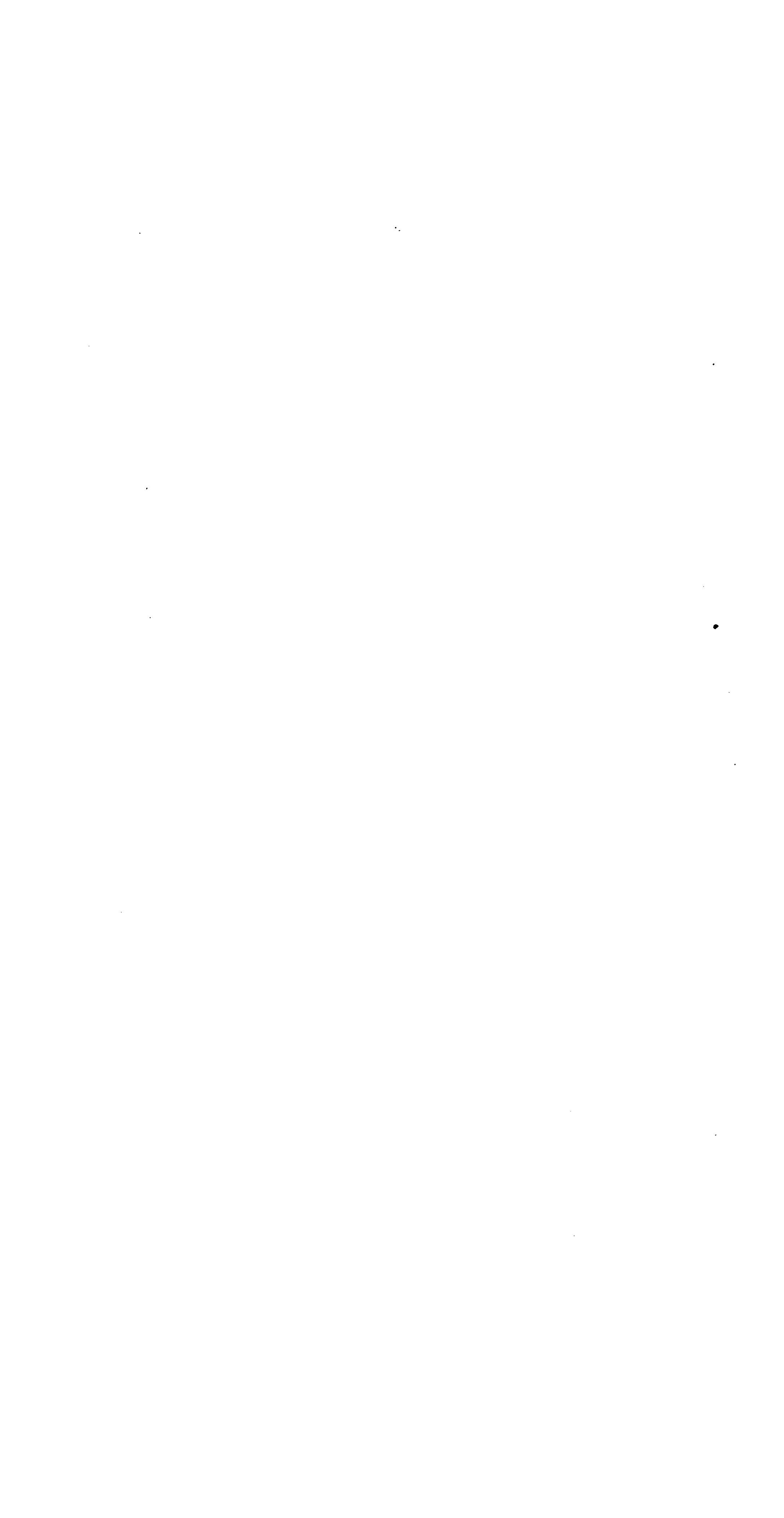
Erzählungen für Jung und Alt. 9—12 Bändchen. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. 1881.

Vier geschmackvoll kartonnirte Bändchen à 40 Pfg.: „Aus fernen Zonen;" „Lebensräthsel;" „Ertappt;" „Allerlei aus aller Welt." Meist sehr ansprechende wahre Geschichten, zum Theil aus der Mission. Gesunde Lektüre für den Familienkreis.

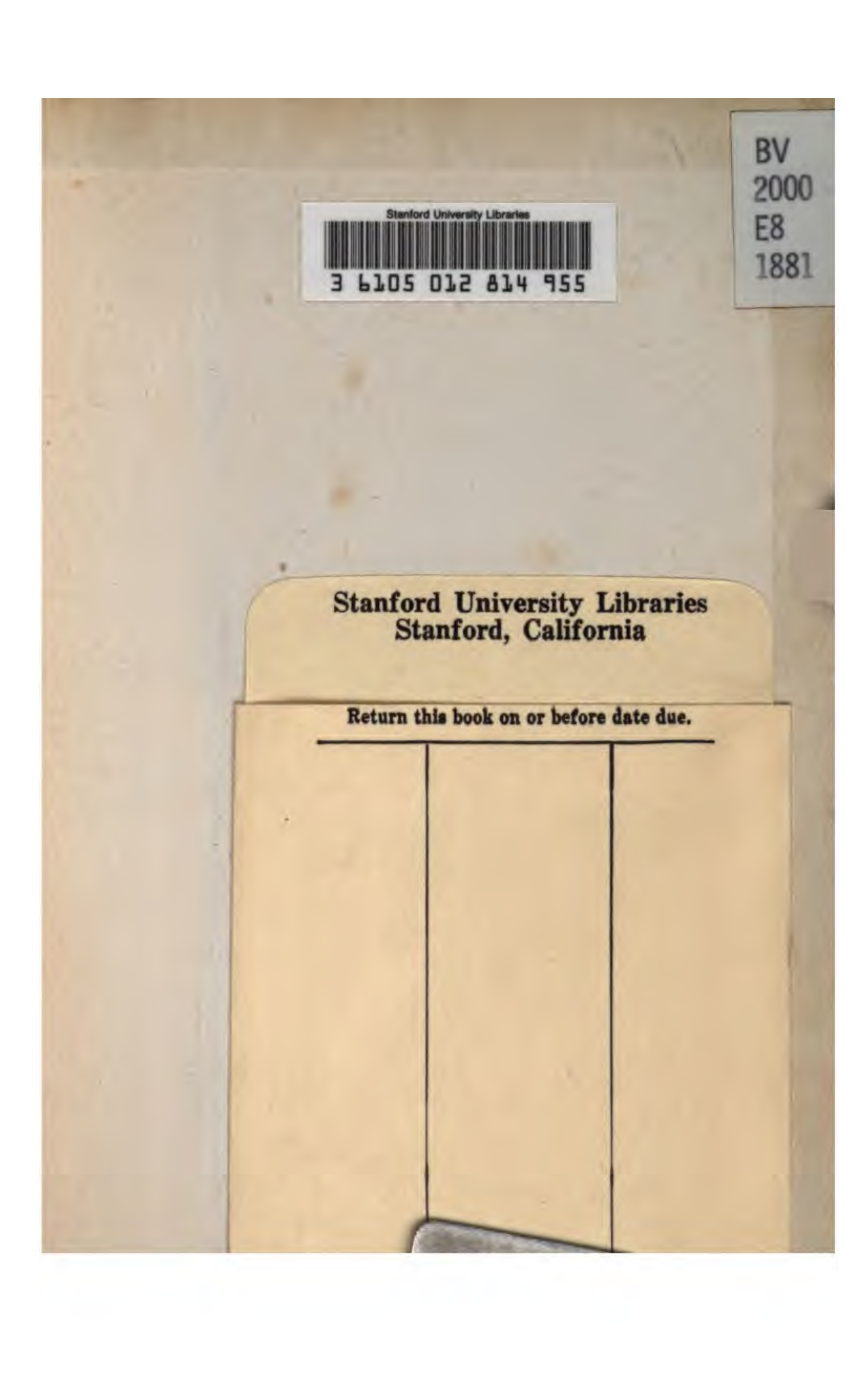
Bibelkunde für Schul- und Confirmanden-Unterricht. Von Divisionspfarrer Dr. Hermens. Brandenburg a. d. H. Verlag von J. Wiesike. 1881. 20 Pfg.

Es dürfte kaum möglich sein, kürzer und klarer, als hier auf 33 Seiten geschehen ist, über den Inhalt, die Entstehung, die Bedeutung, die Geschichte und die gegenwärtige Verbreitung des heil. Bibelbuches Auskunft zu geben. Es taugt dies Büchlein nicht nur für die Jugend, sondern ganz vortrefflich auch für solche erwachsene Bibelleser, die sich nicht schämen — zu lernen. Vom Geist, in welchem dasselbe geschrieben ist, legt schon das Motto: „Das Wort sie sollen lassen stahn" Zeugniß ab.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.
Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.






Stanford University Libraries
3 6105 012 814 955
BV
2000
E8
1881
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

